



**GRAF HERMANN
KEYSERLING
DAS BUCH VOM
PERSÖNLICHEN
LEBEN**

GRAF HERMANN KEYSERLING
DAS BUCH VOM PERSÖNLICHEN LEBEN

GRAF HERMANN KEYSERLING

DAS BUCH
VOM PERSÖNLICHEN LEBEN



DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT
STUTTGART BERLIN

1936

Alle Rechte vorbehalten Printed in Germany
Copyright 1936 by Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

INHALT

Bibliographische Vorbemerkung	7
Einführung	11
I. Gesundheit	27
II. Von den Untergründen des Lebenskampfes	77
III. Der Ur-Zusammenhang der Menschen	123
IV. Seele	177
V. Das Prinzip der Polarisation und die Ehe	227
VI. Weltfrömmigkeit	273
VII. Wahrhaftigkeit	329
VIII. Einsamkeit	369
IX. Leiden	417
X. Freiheit	461
XI. Das Leben als Kunst	557
XII. Heiligung	615

BIBLIOGRAPHISCHE VORBEMERKUNG

Meine verschiedenen Werke stehen in keinem methodischen und systematischen, sondern in lebendigem Zusammenhang. Je nach Zustand und Stimmung ist zu dieser oder jener Zeit dieses oder jenes Problem in den Mittelpunkt meines Interesses gerückt, habe ich mich diesem oder jenem besonders verwandt und gewachsen gefühlt. Und dieser Wechsel und Wandel ist nicht in einsinniger Reihe erfolgt, sondern — soweit sich hier überhaupt eine Regel aufstellen läßt — in Zyklen und Perioden, bei jeder von welchen der gegebene Zustand von innen heraus bestimmte Grenzen setzte. Weitere Grenzen hat von Mal zu Mal mein Künstlertum abgesteckt: bis heute hat mir Formensinn verboten, irgendein Problem in einem einzigen Werke zu erschöpfen, weil dies dessen Rahmen gesprengt hätte; und so wird es wohl bis zum Ende meiner Tage bleiben.

Aus diesen Gründen geschieht es mir immer wieder, daß ich bei noch so neuartigen Gedankengängen an einem bestimmten Punkt auf frühere als deren Fortführung oder tiefere Begründung hinweisen muß: der Plan des gerade entstehenden Werks verbietet letztere. Das Buch vom persönlichen Leben ist nun autarkischer, als es meine meisten Bücher sind. Nur wer da vollständige Orientierung darüber anstrebt, was ich über dieses oder jenes Problem zu sagen habe, braucht zur Ergänzung andere Werke heranzuziehen. Deswegen habe ich dieses Mal soweit als irgend möglich auf Anmerkungen und Fußnoten verzichtet. Da aber vollständiges Verzichten wiederum unmöglich war, so habe ich mich für den folgenden Modus entschieden: ich habe dem Text eingeklammerte und unqualifizierte Hinweise auf die Werke und Stellen eingefügt, wo der Leser — was hier ein für alle Male gesagt sei — nähere Ausführ-

rungen oder Begründungen des Vorgetragenen finden wird. Und damit diese Hinweise den Fluß der Lektüre nicht stören, habe ich jedes Buch durch Buchstaben gekennzeichnet. So bedeutet *RT* Das Reisetagebuch eines Philosophen, *SM* Südamerikanische Meditationen, *SE* Schöpferische Erkenntnis, *W* Wiedergeburt, *MS* Menschen als Sinnbilder, *PK* Philosophie als Kunst, *PWW* Politik, Wirtschaft, Weisheit, *NW* Die neuentstehende Welt, *Sp* Das Spektrum Europas, *A* Amerika, der Aufgang einer neuen Welt, *EB* Das Ehe-Buch, *GW* Das Gefüge der Welt, *PN* Prolegomena zur Naturphilosophie, *U* Unsterblichkeit, *O* Das Okkulte, *VJ* La Vie Intime, *RM* La Révolution Mondiale et la Responsabilité de l'Esprit, *AV* Sur l'Art de la Vie und *WV* Der Weg zur Vollendung, die in nummerierten Jahreshften erscheinenden Mitteilungen der Schule der Weisheit. Die weiter angegebenen römischen und arabischen Ziffern bedeuten, je nach den Umständen, Abteilungen, Kapitel- oder Seitenzahlen. Die Übersicht über meine sämtlichen bis zur Veröffentlichung dieses Werks erschienenen Bücher am Schlusse vorliegenden Bandes erteilt über letzteren Punkt die erforderliche Orientierung.

Doch wenn ich sage, daß „Das Buch vom persönlichen Leben“ unabhängig von den anderen gelesen und verstanden werden kann, so möchte ich diese Behauptung doch in einer Hinsicht einschränken: ohne Kenntnis meiner „Südamerikanischen Meditationen“ ist kein Werk von mir, sogar kein vor diesen geschriebenes, tief zu verstehen. Fast jeder Geist durchlebt einen bestimmten und nur diesen Zustand, in welchem er seine ganze Fülle als einheitliche Ganzheit beherrscht und diese deshalb auf einmal herauszustellen fähig ist; früher und später mag er im einzelnen Besseres leisten — an Ganzheitswert sind diese Leistungen jener einen und einmaligen nicht ebenbürtig. Bei mir nun bedeutet nicht etwa das „Reisetagebuch“, als welches ein Jugendwerk darstellt, es bedeuten die „Meditationen“ solch unwiederholbaren Ganzheitsausdruck. Da nun bei allem Lebendigen das Ganze vor den Teilen da ist und diese von innen her bestimmt, so leuchtet ein, daß auch auf geistigem Gebiete von

der *Summa* ausgegangen werden muß, wenn ein Sonderausdruck tief verstanden und im Zusammenhang richtig beurteilt werden soll. Deswegen möchte ich alle die meiner Leser, welchen vorliegendes Buch Wesentliches sagt, und die meine „Meditationen“ noch nicht kennen, bitten, auch diese zur Hand zu nehmen und womöglich zu meditieren.

Darmstadt, im Januar 1936.

H. K.

EINFÜHRUNG

Tiefer als so manche bestimmende moderne Weltanschauung versteht die elementare Grammatik das Menschenleben und dessen Sinn: denn ganz selbstverständlich ist ihr bei allem sprachlich Faßbaren das Subjekt die letzte Instanz. Es ist nicht wahr, daß irgendeine „Sache“ über Persönlichem stände. Wohl gehört letzteres seinerseits höheren Zusammenhängen an: diese aber sind nicht sachlicher, sondern überpersönlicher, nicht objektiver, sondern transsubjektiver Artung. Persönlichkeit kann reales Überpersönliches verkörpern: hier liegt der Seinsgrund aller erfahrungsbewährten sakralen Ordnung und geistigen Hierarchie. Wo indes Persönlichkeit nicht Überpersönliches, sondern Sachliches verkörpert, oder wo der Nachdruck nicht auf ihr liegt — vom Grenzfall zu schweigen, wo sie fehlt —, dort liegt Entmenschung vor.

Nun ist Sachlich-sein-Können andererseits eines der Unterscheidungsmerkmale des Menschen-Tiers, und den Ergebnissen und Schöpfungen dieser Einstellung verdankt es seine heutige Machtstellung innerhalb der Natur. Wie reimt sich diese Tatsache mit der obigen Behauptung zusammen? Sie reimt sich so zusammen, daß das Sachliche die Apparatur darstellt, deren das Menschen-Tier zum Lebenskampf bedarf, gleich wie die Spinne des Netzes; daß aber alles Übertierische im Menschen mit der Übersteigerung und Überwindung der Sachlichkeit steht und fällt.

Aller bisherige biologische Fortschritt des Menschengeschlechts ist der Hauptsache nach zweifelsohne mit der Höherentwicklung dieser zusammengefallen. „Herr der Schöpfung“ ist nicht der nackte Mensch, will sagen nicht der Mensch, welchen das Muttertier in die Welt setzt, sondern erst der bewehrte; der nackte Mensch befindet sich, im Gegenteil, verglichen mit

allen anderen Wesen, mit dem Weltganzen in schlechtestem Gleichgewicht. Seinem naturgeborenen Organismus eignet weder die Kraft des Löwen, noch die Schnelligkeit des Hirsches, noch des Falken Fernblick, weder die chemische Ausrüstung der Giftschlange und der brasilianischen Kröte, noch die physikalische des elektrischen Aales oder des wellenempfindliche Antennen tragenden Seidenspinners. Sein Körper ist, verglichen mit dem von Tiefseebewohnern, Chamäleons und Tintenfischen, äußerst phantasiearm. Seine unmittelbare Regenerationsfähigkeit ist gering; ohne helfende Heilkunst wäre das Menschengeschlecht schon in primitivsten Zuständen ausgestorben. Der Mensch kann nicht, wie die Termiten, durch unmittelbare Umbildung des Organismus Könige, Krieger und Arbeiter züchten. Auch seine bestentwickelten Sinne sind stumpf; die ihm so besonders notwendige Prophetengabe — denn er muß bewußt vorausdenken, um zu leben — ist viel dürftiger angelegt bei ihm als bei jedem Laubfrosch, jedem Zugvogel, jedem Hund. Nur eines hat der Mensch, immer als Tier beurteilt, anderen gegenüber voraus: den Verstand. Allein dieser ist erst in hochausgebildeter Form anderen Selbsterhaltungsmitteln auf Erden einigermaßen ebenbürtig. So hat denn erst das wissenschaftlich-technische Zeitalter das Versprechen einzulösen begonnen, das der Welterschöpfer laut dem Urmythos des Zweistromlandes dem Menschen im Paradiese gab: daß er der Herr der Schöpfung sein würde (*A, II, 2*). „Begonnen“, sage ich, denn noch heute, im großen betrachtet, sind zum mindesten die Mikroben mächtiger als er. Man führe nicht deren Massensterben dagegen an, denn Gleiches kommt auch unter Menschen vor, und bei diesen gibt es viel weniger sicheren und auch nicht annähernd gleich reichlichen Ersatz. Endlich kann es sogar geschehen, daß der Verstand selbst, dank seinem Mangel an Sinn für den organischen Gesamtzusammenhang, dem Menschen-Tier zuguterletzt das Grab gräbt. Immerhin ist heute so viel wahr: der wissenschaftlich und technisch ausgebildete Mensch ist in genau dem gleichen Grade Leitfossil, wie es einstmals Saurier und Ammoniten waren. Wir leben heute im „geologischen Zeitalter des Menschen“

Das erscheint nicht gerade als viel, wenn man sich andererseits vor Augen hält, wie unvergleichlich schauerlich dieses Tier die übrige Schöpfung verwüstet. Und der Triumph des Menschen-Tiers erscheint vollends von fragwürdigem Wert, wenn man erkennt, daß er andererseits erwiesenermaßen eine Gefährdung des in nicht tierischem Sinne Menschlichen bedeutet, wie es in der bisherigen Menschengeschichte keine größere gab. Verglichen mit dem amerikanisierten Weißen erscheint der wildeste Primitive nicht etwa tierischer, sondern gerade menschlicher. Dieser ist gar nicht auf materielle Tatsachen und deren biologisch zweckmäßige Meisterung eingestellt: er lebt unmittelbar aus geistig-seelischen Voraussetzungen und Zusammenhängen heraus. Und so unexakt in wissenschaftlichem Verstand seine meisten Vorstellungen seien — sie geben realen subjektiven Beziehungen zur Welt einen bewußtseinsgerechten Namen. Alle Primitiven leben aus ihrem Subjekt und damit ihrem Geistig-Seelischen heraus, ganz einerlei ob ihnen im übrigen differenziertes Ich-Bewußtsein eigne oder nicht. Demgegenüber weiß der amerikanisierte Weiße im Extremfall nur mehr von objektiven Zusammenhängen; und das will sagen: in ihm hat die Apparatur sachlicher Herausstellungen fast alles Bewußtsein seiner eigenen begeisterten Menschenseele verbaut. Daher jenes „Tier-Ideal“, das ich in meinem Buche über Nordamerika als Grundideal seiner heutigen volkstypischen Eingeborenen geschildert habe. Daher jene Seelenverkümmerng, deren Höchsta Ausdruck zur Zeit, da ich dies schreibe, Sowjetrußland bietet. Henri Bergson hat nun den Menschen und das höhere Insekt — die Termit, Ameise und Biene — als die zwei Höhepunkte der bisherigen Tier-Schöpfung hingestellt, welche damit in divergierender Richtung — graphisch ausgedrückt, in Form einer Gabelung des zuerst vielleicht einheitlichen *élan vital* — verlaufen wäre. Dem mag so sein: sintemalen alle lebendige Schöpfung ein einziges Wunder ist, kann hier keine wissenschaftliche Hypothese auf mehr Gewißheit Anspruch erheben, als ein Ammenmärchen. Übernehmen wir nun Bergsons Hypothese für den Augenblick, dann sind wir berechtigt, weiter zu sagen:

der Mensch verfügt über ein Quantum Wahl- und Entschlußfreiheit, welches, wie wohl viele heute sagen möchten, größer ist, als er's vertragen kann. Denn unzweifelhaft hat er im Lauf des letzten Jahrhunderts die naturgemäße Entwicklung willentlich dem Insekten-Ideal zu abgebogen. Es besteht kein Zweifel, daß Technisierung und Industrialisierung zu einer Konvergenz des Menschen mit der Termiten führen. Im Maschinismus erlebt der Chitinpanzer des Kerbtiers eine Renaissance, in alles vorausbestimmender Organisation dessen starrer Reflexbogen, im Kollektivismus dessen höchste Gemeinschaftsform, in welcher wirklich der Einzelne nichts, das Ganze alles ist. Denn kann beim Menschen auch nie ein lebendiges Zentrum, welches seinen Ort im Ganzen als solchen hätte, das persönliche Subjekt ersetzen, so führt das Zusammenwirken von zwingender Suggestion und Initiative-Verlust doch einem sehr ähnlichen Bilde zu. Dieses aber ist seinem Sinne nach nicht bewundernswert, sondern schauerlich, denn vollkommene Massenorganisation kann beim Menschen so allein zustande kommen, daß vom Subjektiven völlig abgesehen und alles und jedes von außen her und auf Äußerliches hin bestimmt wird; daß also der Mensch nicht allein zum Maschinenteile wird, sondern sich und seinen Nächsten auch als solchen fühlt und beurteilt. Vom Menschenstandpunkt ist ja auch der Termitenzustand schauerlich. Man bedenke die folgenden Sätze Maeterlincks: „Die Zivilisation der Termiten, die früheste aller auf Erden, ist die merkwürdigste, komplexeste, intelligenteste und in gewissem Sinne logischste und zur Meisterung der Lebensschwierigkeiten zweckmäßigste, welche je bisher auf unserem Planeten entstanden ist. In vielen Hinsichten ist sie, obschon grausam, finster und vielfach abstoßend, der Zivilisation der Biene, der Ameise und sogar des Menschen überlegen. Im Termitenhaufen werden die Götter des Kommunismus zu unersättlichen Molochs. Je mehr sie erhalten, desto mehr fordern sie. Und sie bestehen auf ihren Forderungen, bis daß das Individuum vernichtet und sein Elend vollständig geworden ist. Diese furchtbare Tyrannei ist ohne Analogie unter den Menschen: denn während sie bei uns wenigstens einigen

zugute kommt, hat im Termitenhaufen keiner einen Vorteil davon. Die Disziplin ist erbarmungsloser als die der Karmeliter und Trappisten; und die freiwillige Unterordnung unter Gesetze und Regeln, von denen man nicht weiß, wer sie auferlegt hat, findet in der menschlichen Gesellschaft nicht ihresgleichen. Eine neue Form von Schicksal, vielleicht die grausamste von allen, jenes ‚soziale Fatum‘, welchem wir selber zutreiben, ist bei den Termiten den Schicksalsformen zugesellt, denen wir schon unterworfen sind und die uns reichlich genügend scheinen. Da gibt es keine Rast, außer im Schlafe aller: Krankheit wird nicht geduldet, Schwäche spricht sich selbst das Todesurteil. Der Kommunismus ist bis zur Grenze des Kannibalismus und der Koprophagie vorgeschoben — Zwang und Elend aller zum Vorteil und Glück von niemandem — dieses alles, damit eine Art universeller Verzweiflung fortgesetzt, erneut und vervielfältigt werden könnte, solange die Welt währt. Diese Insektenstaaten, welche vor uns Menschen entstanden, könnten beinahe als Karikatur unserer selbst gelten, oder als Verkleidung jenes irdischen Paradieses, welchem die meisten zivilisierten Völker zustreben — „Vollkommene Organisation ist bei Menschen jedenfalls nur bei vollständiger Unterdrückung des Subjekts durch Sachliches möglich, denn das Subjekt steht und fällt mit seiner Eigenwilligkeit, welche eine Tatsache jede Identifizierung des menschlichen Ideals mit einem maschinellen ausschließt.“

Was erlaubt uns im übrigen mit Gewißheit zu behaupten, daß der Termitenzustand wirklich die Erfüllung des ursprünglichen Termitenideals bedeutet und nicht vielmehr ein in der Entartung Festgefahrenes? P. D. Ouspensky¹ vertritt auf sehr geistvolle Weise letzteren Gesichtspunkt, und bei der ungeheu-

¹ Vgl. sein *New model of the universe, principles of the psychological method in its application to problems of Science, Religion and Art*, pp. 56—66 (New York and London, 1934, Alfred A. Knopf). — Ouspensky genießt in dem Esoterismus zugewandten Kreisen Englands, Frankreichs und Amerikas hohes Ansehen. Er ist jedenfalls ein tiefer und reicher Geist, voller genialer Einfälle, welche er freilich allzu aphoristisch vorträgt, ein Psycho-

ren Intelligenz, die dem Termitismus zugrunde liegt, ist er kaum weniger wahrscheinlich als der Bergsonsche. Vielleicht hat sich auch im Termitismus, wie in der Extremform des Amerikanismus, ursprüngliche freie Initiative in maschineller Vollkommenheit festgefahren. Doch sei dem nun so oder anders: der Mensch ist nun einmal keine Termiten, und man kann nur das werden, was man ist. So bedingt Annäherung an Termiten-Vollkommenheit beim Menschen nicht allein Wertverlust, wie sie es vielleicht auch bei jener bedeutet hat, sondern organische Entartung im elementarsten physiologischen Verstand. Das Termitengeschlecht hat sich dank seinen möglichen Opfern Unsterblichkeit auf Erden erobert: Amerikanisierung entvitalisiert und führt darum dem Ende zu. Sie macht auf die Dauer körperlich steril und bedroht damit die nackte Existenz des Menschen-Tiers. Der übertriebene Arbeiter unter Menschen konvergiert mit der geschlechtslosen Bienenarbeiterin — und unter Menschen hat die Natur keine Typen vorgesehen, denen ihre Physiologie es unmöglich machte, sich zum Arbeiter-Ideal zu bekennen. Hier liegt wahrscheinlich der tiefste Grund der heutigen Gefährdetheit des homo europaeus. In China hat der Konfuzianismus dafür gesorgt, daß das Seelische durch keinerlei Arbeitsamkeit erstickt würde; dem halb-asiatischen Rußland jedoch, das sich bewußt zu noch schlimmerem Insektismus bekennt als Nordamerika, erhält seine religiöse Begabung, sein mangelnder Sinn für Ordnung und seine zivilisatorische Zurückgebliebenheit, zunächst wenigstens, die Vitalität.

Unter diesen Umständen ist nichts verständlicher, als daß allenthalben der Wunsch nach einer Richtungsänderung in der vom Geist gewollten und bestimmaren Entwicklung laut wird. Allein mich will bedünken, daß der Angelpunkt des Problems

log allerersten Ranges und von echter Begabung für sogenannte okkulte Zusammenhänge. Seiner Anlage nach ist er Nicolas Roerich nahe verwandt. Es ist wohl möglich, daß diesem innerlich sehr weiten Russentypus, trotz seiner Chaotik und seinem Mangel an Form, als der Gegenerscheinung des bolschewistischen Termitismus, noch eine bedeutende Rolle in der Weiterentwicklung der Menschheit zur Menschlichkeit zukommen wird.

noch kaum gefaßt worden ist. Wissenschaftlicher Fortschritt und Technisierung sind Schicksal; dessen Aufhaltung kommt gar nicht in Frage, zumal gerade die Nicht-Europäer sich am leidenschaftlichsten zu ihnen bekennen. Jene sind als solche auch gar nicht zu beklagen, da ja erst der bewehrte, nicht der nackte Mensch sich überhaupt in dem biologischen Gleichgewicht im Naturzusammenhang befindet, welches jedem anderen Tiere eignet. Nur deren Übertreibungen sind lebensfeindlich, und noch besitzt der Mensch genügend Wahlfreiheit, Erkenntnisfähigkeit und Initiative, um möglichem Verhängnis vorzubeugen. Wahr ist hingegen dies: die mächtigsten bisherigen Gegenbewegungen gegen den Intellektualismus, in welchem in Europa der Urschaden und die eigentliche Wurzel von Amerikanismus und Bolschewismus gesehen wird, verfehlen das Ziel von Hause aus. Größerer Sinn für Gemeinschaft und Gemeinwohl, welchen Staatsmacht fordert und züchtet, kann nämlich die Konvergenz mit dem Insekt nur steigern. Erstens lassen sich Gefühle nicht befehlen, auch nicht anders künstlich wecken, als im Sinne kurzlebiger Suggestionerscheinungen — und jede nicht innerlich, von der Seele zusammengehaltene Gemeinschaft ist eine Zwangsorganisation und damit dem Ideal des freien Menschen entgegengesetzt. Zweitens kann vollkommene Gemeinschaftsordnung unter Menschen nur im Rahmen Intellekt-geborener sachlicher Herausstellungen und mittels dieser hergestellt und zusammengehalten werden, so daß gerade die Akzentlegung auf die Gemeinschaft zwangsläufig den Insektismus fördert. Drittens ist es im Fall des Menschen grundsätzlich widersinnig, ihn dadurch vorwärts bringen zu wollen, daß man sein Eigenstes, Verstand und Vernunft, bekämpft. Dieser Widersinn entwertet praktisch auch ursprünglich richtige Intentionen. So ist es durchaus zu begrüßen, wenn sich das Menschen-Tier, welches Gefahr läuft, Insekt zu werden, auf seinen Warmblut-Charakter zurückbesinnt. Doch wenn es damit auf das verzichtet, was das Menschen-Tier zum Herren über die übrigen Warmblüter gemacht hat, dann spricht das meiste dafür, daß er vom verachteten Insekt besiegt werden wird.

Meiner Überzeugung nach gibt es nur einen Ansatzpunkt, von dem her einer Entartung des Menschen wirklich vorgebeugt und von dort her Höherentwicklung angebahnt werden kann. Dieser ist der folgende: die Versachlichung der Außenseite des Menschenlebens, welches nicht allein Schicksal, sondern auch zu begrüßen ist, insofern der Mensch nur vom Intellekte her eine der tierischen ebenbürtige Einordnung im Weltganzen erringen kann, muß durch Vertiefung und Steigerung des Persönlichen, die Veräußerlichung muß durch entsprechende Verinnerlichung, die „Veröffentlichung“ durch entsprechende „Intimisierung“ kompensiert werden. Dann allein, dann aber allerdings kann die biologische Höherentwicklung des Menschen-Tiers zum Aufstieg des Menschen in höherem Sinne führen. Ich sage absichtlich „führen“, denn sie kann wirklich führen insofern, als es die Funktion des Verstehens ist — das menschliche Äquivalent für den sicheren tierischen Instinkt —, welche die erforderliche Richtungsänderung in der Entwicklung einzuleiten fähig ist.

Die Schicksalsfrage für das Menschengeschlecht an diesem kritischen Punkte seiner Entwicklung ist, ob es gelingt, die so ungeheuer erweiterte Welt möglicher Machtwirkung auf das Innerliche zurückzubeziehen, und umgekehrt vertieftes Geist- und Seelentum dem Äußerlichen einzubilden. Dieser Frage gegenüber sind alle anderen beinahe irrelevant. Daher der Titel vorliegenden Buchs. Daher alle seine besonderen Kapitel sowie alle Ansatzpunkte seiner Fragestellungen. In der Vorrede zu „Menschen als Sinnbilder“ schrieb ich 1925: „Wenn ich in einem Satz zusammenfassen soll, worin meine Lehre sich meiner Ansicht nach von der anderer moderner Philosophen unterscheidet, so muß dieser lauten: sie geht von der lebendigen Seele im Unterschied vom abstrakten Menschen aus; alle Fragen stellt sie von ihr her um. Der ‚abstrakte Mensch‘ war die Erfindung des 18. Jahrhunderts. Sie hatte, als Arbeitshypothese, ihre Vorzüge wie jede andere, denn es ist nicht möglich, ganz Falsches zu ersinnen. Der abstrakte Mensch bezeichnet, mathematisch ausgedrückt, das Integral der menschlichen Intellekt-

seite. Die ist wesentlich unpersönlich; für sie gibt es nur Allgemeines, nichts Besonderes. Und soweit vom Intellekt her oder auf ihn hin gedacht und gelebt wird, hat sich die Voraussetzung seiner als letzter Wirklichkeit bewährt; dafür sind die theoretischen und praktischen Errungenschaften des Fortschrittszeitalters ein einziger Beweis. Andererseits jedoch haben die Ereignisse der letzten Jahrzehnte erwiesen, daß es vom intellektuellen Menschen her kein Weiterkommen mehr gibt; daß, wer heute im Sinn des 18. oder 19. Jahrhunderts fortschrittlich erscheint, in Wahrheit rückschrittlich ist; ja, daß weiteres Fortschreiten auf der bisherigen Bahn geradezu ins Verderben führt. Wie jede historische Etappe war eben auch die Entwicklung des 18. und 19. Jahrhunderts eine einseitige. Die moralische und spirituelle Seite des Menschen verblieb außerhalb des Fortschrittsprozesses. Und nachdem dieses durch das experimentum crucis von Weltkrieg und Weltrevolution offenbar geworden war, ward es allgemein als Zeitaufgabe erkannt, den Bedeutungsakzent auf die Seele zurückzulegen. Leider aber wurde die Aufgabe zunächst in rückschrittlichem Sinn verstanden, der Wahrheit der Einsinnigkeit des Lebensprozesses uneingedenk. Die Errungenschaften der letzten zweihundert Jahre wurden verleugnet. Demgegenüber suche ich zu zeigen, daß die richtig verstandene Zeitaufgabe eine rein fortschrittliche ist; es gilt gar nicht, sofern wir weiter vorwärts und aufwärts wollen, den abstrakten Menschen mitsamt seinem Können zu verleugnen, sondern ihn in die Totalität des lebendigen Menschen zurückzubeziehen. Das aber bedeutet: es gilt die Wirklichkeit der Seele, als eines lebendigen Organismus, auf höherer Erkenntnis-ebene neu zu realisieren, die bessere Wirklichkeitserkenntnis des Mittelalters — denn dieses war sich der wahren Wirklichkeit allerdings bewußter als die Moderne — auf vorgeschrittener Verstehensstufe zu restaurieren.“ Das, was ich dort von meinem Schaffen schrieb, führt vorliegendes Buch in äußerster Zuspitzung auf das Persönliche fort. Denn meiner Überzeugung nach kann, nachdem die Entwicklung in den letzten zehn Jahren in der von mir befürchteten Richtung viel weiter noch gediehen

ist, als ich es damals erwartete, nur äußerste Wertbetonung des Innerlichen, Persönlichen und Intimen schauerlichster Entmenschung vorbeugen. Weit mehr noch denn zu Beginn unserer Ära erscheint heute das Christuswort „was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme Schaden an seiner Seele“ zeitgemäß.

Das, was im Buch vom persönlichen Leben selbst zu lesen steht, brauche ich über das Gesagte hinaus nicht einzuführen. Doch möchte ich hier aufs Problem der Gefährdung des Menschen-Tiers noch etwas näher eingehen, weil dazu später kein rechter Anlaß mehr sein wird, und zum Schluß eine grundsätzliche Erkenntnis, ohne jeden Ausblick auf Besonderes, klar herausarbeiten, von deren deutlicher Erfassung meiner Ansicht nach das tiefere Verstehen alles Besonderen abhängt. Der Mensch ist nicht allein kein Insekt, weshalb Insektifizierung unmöglich Höherbildung einleiten kann: dem Menschen-Tier als solchem fehlen bisher die meisten organischen Bereitschaften zur positiven Ausnutzung der dank Wissenschaft und Technik gewonnenen Vorteile. Das vielleicht Beste an Henri Bergsons Alterswerk über die zwei Wurzeln der Moral und der Religion ist der gelungene Nachweis, daß der Mensch von Natur aus nur für enge Gemeinschaften und kleine Gemeinwesen vorbereitet ist; daher das meiste des politischen Versagens, welchem wir allerorts in desto höherem Grade begegnen, je weiter die geschichtlich bestimmenden Zusammenhänge werden. Gleiches nun gilt, *mutatis mutandis*, auf allen Gebieten. Der modernen Schnelligkeit in möglicher Bewegung und Benachrichtigung entspricht bisher keine innere Erb-Veranlagung. Noch heute bemerkt an seiner Umwelt der Fußgänger am meisten; am meisten versteht vom Weltverlaufe heute noch der, der nicht mehr Tatsachen und Nachrichten zu verarbeiten hat, als solche Alexander dem Großen vorlagen. Von allen Italienern, die jemals Frankreich besuchten, hat bis heute Julius Cäsar von diesem Lande am meisten gesehen und begriffen. Dieser Feststellung entspricht das Gegenbild, welchem man fortschreitend häufiger und in wachsend abschreckender Darstellung begegnet.

So stumpfe Menschen, wie es solche Rekordflieger sind, für deren Sinne und Begriffe zwischen Australien und Europa kein merklicher Unterschied besteht, gab es wahrscheinlich nie. Andererseits aber: sie müssen wohl stumpf sein oder werden, um das Leben, welches sie führen, auszuhalten, denn organisch ist der Mensch nicht vorgebildet dafür. Wer an einem Tage von Europa nach Australien gelangt, ist von allen anderen Wesen am ehesten mit dem Floh zu vergleichen, und kein Floh spränge unbefangen und zielsicher, wenn er im Sprung noch innere Erlebnisse zu verarbeiten hätte. So begünstigen, ja verlangen die modernen technischen Möglichkeiten Insektifizierung gerade im Sinne der Verdüftigung. Was die Einzigkeit des Menschen unter allen uns bekannten Wesen macht, ist, wie Max Scheler es glücklich formuliert hat, seine „Weltoffenheit“ Wie soll einer nun weltoffen bleiben, wenn er nur das bemerkt, was er bei einer Geschwindigkeit von fünfhundert Kilometer in der Stunde sehen kann, und wenn sein normaler Kontakt mit dem Nicht-Ich durch die mineralische Apparatur und die unpersönliche Stimme des Radios hergestellt wird? Wenn Sinne und Seele überhaupt auf keine differenzierte Weise angesprochen werden? Wer also leben muß, ohne dem von innen, von Geist und Seele her, gewachsen zu sein, der kann sich wirklich zunächst nicht anders halten, als indem er sich insektenhaft von allen für seine unmittelbaren Zwecke entbehrlichen Eindrücken abschließt. Der fliegende Mensch ist zunächst noch nicht dem Vogel vergleichbar: zunächst wirkt das Starre der technischen Mittel starrmachend auf seinen Geist zurück, begünstigt das feste Gehäuse die Entwicklung einer Käferseele.

Ähnlich nun, wie mit der Geschwindigkeit der Eigenbewegung, steht es mit allem hierher Gehörigen. Übertrieben guter Nachrichtendienst stumpft die Aufmerksamkeit ab; die Gewohnheit, stündlich vorgekauft Wissen mechanisch aufzunehmen, schwächt das Eigen-Denken; die passive Einstellung, welche Kino und Radio fordern und fördern, lähmt die Fähigkeit zur Konzentration; allzu häufig angenommene Suggestion tötet die Eigen-Initiative. Und im gleichen Verstande verlieren die Men-

schen im modernen technisierten Leben zunächst unaufhaltsam an Persönlichkeit überhaupt. Jeder Feudalherr, welcher selbstherrlich seinen eigensten Lebensraum bewohnte, war eine vollausgeschlagene Persönlichkeit. Heute unterscheidet immer mehr nur noch „mehr-oder-weniger-Können“ einen Menschen vom anderen; das Sein spielt eine immer geringere Rolle. Die bisherigen Neuordnungen auf Grund des Leistungsprinzips bedeuten durchaus noch keine Höherbetonung der Persönlichkeit. Persönlichkeit ist ein Absolutum; ihr ganzer Wert beruht auf ihrem Sein. Können, Führen, Folgen aber sind Relationsbegriffe, welche sich niemals auf das Sein beziehen. Das Leistungsprinzip muß, je sachverständiger es gehandhabt wird, zu immer größerer Spezialisierung führen, das Prototyp des „Spezialisten“ aber ist wiederum das Insekt. In dieser Darstellung und Aufzählung habe ich absichtlich karikiert, denn von allen Zeichnungen stellt die Karikatur, wenn sie gelingt, das Wesentliche am auffallendsten und darum einleuchtendsten dar. So darf ich denn jetzt wohl ohne weitere Erläuterung die folgende These aufstellen: das letztlich lebenswichtige Problem beim Fortschritt ist nicht die möglichst große Machtwirkung des Menschen auf die Außenwelt, sondern das andere, wie die vorläufige Nicht-Angepaßtheit von Geist und Seele an die äußere Möglichkeit, welche allen äußeren Vorteil in Nachteil umzukehren droht, in Angepaßtheit überzuleiten wäre.

Nun hat der Mensch ohne jeden Zweifel sein Wesenszentrum im Geist und seine Erlebnisbasis in der Seele: aus diesen zwei Tatsachen folgt mit zwingender Notwendigkeit, daß bei Geist und Seele und nirgendwo anders einzusetzen ist, wenn aus dem Gleichgewichtsmangel dieser Wendezeit neues und höheres Gleichgewicht hervorgehen soll. Aus den gleichen Tatsachen folgt aber auch, daß die erwünschte Entwicklung einzuleiten sein muß; es gibt keine absehbaren Grenzen für geistige und seelische Höherentwicklung; ebensowenig für Persönlichkeitsvertiefung. Ist aber die Einleitung möglich, dann wird die gewünschte Entwicklung auch — auf Grund des Naturgesetzes,

daß das Unbewußte klare Vorstellung von selbst in Wirklichkeit umsetzt — auf die Dauer von selbst erfolgen. Gewiß auf Kosten einiger früherer Fähigkeiten, so wie das Lesen- und Schreibenkönnen in der Regel das Gedächtnis schwächt, doch im ganzen mit absolutem Gewinn. Die heutige Unzulänglichkeit des vorgeschrittenen Menschen ist also als solche keineswegs Schicksal, und noch weniger braucht es immer schlimmer mit ihm zu werden: eine Vollkommenheit höheren Grades, als solche je einem Menschentypus beschieden war, ist grundsätzlich möglich. Sie ist aber, noch einmal, ausschließlich dann zu erzielen, wenn der Bedeutungsakzent fortan direkt und ohne Übergang auf das persönliche Leben gelegt wird. Von aller „Sachlichkeit“ muß von vornherein und grundsätzlich abgesehen werden. Alles Äußerliche muß auf das persönlich-Innerliche zurückbezogen, vom Intimen her muß auch das Kollektive gesehen und behandelt werden — erst nachdem dieses geschehen, was nur von der persönlichen und selbständigen Einsicht des Einzelnen her erfolgen kann, wird der Weg zum Heile angetreten sein.

Hiermit gelange ich denn zu der grundsätzlichen Erkenntnis, die ich in dieser Einführung von allem Besonderen losgelöst bestimmen wollte. Hierzu werde ich zwei übliche Begriffe in einer anderen als in der üblichen Bedeutung verwenden — doch was ich meine, dürfte aus der Verwendung selbst so eindeutig hervorgehen, daß ich mir eine Rechtfertigung sparen kann. Der Individualist in seinem Extremausdruck versucht alle Probleme vom Ich her und auf das Ich hin zu lösen; das gilt psychologisch nicht allein vom oberflächlichen materialistischen Egoisten, welcher das Welträtsel in Funktion seines persönlichen Wohlbefindens zu lösen unternimmt, sondern auch vom tiefsinnigen Spiritualisten, welchem alles Geist ist oder alles Selbst oder alles Gott; in allen diesen Fällen ist die persönliche Einzigkeit das lebendige Bezugszentrum. Der Kollektivist in seinem Extremausdruck glaubt alles und jedes von einem vielfältigen Ganzen her und auf dieses hin verstehen und behandeln zu können. Und auch dieses gilt psychologisch nicht allein vom oberflächlichen Vertreter des Typus, dem Marxisten oder Ameisen-

vergötterer, dem Gläubigen an einen möglichen allerfüllenden Staat oder an eine Menschheit, in welcher die Persönlichkeit unterzutauchen hätte, sondern auch vom wahrhaft tiefen Universalisten, welcher alles Persönliche als Symbol kosmischen Werdens versteht, wie solches von den meisten sakralen Weltanschauungen gilt, oder — hier habe ich speziell Alt-China im Sinn — alles Geschehen, persönliches, unter- und überpersönliches, auf einer Ebene kosmischen Geschehens zusammenschaut. Denn psychologisch handelt es sich in allen diesen Fällen um die gleiche Grundeinstellung auf ein überpersönliches Ganzes. Die Weltanschauungen des Individualisten und Kollektivistens sind nun beide ungegenständlich und müssen von höherer Einsicht ganz und gar verworfen werden. Alles Wissen stammt aus der Erfahrung im Sinne unmittelbaren Erlebens; alles Verstehen setzt vorurteilslose Hingabe des ganzen Menschen voraus. Es geht nicht an, auf Grund denkerischen Vorurteils und zum Besten solches zu vereinheitlichen oder auseinanderzureißen, was sich auf qualitativ bestimmte Weise dem Bewußtsein offenbart. Darum sind alle Monismen, alle Dualismen, alle Pluralismen, welche der erlebten Wirklichkeit Gewalt antun, schlankweg abzulehnen. Jener „radikale Realismus“, dem allein meiner Überzeugung nach alle positive Zukunft gehört, und welchen vorliegendes Buch nach allen Richtungen, die seine Thematik vorsieht, zu begründen trachtet, fordert die Anerkennung „der integralen Offenbarung“, das heißt der differenzierten totalen Wirklichkeit, so wie sie den ganzen Menschen wirklich affiziert, in der tatsächlich bestehenden Beziehung aller Teile zueinander; selbstverständlich vom Menschen her gesehen, denn diese persönliche Gleichung ist die lebendige Voraussetzung unseres ganzen Erkenntnisbegriffs. Legt man sich nun in der hiermit geforderten Unbefangenheit über das Menschenwesen in seiner Beziehung zum Weltganzen Rechenschaft ab, dann ergibt sich als Urphänomen dessen unzurückführbare ursprüngliche Vielschichtigkeit. Der Mensch ist wirklich der Mikrokosmos, welchen die Renaissance in ihm sah; alle uns bekannten Bestandteile der Welt, alle in ihm wirk-

samen Kräfte und Beziehungen leben in ihm. Und zwar so, wie sie das Bewußtsein tatsächlich affizieren, nicht in der Form der Hirngespinnste und Reflexionselaborate, wie sie Phantasten konstruieren, die ihre Geisteseliminate für wirklicher halten, als die Gegebenheiten unmittelbaren Erlebens.

Diese ganze Vielfalt gilt es nun zunächst als dem Menschenwesen zugehörig anzuerkennen. Auf der heutigen Erkenntnisstufe geht es nicht mehr an, den einen oder anderen Teil zu ignorieren, zu entwerten oder, allgemeiner gesagt, zu wähen, das Lebensproblem könnte durch Vorurteil und Unwahrhaftigkeit gelöst und gemeistert werden. Auch der in seiner Überzeugung engste Mensch erstrebt als Ziel persönliche Erfüllung seines Lebens. Es gibt kein anderes tatsächlich wirkendes Generalideal — Erfüllung aber ist dann allein möglich, wenn der Mensch alles und jedes in sich an seinem rechten Orte anerkennt und dann aus der Ganzheit des Gegebenen heraus sein persönliches Leben formt. Was ich hier andeute, steht, soweit es sich um Theodizee, Kosmogonie und allgemeine Anthropologie handelt, in meinem Hauptwerk, den „Südamerikanischen Meditationen“, in für mich letztgültiger Weise ausgeführt; auf sie verweise ich hier ein für alle Male, wo irgendein Grundsätzliches am folgenden Texte unklar oder zweifelhaft erscheinen sollte. Die Grundeinsichten der „Meditationen“ nun bedingen für das Problem des persönlichen Lebens die folgende Grundeinstellung — und diese möchte ich in dieser Einführung in Form einer These kurz bestimmen, damit der Leser zum rechten Verständnis der späteren Sonderbetrachtungen von vornherein eine Richtschnur besäße. Die letzte Instanz für jeden Menschen in allen Lebensbelangen ist seine tiefst-persönliche Einsamkeit, sein persönlich-geistiges Selbst. Ausschließlich von diesem her ist irgendein Lebensproblem richtig einzustellen und zu lösen. Doch der Mensch besteht nicht nur aus seinem Wesenskern. Direkt Unpersönliches gehört wesentlich zu ihm. Dieses nun muß er in seiner Unpersönlichkeit erkennen und doch als Unpersönliches sich selbst persönlich zurechnen. So ist zum Beispiel das Gemeinschaftsproblem, obgleich die Person der Ge-

meinschaft niemals letzte Instanz ist, doch nur vom Einzelnen her richtig zu stellen und zu lösen — nur eben auf ganz andere Art, als bisher geschah: die richtige persönliche Einstellung führt keineswegs zu falschem Individualismus. Die verschiedenen Betrachtungen dieses Buchs nun behandeln vom persönlichen Selbst her und auf dieses hin die wichtigsten unter den verschiedenen Schichten und Beziehungen, die unabtrennbar zum Menschenwesen gehören, in deren jeweiliger Eigenart, mit der Zielsetzung auf Erfüllung des Lebens. Die Kapitel „Gesundheit“, „Von den Untergründen des Lebenskampfes“, „Seele“ und „Der Urzusammenhang der Menschen“ bestimmen das Wichtigste unter dem erlebnisfähigen Unpersönlichen, das unabtrennbar zu jedes Menschen Natur gehört. Im Verfolg spitzt sich das Buch immer mehr aufs Persönliche und Geistige zu. Immer mehr erweist sich das Problem des Lebens in seiner Ganzheit als Problem der Kunst. Zugleich aber wird das Buch immer deutscher. Aus dem Erlebnis deutscher Not, deutschen Ringens und deutscher Möglichkeit geboren, benutzt es spezifisch-deutsche Problematik nicht nur als Ausdrucksmittel — viele Betrachtungen sind nur für Deutsche geschrieben und dürften nur für Deutsche schöpferischen Sinn haben, ja ihnen allein vielfach ganz verständlich sein. Schon darum ist das Buch vom persönlichen Leben ein ganz anderes als die „Vie Intime“, die ich für die Westvölker schrieb, obschon die Grundintention in beiden Fällen die gleiche war und obgleich manche längere Betrachtungen in beiden Schriften nur wenig voneinander abweichen. Vorliegendes Buch konnte ich nur als Deutscher im Deutschland der Jahre des großen Umbruchs und für Deutsche schreiben. Aber gerade auch solche Raum- und Zeitbedingtheit gehört mit zum Wesen alles Persönlichen, welches sich eben darin ganz erfüllt, daß es sich der gegebenen kosmischen Situation restlos einfügt und diese in ihrer persönlichen Einmaligkeit vollkommen zum Ausdruck bringt.

I.

GESUNDHEIT

Zum Ende vollständigen Verstehens der Menschennatur kenne ich kein lehrreicherer Meditationsobjekt als die Hormonenlehre, die Lehre von den Wirkstoffen. Vom verstandzentrierten Selbstbewußtsein her geurteilt, ist es schon ungeheuerlich, daß der Körper, um zu bestehen und zu dauern, von Luft und Nahrung, mithin von schlechthin Äußerlichem, abhängt: doch dieses Ungeheuerliche wird durch Begriffsscheidung zwischen Innen- und Umwelt immerhin des Charakters absoluter Unverständlichkeit entkleidet. Gemäß der Hormonenlehre nun scheint auch das innerlichste, ja das intimste Leben, vom Körperlichen bis zum Geistigsten, unablässig an chemische Prozesse geknüpft. Chemikalien können Idioten und Zwerge zu normalen Menschen erhöhen, Begabte in stumpfe Tiere umwandeln. Die Liebe mit all ihren seelischen Erscheinungen hängt mit dem Kreisen bestimmter Stoffe zusammen, desgleichen die geistige Schöpferkraft und die Seelenstimmung, welche diese oder jene Weltanschauung zu vertreten eingibt. Im Grenzfall können gar durch Einpflanzung oder Einspritzung Geschöpfe männlicher Artung in solche weiblicher umgeschaffen werden und umgekehrt. Der Versuch, geistiges Vorurteil dadurch zu retten, daß aller Zusammenhang im psychophysischen Organismus auf Grund des Nervensystems bestände, welches so oder anders nicht-physische Impulse telegraphendrahtartig fortleitete, ist gescheitert. Gerade die feinsten und intimsten Reaktionen werden durch Wirkstoffe vermittelt oder ausgelöst. Und diese wirken eben als chemische Substanzen, nicht als lebendige Einheiten — so ausschließlich es Lebendiges sei, das sie hervorbringt. Nur deshalb können gleiche oder gleichartige und gleichwirkende Hormone aus den verschiedensten Lebe-

wesen gewonnen werden. Neuerdings wird das weibliche Geschlechtshormon gar aus Petroleum und Torf herauspräpariert.

Ist es demnach nicht doch so, wie Karl Vogt meinte, daß „der Mensch das ist, was er ißt“? Sicher bedeutet die Hormonenlehre eine sehr weitgehende Rehabilitierung dessen, was im Zusammenhang des Lebensprozesses nicht anders denn als Materie zu begreifen ist. Sie schließt die wichtigste begriffliche Lücke, die zwischen Ernährung und Medikation besteht; sie gibt jeglichem Vitalismus den Todesstoß, welcher so oder anders an einen besonderen Lebensstoff oder an eine besondere Lebenskraft glaubt. Sie rückt ferner die Tatsachen des Vererbungsprozesses, von seelisch-geistiger Deutung fort, rein körperlich zu Verstehendem näher. Die Möglichkeit dieses Prozesses überhaupt bedeutet ein schlechthinniges Mysterium. In Anbetracht des Ganzheitscharakters jeder Lebenserscheinung ist schlechterdings nicht einzusehen, wieso es Gene geben kann, welche atomartig ganz bestimmte Merkmale fortpflanzen, die dann mosaik- oder kaleidoskopartig von Lebenseinheit zu Lebenseinheit neue Verbindungen eingehen. Doch wenn bestimmte chemische Substanzen als solche so ungeheuer wirken können, wie die Hormonenlehre dartut, dann gibt es für das Denken einen Übergang von der Konstitutionslehre zur Vererbung — nur eben, wie gesagt, im Sinne ungeistiger Deutung; von einer unzerlegbaren begeisterten neuen Seele, die aus der Vermählung zweier Körper entstände, kann wissenschaftlich nicht mehr die Rede sein. Sicherlich erlebten wir denn heute eine sehr ernst zu nehmende Wiedergeburt von biologischem Materialismus oder materialistischem Biologismus — wenn nicht gleichzeitig mit der Hormonenlehre die Tiefenpsychologie erwüchse, als welche erweist, daß die Psyche in hohem Grade unabhängig vom Körperlichen lebt, und wenn nicht überdies gerade jetzt auch eine Neubesinnung auf jene selbständige und substantielle Wirklichkeit des Geists erfolgte, die alle geistig und geistlich großen Zeiten kannten und anerkannten, deren Sinn jedoch im intellektualistischen Zeitalter, das nur vom reflektierenden und reflektierten Geiste wußte, dem Bewußtsein mehr oder weniger verlorengegangen

war. So kann heute kein ausreichend Gebildeter und kein ehrlich Verstehenwollender mehr an Kurzschlüssen wie solchen, daß alles Materie oder alles Seele oder alles Geist sei, oder daß es eine unauflösliche Leib-Seele-Einheit gäbe, oder daß die Seele nur eine Funktion oder ein Aspekt des Blutes sei, Befriedigung finden. Es ergibt sich vielmehr als nicht abzuweisende Grundlage möglichen Tieferverstehens die Erkenntnis dessen, daß der Mensch keine Einheit und auch keine Monade solcher Art ist, wie solches alle bisherige europäische Anthropologie annahm. Nicht nur als Außenwelt gehört die anorganische Natur unablässig zu ihm, sie ist auch Element seiner Innerlichkeit. Diese Einsicht ist es, die mich dazu bewogen hat, den Begriff einer „menschlichen Mineralität“ einzuführen (*SM, I*). Ebensowenig aber ist der Lebensprozeß als solcher chemisch zu erklären: überall im Leben setzen die Prozesse das Dasein eines Chemikers voraus, welcher sie leitet — wer oder was immer dieser Chemiker sei. So muß man denn die Animalität, in ihren zwei Modalitäten von Kalt- und Warmblut, als zweites Unzurückführbares gelten lassen. Ein drittes Unzurückführbares ist die Psyche. Aber auch mit dieser ist es nicht so einfach bestellt, wie dies überkommene Psychologie sogar dort annimmt, wo sie, gleich der altägyptischen oder japanischen, jedem Menschen mehrere oder viele Seelen zuerkennt. Kurz gesagt: vom Ich her ist die Psyche ebensowenig zu verstehen wie der körperliche Organismus vom Individuum her (*U VI, VII*; beide gehören einem größeren Ganzen an. Das Ich ist für sich nur ein Einstellungszentrum oder ein mehr oder weniger festgelegter Komplex. In jedem Menschen leben viele, ja theoretisch unendlich viele mögliche und wirkliche Iche; überdies aber gehört zur Gesamtpsyché eine über jedes nur mögliche Ich unermeßlich weit hinausreichende psychische Wirklichkeit, welche in Raum und Zeit auf besonderer Ebene Analoges bedeutet, wie der durch die Begriffe Generation, Vererbung, Korrelation und Gemeinschaftsleben allgemeinstumrissene überindividuelle Zusammenhang, dem jedes Einzelwesen als Körper zugehört. Dieses Kollektivpsychische ist aber wiederum nicht mit dem

identisch, was jeder Geistbewußte als sein metaphysisches Selbst oder seinem Gotte zugeordnetes tiefstes Wesen erlebt. Die Unterscheidungen und Abgrenzungen, die hier gegeben wurden, sind natürlich in erheblichem Grade willkürlich; man mag mehr oder weniger Schichten unterscheiden: letztlich ist das irrelevant, denn keine ist von anderen hermetisch abgeschlossen und jede wirkt auf alle anderen ein. Worauf allein es ankommt, ist klar zu sehen und einzusehen und innerlich anzuerkennen, wie völlig abwegig es ist, den Menschen so verstehen zu wollen, wie dies seitens der überwältigenden Mehrzahl aller wissenschaftlich aufgeklärten Menschen bisher geschehen ist. Der Mensch ist anders, als dies traditionelles Vorurteil wahrhaben will. Von dieser Feststellung hat alles Erkenntnis- sowohl als alles Lebensmeisterungsstreben auszugehen.

Ist dieses nun geschehen — was weiter? Die Antwort hängt davon ab, was man bezweckt. Man mag natürlich dem Tatbestande angemessenere neue wissenschaftliche Theorien aufstellen. Doch solche Theorien nützen dem unmittelbaren Leben gar nichts. Ja, hier kann man so weit gehen, daß man getrost behauptet: nichts verbaut den Weg zu lebendiger Erkenntnis und damit zu Erkenntnis-bedingtem persönlichen Leben sicherer, als festformulierte Theorie. Denn unter allen Umständen verlegt solche den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit und den Bedeutungsakzent vom erlebten Leben fort auf eine herausgestellte Vorstellungswelt, und bei den allermeisten beweist der Wille zur Theorie nur die Sucht, Problematik zu erledigen um jeden Preis. Es soll das Bewußtsein von beunruhigenden Tatbeständen abgelenkt, es soll bohrenden Fragen eine undurchdringliche Wand vorgeschoben, es soll ein für alle Male Ruhe und Sicherheit gewonnen werden. Bei allen außer den zu aller Zeit seltenen sogenannten „theoretischen Menschen“ beweist Wille zur Theorie nicht Erkenntnisstreben, sondern Vorherrschaft der Ur-Angst (*SM, II*). Und tut er dies nicht, dann beweist er die des Ur-Hungers: in der Tat ist die ganze westliche Wissenschaftlichkeit als bestimmende Lebensmacht ein Ausdruck westlichen Weltbewältigungsstrebens; nicht erleben will

der typische Abendländer die Welt, sondern sie beherrschen. — Demgegenüber gehört alles echte und eigentliche Erkennen der Sphäre unmittelbaren Erlebens an. Denn echtes und eigentliches Erkennen bedeutet unübertragbares persönliches Verstehen, und Verstehen bedeutet innerlichste Aneignung seitens des Geists. Von hier aus finden wir denn die Antwort auf die Frage, mit der dieser Abschnitt anhub: Was weiter? Will sich der Mensch selbst verstehen, will er vom Geiste her sein Leben neu und tiefer begründen, will er zu dem gelangen, was man geistige Existenz heißt, dann darf er zunächst die Entwicklung nicht in sich einleiten, zu welcher Theorie als solche die träge Menschennatur verführt. Er darf keine Problematik ein für allemal erledigen, keinerlei Fragen einen Riegel vorschieben; vor allem darf er unter gar keinen Umständen seinen Bewußtseinsmittelpunkt in herausgestellter Vorstellungswelt begründen: er muß sich alle Erkenntnis zum Erlebnis machen. Nur so kann er's erreichen, daß Wissen und Verstehen ihm zu dem werden und damit das bedeuten, was deren tiefste Intention ist: Erfüllung der Wahrheitssehnsucht. Keine wissenschaftliche Theorie bedeutet je mehr als eine Arbeitshypothese; das heißt sie ist nie wahr, sondern bloß zweckmäßig als Hilfsmittel zur Weltmeisterung. Demgegenüber zielt alles echte Wahrheitsstreben auf Wiedergeburt der Welt im erkennenden Geist, durch welchen Prozeß ein neuer Mensch und eine neue Welt zugleich entstehen.

Ist nun wissenschaftliche Theorie vom Wahrheitsstandpunkt überflüssig? Mitnichten. Doch sie bedeutet anderes, als wofür sie heute allgemein gilt, und zwar bedeutet sie zweierlei. Erstens einmal einen Wegweiser. Sintemalen alles Erleben subjektiv ist und Eingebildetes zunächst für das Bewußtsein gleichen Wirklichkeitswert besitzt als objektiv Vorhandenes, so hält es schwer, zu wirklichkeitsgemäßem Erleben zu gelangen, ohne daß objektive Feststellung den Zugang zu Irrwegen abgesperrt hätte. Zweitens kann das, was als Erscheinung nur eine Theorie unter vielen anderen ist, ganz Besonderes und Einziges bedeuten: nämlich den verstandes- und vernunftgemäßen Ausdruck

innerlichsten Erlebens. Letzteres gilt von jeder philosophischen und religiösen Lehre, die sich als für das unmittelbare Leben bedeutsam erwiesen hat. Solche Theorie nun ist aber nicht ab-, sondern im Gegenteil aufschließend. Sie gibt möglichem Nach-Erleben die Vor-Form, nicht anders wie große Dichtung und Musik. Ihr Wert hängt nicht von ihrer wissenschaftlichen Exaktheit, sondern von ihrer Fähigkeit ab, ihr entsprechendes geistiges Erleben zu wecken. Hieraus ergibt sich für das herrschende wissenschaftliche Zeitalter allerdings, daß nur wissenschaftsgerechte Theorie im Guten bedeutsam ist, denn beim heutigen Bewußtseinszustand entspricht nur sie dem Korrelationsgesetz von Sinn und Ausdruck (*SE I, 2*). Nichts ist falscher, als in dieser unserer Zeit von „Mythen“ auch nur das allergeringste Heil zu erwarten. Schon seit über tausend Jahren sind alle begabten Menschenarten auf Erden der offenbar vom Erdzeitalter abhängigen besonderen Physiologie, welche Mythenbildung ermöglicht, entwachsen, während diejenigen, deren Tagesbewußtsein mythische Bilder noch entsprechen, festgefahren und schöpfungsunfähig geworden sind. Wer auch nur das allererste Wort gerade von Europas neuen irrationalistischen Bewegungen verstehen will, muß zuvörderst einsehen, daß sie alle dem gleichen Tatsachenbewußtsein ihren Ursprung danken, dank welchem vor knapp zweihundert Jahren die Materie als solche bewußtseinsfähig ward. Wer also heute Blut sagt, der meint die Tatsache Blut; sie bedeutet nichts darüber hinaus; Gleiches gilt vom Boden, von der Rasse, vom Volk, vom Staat. Wie immer die Vorkämpfer der neuen Weltanschauungen ihre Vorstellungen selber deuten mögen — das faktisch Entscheidende an ihnen ist, daß sie noch unmythischer sind, noch reineren Tatsachengeist verkörpern, als alle auf Amerikas Boden erwachsenen. Und eben darin liegt ihre positive Bedeutung: mit der Revolte der Erdkräfte (*RM I*) ist eine Bereicherung des Bewußtseins eingetreten, die zugleich exakteres und differenzierteres Erleben möglich macht; bald wird das Menschengeschlecht reiner als je früher zwischen dem zu scheiden gelernt haben, was der Erde, was dem Fleische, der Seele und dem

Geiste zugehört. Und genau so, wie die modernsten Weltanschauungen restlos unmythisch sind, so sind sie auch restlos unromantisch. Nur deshalb vermögen sie sich so weltgewaltig auszuwirken. Was dem Mythos oder romantischem Sehnen entspringt — das zu organisieren oder organisatorisch auszubeuten, ist unmöglich. — Noch einmal: mit diesen Feststellungen behaupte ich nicht Unwert, sondern Wert. Zunächst muß die Einstellung auf Tatsachen als solche alles leisten, was sie leisten kann: dann erst wird ein neuer und höherer Bewußtseinszustand begründbar werden.

Knüpfen wir nach diesem kurzen Exkurs bei dem Satze wieder an, in dem gesagt ward, daß Theorie, welche persönliche Erkenntnis fördern soll, nicht abschließen darf, sondern aufschließen muß. Nun, unsere noch so kurze Evokation des Sinnes der Hormonenlehre, der Tiefenpsychologie und der neuen Religiosität kann das Bewußtsein weiterem und tieferem Erleben öffnen, als jemals früher möglich erschien. Alles Bewußtsein ist zunächst ein Haben, kein Sein; auf alles, was überhaupt dem Menschen zugehört, kann Drieschs Formel für den Urtatbestand Anwendung finden, welcher allem Wissen zugrunde liegt: „Ich habe bewußt etwas.“ Sind wir uns nun darüber klar, daß der Mensch nachweislich keine Einheit und keine Monade im überkommenen Verstande ist, dann hindert nichts Grundsätzliches daran, unsere Aufmerksamkeit in solcher Blickrichtung zu lenken, daß wir am Ende der ganzen Wahrheit innwerden.

Innwerden: mit diesem Worte bestimmen wir letztgültig den Weg zur lebendigen, im Gegensatz zur theoretisch-wissenschaftlichen Erkenntnis. Mit „innwerden“ und „innern“ hat Heinrich Zimmer den indischen Begriff sehr glücklich übersetzt, welcher sonst auch im Deutschen mit dem aus dem Englischen übernommenen Wort „realisieren“ wiedergegeben wird. Hier aber möchte ich den bewährten terminus technicus zunächst weiter anwenden, weil dessen bloßer Wortlaut klarste und schärfste Abgrenzung seines Inhalts gegenüber dem Begriffe wissenschaftlichen Erkennens schafft. Wissenschaftliche Theorie irrealisiert nämlich, vom Leben her gesehen. Was die mathe-

matische Physik im höchsten Grade tut, sie, die mittels rein abstrakter, als solcher nicht existenter und schlechterdings nicht vorstellbarer Hilfskonstruktionen zu einem Begreifen der Natur führt, welches Begreifen seinen Ort auf einer ganz anderen Ebene hat, als innerlichem Wahrheitsstreben entspricht, betreibt mehr oder weniger jede Wissenschaft. Demgegenüber bedeutet „Realisieren“ unmittelbare Erfassung eines Gegebenen durch die Tiefen des Bewußtseins sowohl als auch des Unbewußten. Wie fruchtbar dieser altindische Begriff ist, erhellt schon daraus allein, daß Materie, formell geurteilt, genau so realisiert werden kann wie Geist und Sinn. Sie wird eben als Materie realisiert, wogegen sie nur in Funktion geistgeborener Fiktionen wissenschaftlich begriffen werden kann. Und sie kann buchstäblich als Materie realisiert werden, weil der Mensch unter anderem auch Materie ist. Gleichsinnig ist er aber auch Fleisch, Seele, Geist, Gott oder Gotteskind. Konzentrieren wir nun alle Energien sämtlicher Schichten, welche den Menschen machen, aufs Realisieren, dann erreichen wir auf die Dauer zweierlei. Erstens ein unmittelbares Innewerden der ganzen Wirklichkeit, welche zu uns gehört, so wie sie wirklich ist. Zweitens deren Wiedergeburt aus dem verstehenden Geist, dank dem sich das Verhältnis von Innen- und Außenwelt ändert; das Innere wird mächtiger. Zuletzt eine übertragbare Lehre, welche jeden, welcher guten Willens ist, zum Selbst-Inne-werden, zum Selbst-Realisieren anzuleiten vermag. Diesen Weg sind in historischer Zeit nur drei Kulturen bewußt gegangen, und alle drei nur in einer bestimmten Richtung und innerhalb bestimmter Grenzen: die von der vor-arischen Indus-Kultur abstammende brahmanische, die buddhistische, und jene jüngst in Europa dämmernde, die man für unsere Zwecke hinreichend genau dahin bestimmen kann, daß sie Religion durch Psychologie zu ersetzen sucht. Das brahmanische Indien verdarb sich mögliche vollkommene Wirklichkeitsschau dadurch, daß es kraft intellektuellen Vorurteils nur der metaphysischen Wirklichkeit Realitätscharakter zusprach; so hat sie diese tiefer realisiert als irgendeine andere und spätere, doch alles übrige hat sie irreali-

siert. Buddha war der scharfsichtigste und vorurteilsfreieste aller bisherigen „Inne-werder“; kaum eine Beobachtung gibt es, welche von ihm stammt, die sich nicht als zeitlos gültig erwiesen hätte. Doch indem er seine ganze Aufmerksamkeit nur den Phänomenen zuwandte, die Sphäre des Sinnes außer acht lassend, und indem er zuletzt all sein so weites und tiefes Wissen in den Dienst einer beschränkten Lehre von der Aufhebung des Leidens zwängte, blendete er im Bewußtsein seiner Jünger den größten Teil realisierbarer Wirklichkeit ab (*RT I und W 156 ff.*). Die Tiefenpsychologie nun versteht alle Zusammenhänge, die ihre Einstellung zu erforschen gestattet, exakter als irgendeine frühere Disziplin des Innewerdens. Doch für sie gibt es nur Psychisches. So ist Gott ihr, wie C. G. Jung einmal (von seinem Standpunkt aus mit vollem Recht) erklärte, nur eine „psychologische Funktion“ Das Ideal möglichen Realisierens kann nun offenbar nur in Einem und in ihm allein liegen: im vollständigen Innewerden alles dessen, was ist und was es gibt, so wie es ist, sodaß kein Vor-Urteil das unmittelbare Erlebnis fälschte, keine im voraus festgelegte Blick- und Wegrichtung den Gesichtskreis einengte und das Erreichen unerwarteter Ziele unmöglich machte, und daß so sämtliche Energien im Menschen frei ausströmen und sich positiv auswirken könnten. Nichts berechtigt den Menschen, irgendeinen Teil seiner zu verleugnen oder als unwesentlich oder gar unwirklich zu erklären. Mag für den Geist oder die Seele oder den Leib oder einen Funktionskomplex innerhalb desselben oder zuunterst für die Körperchemie irgendein Erlebnisgebiet belanglos sein — in seiner Sphäre ist alles lebenswichtig, und a priori kann überhaupt nicht entschieden werden, ob ein Ausfall und welcher den Menschen wesentlich verringert oder nicht. Wir müssen endlich unbefangen zu werden lernen. Wir müssen endlich über den vieltausendjährigen Aberglauben hinauswachsen, daß von überkommener Vorstellung her über das wahre Sein und das wahrhaftige Sollen dekretiert werden darf. Wir müssen endlich ganz ernst machen mit der schon vor Jahrhunderten als richtig erkannten Forderung, nur Erfahrung als Weg zur Einsicht gelten

zu lassen. Eben deshalb sind wir auf der heutigen Erkenntnisstufe nicht mehr berechtigt, in unseren Deutungen und inneren Zielsetzungen von anderem als der gegebenen Vielfalt und Vielschichtigkeit des Menschenwesens auszugehen, und ebensowenig dazu, uns Erfüllung oder Vollendung oder Heil von Hause aus unter Ausschaltung irgendeines Teils des Gesamtorganismus vorzustellen.

Der ganze reiche und tiefe Sinn des Ideals vollständigen Innerwerdens ist vom Offenbarungsbegriff her am leichtesten deutlich zu machen. Kants richtiger Satz: „Alles Wissen stammt aus der Erfahrung“, kann dahin vertieft werden, daß man sagt: „Alles Wissen stammt aus Offenbarung.“ Ich sage, vertieft werden, denn der Offenbarungsbegriff ist dem Erfahrungsbegriff gegenüber um die Nuance reicher, daß er nicht allein das menschliche Subjekt erfaßt, sondern auch mögliche andere Subjekte, welche sich zeigen wollen oder nicht. Andererseits bedeutet alle sonstige Erfahrung auch Offenbarwerden und damit Offenbarung. Da dürfen wir denn sagen: in den vergangenen religiösen Zeitaltern bezog sich der Offenbarungsbegriff einseitig auf den metaphysischen Geist. Im wissenschaftlichen Zeitalter bezog er sich nicht minder einseitig auf die äußere Natur. Unter diesen Umständen leuchtet ohne weiteres ein, daß das Ideal darin bestände, allseitiger, das ist integraler Offenbarung teilhaftig zu werden. — Eine weitere Begriffsbestimmung wird diese Erkenntnis präzisieren. Das verderblichste Vorurteil, unter welchem die Erkenntnis bisher gelitten hat, ist dies, daß zwischen Graden des Wirklichseins unterschieden werden darf, sei es, daß allein die metaphysische Realität ganz real sei und das übrige Schein, oder daß Ideale wesenhafter seien als Phänomene, oder daß die Natur oder das Fleisch oder die Erde allein als ganz wirklich anzuerkennen sei usf. Alle bisherigen Ismen, Idealismus, Phänomenalismus, Positivismus, Naturismus usf., die solche Rangordnung statuieren, verkennen, daß es überhaupt keinen Gradmesser für Wirklichkeit als solche gibt; entweder es ist etwas wirkend da oder nicht; wirkt es weniger als anderes, so entwirkllicht es dieser Umstand doch

nicht. Deswegen darf die Frage von Wirklichkeiten höheren oder geringeren Grades grundsätzlich nicht gestellt werden; das einzige, wozu solche Fragestellung führen kann, ist Beschränkung und Verdunkelung der Erfahrung. So vermag einzig und allein die Gesinnung, welche ich die radikal realistische heiße, oder kürzer gesagt: nur radikaler Realismus vermag jener integralen Offenbarung zuzuführen, welche zum Heil der Zukunft werden kann und wird.

Im Geiste und im Sinn obiger allgemeiner Betrachtungen wollen wir uns zunächst auf der Grundlage der erkannten Vielfalt und Vielschichtigkeit des Menschenwesens dem Probleme der Gesundheit zuwenden.

Wer da wirklich unbefangen das Menschenwesen betrachtet, der möchte die Hände zusammenschlagen vor Staunen darob, daß Gesundheit je als Norm hat gelten können. Denn das Primäre selbst am befriedigendsten Zustand, in welchem sich ein Mensch befinden kann, ist dies, daß er mit einer bestimmten Art von Gleichgewichtsmangel steht und fällt. Man soll ruhig Gleichgewichtsmangel sagen, denn da das Leben im Werden ist, solange es währt, und jeder Stillstand Sterben bedeutet oder einleitet, da ferner jeder gelebte Augenblick, auf welcher Ebene immer, ein Spannungsverhältnis darstellt, welches nach Lösung drängt, so besagt der übliche Ausdruck dynamisches (im Gegensatz zu statischem) Gleichgewicht zu wenig. Aus der Hormonenlehre geht hervor, daß das Urbild jedes bestimmten Konstitutionstypus, der auf Grund eines bestimmten Kräfteverhältnisses der verschiedenen Wirkstoffe besteht, kein gesunder, sondern ein krankhafter ist. Die verschiedenen organischen Systeme im Körper (das vegetative, motorische, generative usw.) sind im erheblichen Grade voneinander selbständig und funktionieren nie ganz in Harmonie. Die Normen für das größtmögliche Wohlbefinden des Körpers und der Seele fallen nie zusammen. Der Geist endlich folgt überall höchstem Gesetz, ohne Rücksicht auf das Wohl der übrigen Teile des Menschenwesens. Abgesehen davon aber stellt jede Veränderung, jede Wandlung überhaupt einen Durch-

gang durch Krankheit dar. Genau besehen, besteht recht eigentlich das ganze Menschenleben aus solch pathologischen Wandlungen, von der Katastrophe der Geburt durch immer neue kleinere und größere Krisen hindurch bis zur endgültigen Auflösung. Der Glaube, daß Gesundheit Norm sei, hat denn auch vorzüglich drei Gründe, welche ihm allesamt alles eher als zur Ehre gereichen: erstens die Stumpfheit, die geringe Gleichgewichtsverschiebungen nicht wahrnimmt, zweitens Allein- oder Höchstbetonung körperlicher Befriedigtheit, endlich Gedächtnismangel, dank welchem alle Krankheit und alle Qual nicht allein bei anderen, sondern auch bei sich selbst, sobald sie nicht mehr unmittelbar-gegenwärtiges Erlebnis ist, vergessen wird. Je sensitiver ein Mensch, desto seltener kann er sich gesund fühlen; je höher seine Begabung, und das will immer auch sagen: je komplizierter sein Organismus, desto seltener ist er im üblichen Verstande gesund. Aus diesem Tatbestande folgt erfahrungsgemäß keineswegs, daß der Sensitive und Begabte kurzlebiger und leistungsunfähiger sei als der Stumpe — eher darf das Gegenteil als durch Erfahrung bewiesen gelten. Der Sensitive, welcher alles wahrnimmt, was auf ihn und in ihm wirkt, spürt auch die Gefahr schneller und weiß entsprechend vorzusorgen. So sind Anthropologen jüngster Schule zu dem Schluß gekommen, daß der Mensch kein junges, sondern eines der ältesten Geschöpfe der Erde ist und sich gerade wegen seiner Feinfühligkeit, Labilität und deshalb Wandlungsfähigkeit durch alle Katastrophen hindurch besser erhalten hat, als alle scheinbar besser gewappneten Geschöpfe. Der begabte Mensch nun ist desto unabhängiger von körperlichem Wohlbefinden, je reicher sein Leben sonst ist; im übrigen aber wächst mögliche Selbstbeherrschung proportional der geistigen Energie. So ist Gesundheit sogar für gesundeste Menschen niemals Norm; ja sogar Tiere von menschlicher Bewußtseins-helle könnten dies für ihren Fall nicht behaupten. Von hier aus leuchtet denn ohne weitere Erörterung der phantastische Wider-Sinn der *Christian Science* ein, die da behauptet, daß es keine Krankheit gibt: viel eher dürfte man behaupten, daß es

keine Gesundheit gibt. An sich habe ich gar nichts gegen die Bekenner dieses Glaubens: da handelt es sich allemal um körperlich an sich brutal robuste, doch durch Vorstellungen einerseits leicht aus dem Gleichgewicht zu bringende, andererseits wiederum im Guten beeinflussbare Individuen, in deren Organismus die Erkenntnisfunktion so gut wie keine Rolle spielt. Erkenntnismäßig aber wüßte ich keine törichtere Lehre, und gern schenke ich der Mitteilung Glauben — für deren Richtigkeit ich freilich nicht einstehen kann! — daß gewisse amerikanische Versicherungsgesellschaften doppelte und dreifache Prämienzahlung von Jüngern der Christian Science fordern: schmerzliche finanzielle Erfahrung hätte sie darüber belehrt, daß diese Menschenart am häufigsten ohne rechtzeitige Voranmeldung das Zeitliche segnet. Ein Mensch muß in der Tat ungewöhnlich stumpfen Sinnes sein, um aufrichtig überzeugt behaupten zu können, daß es keine Krankheit gibt. Von seinem unglaublichen Glauben hypnotisiert, läuft er Gefahr, den bewußten Kontakt mit seinem Leib so sehr zu verlieren, daß er keins von dessen Alarmsignalen mehr bemerkt.

Noch einmal: es ist allen Ernstes sinngemäßer, den Krankheitszustand als Norm zu erklären, als die Gesundheit. Denn wer immer letzteres tut, sollte logischerweise auch daran glauben, daß es dereinst gelingen wird, den Tod abzuschaffen. Diese vom Unbewußten begierig akzeptierte logische Notwendigkeit erklärt wohl vor allen Dingen den ungeheuren Erfolg der Lehre von Mrs. Baker-Eddy und erst recht den des Buches von Prentice Mulford, das in seiner deutschen Ausgabe den Titel „Der Unfug des Sterbens“ führt. Erkennt man einmal an, daß dieses Leben wesentlich endlich ist, so ist sogar unverständlich, wie jemand vollkommene Gesundheit als Ideal aufstellen kann: denn würde es je auch nur annähernd vollständig verwirklicht, dann erschiene der Tod noch schauerlicher und widersinniger, als er tatsächlich ist. Wahrscheinlich gehen die so tief pessimistischen Ansichten der Griechen über Tod und Jenseits vor allem darauf zurück, daß kein anderes Volk gleich aufrichtig an die mögliche Vollkommenheit des leiblichen Da-

seins geglaubt hat. Allein ich gehe noch weiter: sogar die Auffassung der Gesundheit als eines nur relativen, nicht absoluten Ideals ist nur unter der einen Voraussetzung möglich, daß das banale Leben eines stumpfen Fleischergesellen mehr wert sei, als das intensiv sich selbst verbrennende des Helden oder künstlerischen Genius. Denn es ist ganz unmöglich, starke Leidenschaften zu empfinden und tiefe Eindrücke und Erlebnisse zu haben, ohne damit den ursprünglichen Gleichgewichtsmangel des Lebens zu steigern. Vielleicht waren die Hellenen des mythologischen Zeitalters ganz aufrichtig in ihrer Behauptung einer möglichen Harmonie von Geist- und Körperleben: keinesfalls konnten sie, nachdem sie zu Philosophen geworden, Ernsteres tun, als recht eigentlich mit Worten spielen, oder aber auf die später von den Levantinern so sehr vervollkommnete Weise vor sich selbst und anderen lügen, indem sie an ihrem überkommenen Glauben festhielten. Eben darum war die Stoa das letzte Wort des denkenden Altertums: im Zusammenhang vorliegender Betrachtungen beurteilt, läuft diese auf nichts Anderes noch Besseres hinaus, als eine Technik, vor sich selbst den Schein zu wahren. Damit, daß das Christentum klarer erkannte, was der Geist ist, erkannte es auch klarer, wie es in Wahrheit mit dem Körper steht. Deswegen nahm es der Krankheit gegenüber von vornherein eine positive Stellung ein. Freilich erblickte es im Erdenleben eine Schuld oder eine Sühne solcher, und solch juristische Deutung ist tieferem Verstehen nicht annehmbar. Sicher aber entspricht die Haltung des Urchristen der Krankheit gegenüber dem totalen Sinn des Lebens besser, als jene moderne, die in der Krankheit ein Mißverständnis oder einen Beweis der Zurückgebliebenheit sieht und damit implicite behauptet, daß sie von dieser Erde zu verbannen sei. Letztere Erwartung beweist, wo sie ehrlich ist, recht eigentlich Irr-Sinn: wo der Lebensprozeß von Gleichgewichtsmangel zu Gleichgewichtsmangel fortschreitet, ist die Krankheit mit dem Leben unablässig mitgesetzt. Im übrigen aber zweifle ich, daß irgend jemand, welcher solche Theorie vertritt, sich selbst gegenüber wirklich ehrlich ist. Lügen die Dinge anders, so wäre

nicht gerade unsere gesundheitsfanatische Zeit an nervösen Erkrankungen so überreich. Nervöse Leiden sind nämlich die einzigen, welche sozusagen willkürlich erschaffen werden können, als Formen der Flucht oder zur Zuflucht.

In Wahrheit beweist das Dasein des Gesundheitsideals denn auch ganz anderes, als es zu beweisen scheint: es beweist, wie wesentlich Problematik zum Menschen gehört. Wäre Gesundheit wirklich die Norm, so gäbe es ihren Begriff kaum, jedenfalls nicht in vorwissenschaftlichen Zuständen; keinesfalls aber verkörperte sie ein Ideal. Und gerade daß sie letzteres schon in frühesten Zuständen bedeutet hat — so bei den frühesten Griechen und heute noch bei vielen Indianern, als welche Gesundheit als Harmonie mit Gott bestimmen — beweist, daß psychophysischer Gleichgewichtsmangel von je als Normalzustand richtig erkannt worden ist. Deswegen galt der Mediziner von jeher als wichtigste Stammes-Persönlichkeit. Als Heiler ist er das Urbild jedes Heilands. Heute aber noch ist das Heil allen Menschen allgemeingültigstes und höchstes Wunschbild und wird „Heil!“ als Gruß am positivsten empfunden. So bleibt denn kein Zweifel: auch auf körperlichem Gebiet ist ein problematischer Zustand für den Menschen der eigentlich normale: davon hat alle Lebensweisheit und alles Selbstvertiefungs- und -vervollkommnungsstreben auszugehen.

Von hier aus sehen wir, um den Zusammenhang einmal von einer anderen Seite zu betrachten, wie töricht es ist, bei seelischen Schwierigkeiten, wie unbegabte und das heißt immer: unkomplizierte Menschen dies so gerne tun, zunächst einmal mit dem Begriffe „ungesund“ zu kommen. Von dieser Gepflogenheit bis zur Theorie, daß Problematik nur von Blutmischung herrühre und durch Reinzucht zu erledigen wäre, welche Erledigung erwünscht sei, ist kein langer Weg. Sicher sind Naturen, deren Bluterbe starke Spannungen verkörpert, gegenüber spannungsarmen die problematischeren: doch aller Fortschritt und aller Aufstieg des Menschengeschlechts ist zu rund hundert Prozent von diesen ausgegangen. Vollkommen ausgeglichenen Typen fehlt nachweislich jede Dynamik. Des-

wegen, viel mehr als ob der Steigerung etwa vorhandener Erbkrankheit, ist Inzucht beim Menschen vom Übel; sind die heutigen Schweden, verglichen mit den Nordländern, welche Weltreiche gründeten, im allgemeinen ohne jede Dynamik, nur auf Zufriedenheit bedacht, so ist das der völkische Ausdruck des gleichen Phänomens, dem man auf die Dauer bei jeder in kleinem Kreise endogamen Kaste begegnet. Hiermit rede ich aber, wohlgermerkt, keineswegs übertriebener Blutmischung das Wort, als welche, bis auf seltene Ausnahmen, zum mindesten für die nächsten Generationen¹, als verderblich erwiesen ist: hier wie überall im Leben, sogar in bezug auf die anregende Kraft von Medikamenten, sind geringe Reize die im positiven Sinne wirksamsten. Kein semitisches oder hamitisches Blut hätte die Rasse der Bismarcks auf das höhere Niveau hinaufgehoben, die sie mit dem großen Otto erbmäßig erklommen hat: wohl aber war die Spannung zwischen der Menckenschen Intellektualität und dem traditionell Bismarckschen Junkertum dazu vonnöten. — Menschentum steht und fällt also mit Problematik. Dies ist der neutrale und wissenschaftlich unbestreitbar richtige Sinn der christlichen Lehre, daß der Mensch von Natur aus sündig ist. Hat ihn Max Scheler als „das kranke Tier“ bestimmt, so ist das auch nur ein anderer Ausdruck für das Gleiche. Suchen Philosophen, wie neuerdings Heidegger, das Sein auf dem Begriff der Sorge zu begründen, so bedeutet auch dieses Gleiche. Und Gleiches bedeutet endlich der Ausspruch Nathans des Weisen, daß es auf Wahrheitssuche mehr ankomme als auf die Wahrheit selbst. Was bekämpft und geheilt werden kann und soll, ist falsche Problematik; als falsch ist jede zu bezeichnen, welche den Weg möglichen Werdens und Mehrwerdens in Sackgassen einmünden läßt. Zu solchen Sackgassen gehören nicht nur alle schiefen Fragestellungen und alle unnötigen und kleintlichen Sorgen, sondern vor allem auch alle heilbaren Krank-

¹ Diese Einschränkung muß unbedingt gemacht werden, denn wohl die meisten später einheitlichen Rassen, welche geschichtlich bedeutsam geworden sind, gehen ursprünglich auf Mischung einander fremder Menschenarten zurück (*SM V, VII*).

heiten. Aber das Leben selbst vom Generalideal der Gesundheit im weitesten Verstande her begreifen und meistern zu wollen, bedeutet das schauerlichste aller Mißverständnisse. Denn es kann nur verbildend und herabmindernd wirken. Hierher rührt jener widerliche Typus des Hypochonders, der noch als hoher Siebziger sein ganzes Streben auf vollständige Gebrechensfreiheit heftet. Hierher sowohl der unersättliche Geldgewinner als der Geizhals. Hierher der Glaubens- und Programmfanatiker; irgend etwas soll ein für allemal allen Menschen zum Heil gereichen — ob auch ihre ganze Selbständigkeit und damit ihre ganze Menschenwürde daran stürbe. Hierher rührt zumal dieser immer häufiger werdende Typus, der sich in irgendeiner Form zum „Tierideal“ (*A 1, 2*) bekennt und so im Zustand der problemlosen Ameise das Menschenideal erblickt. — Die Gesundheit ist also nicht die Norm. Und als Ideal ist sie ein falsches Ideal, ja das falsche Ideal par excellence.

Was folgt hieraus? Sollen wir nunmehr die Krankheit idealisieren oder brütend bei ihr verweilen, wie dies das ursprüngliche Christentum in hohem Grade tat? Oder sollen wir alles Heil — Heil bedeutet endgültiges Geheiltsein und damit den Superlativ möglicher Gesundheit — in ein Jenseits hinüberverlegen und unser ganzes Sinnen und Trachten darauf richten? Für den, welcher die Lebenstatsachen so sieht und erlebt, wie sie wirklich sind, und der ein wahrhaft persönliches Leben führen will, gibt es eine andere und bessere Lösung.

Ihm ist die Gesundheit weder Norm noch Ideal. Er erkennt sich als das extrem komplexe Wesen an, das sich überhaupt nicht in dauerndem Gleichgewicht befinden kann. Also gibt es für ihn die ganze Problematik des absolut und vollständig Gesund-sein-Wollens nicht. Unbefangen die Dinge so erlebend, wie sie wirklich sind, sieht und erkennt er Gesundheit und Krankheit in erster Instanz als äquivalente Tatsachen und als gleiche Un-Werte an. Sie sind ihm äquivalente Tatsachen, weil kein Zustand in allen Hinsichten als gesund und keiner als in allen Hinsichten krankhaft anzusprechen ist: so hat manche geistige und seelische Steigerung

vom Körperstandpunkt Pathologisches zur Voraussetzung. Sie sind ihm gleiche Un-Werte insofern, als für das persönliche Leben nur auf die Person bezügliche Werte zählen, und Gesundheit und Krankheit etwas wesentlich und durchaus Unpersönliches bedeuten.

Hiermit gelangen wir zum Innewerden des für das persönliche Leben Wesentlichen. Wer sich selber so sieht und erlebt, wie er tatsächlich ist, der kann nicht umhin, zu den folgenden Schlüssen zu gelangen: sein Selbstgefühl wird durch Gesund- oder Kranksein nicht verändert; und sein Identitätsbewußtsein ist gerade an den Körper, die Seele und den Geist gebunden, die ihm tatsächlich eignen. Der Mensch kann sich gar nicht aufrichtig anders wollen als er ist, sofern er nicht seine eigene Vernichtung will. Warum das so sein muß, erweist objektiv auf psychophysischer Ebene die Konstitutionslehre: ein bestimmter körperlicher und seelischer Habitus hängen unlöslich zusammen und jede Erkrankung, sogar solche, die insofern zufällig ist, als sie den Menschen rein von außen her anfällt, ist letztlich typisch für bestimmtes Sosein. Was jedoch das geistige Identitätsgefühl betrifft, so bezieht sich dieses auf das Subjekt alles nur möglichen Gesund- und Krankseins. Mit keinem von beiden Zuständen liegt es auf einer Ebene. Nun empfindet der Mensch nur dieses Subjekt als schlechterdings persönlich; alles andere in sich „hat“, dieses allein „ist“ er. Man kann auch anderes haben als man hat, ohne deshalb anders zu sein — was man „ist“, kann man nur „so“ sein, oder man ist nicht.

Hieraus dürfen wir aber wiederum nicht folgern, daß einen das Nicht-Persönliche nichts angehe: nachweislich ist das Gegenteil der Fall. Sowohl die stoische Theorie, daß das Schicksalhafte „adiaphoron“, gleichgültig sei, als die indische, daß von allem nicht dem Selbst Zugehörigen abzusehen ist, noch die ursprünglich christliche, welche nur die unsterbliche Seele ernstnimmt, widerspricht den Ergebnissen echten und wahrhaftigen Innewerdens. Die wahre und unabweisliche Folgerung, die sich aus obiger Feststellung ergibt, ist die, daß ungeheuer

viel Unpersönliches dem persönlichen Menschen dennoch zugehört. Dieses wäre denn die entscheidende und zugleich für das Bewußtsein dieser Zeit neue Erkenntnis: direkt Unpersönliches gehört mit zum persönlichen Menschen: von hier aus allein kann zum Gesundheitsproblem das rechte Verhältnis gewonnen werden.

Hat man diese Schlußfolgerung einmal gezogen, dann erscheint sie einem gleich dermaßen evident, daß man sich der Erforderlichkeit, näher und weiter bei ihr zu verweilen, beinahe schämen möchte: denn längst schreien alle bekannten Tatsachen nach dieser Deutung, und nach ihr allein. Von jeder anderen her erscheint es ungeheuerlich, daß Mineralien Krankheiten heilen und den Gemütszustand beeinflussen können: eignet dem Menschen unter anderem „Mineralität“, die er doch nicht „ist“, dann liegt hier überhaupt kein Problem vor. Man soll also in Gottes Namen Chemikalien anwenden, wo immer sie Gutes wirken; die dem entgegenstehenden Vorurteile psychischer Heiler sind nicht ernst zu nehmen. Gleichsinnig ist jeder menschliche Phänotypus Ergebnis der Verbindung unendlich vieler für sich selbständiger und scharfumrissener Erbfaktoren, die in gar keiner notwendigen Beziehung zum Selbstbewußtsein stehen. Wessen Bewußtsein auch nur einigermaßen aufgeheitert ist, der unterscheidet selbstverständlich zwischen dem, was er von Vater und Mutter und sonstigen Vorfahren „hat“, und dem, was er persönlich „ist“; Identifizierung des Selbstes mit dem Ererbten kommt für ihn nicht in Frage. Aber so „ist“ der Mensch auch nicht die Psyche, die der Analytiker herauspräpariert, schon gar nicht der weite Umkreis ihrer, welcher dem sogenannten kollektiven Unbewußten zugehört. Er „ist“ Subjekt und ausschließlich Subjekt, in keiner Objektivierung anders und mehr enthalten, als wie der Sinn in Sätzen, Worten und Buchstaben enthalten ist. Insofern kommt von allen traditionellen Ontologien die altindische der Wahrheit am nächsten: es gibt wirklich keinerlei „Gestaltung“, die mit dem Selbst zusammenfiel. Dennoch kann die indische Lehre nicht als letztgültig anerkannt werden. Denn erstens ent-

wirklicht sie alles, was nicht Selbst ist — und wir sahen bereits, daß zwischen Graden des Wirklichseins nicht unterschieden werden darf. Zweitens aber entpersönlicht sie es — und damit entkleidet sie es ihres sichersten und wesentlichsten Merkmals. Es mag wohl sein, daß es den Begriffen Atman und Brahman genau Entsprechendes gibt und daß beide im Grenzfall eins werden können — jedenfalls aber ist kein Brahman ursprünglich gegeben, und jedenfalls bedeutet die Verschmelzung des Atman mit jenem selten erreichten Ziel. Von allen indischen Lehren eignet nur einer ein höherer Grad von Gegenständlichkeit: derjenigen des Mahāyāna-Buddhismus, welcher Samsāra und Nirvāna in eins zusammenschaut. Doch auch diese vergewaltigt das Erlebnis letztlich auf Grund geistigen Vorurteils, denn gerade Einheit ist dem Bewußtsein nirgends gegeben. So müssen wir schon nach eigenem und neuem Ausdruck suchen, um den Forderungen des radikalen Realismus gerecht zu werden.

Soweit ich urteilen kann, wäre der folgende Ausdruck Tatsachen- sowohl als Sinn-gerecht. Der Mensch ist nachweislich nicht die abgeschiedene Einzelperson, als welche er sich, sofern er ein Weißer des 20. Jahrhunderts ist, unwillkürlich vorstellt; er ist keine Monade, schon gar keine Monade ohne Fenster: er verkörpert vielmehr eine „Beziehung“ zwischen Selbst und Welt im weitesten Verstand. Unablöslich gehört er dem großen Ganzen an — im Raum sowohl als in der Zeit, in der Dimension des Erscheinenden sowohl als in der des Sinns; doch mit verschiedenen Teilen seines Wesens tut er's auf verschiedene Weise. Die äußerlichste Beziehung versinnbildlicht die Notwendigkeit des Essens und des Atmens. Doch ist das „Milieu“, wie man es gemeinhin heißt, in einem viel tieferen Verstande bildend, als gerade Milieutheoretiker zu verfechten pflegen. Mit Recht spricht man von Vater- oder Mutterland: insofern der Hormonspiegel den Typus macht, und jener unzweifelhaft zu einem sehr erheblichen Teil durch Umwelteinflüsse bedingt wird, hat jeder Mensch außer seinen leiblichen Eltern, in analogem Sinne wie er einen besonderen geistlichen oder geistigen Vater und be-

sondere seelische Vorfahren haben kann, auch seine Erde oder sein Meer recht eigentlich zur Mutter. Dieses Erd-Kind im Menschen gehört nun unablässig zu ihm, doch es ist nicht „er selbst“; es ist ein Mittel- und Bindeglied zwischen Selbst und Gesamtkosmos. Dennoch kann von ihm, noch einmal, beim konkreten Menschen niemals abgesehen werden, denn der konkrete Mensch ist eben nicht das Selbst allein, sondern eine Beziehung zwischen Selbst und Welt in allseitigem Verstand.

Inwieweit das Wahre an der Astrologie in den oben beschriebenen Zusammenhang hineingehört, liegt dermaßen auf der Hand, daß es darüber kaum Worte zu verlieren lohnt (*W 49 ff.*). Bekanntlich hat Karl Ernst Krafft im Lauf des letzten Jahrzehnts durch völlig vorurteilsfrei und exakt vorgenommene statistische Untersuchungen nachgewiesen, daß der Mensch wirklich im Sinn der alten Astrologie vom Gesamtkosmos bedingt ist und daß es wirklich eine kosmische Prädetermination gibt, die sich im Horoskope äußert. Das Verhältnis der Einzigkeit und Freiheit der Persönlichkeit zu diesem Fatum ist (dies ist meine Deutung) so zu verstehen, daß sich mittels gleicher Buchstaben verschiedenster Sinn ausdrücken kann. Das Verständnis der Beziehung zwischen der persönlichen Indeterminiertheit und den Zahlengesetzen des Kosmos vermittelt die Musik: auch hier sind es ewig gleiche Zahlengesetze (welche sogar mit den für die Planetenabstände gültigen übereinstimmen), mittels derer die Inspiration des Künstlers sich ausdrückt, doch hängt es andererseits von diesem allein ab, was er mittels dieser Zahlengesetze sagt; Anschlag, Auffassung, Tempo usf. beziehen den physikalischen Rhythmus und Zeitbegriff in den der erlebten Zeit, der *durée réelle* Henri Bergsons, hinein. Grundsätzlich Gleiches, wie die Astrologie, behauptet der J Ging, das chinesische „Buch der Wandlungen“, indem er lehrt, daß jeder persönliche Zustand jedes Menschen zugleich einer kosmischen Situation entspricht (*W 54*). Dafür sei ausdrücklich darauf hingewiesen, daß von der hier von uns gegebenen Formulierung aus zum ersten Male dem Verstande einleuchten kann, inwiefern sich der Mensch mit dem sich

wandelnden Planeten mitverwandeln muß¹. Als Erdwesen ist er gar nicht selbständig; er gehört dem Erdkörper an, dessen Schicksal zugleich das seine ist oder abgrenzt. Mit dem Erd-schicksal aber kann sich kein geistiges Selbst identisch fühlen, denn das Erdenschicksal ist nicht Geist-Schicksal. Letzteren Satz brauchen wir nicht näher auszuführen, noch auch zu begründen: die elementarste Selbstbesinnung erweist die Nicht-Identität von Geist- und Erderlebnis, und dieser Erfahrung gegenüber ist keine anderes behauptende Theorie auch nur für einen Augenblick ernst zu nehmen. Doch auch mit dem, dessen Wirklichkeit der Blutbegriff im weitesten Verstand am eindeutigsten bezeichnet, ist der Mensch nicht identisch. Freilich „ist“ der Mensch seine Rasse, sein Geschlecht — doch nur mit bestimmten Elementen der Beziehung zwischen Selbst und Welt, die seine Ganzheit darstellt; er ist es als Kollektiv-, als Gattungswesen; das Eigentümliche der Individuation aber liegt gerade darin, daß die ursprüngliche Identität von Individual- und Kollektivdasein durch einen Differentiationsprozeß aufgehoben wird, kraft dessen ein ebenso unzurückführbares Novum entsteht, wie dies das Kind in bezug auf seine Eltern darstellt. Auch hier erübrigt sich jede weitere Ausführung und nähere Begründung: wer zwischen dem Kollektiv- und Individualwesen in sich nicht zu unterscheiden weiß, der versenke sich nur einmal, sämtliche Vorurteile abblendend, für einige Stunden in sich selbst und versuche ehrlich das zu realisieren, was sein Bewußtsein ihm tatsächlich vor-stellt: glückt ihm nur einmal der eingeleitete Versuch des Innewerdens, dann werden für ihn sämtliche Theorien ohne Ausnahme, welche die Identität

¹ Der zweite der vier Vorträge, die ich auf der Darmstädter Weisheitstagung des Jahres 1927 „Mensch und Erde“ hielt, führte dementsprechend den Titel „Der sich wandelnde Planet als Einheit“. Dieser Zyklus ist in die anglo-amerikanische und die spanische Ausgabe von *Wiedergeburt* mit aufgenommen worden. In deutscher Sprache ist er im Leuchter-Band *Mensch und Erde* (Darmstadt 1927, Otto Reichl Verlag) nachzulesen. Dem gleichen Zyklus gehörte auch Max Schelers „Stellung des Menschen im Kosmos“ an und Hans Muchs philosophisch beste Leistung: sein Vortrag „Der Körper als Fatum“

von Individuum und Kollektivum behaupten, für alle Zeit erledigt sein. — Der Mensch ist also unbestreitbar eine „Beziehung“ zwischen Wirklichkeiten verschiedener Art. Dies ergibt von Hause aus im Falle jedes Zustandes ein überaus komplexes, von vielfältigsten Kräften bedingtes Gleichgewicht, das überaus leicht gestört werden kann. Es ergibt sich als Grundcharakteristikum des Menschen seine organische Gefährdetheit.

Hiermit hätten unsere Betrachtungen uns von anderer Seite her der früher erlangten Einsicht wieder zugeführt, daß das Gesundheitsideal ein Ausdruck unter anderem dessen ist, daß Problematik den Menschen macht. Nur können wir jetzt einen Schritt weiter gehen. Ganz offenbar gehört die Gesundheit im üblichen Verstand zu den Aspekten des Gesamtgleichgewichts, welche die geringste persönliche Bedeutung haben. Das Klima mag schlecht, das physische Erbe schadhafte sein; Mikroben mögen sich zu Herren des Organismus aufwerfen, Gifte den Körperchemismus auseinanderbringen, physische Ursachen die Psyche bis zur Unkenntlichkeit verändern: den betreffenden Einzelnen berührt alles dies in seinem Identitätsbewußtsein desto weniger, je tiefer dieses wurzelt. Gesundheit ist nämlich auf den Geist überhaupt nicht zurückzubeziehen, alles Persönlichkeitsbewußtsein jedoch ist geistiger Art. Man versenke sich ehrlich in das, was man als „Selbst“ erlebt und suche es verstandesmäßig zu begreifen: nie wird man da behaupten können, daß man sich als Blut oder Erde erlebt; man erlebt sich immer nur als ein Subjekt, das allem empirisch Bestimmbaren zugrunde liegt. Und dieses Subjekt ist durchaus nicht etwa eine Verstandesabstraktion, es ist konkrete Bewußtseinstatsache und als solche qualifiziert. Dieses Subjekt ist nun das Eine und Einzige, mit dem sich der Mensch als Persönlichkeit zutiefst identisch fühlt. Auf dieses aber läßt sich der Gesundheits- und Krankheitsbegriff überhaupt nicht anwenden, geschweige denn zurückbeziehen. Daher das Widersinnige, das der Vorstellung des Todes eignet und die Plausibilität des Unsterblichkeitsgedankens. Sucht man von hier aus nun zwischen Selbst und Nicht-Selbst, von allen Übergängen absehend, grundsätzlich

zu unterscheiden, dann gelangt man zur folgenden Allgemeinbestimmung: alles, was von außen her überhaupt direkt beeinflussbar und wandelbar ist, ist Nicht-Selbst. Worauf immer Mineralien oder organische Substanzen oder fremde lebendige Körper oder fremde Seelen Einfluß haben können — letztere in Form von Drill, Training, Suggestion — ist mit dem Persönlichkeitskerne nicht identisch. Damit ist aber alles, schlechthin alles, was die Problematik der Gesundheit ausmacht, als den Kern des Menschen nicht betreffend festgestellt. Abschließend dürfen wir denn sagen, daß der Gesundheitsbegriff letztlich das darstellt, was Alt-China eine „falsche Bezeichnung“ hieß, von deren „Richtigstellung“ alles Heil abhängt (*SE 344 ff.*, *RM 21—24*, *AV II*). Gerade dort Vollkommenheit vom Standpunkt des Einzigen zu fordern, wo das Kollektive oder Nicht-Menschliche vorherrscht, wo aller Nachdruck auf Nicht- oder Überindividuellem ruht, bedeutet ganz einfach Widersinn. Die Gesundheit gehört zum Unpersönlichen, das dem Menschen zugehört.

.. Ist dem nun also, dann kann sich das Persönliche überhaupt nicht direkt in diesem Zusammenhang manifestieren, sondern einzig und allein in der Art, wie sich der Mensch zum Nicht-Ich in sich verhält. Hiermit wäre denn bestimmt, wie sich das Problem des persönlichen Lebens im Rahmen des Gesundheitsproblems praktisch stellt. Es stellt sich grundsätzlich nicht anders, wie im Rahmen des Schicksalsproblems (*SM, VI*). Und daraus folgt weiter: *amor fati* sollte die Grundhaltung aller Gesundheit und aller Krankheit gegenüber sein.

In den „Südamerikanischen Meditationen“ ist von anderer Seite her kommend und in anderer Hinsicht gezeigt worden, daß und inwiefern der Mensch, mit verschiedenen Schichten seines Wesens, zugleich Mineral, Pflanze, Kalt- und Warmblut ist, daß alles psychische Leben seinen Urgrund in der „Gana“ hat, deren Normen mit denen des Geists in keiner Hinsicht übereinstimmen, wo die Grenzen von Fressen und Gefressen-Werden verfließen und das, was der Geist als Übel oder böse

beurteilen muß, sich als Urcharakter des Urlebens offenbart, als welches ein Leben der Unterwelt ist. Ebendort ist gezeigt worden, daß das allermeiste Psychische noch Element der Erdsphäre ist, daß diese vom Standpunkt des persönlichen Selbstes durchaus dem Nicht-Ich zugehört, und daß das Selbstbewußtsein, seitdem der Geist ins Erdenreich einbrach, nur in ihm, dem Geiste, wurzelt. Näheres darüber lese man, als notwendige Ergänzung des hier Ausgeführten, in meinem Hauptwerk nach. Hier kommt für uns an erster Stelle in Betracht, was in den Meditationen nicht berücksichtigt wurde: nämlich daß sämtliche Schichten und Elemente des Menschenwesens, auch die, welche aller Geist-Norm entgegengesetzt, auch die, welche völlig unpersönlich sind, gleichwohl integrierende Bestandteile des Menschenwesens darstellen. Sowohl die spiritualistische wie die idealistische wie die vitalistische wie die materialistische Anthropologie ist falsch. Gerade das Grundsätzliche, welches jede von ihnen, welcher Abart sie immer angehöre, vertritt, ist unwahr: daß der Mensch, so wie er ist, aus einem Grundprinzip heraus verstanden werden könne. Die Problematik, welche den Menschen zum Menschen macht, rührt gerade daher, daß er wirklich einerseits ein Mikrokosmos ist, ein Spiegel der ganzen Vielfalt des Universums, andererseits ein Bestandteil dieses, welcher unabhängig vom Ganzen nicht verstanden werden kann, und daß er endlich eine „Beziehung“ darstellt zwischen Ich und Nicht-Ich, um welche Ebene immer es sich handle. Der Einzelne und Einzige kann sich einerseits nicht selbst genügen, ist andererseits aber auch nie aus Kollektivem zu erklären oder auf dieses zurückzuführen; und aus der Persönlichkeit, mit der allein sich der Mensch zutiefst identifizieren kann, „folgt“ wiederum nicht ihr vielfältiger psychophysischer Ausdruck. Dieser Beziehungscharakter des konkreten Menschen ist dessen letzte Instanz, ohne Vorurteil auf anderes nicht zurückzuführen; er ist nur insofern zu verstehen, als sich das Bewußtsein seiner eigenen inneren Gegebenheit unmittelbar innwerden kann. Doch gerade letzteres ist möglich. Und zwar ist es aus genau den gleichen Gründen möglich, aus denen der Mensch

seines eigenen Irrationalen innerwerden kann: weil er selbst nämlich unter anderem das rational nicht Faßbare ist.

An diesem Punkte können wir das postulierte Ideal integraler Offenbarung und allseitiger Erfüllung ohne weitere Erörterung soweit in den Tatsachen fundieren, als dies für das Gesundheitsproblem in Frage kommt. Nachweislich frommt es dem Menschen bis auf seltene Ausnahmetypen besonderer Physiologie nicht, ein der Erde Zugehöriges zu verleugnen oder verkümmern zu lassen. Und ebenso nachweislich ist es unmöglich, letzteres im Sinn von Geistforderungen wesentlich zu ändern: weder unterliegt es der Entscheidung, noch überhaupt dem Zugriff der Freiheit. Verdrängt der Mensch das Nicht-Geistige aus seinem Bewußtsein, so verliert er dabei, wird geringer, ärmer, dürftiger. Und auf die Dauer wird er allemal schlechter und böser, weil das Verdrängte doch da ist und nun im Dunkel des Unbewußten konspiriert. Noch mehr verliert er jedoch, wenn er, als Materialist oder Vitalist, den Geist in sich verdrängt. Jedes Bekenntnis zu einem Generalnennen des Menschenwesens aber macht ihn vor sich selbst zum Lügner, und alle Lebenslüge rächt sich organisch, als Gesundheitsstörung.

Hier wäre denn der Ort, eine kurze Betrachtung über die lebendige Bedeutung richtiger und falscher Vorstellung anzustellen. So wenig Vorstellung als solche die Wirklichkeit anders zu machen vermag, als sie von sich aus oder an und für sich ist, so sehr steht es, falls sie Vitalkräfte verkörpert, in ihrer Macht, die Beziehung zwischen Ich und Nicht-Ich real zu verschieben, indem sie das bestehende Gleichgewicht verändert. Von der möglichen Einwirkung auf das Nicht-Ich und auf nicht-psychisch-Menschliches wollen wir hier absehen. Worauf es im Rahmen des Gesundheitsproblem es ankommt, ist, daß jede Vorstellung eine besondere selbständige Wirklichkeit darstellt und daß jede neue Vorstellung vorherbestehende Wirklichkeiten gleicher Ordnung ersetzt oder überschichtet. Besteht nun eine selbstverständliche unmittelbare Beziehung zwischen zwei Kraftzentren, wie zwischen dem physischen Körper und seiner Außenwelt, dann kommt sie einer richtig angesetzten

Gleichung gleich. Vorstellung nun tritt allemal zwischen die ursprünglichen Komponenten. Fortan kommt alles darauf an, daß sie „richtig“ sei: entspricht sie sowohl dem realen Sosein des Subjekts wie dem des Objektes, dann stört sie die rechte Beziehung nicht, sie kann sie vielmehr intensivieren, oder aber eine neue rechte Beziehung schaffen, indem sie neue Seele- und Geist-geborene Kräfte richtig einsetzt. Hier wurzelt alle mögliche Macht des Menschen über die Natur. Entspricht hingegen die Vorstellung dem realen Sosein nicht, dann bedeutet das Dazwischentreten der Vorstellung Verdunkelung und Fälschung. Über das Nicht-Ich hat falsche Vorstellung keine Macht; keine nicht wirklichkeitsgemäße Theorie hat je die äußeren Naturvorgänge umgelenkt. Dagegen wirken Irrtum und Lüge verändernd und verbildend auf den Menschen zurück. Zunächst tritt falsche Vorstellung zwischen Subjekt und Objekt und bleibt als Scheidewand stehen; insofern sie falsch ist, ist sie nicht durchsichtig; sie verunmöglicht damit Tatsachen- und sinn-gerechte Erfahrung, wie solche Physis und unbewußte Psyche selbstverständlich kennen. Dann aber verändert sie die bildsame Psyche selbst, deren Körper aus Bildern und Zuständen besteht: so kann das geistige Selbst die äußere Wirklichkeit nicht mehr so wahrnehmen, wie dies der wahrhaftigen Beziehung zwischen Ich und Welt entspricht. Von dieser wichtigsten Ansicht aller nur möglichen Erkenntnistheorie gibt heute noch die indische Maya-Lehre das exakteste Bild. Nicht-Wissen, lehrt diese, verhindert Selbst-Realisierung; Wissen erlöst, insofern es den Schleier der Maya zerreißt. Das heißt: durch falsche Vorstellung wird der Mensch von seinem eigenen Selbst abgeschieden. Da sein normales Bewußtsein in der Sphäre der Vorstellungen zentriert ist, so kann er sein Wesen und seine Natur nicht erkennen, wenn er falsche Vorstellungen über sich selber hegt. Und eben damit ist er sich selbst gegenüber machtlos. Deswegen gilt es, alle Übersichtung abzutragen. Und um solch organische Übersichtung handelt es sich bei aller Lüge, allem Irrtum und jeglicher Illusion. Sind, demgegenüber, Selbst und Natur richtig erkannt, dann bedeutet die Vorstellung keine

Scheidewand, sondern ein Verbindungsglied oder eine Brücke. Dann macht sie einerseits die Bahn frei für die rechten Umwelteinflüsse, verkörpert sie andererseits das Mittel, dank welchem der Geist die Natur beeinflussen kann. An dieser Stelle wird einem die vitale Bedeutung von Wahrheit und Wahrhaftigkeit unabhängig von allen Geistforderungen klar: ein vorstellungsfähiges Wesen ist dann allein echt, wenn es in der Wahrheit und aus der Wahrheit heraus lebt. Mit jeder Unwahrheit und Unwahrhaftigkeit schließt es sich ab von seinen eigenen tiefsten Quellen und entmachtet sich zugleich gegenüber der Außenwelt.

Doch Lüge und Irrtum können noch viel Schlimmeres bedeuten: Geist und Seele sind schöpferisch, und haben falsche Vorstellungen auch über die Außenwelt keine Gewalt, so kann der Mensch sich selbst, der Vorstellung entsprechend, die er sich von selbst macht, umschaffen. Dieses besagt das von Coué am einfachsten formulierte Gesetz, daß das Unbewußte das, was ihm klar bewußte Vorstellung vorhält, unfehlbar ausführt. Nun beschäftigt die meisten wenigstens so intensiv wie ihre Gesundheit: also hat falsche Vorstellung auf keinem Gebiet mehr Gelegenheit, sich schöpferisch das heißt verbildend auszuwirken. Hier halten wir denn die wahrheitsgemäße Wurzel aller der Theorien, welche Krankheit irgendwie auf Irrtum oder falsches Denken zurückführen: zweifelsohne ist ein ungeheurer Teil menschlicher Gebrechen Vorstellungs-, das heißt Einbildungsbedingt. Mit welcher Behauptung aber durchaus nicht gesagt werden soll, daß diese Gebrechen unwirklich wären, sondern daß sie durch Einbildung real erschaffen worden sind.

An dieser Stelle können wir das richtige Gesamtbild des Menschen, soweit Verstehen es nachzeichnen kann, natürlich noch nicht geben. Deswegen lassen wir die meisten Rätsel, welche die Tatsache, daß der Mensch eine „Beziehung“ ist, mit voller Absicht bis auf weiteres ungelöst. Dafür können wir jetzt schon die Hauptkonsequenz aus dem Erkannten in bezug auf die beste praktische Einstellung gegenüber dem Gesundheits- und Krankheitsproblem ziehen. Der Mensch muß damit

auheben, oder aber sich dazu durchringen, daß er sich ganz, in seiner Totalität, so akzeptiert und anerkennt, wie er ist. Er muß dies grundsätzlich, in seiner allgemeinen Einstellung tun: demgegenüber ist es unwesentlich, ob er sich selbst ganz richtig und wirklich vollständig sieht oder nicht. Worauf es ankommt, ist die an sich selbst gestellte und nach bestem Vermögen erfüllte moralische Forderung, sich keinerlei Illusionen zu erlauben. Auf der heute vom Menschen erreichten Wachheitsstufe bedeutet jeder vermeidbare Irrtum Lüge und wirkt entsprechend schädigend auf ihn selbst zurück. Im übrigen aber ist Selbstbelügung seiner unwürdig geworden; der Geist sollte heute bei jedermann über die Ur-Angst (*SM, II*) genügend Herr geworden sein, um den Anblick der Wahrheit auszuhalten. Ringt sich der Mensch nun zu der skizzierten allgemeinen Haltung durch, dann äußert sich die erzielte Illusionslosigkeit nicht in der Stimmung traurigen Enttäuschtseins, sondern in der Serenität, welche der gefaßte tapfere Entschluß, Leben und Schicksal so auf sich zu nehmen und zu tragen, wie sie einem auferlegt sind, ganz von selbst gebiert. Dann ergibt sich eine rein positive Einstellung zum Leben, die ihren Ort oberhalb der Polarität „ja-nein“ hat. Dann wird der Mensch fähig zu allem, was ihm offenbar wird, ja zu sagen. Daraus aber ergibt sich zum erstenmal die Möglichkeit, das Leben durchaus zu verpersönlichen: Akzeptierung des Schicksals und rein positive Einstellung zu ihm bezeichnen nämlich den einen und einzigen Weg dazu, an sich Nicht-Persönliches in Persönliches umzuschaffen.

Wir wollen das Wesentliche, was hier zu sagen ist, durch eine paradox klingende These einführen, weil Paradoxa als Explosive wirken (*MS, 244*) und darum, wo sie einschlagen, Vorurteile unmittelbar sprengen: der Mensch trachte gegenüber seiner Seele und seinem Körper alle Forderungen des — Altruismus zu erfüllen. Dem persönlichen Geist-Wesen steht das ihm zugehörige Nicht-Ich nicht näher, sondern ferner, als fremdes Geist-Wesen. Jeder trägt am Verlust eines geliebten Menschen schwerer als an einer Amputation am eigenen Leib. Ist starker

körperlicher Schmerz schwerer auszuhalten als seelischer, so verwundet er andererseits das Persönlichkeitsbewußtsein überhaupt nicht. Für solche, welche ihr Zentrum wirklich im Geist haben, gibt es vieles, was sie ganz selbstverständlich höher schätzen als ihr Leben: Ehre, Glaube, Überzeugung, Aufgabe, Pflicht. Die bloße Tatsache, daß der Satz, das Leben ist der Güter höchstes nicht, eigentlich jedem unverbildeten Menschen einleuchtet, beweist, wie wenig sich ursprüngliches Selbstbewußtsein mit dem Nicht-Ich identifiziert: erst Reflexion verändert nachträglich die ursprüngliche Werteskala. Aus dem hier kurz zusammenfassend Ausgeführten ist nun wieder und wieder gefolgert worden, man habe hart und rauh mit dem Nicht-Ich umzugehen. Diese Folgerung ist genau so falsch, wie die des puritanischen Moralisten, welcher den, der dem Sittengesetz nicht ganz Genüge tut, verfolgt und ihn durch Strafe zu bessern unternimmt: hier wie dort kann nur Liebe heilen und Heil bringen. Jesus predigte Sym-pathie mit dem Sünder, weil er zweierlei erkannte: erstens, daß kein Mensch wirklich vereinzelt dasteht, so daß jeder, ob er es wisse oder nicht, tatsächlich mit teil hat und mit trägt und mit schuld ist an allem Übel wie an allem Guten; zweitens, daß es diesen zunächst unpersönlichen Tatbestand durch Hinaufhebung ins Bewußtsein und durch Gefühlsbetonung zu verpersönlichen gilt. Erst wenn die Person für sich anerkennt und damit als sich persönlich zugehörig erlebt, was sonst außerhalb des Erlebniskreises verbliebe, ist nämlich ein Kontakt geschaffen von Seele zu Seele und von Geist zu Geist; und erst nachdem solcher Kontakt besteht, kann ein Geist dem anderen Geist, eine Seele der anderen Seele helfen. Denn wer das Sanktum fremder Persönlichkeit nicht anerkennt, wird von ihr nimmer in dieses zugelassen — hier aber entscheidet persönliche Freiheit letztinstanzlich. — Nun, im formal genau gleichen Sinne kann nur Sym-pathie das rechte Verhältnis herstellen zwischen dem Kern des Menschen und seinem Schicksal im weitesten Verstand, zu dem an erster Stelle seine Leiblichkeit gehört. Einzig und allein eine gleiche Generosität, wie man sie einem lieben Freunde gegenüber übt, welchen man

klar als denjenigen erkennt, welcher er ist, und mitsamt allen seinen Schwächen liebt, vermag nicht allein das Fatum, das der Körper darstellt, erträglich zu machen, sondern auch zu dessen Überwindung zu führen.

Es ist eines der merkwürdigsten Phänomene der Geschichte, daß immer wieder Generosität gegen andere gepredigt worden ist, aber kaum je, daß ich wüßte, Generosität gegen sich selbst. Und doch ist die zweite ohne die erste niemals echt, denn jeder, wie er sich auch stelle, ist nun einmal sich selbst der Nächste. Das Mißverständnis hängt wohl damit zusammen, daß die Elementarneigung aller Menschen, andere zu verurteilen, eine tief verwurzelte Tradition von Vorurteilen geschaffen hat, welche es schwer macht, zwischen Ichsucht, self-indulgence und Generosität zu unterscheiden; so muß jeder „anstandshalber“ so tun, als hasse oder verachte er sich oder nehme zum mindesten sich selbst weniger ernst als andere. Im nächsten Kapitel werden wir sehen, wie schauerliche Folgen solcher Generositätsmangel auf moralischem Gebiete zeitigt. Was nun dasjenige der Gesundheit betrifft, so liegen die Dinge so, daß nur Generosität sich selbst gegenüber es dem Menschen überhaupt innerlich möglich macht, die Tatsache zu ertragen, daß an den körperlichen Vorgängen so vieles unvollkommen und häßlich ist, daß schon der Zustand, welchen der Geist als Mindestnorm fordert, seltene Ausnahme ist, und daß es, genau genommen, so etwas wie Gesundheit überhaupt nicht gibt. Überdies ermöglicht nur solche Generosität, dem Gesundheits-Ideal soweit als angängig nahezukommen. Solange der Mensch sein Körperliches im mindesten verurteilt, entzieht er ihm die Vitalisierung, welche positive Aufmerksamkeit einleitet; solange merkt er auch nicht, wessen er zum Wohlsein bedarf. Man gedenke nur der typischen verkümmerten und früh alternden Leiber „hochgebildeter“ Menschen des 19. Jahrhunderts im Vergleich mit den heute typischen: es ist die Bejahung des Körpers, welche die neue Schönheit schafft. Dies aber geschieht folgendermaßen. Sobald ein Mensch sich freundlich ganz als den annimmt und anerkennt, der er tatsächlich ist, ohne irgend etwas verbessern zu wollen, bevor er ver-

standen hat, öffnet er sich dem Nicht-Ich und schafft ein Band der Sympathie, welches den Ur-Zusammenhang des Menschenwesens ins Bewußtsein hebt — jenen Zusammenhang, zu dessen integrierenden Bestandteilen Geist, Seele, Verstand, Gefühle, Empfindungen, Fleisch, Gana, Reptilität, Mineralität usw. und letztlich die ganze Welt gehören. Damit werden alle Verdrängungen aufgehoben, oder wenigstens deren Hauptursache wird damit behoben, und aus gleichgültigem Nebeneinander- oder gar Gegeneinanderstehen wird harmonisches Zusammenwirken. Nunmehr ist es für jeden ein leichtes, oder sollte es wenigstens sein, die Formel des besonderen Rhythmus und Zusammenklangs zu finden, die seinem persönlichen Gleichgewichtsmangel entspricht. Hat sich aber einer einmal entschlossen zu ihm bekannt, dann ist zugleich die elementarste und allgemeinste Ursache alles „Rechtens mit dem Schicksal“ aufgehoben. An dieser Stelle und von ihr her erfaßt man wohl am besten, eine wie ungeheure seelische und geistige Bedeutung der Körper haben kann. Eins der sichersten Ergebnisse der modernen Seelenforschung ist die Entdeckung der Individualpsychologie, daß ein sehr großer Prozentsatz alles Minderwertigkeitsgefühls auf Organminderwertigkeit beruht. Sicher bedeutet auch Leiden an der eigenen Häßlichkeit — und dies zwar genau so bei Männern wie bei Frauen — eine wesentliche Ursache seelisch-geistiger Verbildung. Erst wo der Mensch sich selbst genau so generös akzeptiert, wie er ist, wie dies das Christentum dem Nächsten gegenüber fordert, entsteht Einklang, der sich dann unweigerlich auch äußerlich kundtut. Wirklich schöne Seelen wirken dank dem verklärten Ausdruck ihrer Züge immer auch körperlich schön. Doch bei diesem harmonisch-kontrapunktischen Einklang handelt es sich, noch einmal, allemal um eine strikt persönliche Gleichung. Jenseits der Mineralität und untersten Animalität gibt es keine allgemeingültigen Formeln und Normen. Und ebensowenig gibt es allgemeingültige Ideale. Das berühmte *mens sana in corpore sano* gilt nur für das primitive Gleichgewicht des schlaun Bauern, welcher der echte Römer zu sein nie aufhörte. Jeder höhere Zustand hat übernormale

Beeindruck- und Ergreifbarkeit zur Voraussetzung, dementsprechend Labilität und insofern Gefährdetheit. Jede Bedeutungssteigerung des Seelischen im Gesamtzusammenhang nimmt dem Körperlichen etwas von seiner Robustheit. Und je mehr Geist das Leben durchdringt, desto schärfer manifestiert sich die Spannung zwischen seinen Normen und denen der Gana. Dies bedeutet aber nicht, daß ein durchgeistigtes Wesen deshalb notwendig weniger „gesund“ wäre: seine spezifische „Gesundheit“ ist anderer, komplizierterer Art. Und sicherlich ist die Labilität des Geistbestimmten vom Standpunkt schlechthin aller Ideale der Schwebeweglichkeit des Tölpels vorzuziehen — ganz abgesehen davon, daß, wie wir sahen, gerade seine Zartheit und Sensibilität den waffenlos geborenen Menschen allen anderen Organismen hat überlegen werden lassen. Es ist ebenso widersinnig, den Muskelmenschen über den Nervenmenschen zu stellen, wie die Instinktsicherheit über die Vergeistigung. Was auf der Stufe des Menschen dem tierischen Instinkt entspricht, als welcher dem Menschen selbst auf unterster Entwicklungsstufe so sehr fehlt, daß er, auf seine Instinkte angewiesen, längst ausgestorben wäre, ist die Intuition — der Intuitive aber stellt eine Stufe ober-, nicht unterhalb des Intellektualisierten dar.

Was wir hier ausführten, stellt grundsätzlich die Innenansicht des gleichen dar, wovon die Konstitutionslehre die Außenansicht zu bestimmen sucht. Aber diese Innenansicht ist die ungleich wichtigere. Von außen her ist nämlich nur Allgemeingültiges, weil unbegrenzt Wiederholbares, sicher festzustellen, alles Persönliche aber ist einmalig. Selbstverständlich kann auch ein anderer als man selbst dieses Einmalige fassen: hierin liegt das Charisma des großen Arztes. Doch das für das persönliche Leben entscheidend Wichtige ist gerade, daß man es selber faßt. Solange man sein Sein im allermindesten auf Objektives heftet, auf allgemeinbestimmbare Krankheit, allgemeingültige Kuren usw., bleibt die Einstellung sich selbst gegenüber eine oberflächliche. Denn so lange denkt man nicht eigentlich an seine Gesundheit, sein Schicksal, sein Leben. Solang akzeptiert man

sich nicht ganz so, wie man ist, solange bezieht man nicht die ganze Natur und nicht die ganze Welt, die zu einem gehört, in sich hinein. Nun bedeutet die Einstellung zur eigenen Gesundheit den Angelpunkt alles persönlichen Lebens. Deswegen begann ich mit ihm das Buch über dessen Gesamtproblem. Wer hier echte „Nächstenliebe“ zu üben gelernt hat, der wird sie auf allen Gebieten und allen gegenüber zu üben wissen.

Hier ist nicht der Ort, speziell Medizinisches und Therapeutisches zu behandeln (*VJ, 1 und W, II, 3 und 4*). Doch sei zur Einführung des Weiteren wenigstens schlagwortartig darauf hingewiesen, wie sehr jede Gesundheit eine strikt persönliche Gleichung darstellt. Die vom Heilstandpunkt wohl wichtigste Eigenschaft körperlichen Lebens besteht in dessen Fähigkeit, den Organismus gegen Schädigendes zu immunisieren. Diese nun scheint in ihren Möglichkeiten nahezu grenzenlos. Was König Mithridates zum entsetzten Staunen der Römer leistete, wird heute von Personen, die sich durch Gewöhnung gegen jedes Schlangengift immunisiert haben, weit übertroffen. Überdies beruht jeder Zustand, welchen wir höher heißen, auf Immunität gegenüber dem, was niederen Gift ist. Chinesen bringen es fertig, durch Kochsalzgenuß Selbstmord zu üben: darin liegt gewiß kein Argument für salzlose Kost. Sterben Primitive so leicht an Alkohol, so spricht das an sich nicht gegen dieses Anregungsmittel, sondern gegen die Widerstandskraft der Primitive. Auch Denken wirkt auf viele als Gift. Im übrigen ist jedes Gift ambivalent: in bestimmten Dosen wirkt jedes lebenssteigernd, nicht -gefährdend. Alles Gerede über absolut gute und absolut schlechte Gewohnheiten ist endgültig als Unsinn erledigt, seitdem Ludwig Flügge gezeigt hat,¹ daß die schwierigste Immunisierung die gegen Wohlleben ist; deswegen sterben sozial schnell aufgestiegene Geschlechter so sehr schnell aus; deswegen sind die ältest-kultivierten, so in Europa die der regierenden Fürsten, soweit sie nicht erbkrank sind, die gesund-

¹ Ludwig Flügge, *Die rassenbiologische Bedeutung des sozialen Aufstiegens und das Problem der immunisierten Familien* (Göttingen 1925, Vandenhoeck & Rupprecht).

heitlich zähesten. Nie noch gab es menschliche Hochkultur auf Erden auf der Grundlage von Affen- oder Papageiendiät, als welche die von Bircher-Benner und seinesgleichen wohl ohne Unbilligkeit bezeichnet werden darf. Beinahe alle sind in klimatisch oder sonst irgendwie ungünstigen und deshalb an die Eigenkräfte des Organismus hohe Anforderungen stellenden Regionen aufgeblüht. Kann nämlich das Lebendige einerseits gegen Schädigung immun werden, so bedarf es andererseits, je höhere Leistung es vollbringen soll, desto mehr der Anregung. Diese eine Erwägung erledigt jede Theorie, welche Reizmittel verpönt. Das elementarste Reizmittel ist die Gefahr. Das zweit-sicherste bedeutet die Schwierigkeit; deren Verarbeitung zu einer bewußt geübten Technik heißt man Askese. Aber in genau gleichem Sinne ist grundsätzlich auch nichts gegen Alkohol und Tabak zu sagen. Es war eine wahrhaft providentielle Begebenheit, daß Noah gerade, da die Krisenzeit der Sintflut hereinbrach, entdeckte, daß und wie aus Trauben Wein zu keltern ist. Vom Standpunkt höheren Lebens läßt sich viel mehr gegen den nüchternen Alltag sagen als gegen den Rausch. Die Entstehung eines höheren Zustands hat allemal zur Voraussetzung, daß die Fixierungen niederer sich lösen. So dürfen wir in diesem Zusammenhang abschließend behaupten: gilt es ein höheres Leben zu leben, dann ist alles das gut, und sei es an sich ein Gift, was die Lebensgeister anregt und steigert, alles jedoch schlecht, was herabmindert oder unfrei macht.

Hieraus ergibt sich denn mit abschließender Klarheit, daß das, was gesund und Gesundheit ist, sobald man die Frage auf anderer als der allerelementarsten Ebene stellt, nur in Funktion einer strikt persönlichen Gleichung bestimmt werden kann. Vielleicht darf ich hier, anstatt viele verschiedene Beispiele aneinanderzureihen, ein klein wenig aus meinem Leben erzählen. Die Mehrheit meiner Vorfahren hat kaum je Gemüse gegessen; und ich für meine Person bin der Ansicht, daß der Welt-schöpfer indisponiert war an dem Tag, da er diese Art Nahrung erschuf, denn es gibt kein Gemüse, welches mir wirklich mündete. Nichtsdestoweniger ließ ich mich, als eine Streptokokken-

infektion gar nicht weichen wollte, von einem Arzte überzeugen, es mit der Gerson-Diät zu versuchen, das heißt mit völlig fleisch- und salzloser Kost; seine Überlegung, die mich verführte, war die, daß die gleichen Mikroben, die sich in meinem fleischfressenden Leibe wohlfühlten, denselben vielleicht perhorreszieren und fluchtartig verlassen würden, wenn er sich in einen vegetarischen verwandelte. Nach zwei Monaten genauester Befolgung dieser Diät fühlte ich meine Vitalität zum erstenmal in meinem Leben herabgemindert; ich befand mich in ernsterer Lebensgefahr als je vorher, denn so anfällig ich bin, meine Vitalität hilft mir wieder und wieder über jede Infektion hinweg, und die Vitalität, jene schwer näher zu bestimmende Kraft, welche Verschwendung fordert und mit ihr wächst, welche übermütig jedes gegebene organische Gleichgewicht zerstört, weil sie des gewiß ist, jederzeit ein neues schaffen zu können, und der gegenüber die Unfähigkeit zum Kranksein wie Geiz wirkt, ist die eigentliche Lebensbasis jedes Schöpferischen. Beinahe ein halbes Jahr verging, ehe ich die nachteiligen Folgen jener Kur überstanden hatte. Nikotin schadet mir, denn es regt mein Zirkulationssystem auf eine Weise an, die den Gesamtrhythmus beeinträchtigt. Ähnliches gilt von jeder körperlichen Betätigung bis auf Reiten und Wandern; ich sage Ähnliches, weil physische Anstrengung meine Körperkräfte nicht stählt, sondern sie aus dem Gleichgewicht bringt, so muskelstark und ausdauernd ich im übrigen sei. Dagegen habe ich noch nie geistige Übermüdung gekannt. Reichhaltigster Alkohol- und Kaffeegenuß schadet mir nicht — im Falle des letzteren natürlich nur dann nicht, wenn er nicht koffeinfrei ist; das Koffein ist das Förderlichste am ganzen Kaffee, und seine Verbannung gibt den verdauungsschädlichen Ingredienzien die Oberhand — im Gegenteil, während jeglicher längere Verkehr mit in tieferer Hinsicht mir nur inkompatiblen oder auch mit mich allzusehr langweilenden Menschen wie ein richtiges Gift auf mich wirkt. Jede lange nicht unterbrochene Lebensroutine, und dies zwar desto mehr, je näher sie dem Ideal eines „gesunden Lebenswandels“ kommt, entspannt meinen Organismus und läßt ihn altern;

nur ein gehöriger Exzeß kann ihn alsdann wieder auf seine normale Höhe bringen. Überhaupt halte ich in meinem Fall eine bestimmte Dosierung von Exzessen für die einzige Routine, welche ich durchhalten darf. Das gilt natürlich auch auf psychischem Gebiet. Wie viele Stunden erhöhter Fruchtbarkeit verdanke ich — Wutanfällen, die man bekanntlich nie haben soll, schon gar nicht, wenn man Philosoph ist! Solche Durchschüttelung und Durchrüttelung des ganzen Organismus bringt bei mir das Unbewußte am schnellsten an die Oberfläche und in Aktion. Sodaß ich mir, wo ich das Gefühl habe, produzieren zu können, oft willkürlich Anlaß zum Ärger schaffe, falls gerade keiner vorliegt. Für das Lebenswichtigste halte ich die Abwechslung, auch im Fall von Medikamenten; was letztere betrifft, so stellt sich bei mir spezifische Immunität dermaßen schnell ein, daß jedes bald unwirksam wird; im übrigen aber hat langjährige Erfahrung mir bewiesen, daß jede unerwartete Veränderung, zumal wenn sie eine richtige Überraschung darstellt, auf den Körper ähnlich wirkt wie eine starke Anregung auf Seele und Geist. Dieser Umstand erklärt, weshalb so viele verschiedene und entgegengesetzte Kuren wirksam sind und warum die Popularität dieser oder jener so sehr von der Mode abhängt: deren Rhythmus ist allemal physiologisch, ja kosmisch wohlbegründet, denn das Gleichgewicht aller Kräfte im Weltall verschiebt sich, noch so infinitesimal, von Jahr zu Jahr, und das löst allemal unwillkürliche Umstellung auch im Menschen aus. Jede Gefahr, jede Aufregung, jede Gemütsbewegung wirkt auf mich auf die Dauer lebenssteigernd; ich bin insofern der lebendige Gegenbeweis zur Ärztebehauptung, daß alles „Ungesunde“ vermieden werden soll. Sterben werde ich bestimmt zu meiner Stunde, und diese hängt von keinerlei Normalisierung ab. Grundsätzlich gilt diese von jedem, nur wechselt die Bedeutung des rein Persönlichen mit dessen spezifischem Gewicht. Sehr wenig individualisierte Menschen sind innerlich nur Objekte der Umwelt, oder aber Vertreter ihrer Rasse. In letzterem Zusammenhang ist die Todesstunde dadurch bedingt, ob sie Träger von Langlebiger oder Kurzlebigkeitsgenen sind. Doch je geistiger ein Mensch,

desto mehr gilt Theophile Gautiers Behauptung „il n'y a que les bourgeois qui crevassent“, das heißt nur Philister gehen unabhängig davon ein, welche geistige Bedeutung ihrem Tod und ihrer Todesstunde eignet. Kein geistbestimmter Mensch „will“ länger leben, als dem spezifischen Sinne seines Daseins entspricht; keiner wird aber auch an Zufällen sterben, die seinem persönlichen Schicksal nicht entsprechen. Wie sehr das der Fall ist, beweisen des Astrologen K. E. Krafft statistische Untersuchungen: sogar im Kriege fallen nur ausnahmsweise Menschen, deren Horoskop dies gar nicht vorsieht;¹ wer länger leben soll, wird beinahe immer „wie durch ein Wunder“ gerettet. Heute glaube ich überhaupt nicht mehr an allgemeine Gesundheitsregeln, sobald es sich um einigermaßen begabte Menschen handelt. So glaube ich auch nicht an das heute besonders mächtige Vorurteil zugunsten größtmöglicher Ertüchtigung. Die Eingeborenen Kamtschatkas halten Beispiellooses an Kälte und Entbehrung aus: doch sie vermögen nur noch dies. So können Neger allein in den Tropen „wie Neger“ arbeiten: sie sind dafür geistig über einen früh erreichten, sehr niedrig gelegenen Punkt hinaus entwicklungsunfähig. Freilich gibt es auch geistbedingte Ertüchtigung; solche trifft man am ausgebildetsten unter den Yogis von Tibet.² Diese bringen es fertig, durch Konzentration der psychischen Energien ihren Körper so warm zu erhalten, daß sie nackt während des ganzen Jahrs auf sechstausend Meter

¹ Von Kraffts bisher nur verstreut und fragmenthaft veröffentlichten Ergebnissen und Anschauungen findet man relativ am meisten in seiner *Astro-Physiologie, über gesetzmäßige Beziehungen zwischen dem Gestirnstand zur Geburtszeit, der Bewegung der Gestirne und dem Ablauf der Lebensvorgänge im menschlichen Körper* (Leipzig 1928), seiner *Astro-Bionomie, Eigenart, Ziele und Grenzen erfahrungswissenschaftlicher Erforschung der Beziehungen zwischen den Gestirnen und irdischen Lebenserscheinungen* (Jahrbuch für kosmo-biologische Forschung, Band I, Augsburg 1928). Am allgemeinsten und eingehendsten zugleich führt in die Krafftschen Forschungen sein Buch *Typokosmie, über Urbilder und Sinnzeichen, vom Walten des Sprachgeistes* (Düsseldorf 1934, Verlag der Zenit [Dr. H. Korsch]) ein.

² Man lese hierüber die wissenschaftlich absolut ernstzunehmenden Beschreibungen der Ergebnisse tibetanischer Yoga von Alexandra David-Neel nach.

hohen Schneebergen leben können; sie vermögen auch im Trancezustande tagelang, ohne zu ermüden, als Läufer mit Pferden zu wetteifern. Aber erstens sind wenige Europäer zu solcher Übung fähig, und zweitens können, meine ich, geistige Fähigkeiten nutzbringender verwendet werden.

Absichtlich unterbrach ich den Lauf ernster Betrachtungen durch diesen leichter getönten Exkurs, weil wir nunmehr die Forderung der Generosität gegen sich selbst in einer neuen Hinsicht präzisieren müssen: nie darf die Gesundheit todernst genommen werden; nur freundlich ironische Haltung macht alle schöpferischen Energien frei und schafft zugleich ein wirklich haltbares Band zwischen Selbst und Nicht-Ich. Bei der ungeheuren vitalisierenden Kraft, die in der Betonung durch Aufmerksamkeit liegt, wirkt nämlich jede falsche Betonung, von Überbetonung zu schweigen, gleichgewichts-zerstörend. Gesundheit ist nun tatsächlich niemals „die Hauptsache“, wie solches leider soviele Eltern und Erzieher der ihnen anvertrauten Jugend suggerieren. Wer letzteres behauptet, den widerlegt die bloße Existenz des Todes. Im übrigen macht erst die gerügte Einstellung unvermeidliches Leiden völlig unerträglich. Erschreckend viele Menschen müssen Entsetzliches an Leiden und an Schmerz erdulden. Doch das eine, was gerade nicht hilft und frommt dabei, ist das Schwernehmen, und das Einzige, was wirklich erleichtert, ist Absehen von der Krankheit. Es ist widersinnig, mit Postulaten des Geistes an den Körper heranzutreten und diesen nicht so hinzunehmen, wie er ist. Und zwar gilt dies nicht allein hinsichtlich besseren Ertragens von Schmerz und Leid: es gilt vor allem deshalb, weil Krankheit eines der wirksamsten Reizmittel ist. Heute steht wissenschaftlich fest, daß viele große Begabungen durch Infektionskrankheit zwar nicht geschaffen, wohl aber dank ihr erst zu der Höchstentwicklung gelangt sind, welche die Nachwelt bewundert. Hier mündet denn die Erkenntnis, daß das Leben zur Intensivierung und Höherentwicklung der Reize bedarf, in die bereits ausführlich dargelegte allgemeine und tiefere ein, daß der Mensch ein wesentlich komplexes, viel-

schichtiges und vielfaches Wesen ist, dessen Zurückbeziehung auf einen Generalnenner in keinem Fall gelingt. Wie die Außenwelt dem Organismus gegenüber Lebensmittel und Reaktiv zugleich ist, so ist es in vieler Hinsicht der Körper der Seele, sind es beide dem Geiste gegenüber. Und gerade darin liegt in bezug auf das unvermeidliche Leiden der größte Trost. Wenige allzugeseunde Menschen haben ihre ganze Vitalität zur Geltung gebracht, wenige das D tachment, die Serenität erreicht, die, nachdem einmal der Auflösungsprozeß des Körpers angehoben hat, die einzige Gewähr inneren Glückes ist. Die besondere Haltung, in welcher das einzige Dauer-Heil liegt, bedeutet aber in allen F llen und in all ihren Ausdrucksformen letztlich dies: daß der Mensch das an sich Nicht-Persönliche als solches erkennt und anerkennt und dann durch Beziehung auf den persönlichen Kern rein und ausschließlich persönlich macht.

An dieser Stelle wird denn klar, daß es in hohem Maße zu begr en ist, daß psychische und geistige Heilmethoden immer mehr an Ansehen gewinnen. Nicht, daß die menschliche Mineralität im allgemeinen nicht am besten mit Chemikalien in Ordnung zu bringen wäre, und der Körper mittels somatischer Behandlung: worauf es ankommt, ist, daß der Nachdruck grundsätzlich immer mehr auf das Subjektive hin berverlegt wird. Unter allen Umständen liegt er *de facto* auf dem Subjektiven: das beweist die bloße Tatsache, daß Ärzte notwendig sind, und in qualitativer Hinsicht deren durch ihre Erfolge bewiesene Rangordnung. Der Arzt heilt allemal als Subjekt, welcher äußerliche Mittel nur anwendet, und leistet einer sehr viel mehr als andere, bis zu der Grenze echter Wunderkur, so liegt das eben am Rangunterschiede zwischen den Subjekten. Aber hier ist es uns nicht um Heilkunde zu tun, sondern um Steigerung und Vertiefung des persönlichen Lebens. Da ist denn klar, daß jeder als Ziel verfolgen muß, zu seiner Körperlichkeit eine solche Haltung zu gewinnen, wie es den großen Arzt fremden Körpern gegenüber kennzeichnet: eine verstehende, liebende, heilenwollende, aber wesentlich darüberstehende. Dieses Ziel ist erreichbar, weil das Selbst tatsächlich

mit dem Körper nicht zusammenfällt. Es gilt aber gerade die Haltung des Arztes sich selbst gegenüber zu gewinnen, weil nur diese eine durchaus bejahende ist. Wer immer sich in anderer Form über seine Gebrechen erhebt, der scheidet sich gewaltsam von Teilen seines Wesens ab und verliert damit an Persönlichkeit, anstatt zu gewinnen.

Gesundheit gehört an sich zum Unpersönlichen, welches dem Menschenwesen anhaftet; dieses gilt es zu Persönlichem zu machen. Die Frage liegt genau ebenso, wie beim Schicksalsproblem im allgemeinen, allwo es das, was einem rein von außen her zuzufallen scheint, durch persönliches Aufsichnehmen für sich zu erobern gilt. Erfassen wir nun aber das Problem in seiner letzten Tiefe, dann erkennen wir, daß es auch hier heißt: „werde, der du bist“ Freilich ist Schicksalserfüllung Aufgabe. Andererseits jedoch gehört bestimmtes Geschick zu jedem organisch (*SM, V, PK, XI*). Denn jeder ist integrierender Bestandteil des Gesamtweltprozesses.

Die Erfüllung der Aufgabe, einerseits Nicht-Persönliches als solches zu erkennen, andererseits anzuerkennen, daß solches unablässig mit zum persönlichen Leben gehört, und endlich beide durch einen Akt schöpferischer Initiative zu verschmelzen, fällt gerade im Falle der Gesundheit nicht leicht. Aber gerade hier muß sie versucht werden, denn das Gesundheitsproblem bezeichnet recht eigentlich den Indifferenzpunkt zwischen schlechthin Äußerlichem und ausschließlich Innerlichem. Wer hier die Sondermöglichkeiten, die ihm als Menschenwesen eignen, nicht behauptet und nutzt, dem wird es schwer irgendwo gelingen. Bringen wir uns, zum Abschluß, diese Wahrheit auf dem Gebiete der Moralität zum Bewußtsein.

Moralität bedeutet ursprünglich nie anderes und nie mehr als organische Form und Ordnung (*A, II, 8, W, II, 8*). Es gibt weder unmoralische Pflanzen noch unmoralische Tiere: in deren Fall sorgt Mutter Natur für die Erhaltung des erforderlichen inneren und äußeren Gleichgewichts. Beim Menschen muß dessen Initiative vollenden, was jene nur ange-

fangen hat. Daher die größere Unsicherheit der menschlichen gegenüber der tierischen Existenz und deren größere innere Gefährdetheit. Denn starre Moralen, die natürlich stärker stützen als elastische, frommen nur dort, wo Intelligenz und Beweglichkeit gering sind gegenüber Routine und Instinkt. Je größer die Rolle des freibestimmenden Geistes, desto biegsamer und loser muß das Gefüge der inneren Bindungen werden, damit es dem Leben Halt gebe, ohne es zu ersticken, und das will sagen: desto mehr manifestiert sich auf diesem Gebiet der wesentliche Gleichgewichtsmangel alles Lebens. So erscheint der Mensch auch auf moralischem Gebiete desto mehr als „das kranke Tier“, je mehr er zum Menschen wird. Für sein persönliches Bewußtsein krank aber wird er erst auf der Stufe des Einbruchs des Geists (*SM, XI*), wo dieser in ihm zu bestimmen beginnt; die Erinnerung an diesen kritischen Punkt perpetuiert der Mythos vom Sündenfall. Denn von dieser Stufe an ist es dem Menschen unmöglich, als tierisch normal lebendes Wesen zugleich gutes Gewissen zu haben: die Normen des Geistes, die er fortan allein als für sich letztlich bindend innerlich anerkennt, widerstreiten den Normen der Gana. So mußte das menschliche Bewußtsein zu dem werden und das bleiben, was Hegel das „unglückliche Bewußtsein“ hieß; nur Betäubung oder Fesselung durch starres Vorurteil konnte das Denken seither an der Feststellung des wahren Zustandes hindern. So mußte es bleiben, bis daß der Differenzierungs- und Vertiefungsprozeß soweit gediehen und bis der Geist zu solcher Standhaftigkeit erstarkt war, daß Realisierung der Vielschichtigkeit des Menschenwesens möglich wurde. Dies ist erst jetzt der Fall. Von nun an, doch erst von nun an ist das „unglückliche Bewußtsein“ nicht mehr Fatum.

Heute können wir, um gleich mit dem Wichtigsten zu beginnen, wissen, daß es verfehlt ist, moralische und spirituelle Forderungen zu verquicken. Moralität bedeutet nur Form und Ordnung im Sinne von Gesundheit auf besonderer Ebene. Deren Normen haben mit Geistforderungen von Hause aus gar nichts zu tun; sie bestimmen ausschließlich die jeweils be-

währten oder als bewährt geltenden Wege der sozialen, und an zweiter Stelle und in bezug auf jene, der individuellen Hygiene. Sie sind niemals im absoluten Verstande weder gut noch böse; sie geben nur dem Leben im Zusammenhang entweder Halt, oder aber sie tun es nicht. Daß Moral trotzdem in beinahe allen Fällen spirituelle Ethik mitverkörpert (dies gilt sogar von der Verbrecher- und Räuberethik), liegt daran, daß der Geist eben auch integrierender Bestandteil jedes Menschen ist. Hieraus folgt, daß es nicht allein ein Jenseits von Gut und Böse in metaphysischem Verstand, sondern auch ein Diesseits desselben gibt. Hieraus folgt weiter, daß, wenn der Zusammenhang des Lebens sich ändert, auch die Moralen sich ändern müssen. Hieraus folgt im ganzen die schon vorweggenommene Grundeinsicht, daß das Problem der Moral nicht anders gestellt, gelöst und beurteilt werden darf, wie dasjenige der Gesundheit. Geistige Problematik greift hier ursprünglich überhaupt nicht ein.

Von hier aus erst erfaßt man den ganzen wahren Sinn der christlichen Carität, welche den Nächsten, so sündig er immer sei, zu verurteilen verbietet: an erster Stelle muß jeder selbstverständlich jedermann, den er überhaupt als Person gelten läßt, die spezifische Form und Ordnung zuerkennen, deren er zu seinem Dasein bedarf. Schon Jesus lehnte es implicite ab, die Begriffe von unmoralisch und geistlich verwerflich zu vermengen. Doch heute dürfen und müssen wir sehr viel schärfer unterscheiden. Grundsätzlich nie ist damit ein ethisches Urteil im metaphysischen Verstande gefällt, daß eine Lebensform als unmoralisch erklärt wird. Ganz klar wird einem das, wenn man erwägt, daß, wenn der Künstler, welcher außerhalb des Rahmens bürgerlicher Sitte lebt, für unmoralisch erklärt wird, gleiches erst recht vom Asketen und vom Heiligen gelten sollte. Tatsächlich ist der Asket, der sich von allen natürlichen Pflichten lossagt, viel unmoralischer noch als der leichtlebige Künstler. Und was sollen wir erst zu Jesus sagen, der seine Mutter verleugnete, von Buddha, der seine junge Frau verließ, oder vom späteren heiligen Franz, insofern er seinem Vater

Unehre machte? In Wahrheit handelt es sich bei der besonderen Moral oder Unmoral der Heiligen und der Künstler an erster Stelle um nichts anderes, als eine spezifische Form von „Gesundheit“ Wieweit diese sozial tragbar ist, kann nur die Sozietät, und diese wiederum einzig und allein nach dem Maßstab sozialer Nützlichkeit beurteilen.

Die soziale Frage geht uns hier nichts an. Doch wir mußten obige kurze Betrachtungen anstellen, um das Problem der Moralität und der Moral für das persönliche Leben richtig einzustellen. Auch hier gilt es an erster Stelle generös gegen sich selbst zu sein, sich so zu nehmen und anzuerkennen, wie man tatsächlich ist. Auch hier gilt es, mittels eines Bandes der Sympathie mit dem persönlichen Bewußtsein das zu verknüpfen, was an sich nicht notwendig mit ihm zusammenhängt. Doch auch hier gilt es dabei, die Dinge im Zusammenhange so zu sehen und zu erleben, wie sie tatsächlich sind und jedes an seiner Stelle gelten zu lassen. Die Gesundheitsforderung verbietet auch im persönlichen Leben, Moralisches und Spirituelles zu verwechseln. Eben deshalb verbietet sie andererseits, was immer zum Problem der Form und Ordnung des Lebens gehört, nicht als moralische Frage anzusehen. Hierzu gehören an erster Stelle die Äußerungen des Geschlechtslebens. Gerade hier freilich halten sehr viele, wenn nicht die meisten überkommenen Wertungen gereifter Kritik nicht stand, weil sie eben von der falschen Voraussetzung einer notwendigen Verknüpfung des Moralischen mit dem Spirituellen ausgehen. Ebenso gewiß kommt der Onanist nicht in die Hölle, wie er nicht notwendig durch seine Betätigung seinen Leib zerstört. Sicher ist gleichgeschlechtliche Liebe kein Verbrechen, sondern Ausdruck einer Sonderphysiologie, die wohl vom Ganzen her als relativ harmlos beurteilt werden muß, da sie noch nie zur Geburt minderwertiger Volksgenossen geführt und dort allein die Lebenden ernstlich geschädigt hat, wo sie mit falschen Vorstellungen verknüpft und von seelischen Verführer-Naturen ausgebeutet wird (hiervon mehr im Ehe-Kapitel). Freilich haben die Hellenen das mögliche Positive der Homo-

erotik überschätzt. Nichtsdestoweniger hat sie diesem Volke wenig geschadet, da deren Idee bei ihm mit derjenigen der Schönheit und Vervollkommnung verknüpft war und sie den Griechen niemals von der Pflicht entband, sich fortzupflanzen. Ähnlich steht es mit aller sexuellen Betätigung oder Nicht-Betätigung. Im allgemeinen ist es zweifellos nicht schädlich, sondern ersprießlich, wenn das Geschlechtsproblem bei sehr jungen Menschen möglichst im Hintergrunde des Bewußtseins bleibt. Nichtsdestoweniger hat die allzu verspätete Entdeckung oder Enthüllung seiner Existenz in den Vereinigten Staaten Nordamerikas eine Hypertrophie des Sexuellen gezeitigt, dank der die amerikanische Unschuld der ersten Nachkriegszeit oft lasterhafter wirkte, als japanisches Bordellwesen. Welch scheußliche Blüten in Europa die Verherrlichung der Jungfräulichkeit seitens schmutziger, aber weltlich mächtiger Mönchsnaturen getrieben hat, bedarf keiner Erwähnung. Möge jeder Leser aus seiner persönlichen Erfahrung oder seinem historischen Wissen heraus weitere Betrachtungen ähnlicher Art anstellen oder die unseren fortspinnen. Hier will ich aus dem Ausgesprochenen und nicht Ausgesprochenen nur eine mir besonders wichtig erscheinende Folgerung ziehen: grundsätzlich könnte heute der Begriff des „Lasters“ aus dem Begriffsschatz gebildeter Menschen verbannt werden. „Laster“ gibt es nur dank besonderer Wert- oder Unwertbetonung bestimmter Praktiken. Aber gerade die Betonung macht sie zu dem, was sie sind — nicht bloß zu dem, wofür sie gelten. Van de Veldes, des Eheberaters, phantastischer buchhändlerischer Erfolg ist eine der Episoden der Geschichte, welche am meisten zu amüsiertem Nachdenken anregt: jeder feinfühlige Mann und jedes feinfühlige Weib hat von jeher instinktiv gewußt, daß es verschiedene Formen der Zärtlichkeit gibt und sich darin in Einfühlung in seinen Liebespartner gebildet. Aber ein System daraus zu machen, eine Art Brevier für Stumpfsinnige

Sieht man die Dinge mit gesunden Sinnen, mit gesundem Menschenverstand und dabei wahrhaftig und mutig an, dann bleibt vom „Laster“ wenig übrig: es bleibt nur das tatsäch-

liche Laster, als Normalausdruck pathologischer Veranlagung, dessen Träger, je nach der Gemeingefährlichkeit, zu sterilisieren, zu kastrieren, zu kasernieren, einzusperren — oder aber zu dulden sind. Am rechten Orte und zur rechten Zeit ist alles Natürliche normal. Für den Übernormalen stellt das Problem sich anders, desgleichen für den Unternormalen und Abnormen; nicht nur vom Einzelnen, sondern auch vom Kollektivum her. Das Laster jedoch, wie man es heute versteht, könnte wirklich aufhören zu sein.

Ziehen wir nunmehr aus unseren vielfältigen Betrachtungen über das Gesundheitsproblem die letzten Konsequenzen, die schon an deren Stelle für das persönliche Leben gezogen werden können. Max Schelers Bestimmung des Menschen als des „weltoffenen Tiers“ gilt gerade auch in bezug auf seine Physis und auf seine Psyche, soweit diese erdbedingt ist (*SM, VIII, IX*).¹ Nichts ist wichtiger, als sich zunächst hierüber klar zu werden, daß trotz des abgeschlossenen Charakters des Warmblüterkörpers die Dinge bei ihm doch nicht grundsätzlich anders liegen, als beim Seestern, woselbst das Weltmeer die Rolle der Lymphe und des Blutes spielt, und daß die Seele der Umwelt gegenüber ein völlig Offenes ist. Nur Verkrampfungen und künstliche Schranken, wie Komplexe und falsche Vorstellungen, können diese ursprüngliche und wesentliche Weltoffenheit verringern und beeinträchtigen. Daraus folgt aber, daß es einen grundsätzlichen Irrtum bedeutet, in der Gesundheit des Individuums ein Absolutum oder eine selbständige Einheit zu sehen. Gerade das Gesundheitsproblem kann nur von universalistischer Einstellung her verstanden und gelöst werden. Im ersten Kapitel der „Meditationen“ habe ich geschildert, wie die Minerallageremanationen auf den Höhen der Anden das vorherbestehende Gleichgewicht des Organismus zersetzen und daraufhin ein Bild dessen zu geben versucht, wie die großen Änderungen der Faunen und Floren, über welche die Paläontologie berichtet, verlaufen sein mögen. Heute er-

¹ Vgl. auch C. G. Jungs Vortrag auf der Weisheitstagung 1927 „Mensch und Erde“ betitelt „Die erdbedingte Psyche“ (Der Leuchter 1927 o. c.).

leben wir ohne pathologische Begleiterscheinungen Analoges in Australien. Aus Europa eingeführte Kresse, Stachelbeeren und Heckenrosen wuchern dort dermaßen und auf so neue Weise, daß sie zu einer ähnlichen Landplage geworden sind, wie die Heuschrecken in Afrika; Gleiches gilt von Kaninchen und Katzen. Sicher empfänden die betreffenden Organismen bei genügender Bewußtseins-hülle diese Änderung als Gesundheits- und Vitalitätssteigerung. Und doch hat sie nichts mit den fraglichen Subjekten zu tun; sie ist ganz und gar umweltbedingt. Ähnlich steht es mit Epidemien, ähnlich mit Heilquellen und klimatischen Stationen. Grundsätzlich darf man sagen, daß keinerlei Gesundheit unabhängig von dem, was außerhalb des Organismus in Raum und Zeit da ist und geschieht, bestimmt werden kann.

Doch eben darum stellt das Gesundheitsproblem den Angelpunkt des Problems des persönlichen Lebens dar. Der konkrete Mensch ist eine „Beziehung“, und von keinem ihrer Elemente kann bei seiner Bestimmung abgesehen werden. Das für den persönlichen Menschen letztlich Wesentliche ist das „Selbst“, als welches, von außen her beurteilt, vollkommen einsam ist. Dieses Selbst lebt aber andererseits in bezug auf alles „Nicht-Selbst“ Und von seiner Einstellung und Haltung diesem gegenüber hängt es ab, wie weit es sich in der Welt des Erscheinenden verwirklicht. Also sind Einstellung und Haltung für einen jeden und auf allen Gebieten das letztlich Lebenswichtige (*SE, 399 ff.*). Deren Richtigkeit oder Sinngemäßheit aber ist andererseits dem Grade des Verstehens proportional. Freilich gibt es solche Glücks- und Sonntagskinder, die schon von Mutter Natur richtig eingestellt wurden. Doch deren Wissen ist nicht übertragbar, ihr Beispiel bleibt unfruchtbar. Nur wer da zeigen kann, wie man es halten und machen soll, kann anderen helfen. Und nur wer da für sich bewußt weiß, worauf es ankommt, ist fortschrittsfähig über seinen gegebenen Zustand hinaus. Diese Einsichten implizieren nun aber die weitere, daß es letztlich doch nur auf den Einzelnen und Einzigen ankommt, und daß das Selbst auch auf dem an und

für sich unpersönlichen Gebiete der Gesundheit als letzte Instanz entscheidet. Als persönlicher Ansatzpunkt der Beziehung, welche der konkrete Mensch ist, ist das Selbst, grundsätzlich gesprochen, ursprünglich schöpferisch. Daß es das ist, beweist die bloße Existenz der Medizin. Denn offenbar ist hier nicht die tatsächliche Wirkung von Chemikalien das Wesentliche: dieses liegt in dem, daß der Geist sie zu entdecken, zu schaffen und zu nutzen weiß. Nun ist es eine Frage der größeren oder geringeren vorhandenen geistigen Schöpferkraft, ob einer das passive Objekt von Umweltseinflüssen ist, ob er sich trotz diesen halten kann, dem Eigen-Gesetz seiner Persönlichkeit gemäß, oder vom Geist aus Krankheiten zu heilen vermag. Selbstverständlich ist solche Heilung vom Geist her möglich, denn Umstimmung des organischen Allgemeingleichgewichts erledigt die Krankheit, die einen anderen Gleichgewichtszustand befallen hat. Und ist einer, dank dem Vorhandensein von Liebe und Heiltrieb, fähig, diese Heilkraft zu exteriorisieren, dann ist der echte Wunderheiler da. Doch nicht auf die für immer seltenen Sonderfälle kommt es im Zusammenhang dieser Betrachtungen an; es ist sogar schädlich, zu viel bei ihnen zu verweilen, denn deren Gedenken lenkt die Aufmerksamkeit von dem ab, was jeder selber leisten könnte und sollte. Worauf es ankommt, ist die innere Haltung zu gewinnen, welche die wahre Stellung des Menschen im Kosmos wahrheitsgemäß spiegelt. Alles andere und Praktische findet oder ergibt sich dann von selbst.

II.

VON DEN UNTERGRÜNDE
DES LEBENSKAMPFES

Oft habe ich es ausgesprochen, daß die eigentlichen Weltstunden von Christus und von Buddha noch in der Zukunft liegen. Erst in und dank der Drangsal der Revolte der Erdkräfte wird ganz erfaßt werden, welches epochemachendes Ereignis im Prozeß des Einbruchs des Geists des ersteren Erscheinung bedeutet. Und erst nachdem die Wissenschaftlichkeit höchste Ausbildung erfahren hat, wird ganz ermessen werden, daß und inwiefern das Denken, wie Buddha es verstand und übte, nämlich als vitale Wirklichkeit, als die Ganzheit des Lebens von innen her durchdringende und schöpferisch verwandelnde Kraft, ein Wichtigeres ist, als all das scharfe Denken „über“ die Dinge und deren Meisterung von außen her, auf welche das heutige Abendland so stolz ist. Es ist nämlich nicht richtig, daß die Neu-Anerkennung der seelischen Wirklichkeit und insbesondere von deren unbewußten Regionen, welche die Tiefenpsychologie eingeleitet hat, an sich schon zu einer Verwesentlichung und Vertiefung des Lebens vom denkenden Geiste her führte. Und so ist es auch nicht wahr, daß erfolgte Heilung durch analytische Behandlung bis auf ganz seltene Ausnahmefälle das bedeutet, was sie bedeuten soll: nämlich eine dank Hebung vorher verdrängter oder projizierter psychischer Wirklichkeit auf die Subjektstufe erfolgte metaphysisch bedeutsame Integration. Wohl vermag der moderne Seelenarzt unter Umständen Unbewußtes und Bewußtsein in Einklang zu bringen und dieses insofern zu vertiefen, als der tiefst verwurzelte schon wirkende Teil der Psyche zur Dominante wird. Doch nie noch hat ein solcher Seelenarzt in dem Sinne geheilt, wie dieses Heilige und Heilande nachweislich unzählige Male getan haben. Das heißt nie noch hat er aus seinem Patienten ein „Mehr“ dessen

gemacht, als er schon ohnehin war; nie hat er ihm etwas hinzu gegeben. Vor allem aber: nie hat er ihn souverän gemacht; technisch ausgedrückt: nie noch gelang die Lösung von „Übertragung“ wirklich. Gelingt die Ablösung von der Person des Arztes, so verbleibt desto mehr die Bindung an die Theorie der Analyse. Wer zu einem Seelenheiler geht, will aber mehr werden, als er vorher war, nicht bloß entspannt, entkrampft, zurechtgerückt, und kann er zu seinem Führer nicht als zu einem ihn hinaufhebenden oder durch Ausstrahlung verwandelnden Wesen aufschauen, dann sucht er seine Zuflucht in einer unpersönlichen Zauberformel. Daher die verblüffende Ähnlichkeit der Adepten der Tiefenpsychologie mit den Dogmengläubigen des frühen Christentums; daher die Rolle echter Kirchenväter, welche ihre Schulhäupter im Kreise ihrer Gefolgschaft spielen. Dazu aber kommt das Folgende. Das Heil liegt bei geistig-seelischen Krisen allemal in vollzogenem Einstellungswandel (*SE*, 399—434) — gerade die Einstellung aber ändert sich am schwersten, und als Allgemeinerscheinung darum am spätesten. Zu Beginn unserer Ära geschah im großen ganzen zunächst nicht mehr, als daß der unverwandelte antike Realismus in bezug auf Götter, Dämonen, Gesetz und Ritual sich neuen Gegenständen zuwandte. Genau gleichsinnig ist die heutige Allgemeinstellung den neuerschlossenen Seelen- und Geistesräumen gegenüber zunächst noch die alte des wissenschaftlichen Objektivismus; nach wie vor wird der Hauptnachdruck seitens der allermeisten unwillkürlich auf wissenschaftliche Theorie gelegt, zu der das persönliche Erlebnis nur das Material liefert. So erkennt der Mensch, welcher durch die Schule der neuen Psychologie ging, zunächst nur theoretisch an, daß er eine böse Unterwelt hat, die unablässlich zu ihm gehört, daß seine „libido“ phantastisch wandlungsfähig ist, daß vieles vormals für gut oder böse geltende ambivalent, daß sein Ich nicht das Letzte in ihm ist. Vielleicht lernt er auch dank Beschäftigung mit Heinrich Zimmer und Richard Wilhelm metaphysisch verwurzelte Mythologie und empirische Psychologie zusammenschauen — über das Schauen als solches kommt er nicht hinaus; neues

erkenntnis-bedingtes Leben (*SE, 116 ff.*) weckt es nicht in ihm. Darin aber liegt der anerkannte Zweck der ganzen Übung. Zur Überbrückung des als unangenehm empfundenen Zwiespalts dient dann solcher Schwindel, wie ihn das Unbewußte vorzuspiegeln jederzeit bereit ist — denn der Geist begann seine Karriere auf Erden als Lügner und Schauspieler (*SM, II und X*). So habe ich Jung-Schüler gekannt, die eine ganz banale Integration erreicht hatten, nun aber fest behaupteten, diese käme buddhahafter Erleuchtung oder Kaiser-Schun-hafter Weltüberlegenheit gleich. In Wahrheit waren sie wohl einige Verkrampfungen los, im übrigen aber so eingebildet geworden, daß sich die Lebenslüge später oft furchtbar rächte. Hier möchte ich zu Nutz und Frommen aller das tragische Ende von Oscar A. H. Schmitz in der Erinnerung festhalten. Er war ein extrem verehrungsbedürftiges Gemüt, wäre in früheren Jahrhunderten wohl Benediktinermönch geworden. Zunächst kam er gläubig zu mir: ich lasse mich aber nicht verehren. Nicht allein weil ich mich nicht für verehrungswürdig halte, sondern weil ich eine meiner Hauptaufgaben darin sehe, jeden zur Selbstbestimmung anzuleiten; „Jüngerschaft“ darf es meiner Überzeugung nach auf der heutigen Bewußtheitsstufe nicht mehr geben. Da verschrieb er sich mit Haut und Haaren der Tiefenpsychologie. Seine ganze Vorstellung vom Wege religiöser Erlösung projizierte er in die Etappen des Jungschen Integrationsprozesses hinein und wählte sich zuletzt eines beinahe arthaartigen Zustandes teilhaftig geworden. Da erkrankte er an einem äußerst schmerzhaften Krebsleiden. Und wie dessen massiver Ernst ihn anfiel, da gewahrte er entsetzt, daß die Überlegenheit, auf deren Erreichnis er so stolz war, überhaupt nicht existierte. Seine letzten Tage boten ein Bild schauerlichen Rechtsens mit dem Schicksal. Es rächt sich eben, sobald das Leben ernst macht, furchtbar, wenn einer als Religion auffaßt, was nicht Religion ist und in empirischer Lösung metaphysische Befreiung sieht.¹

¹ Oscar A. H. Schmitz Schriften enthalten übrigens vieles von bleibendem Wert. Wirklich bedeutend ist sein „Versuch einer polaren Ethik“ in *Brevier für Einsame*, wovon im Freiheitskapitel mehr; und sein *Geist der Keyserling, Leben 6*

Ganz unmöglich können Psychoanalyse und Tiefenpsychologie den modernen Heilsweg bedeuten, den so viele in ihnen sehen. Das hat über die genannten Ursachen hinaus auch noch den folgenden Grund. Jeder Heiler überträgt unwillkürlich sein persönliches Niveau. Es ist nun physiologisch ganz unmöglich, daß ein Analytiker ein Vollendeter wäre. Keiner verspürt den Drang, in den Seelen anderer zu wühlen, der es für sich nicht nötig hätte. Im allgemeinen gilt vom Analytiker Äquivalentes wie vom Psychiater, von dem ein vielerfahrener Konstitutionsarzt einmal behauptete: bei jedem von ihnen hätte sich anfangs die Frage gestellt, ob er nun als Arzt oder als Patient ins Irrenhaus einziehen solle. Jeder Analytiker, von dem ich wüßte, ist ein ungelöster analytischer Fall, so sehr er durch Analyse aller Weihen zuteil geworden zu sein wähnt, und zwar muß er ein analytischer Fall sein, sofern er das Unbewußte anderer auffangen können soll, wie dies sein Beruf fordert, anstatt sein persönliches Sein unbefangen auszustrahlen. Wäre er ein Vollendeter, ein Meister, dann könnte er nicht mehr analysieren. So erklärt es sich, warum die Kirchenväter der Psychologie des Unbewußten, anstatt durch Erfahrung toleranter, weiter, ironischer und freier zu werden, sich statt dessen mit fortschreitendem Alter immer fester in den Geleisen ihrer Lehren festfahren.

Der vorgeschrittene moderne Mensch befindet sich sonach wirklich, wie wir's zu Beginn dieser Betrachtungen andeuteten, in eben der Lage, wie einerseits Christus, andererseits Buddha seine erlösungsbedürftigen Zeitgenossen vorfand: in herausgestellten Vorstellungen befangen, ob diese den Kategorien des Gesetzes und des Ritus (Juden) oder erstarrten Mythos (Hellenen, hinduistische Inder) angehörten. Sowohl Jesus wie Buddha mußten deshalb lehren, das Heil liege in einem *μετανοεῖν*, im Gewinnen einer neuen und fruchtbareren Einstellung. Und dank seiner wunderbaren, immer bis zur letzten Tiefe vor-

Astrologie und sein *Dionysisches Geheimnis*, auch manches in seiner dreibändigen Selbstbiographie könnten in aller Zukunft vielen Anregung bringen. (Die meisten Schriften von O. A. H. Schmitz sind im Verlag Georg Müller, München, erschienen).

dringenden Verstandesklarheit hat der Buddha auf eine auf die heutigen Mißstände unmittelbar übertragbare Weise aussprechen können, wo der Grundfehler liegt und worauf es ankommt. Freilich gibt es alle die Erscheinungen, von denen die Mythen und Legenden berichten, ja es gibt deren noch sehr viel mehr. Doch der Heilsbeflissene sieht von allen diesen Erfahrungen ab, weil sie zum Heil nicht nützen — nicht weil es sie nicht gibt. Die wissenschaftliche Fragestellung als solche ist vom Standpunkt des Lebens zu verwerfen.

In der heutigen Krisis ist Buddhas Entscheidung in positivem Sinne aktueller, als die von Jesus, und sie ist auch aktueller, als sie's vor zweieinhalb Jahrtausenden in Indien war. Heute bedarf es zur Gewinnung eines höheren Zustands keiner zeitweiligen Verleugnung der Ratio, wie dies am Ende der europäischen Antike tatsächlich der Fall war. Und heute sind wir sehr viel theoretischer noch, sehr viel mehr Äußerlichem verhaftet, als es Inder jemals waren. Da überdies das mögliche theoretische Verstehen bei uns viel tiefer reicht, als bei Buddhas Zeitgenossen, besteht entsprechend größere Gefahr, sich bei vermeintlichem Alles-Verstehen zu beruhigen und so die persönlichen Entscheidungen nicht zu treffen, auf die es im persönlichen Leben in allen Fällen letztlich ankommt. So wollen wir denn in diesem Kapitel einen Rückzug antreten aus dem Reich verführerischer Theoreme und uns ausschließlich befleißigen, so tief als möglich zu realisieren, was uns als innere Wirklichkeit entgegentritt. Nur von dort her wird schöpferische Lebensmeisterung möglich. Daher wollen wir auch möglichst alles vergessen, was wir über das Unbewußte und die Untergründe gelesen haben: es genügt, daß theoretisches Wissen uns mittelbar lenkt, indem es uns vor Irrwegen und Vorspiegelungen bewahrt.

Die mechanistisch-materialistische Deutung des Lebens, welche im 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts dem wissenschaftlichen Schrifttum seinen Stempel aufprägte, bedarf keiner Berücksichtigung, weil sie de facto nie in vitalem Verstande vorgeherrscht hat: es genossen damals nur mechani-

stisch denkende Gelehrte das größte Prestige und diesen wurde nachgeplappert. Im großen ganzen hat, wo Wesensfragen überhaupt ernst genommen wurden, das christlich-religiöse Weltbild bis in unsere Tage weitergeherrscht, nur in immer unsicherer Dar- und Schaustellung, das Wort unsicher sowohl moralisch als geistig verstanden. Das konnte nicht anders kommen, nachdem einmal der Verstand seine Maßstäbe darauf anwandte, was seinen Normen nicht unterliegt. Hierauf und nicht etwa auf Fortschritt auf dem Wege religiösen Realisierens beruht das seither stetig wachsende Interesse für indische Metaphysik: diese zieht nämlich, von dem christlichen ähnlichen und deshalb christlichem Unbewußtem akzeptablen Urwirklichkeits-erlebnis her zwei Konsequenzen, welche das dogmatische Christentum nicht ziehen konnte, weil es der Intention seines Stifters allzu offenkundig widersprach, die aber der Geist objektiver Wissenschaftlichkeit fordert: erstens, daß es auf das Persönliche letztlich nicht ankomme, weil ein allgemeiner und in Form einer Objektivierung vorstellbarer Plan der Welt in ihrem Sein und Werden zugrundeliege; und zweitens, daß alles relativ sei. Max Weber hatte nämlich für alle Zeiten recht, da er über die von niemandem bestrittene Objektivitäts- und Unpersönlichkeitsforderung für alle Wissenschaft hinaus deren Freiheit von Werturteilen postulierte. Keine Religion der Welt setzt nun so wenig absolute Werte wie die indische: gut und böse sind ihr Aspekte des gleichen, eines kann sich ins andere verwandeln, der Läuterungs- und Heilungsvorgang wird nicht unter dem Zeichen des „Soll“ vorgestellt, sondern einfach in Form einer Kausalordnung, für die man optieren mag oder auch nicht. Doch wenn heutige Europäer und Amerikaner indische Religiosität bekennen, so tun sie es, noch einmal, in Wahrheit, weil sie in ihren Tiefen noch Christen sind. Die erste nachchristliche Lehre, welche als ein Neues und als solches aufrichtig Aufgenommenes gegenüber den christlichen Voraussetzungen gelten darf, war nicht schon die mechanische Weltdeutung des 19. Jahrhunderts — es war diejenige Freuds. Diese leugnete nämlich nicht das Seelische, an dessen Existenz kein Mensch

christlicher Erbmasse ernstlich zweifelt, jedoch sie führte es, dem Geist des naturwissenschaftlichen Zeitalters gemäß, mittels der Reduktionsformel „nichts als“ auf Triebhaftes und damit Physiologisches zurück. Die fortschrittliche Tiefenpsychologie hat nun zwar Freuds handgreiflichste Irrtümer und Mißverständnisse überwunden, aber sie ist doch bei einer monistischen Energetik (der Libido-Lehre) stehen geblieben, dank der eben das bis zu einem gewissen Grade wirklich erreicht wurde, was die mechanistische Periode nur scheinbar erreicht hatte: auch das psychische und geistige Geschehen auf Erdhaftes zurückzuführen. Insofern gehört sogar C. G. Jungs analytische Psychologie mit zur *révolte des forces telluriques* (*RM, I*). Die intentionale Identität ihrer Doktrin mit der altindischen oder altchinesischen, wie diese vielfach nachzuweisen versucht wird, beruht auf einem Mißverständnis, welches auf Grund des perspektivischen Zusammenhanges aller „Sinne“ sowie der Möglichkeit, jeden besonderen „Sinn“ mit entsprechenden in anderen Sphären belegenen „Sinnen“ in funktionellen Zusammenhang zu bringen (*SE, I, I*), naheliegt; es wird in Europa tellurisch gedeutet, was im Osten pneumatisch oder spirituell gemeint war. Der lebenswichtigste Fehler hierbei liegt nun nicht darin, daß Irdisches und Geistiges in Zusammenhang, und nicht einmal darin, daß sie auf einen Generalnenner gebracht werden: er liegt in der Leugnung der unbezweifelbaren Vielfalt des Menschenwesens.

Von dieser Vielfalt gab schon unser erstes Kapitel einen soweit genauen allgemeinen Umriss, als dies zum ersten Inne-werden der wahren eigenen Natur und des wahren eigenen Wesens unerläßlich ist. Jetzt liegt uns ob, die gleiche Grunderkenntnis in bezug auf die Bereiche der Seele fruchtbar zu machen, welche die christliche Weltanschauung in die Unterwelt verdrängt, der Begründer der Psychoanalyse durch falsche Deutung an die Oberfläche gezerrt und die moderne Tiefenpsychologie wie die altindische Lehre — hier treffen beide wirklich zusammen — ihrer persönlichen Bedeutung entkleidet hat, indem sie bei der Vielfalt möglicher Lebenszentren innerhalb der Seele und der Wandelbarkeit und Ambivalenz aller psychischen Gestaltung

stehen blieb. Denn was sich so unbegrenzt verändern und so Entgegengesetztes bedeuten kann, entspricht ganz offenbar nicht dem, was jeder geistbewußte Mensch als sein persönliches Subjekt erlebt. Verzichten wir darum auf jeden Vereinheitlichungs- und Reduktionsversuch, lassen wir insonderheit Körperliches und Seelisches so vorbehaltlos als Sonderlichkeiten gelten, wie das naive Bewußtsein sie erlebt. Da wird uns denn offenbar, daß es zwar keinerlei Leib-Seele-Einheit gibt, daß aber der psychische Organismus wohl ähnlich zusammengesetzt und artikuliert ist, wie der physische. Auch hier gibt es eine Ober-, Mittel- und Unterwelt, deren Bereiche nicht auswechselbar sind; auch hier stellen die verschiedenen Systeme — ich brauche das Wort im Sinn des Zirkulatorischen, Nervösen, Vegetativen usw. innerhalb des Körpers — in hohem Grade selbständige Behörden dar. Und auch hier ist das Niedere für das Leben des Höheren unentbehrlich.

Buddhas ungeheure und von keinem anderen je erreichte zeitlose Wirkung beruht zu einem großen Teil darauf, daß er als einziger bisher ein Weiterkommen auf dem Pfad, der zur Erleuchtung führt, mit Fortschritt in klarem und vorurteilsfreiem Bewußtwerden dessen, was im Menschen wirklich vorgeht, in notwendigen Zusammenhang brachte. Im Gegensatz zu allen anderen Heilanden lehrte er nicht imaginiertes Höheres vorzustellen, bis daß es wirklich würde, wodurch der Autosuggestion grundsätzlich Tür und Tor geöffnet wird und bleibt — er lehrte den Mut zur Anerkennung der Wirklichkeit, so wie diese ist. Zu diesem Ende gebot er insonderheit zunächst das mit letzter Deutlichkeit vorgestellte Häßliche und Scheußliche an den körperlichen Vorgängen zu meditieren, von der Defäkation bis zur Verwesung nach dem Tode. Und dieses wiederum nicht zwecks Irrealisierung des Körperlichen, wie dies die christliche Askese betreibt, sondern umgekehrt, zwecks Realisierung des Widerwärtigen als eines dem Menschen untrennbar Zugehörigen. Das Ergebnis war bei denen, in welchen der tiefere Sinn von Buddhas Lehre fruchtbar werden konnte, ein beispielloser Einklang des ganzen Menschenwesens, dessen

fortschreitende Läuterung und Enthftung nicht in einer Verleugnung des Erdhaften bestand, sondern in dessen Transfigurierung im Diesseits. Während also der brahmanische Inder in bezug auf seine Gegebenheit meditierte *neti neti*, das bin ich nicht, oder in bezug auf alles nur mögliche *tat twam asi*, das bist du, in welchen beiden Fällen das Bewußtsein der eigenen Person verdrängt oder abgetötet wurde, lernte der echte Buddhist sich zunächst vollständig mit allem, was er erfahrungsgemäß ist, persönlich zu identifizieren. Daraus ergab sich alsdann, auf Grund der Einsicht in die Nicht-Substanzhaftigkeit des Ich, als welches ein bloßer „Vorgang“, ein „Essen und Gegessen-Werden“ sei,¹ die höhere Bewußtheit, welche das Leiden aufhebt. Buddhas Grundeinstellung ist nun tatsächlich das angemessene Vorbild für jedermann, welcher sich selbst ganz so realisieren will, wie er tatsächlich ist. Denn nicht auf die immerdar Horizont-bedingten Theorien kommt es hier an, sondern die lebendige Einstellung gegenüber der Erfahrung.

Von dieser her nun ergibt sich für das aufgehellte Bewußtsein das Folgende: Auch der seelische, genau wie der körperliche

¹ Gerade an dieser Stelle möchte ich mit höchstem Nachdruck darauf aufmerksam machen, daß der einzige bekannte spätere Geist, in welchem sich die ursprüngliche Einstellung Buddhas ganz echt neuverkörpert hat, der kürzlich verstorbene Deutsche Paul Dahlke ist. Ihn und nicht einen Oldenberg oder Rhys-David studiere man, wenn man die Einzigartigkeit von Buddhas Lehre wirklich fassen will. Dahlke war wirklich Buddhist; und er wirkte als solcher desto echter, als er persönlich kein Metaphysiker, kein religiös tiefer Geist und schon gar kein Erleuchteter war. Andererseits hatte die wahrhaftige Realisierung seiner Natur nach Buddhas Vorbild aus ihm einen großen Heiler gemacht: der Einklang von Geist, Seele und Körper in ihm war so vollkommen geworden, daß er seine Heilkraft als Homöopath auf eine oft unheimlich wirkende Weise exteriorisieren konnte. An Dahlkes Wiederverkörperung der Buddha-Einstellung leuchtet im übrigen am deutlichsten ein, wie gänzlich unmetaphysisch, ja anti-indisch Gautama war. Eine Aufzählung seiner Hauptwerke bringt eine spätere Anmerkung. — Das Unterschiedliche und Sonderliche Buddhas in der Heilsauffassung im Rahmen der indischen Religiosität bestimmt am besten Heinrich Zimmers Studie „Buddha“ in dessen Buch *Indische Sphären* (München 1935, R. Oldenbourg Verlag).

Organismus hat seine Unterwelt. Auch die seelisch-unterweltlichen Prozesse sind im großen ganzen häßlich und widerlich. Aber auch sie sind nicht allein unabtrennbar, unüberwindlich und zu Schönerem unverwandelbar dem Organismus zugehörig: auch hier tragen und bestreiten und verkörpern sie das spezifisch irdische Leben. Hier bietet die Spannung zwischen Sexus und Eros das Urphänomen: ewig widerstreitet es Geist und Seele, des letzteren Sublimität mit des ersteren Obszönität zusammenzuschauen. Ewig erneut versuchen sie, sei es den Sexus zu idealisieren, sei es den Eros von diesem loszulösen. Aber der Mensch ist nun einmal so, wie er ist. Und stellt er sich so vor, wie er nicht ist, so macht ihn diese Lüge nur noch häßlicher. Verdrängte Sexualität vergiftet den ganzen Organismus, verherrlichte schwächt der Seele Eigenleben. Verdrängtes Seelentum verwandelt Götter in Teufel, verherrlichte Körperlichkeit entmenschet. Zu einem schönen Tier kann sich der Mensch nicht mehr zurückverwandeln; er kann nur zum von ihm selber pervertierten Haustier werden, zum Schweine oder zum Hund, oder aber aus der ihm vorgezeichneten Entwicklungsbahn ganz ausbrechen, dem Insekte zu. Da kommt offenbar nur die eine positive Lösung in Frage, durch „rechtes Denken und rechtes Sich-Versenken“, so wie der Buddha diese Begriffe verstand, im Verein mit der Generosität gegen sich selbst, welche ein Band der Sympathie schafft zwischen dem Ich und allem ihm zugehörigen Nicht-Ich, den Einklang des ganzen Menschenwesens herzustellen, welchen die Natur nur als möglich vorgebildet hat. Dies nun aber kann ausschließlich aus dem Geist vollkommener Wahrhaftigkeit heraus gelingen, welcher den Anblick aller Wirklichkeit aushält, welcher alle anerkennt, so wie sie ist, und aus vollkommenem Verstehen heraus dann erst, durch geistige Schöpferkraft, seinen intim-persönlichen Idealen Gemäßeres, als er vorfand, zu bilden unternimmt.

Das erste Axiom, welches Wahrhaftigkeit in diesem Zusammenhang anzuerkennen fordert, lautet: nichts Erdhaftes ist als solches idealisierbar. Das zweite: alles am Menschen, was dessen irdische Dauer ermöglicht, hat nur-irdische Wurzeln und

ist als solches weder vom Geist her zu verstehen noch auf diesen zurückzubeziehen. Das dritte und am schwersten anzuerkennende Axiom aber lautet: vom Geiste her beurteilt, ist nichts irdisch Notwendiges gut und sehr vieles unzweideutig böse.

Diese wenigen Axiome erklären erschöpfend die psychologische Möglichkeit sowohl als die Tatsächlichkeit sämtlicher Kosmologien, Theodizeen, Eschatologien und Anthropologien, in welchen überhaupt Problematik zum Ausdruck kommt. Der Mensch war einstmals besser, als er heute ist, er ist gefallen; sein Zustand bedeutet vor Gott unsühnbare Schuld; das Erdenleben bedeutet Prüfung; der Mensch ist Objekt eines irrationalen und unpersönlichen Schicksals; er ist das Geschöpf seiner Taten, von denen er die meisten zwangsläufig vollbrachte und die ebenso unvermeidlich sündhaften Charakter tragen: diese und andere Lehren haben sämtlich den Konflikt zwischen irdischer Tatsächlichkeit und Geistforderung zur Wurzel. Und befreie man sich auch noch so sehr von jedem überkommenen Glauben: in jedem geistig erwachten Menschen lebt ursprünglich ein schlechtes Gewissen, dessen Da- und Sosein jede beliebige unter den als Beispielen angeführten Weltdeutungen besser entspricht als irgendeine Theorie, welche dieses Leben schön und gut findet. Der Tod ist nun einmal vom Geiststandpunkt ein Ungeheuerliches, die physiologischen Tatsachen und physischen Notwendigkeiten sind nun einmal zum großen Teile widerlich, der ethische Konflikt ist nun einmal wesentlich unlösbar (*W*, 448 ff.) und sämtliche Ideale ohne Ausnahme, welche das tiefste Gewissen als absolut setzt, sind unerfüllbar. Mich durchschauert es jedesmal, wenn ich des gedenke, daß ausgerechnet heute, wo nur Fortschritt zu noch größerer Wachheit, als solche bisher erreicht war, das Menschengeschlecht vor dem Verderben retten kann, viele das Bild vom Leben als selbstverständliche Wirklichkeit preisen, das schon die Griechen in ein fernes Goldenes Zeitalter zurückverlegten. Wohl ist es möglich, daß es einen dem Bilde eines goldenen Zeitalters entsprechenden Zustand zu der Zeit gab, da der Mensch noch Tier war: wesentlich feinfühlig, neugierig, unaggressiv, liebend und

liebesbedürftig, selbstverständlich sozial empfindend und dank dem noch nicht herausdifferenzierten Ich und dem noch nicht erwachten analytischen Denken problemlos.¹ Insofern fand vielleicht auch wirklich einmal eine dem Mythos vom Sündenfall und dem von Kains Abfall sehr genau entsprechende Mutation statt. Aber diese hat nun einmal stattgefunden, wahrscheinlich lange bevor der Mensch zum Menschen im heutigen Sinne ward. Das Bild vom Leben als selbstverständliche Wirklichkeit zu preisen, das jenseits jener Mutation lag — das kann nur eine Lebensangst von nie dagewesener Grauenhaftigkeit erklären: nur sie vermag so tiefen Willen zur Lüge zu gebären. — Aber freilich braucht das seit dem „Sündenfall“ ursprünglich schlechte Gewissen des Menschen nicht das letzte Wort zu haben. Die aufgezählten Uraxiome ermöglichen auch die Aufstellung einer Lebensgleichung, welche in positivem Sinne aufgeht.

Aus jenen Axiomen folgt nämlich vor allem dies: daß das Selbst-Bewußtsein nicht die irdischen Gründe und Untergründe des Lebens spiegelt. Niemand deutet sich die empfundene Paradoxie menschlicher Existenz unwillkürlich so, daß es erstaunlich sei, wie der Mensch in Anbetracht der erwiesenen Tatsachen des Lebens an Ideale glauben kann: er stellt die Frage ursprünglich und selbstverständlich umgekehrt. Suchen wir nun von dieser wegweisenden Allgemeineinsicht her der Gegebenheiten des Erd-Bewußtseins innezuwerden, dann offenbart sich uns, daß die Grund-Ängste und -Sorgen und -Nöte der Kreatur den Persönlichkeitskern nicht betreffen. Dann leuchtet unmittelbar ein, warum alle Heilande mahnten: „Sorget nicht!“ und „Fürchtet euch nicht!“ Dann werden wir uns ebenso evident des Widersinns all der modernen Lehren bewußt, welche das Sein oder die wesenhafte Existenz mit Angst und Sorge behaftet vor- und darstellen, und zugleich des dämonischen, ja satanischen Charakters der christlichen Dogmatiken, welche die religiöse Problematik in die Niederungen

¹ Vgl. hierzu Gerald Heard *The source of civilization*, London 1935, Jonathan Cape.

hinabzerren, wo die Ur-Angst herrscht (*SM, II*). Wir sahen im ersten Kapitel, daß der ganze Mensch eine „Beziehung“ darstellt zwischen Selbst und Welt. Die organischen Wurzeln und Urphänomene des Menschenlebens nun gehören allesamt zum Nicht-Selbst; sie gehören dem Tiere, der Pflanze oder dem Anorganischen an, welche der Mensch auch ist, jedoch nur mit seiner Unterwelt, die sich zur Persönlichkeit ähnlich verhält wie der Darm zum Hirn oder die mineralischen Bestandteile der lebendigen Zelle zu dieser. Mit dieser Erkenntnis verschiebt sich nun die gesamte Problematik des niederen Menschenlebens, und manches bisher als höher Geltende wird in die Unterwelt, wo es hingehört, zurückverbannt. Dies gilt von allem dem, was mit den irdischen Ureigenschaften, der Ur-Angst und dem Ur-Hunger zusammenhängt. Da deren Bereiche und Begriffe in den „Meditationen“ genau und ausführlich bestimmt worden sind, können wir hier ganz kurz rekapitulieren. Die Ur-Angst bezeichnet die Ur-Reaktion des Lebendigen auf die Übermacht der Außenwelt, gegen die es sich zu sichern strebt, der Ur-Hunger den Keim alles dessen, was sich differenziert als Wachstum, Fortpflanzung, Bewältigungs- und Machtstreben äußert. Ist dem nun also, dann sind sämtliche erdzugekehrten Triebe und Strebungen ursprünglich ohne geistige Bedeutung. Dann müssen sie samt und sonders im Zusammenhang analog beurteilt werden, wie die Darmfunktionen im Zusammenhang des Körperlebens. Dann besteht das erste Wort „rechter Erkenntnis“ und zugleich die erste Erfüllung des Imperativs der Generosität gegen sich selbst darin, daß der Mensch dieses restlos Ungeistige als solches, das heißt als auf Geist nicht Zurückführbares und vom Geist her nicht zu Rechtfertigendes doch sich selber zurechnet.

Dank dieser Erkenntnis wird entscheidend Wichtiges möglich: eine Herausschälung des allergrößten Teiles erdverhafteten Daseins aus dem Körper dessen, was ursprünglich die Persönlichkeit tangiert und damit die Erledigung eines großen Teiles der Probleme, welche den Menschen bisher am meisten beunruhigt haben. Es erledigt diese die kurze und bündige Fest-

stellung, daß sie falscher Fragestellung ihren Ursprung danken. Zeigen wir diesen Sachverhalt nunmehr an einer Reihe der wichtigsten Beispiele auf.

Die Ur-Angst gebiert in jedem Lebewesen als erstes Mittel der Selbsterhaltung den Sicherungstrieb. Doch wahre Sicherung gewährleistet dem Bewußtsein keinerlei Rüstung, denn nimmer ist gewiß, wer im Falle eines Streites Sieger bleiben wird, sondern einzig die Unmöglichkeit, angegriffen zu werden; wie denn schlimme Möglichkeit für ein der Vor-Stellung fähiges Wesen immer Schlimmeres bedeutet als schlimme Wirklichkeit. Die Unmöglichkeit, angegriffen zu werden, bietet nun einzig und allein das anerkannte Recht auf Besitz, das heißt das Recht, einen bestimmten Lebensraum ausschließlich zu besitzen. Daher das Ur-Prestige des Besitzers, welches die Gewalt nicht hat und niemals gehabt hat. Wenn auf der Ebene des Geistigen Autorität mehr ist und bedeutet als materielle Macht, so gilt Gleiches in bezug aufs Erdgebundene vom Prestige des Eigentums. So galt schon in Urzuständen Versklavung als Schuldbezahlung für normal, ja selbstverständlich; kaum bedurfte es je der Gewalt, um solches „Recht“ durchzusetzen. Vom Standpunkt der Urinstinkte erwirbt nämlich der Schenkende oder Leihende damit ein evidentes Käuferrecht — welcher Standpunkt sich heute im Falle reicher amerikanischer Erbinnen besonders nackend äußert. Im „Sozialkontrakt der Abhängigkeit“ — hier kommt es nicht darauf an, ob es diesem Begriff genau Entsprechendes tatsächlich gibt — ist nämlich nie die Treue oder Loyalität das ursprünglich Bindende, denn Treue wurzelt im Geist, der sich selbst freiwillig binden muß, um überhaupt gebunden zu werden: das Ur-Verhältnis der Abhängigkeit ist das zwischen dem Brotgeber und -nehmer. So tief wurzelt diese so völlig ungeistige Auffassung im Menschenwesen, daß das Prestige aller Macht von den Urinstinkten des Menschen als Erdwesen so empfunden wird: dieser Mann besitzt so viel mehr als alle anderen, daß sogar das Schwert ihm gehorcht.

Hier ist es uns um Grundsätzliches und zeitlos Gültiges, nicht um Historisches zu tun. Doch dieses bietet zu jenem oft die ein-

leuchtendste Illustration. So hat vielleicht keine Zeit einen schlüssigeren Beweis für die Richtigkeit unserer den Besitz betreffenden Betrachtungen erbracht, als es die ersten Jahrzehnte nach dem Weltkriege getan haben. Unzweifelhaft war es die plötzliche Verarmung, der Verlust jeglichen Sicherheitsgefühls, welcher weiteste Kreise des geschlagenen deutschen Volks von einem Tag zum anderen charakterlos und feige machte: jäh war in ihnen die nackte Ur-Angst vorherrschend geworden, und gegen diese waren sie desto weniger gewappnet, als jahrhundertlang in Geistformen verkörperte Sicherheit ihnen die eigenen Untergründe unbewußt gemacht hatte. So hatten, als die Zeit dafür reif geworden war, verhältnismäßig sehr wenige Vertreter echten Ur-Muts mit ihnen leichtes Spiel. Der gleiche Umstand erklärt, wieso plötzlich nicht allein nie früher vielleicht unter nordischen Völkern bekannte Geldgier, sondern auch bisher unerhörte Fähigkeit zu Gelderwerb erwachte: eben deshalb hat Deutschland Versailles und Inflation und ein Jahrzehnt irrsinnigen Vergeudens öffentlicher Gelder überstehen können. Unglaublich viele Deutsche entwickelten auf einmal viele der Fähigkeiten, welche ehemals für die Juden charakteristisch galten. Man lese Werner Sombarts in vielen Hinsichten bestes Buch „Die Juden und das Wirtschaftsproblem“ (Leipzig, 1911): Nach jeder Verbannung und Beraubung, so total letztere sein sollte, traten sie in neuen Wirtsländern doch wieder als den Einwohnern an Reichtum Überlegene auf, woraus Sombart mit zwingender Logik folgert, daß sie unmöglich alles verloren haben konnten. Not macht eben erfinderisch. Und dauernde Not erweckt den Sicherungstrieb zu solcher Hypertrophie, daß dieses eine Motiv genügt, um die jüdische Finanzmacht zu erklären. Im übrigen sind es in der ganzen Geschichte immer die politisch Entrechteten und nie die Bevorrechteten gewesen, welche sehr reich wurden, einfach weil sie lange genug reich blieben. Letzteres verdankten sie dem, daß sie am wenigsten auszugeben brauchten, sich weniger als andere der Gefahr aussetzten und mehr denn alle anderen auf Rückversicherung bedacht waren. Insofern kam seine Entmachtung

Deutschland zeitweilig direkt ökonomisch zugute: in den Deutschen erwachten die in jedem Menschen latenten jüdischen Bereitschaften. Damit allerdings traten auch manche der unsympathischen jüdischen Charakterzüge in Erscheinung. Diese haben nämlich ursprünglich keinen rassischen, sondern einen elementaren Grund. Immer wieder, durch die Jahrtausende hindurch, ist den Juden ihr Besitz konfisziert, immer wieder sind sie entrechtet worden: so fehlt ihnen typischerweise das Sicherheitsgefühl, das allein Entfaltung der Seele zu kraftvoller Schönheit ermöglicht. Ähnlich drohten sich, bis daß die nationalsozialistische Bewegung eingriff, die Deutschen zu entwickeln.

Alles nun im Menschen, was von außen her direkt beeinflußt und verändert werden kann, gehört zum Nicht-Ich. Deswegen gibt Besitz niemals ein persönliches Problem auf. Daher das Ideal der Besitzlosigkeit oder der Überlegenheit über ökonomische Interessen, welches das ganze Menschengeschlecht von je in bezug auf den Durchgeistigten und Edlen bekannt hat. Doch eben darum hat es auch keinen Sinn, aus geistigen Erwägungen heraus Besitz zu bekämpfen. Besitz ist für mindestens neuntausendneunhundertundneunundneunzig unter zehntausend Menschen das eine sichere Mittel, um die Ur-Angst in sich zu überwinden oder zu neutralisieren. Allerdings stellt Privatbesitz nicht das einzig mögliche Mittel zu solcher Überwindung dar: auch ein allbesitzender Staat kann, theoretisch gerurteilt, jedem vollste Sekurität gewähren, wie dies der Inka-Staat bisher am besten tat; oder aber „Stellung“ kann Besitz ersetzen. Trotzdem ist und bleibt der Besitztrieb dermaßen primär, daß jeder Versuch, gegen diesen anzukämpfen, von Hause aus zum Scheitern verurteilt ist; er trägt der Natur, so wie sie ist, nicht Rechnung. Daher die besonders häufige Geldgier bei ehrlich überzeugten begabten Sozialdemokraten: ihrer Uranlage unbewußt, haben erwiesenermaßen unglaublich viele unter ihnen ganz naiv, ihrer eigenen bewußten Überzeugung zum Trotz, ihre errungene Stellung und Macht mißbraucht. Ebendaher ebenfalls die besonders häufige Unehrllichkeit verarmter Ari-

stokraten, die zu Geschäftsleuten wurden; dies galt nicht erst von deutschen ab 1918, sondern besonders von den japanischen Samurais, nachdem diese ihre Privilegien verloren hatten: Sekurität war ihnen so selbstverständlich gewesen, und das besondere Ethos des Geschäftsmanns war ihnen so fremd, wogegen das des plündernden Kriegers ihnen im Blute lag, daß sie sich leichteren Sinns, als dies geborene Krämer tun, als unehrliche Makler betätigten. So folgt denn aus der richtigen Stellung des Besitzproblems recht eigentlich die Erledigung von dessen ganzer Problematik. Eine wesentlich gleich verbliebene Persönlichkeit mag sich, je nach ihren ökonomischen Umständen, besser oder schlimmer darstellen. Hieraus ergibt sich unabweislich, daß das Besitzproblem von außen her gelöst werden muß, unabhängig von allen geistgeborenen Theorien, doch unter vollkommener Berücksichtigung der menschlichen Urnatur. Diese ist unabänderlich feige und bedarf der Sicherung: so soll sie soviel als irgend möglich davon haben. Hier spricht nicht eine ernst zu nehmende Erwägung gegen eine rein praktische und utilitarische Auffassung. Umgekehrt aber gilt: wer immer auf Geist bezieht, was nicht des Geistes ist, leitet allemal Verbildungen und Verzerrungen in seinem und anderer Innern ein, so daß das Leben dank falschem Idealismus zwangsläufig böser wird, als es sonst geworden wäre. Wir sahen, wie ein falsches Gesundheitsideal verhäßlicht oder verroht, wie das Mißverstehen des moralischen Problems als eines spirituellen an den schauerlichsten Greueln der Geschichte Schuld trägt. Vom mißverstandenen Besitztrieb gilt Gleichsinniges im allerstärksten Maß. Schlechthin alle Ausbeutung der Massen im Namen der Zivilisation oder Kultur oder zu Gottes Ehre hat hier seinen Seinsgrund. Und Gleiches gilt von aller Häßlichkeit und Scheußlichkeit, welche der Aufstand der vormals Unterdrückten unter Marx' Banner zur Folge gehabt hat und noch lange, lange weiter haben wird. Marx wird nämlich neuerdings in vielen Ländern auf eine Weise unterschätzt — weil bestimmte Schichten, die seine Ideen vertraten, leicht zu besiegen waren —, daß dies gar leicht zu neuen furchtbaren

Überraschungen führen mag. Ob Marx' Lehre als ökonomische oder Geschichtstheorie haltbar sei oder nicht — diese Frage ist gegenüber ihrer erwiesenen ungeheuren Wirkung belanglos. Worauf es ankommt, ist dieses und dies allein: wie keiner vor ihm hat Marx sein ganzes Programm auf dem Dasein der Ur-Angst aufgebaut und dadurch tiefste und mächtigste Instinkte entfesselt. Deswegen wird kein Idealismus und keine neue Geistesreligion Marx besiegen, und zwar desto gewisser nicht, je mehr die ökonomischen Fragen mit Geistforderungen verquickt werden, welche in diesen Zusammenhang hineingehören. Man gedenke hier unter den vielen Ideen nur der einen, die zur Grundlage aller Revolutionen marxistischen Geists geworden ist: daß Eigentum Diebstahl sei. Diese Mißdeutung wirkt schon verderblich genug in den Seelen der Besitzlosen: vollends verhängnisvoll ist sie dadurch geworden, daß auch die Besitzenden unbewußt an sie zu glauben begonnen haben — denn das hat ihnen die Mentalität von Dieben oder Hehlern mitgeteilt, so daß auf die Dauer eine ganze Menschenwelt so wird, wie sie ein hämischer Denker einmal imaginiert hatte. Nur eine solche in materieller Macht verkörperte Weltanschauung wird der irrtumgeborenen ökonomischen Revolution dieser Wende ein Ende bereiten, welche den Urinstinkten auf bessere Weise Rechnung trägt, als es der Marxismus tut.

Versenken wir uns so tief als irgend möglich in das ökonomische Problem in seinem Zusammenhang mit dem persönlichen Leben: besser noch als dasjenige der Gesundheit läßt jenes einen dessen inne werden, wieviel Nicht-Persönliches, ja Nicht-Menschliches dem Menschen doch unabtrennbar zugehört. Bei sehr vielen, vielleicht den meisten Menschen geht das so weit, daß ihr primäres bewußtes Interesse — jedenfalls alle Male, wo nicht sehr ernste Krankheit oder akute Lebensgefahr auf deren Behebung alles Interesse zuspitzt — gar nicht das Leben, sondern den Besitz betrifft. Machiavelli schreibt vom Fürsten: „Wird er auch hie und da in die Notwendigkeit versetzt, jemand das Leben zu nehmen, so darf dieses doch nicht eher geschehen, als bis ein hinreichender Grund und offenkundiger

Rechtsfall vorliegt. Und nie darf er das Vermögen dieser Opfer angreifen, denn leichter vergißt der Mensch den Mord seines Vaters, als er den Raub und Verlust seines Erbteils verzeiht.“ Von der Einstellung zu anderen darf man immer auf die zu sich selber schließen: primär bezieht sich die Ur-Angst nicht auf das Sterben, sondern das Verhungern. Das instinktive Leben „setzt“ seinen eigenen Tod, es akzeptiert ihn als angemessenes Schicksal, wogegen es ununterbrochen, so lange es währt, darum besorgt ist, seinen Unterhalt zu finden. Deswegen ist der Soldat, der da weiß, daß die Heeresleitung für seine materiellen Bedürfnisse vorsorgt, und dem es erforderlichenfalls erlaubt ist, zu rauben und zu plündern, vom Standpunkt seines eigenen Ur-Instinkts das gesicherteste Wesen dieser Welt; daher sein typischer Leichtsinn. Es ist nun im allerschlimmsten Sinne ungenerös und beweist überdies häßlichste Verlogenheit, solches Haften am Besitz moralisch zu verurteilen. Mit Ausnahme der äußerst seltenen echten Selbstüberwinder haften doch alle, was immer sie vorgeben, mehr oder weniger an ihm. Und für die überwältigende Mehrheit gibt es zum inneren Freiwerden nur den einen Weg, sich dieses einzugestehen und darüber klarzuwerden, daß der Besitz-verhaftete Teil ihrer mit ihrer Persönlichkeit nicht zusammenfällt: wird dieser Weg konsequent verfolgt, dann gewinnt das Subjekt auf die Dauer ganz von selbst Distanz zu seinen Erdwurzeln und läuft fortschreitend weniger Gefahr, durch falsche Einstellung seinen niederen Trieben zu verfallen oder vom Widersinn des historischen Materialismus überzeugt zu werden. Daß das Behauptete nicht nur für sogenannte höhere Menschen gilt, beweist das Gesamtbild Nordamerikas: in diesem Land, wo beinahe jeder unbefangenes primäres Interesse für den Dollar kennt, herrscht weniger Neid, Scheelsucht, Ressentiment, mehr Generosität und Mitfreude am Aufstieg anderer als irgendwo unter weißen Menschen (*A, I und II, 7*); dort findet ebendarum die marxistische Weltanschauung am wenigsten Anhänger. Das Ideal des über alle wirtschaftlichen Sorgen überlegenen europäischen Edelmanns aber setzte stillschweigend dessen Ge-

sicherheit voraus.¹ So können wir denn jetzt, in Analogie mit unserer früheren Behauptung, daß der Begriff des „Lasters“ eigentlich aus dem Begriffsschatz gebildeter Menschen verschwinden können sollte, die Annahme aufstellen, daß auch schmutziger Geiz und Gier als Allgemeinerscheinungen auszumerken sein müßten. Denn auch ihnen liegt letztlich Mißverstehen und kein böser Wille zugrunde.

Es könnte tatsächlich dahin kommen, daß die ökonomische Präokkupation als Dominante aus unserem Leben verschwände, wie sie denn in vielen Kulturen nie Dominante war. Dieses ideale Ziel wird aber, noch einmal, dann allein erreicht werden, wenn das ökonomische Problem unwillkürlich als das angesehen wird, was es tatsächlich ist: als ein rein irdisches und gänzlich ungeistiges.

Eine gleichsinnige Entzauberung müssen wir nunmehr an einem anderen Fetisch vornehmen, dessen Anbetung noch mehr persönliches Leben verfälscht und verdirbt als die Anbetung des Goldenen Kalbes: des Fetisches des Rechts. Wir fanden, daß Sicherheit für das Bewußtsein nie durch Rüstung gewährleistet wird — der Angreifer mag doch der Stärkere sein —, sondern einzig durch das Recht auf ausschließlichen Be-Sitz bestimmten Lebensraums (*SM, II, VJ, II*). Eben-deshalb ist der Sinn für Besitz-Recht erfahrungsgemäß in jedem-mann tiefer verwurzelt, als der für jedes andere Recht. Nun können wir weiter behaupten: die irdische Wurzel alles Rechtes liegt im Gefühl für Besitz-Recht. Ursprünglich hat Rechtsgefühl auch nicht das Allergeringste mit Gerechtigkeit zu tun, denn Gerechtigkeit vergleicht und gleicht aus, oder sie wertet höher oder niedriger, und zu solchem Relativieren ist blinder Instinkt vollkommen unfähig. Gerade in diesem aber wurzelt das festeste Gefühl, „im Recht zu sein“: man denke an den Begriff vom eigenen Recht, welcher jeder primitiven Frau eignet, welche gleichzeitig Gerechtigkeitserwägungen vollkommen

¹ Alfred Weber hat in seiner *Kulturgeschichte als Kultursoziologie*, Leiden 1935, gezeigt, daß die Geistigkeit des Rittertums gerade zu der historischen Stunde aufzublühen begann, da die Ritter zu — Rentnern wurden!

unzugänglich zu sein pflegt. Die kürzeste Fassung des wahren Sachverhaltes ist die folgende: Rechtsgefühl als solches bedeutet psychologisch nie anderes als unbefangene Behauptung eines persönlichen Sicherheitsanspruchs; eben weil dem also ist, war das juristisch begabteste Volk der bisherigen Geschichte, das alt-römische, eines der spirituell und metaphysisch unbegabtesten. Recht bedeutet ursprünglich nie und nirgends anderes als Fixierung, als Festlegung, ohne die allergeringste moralische oder geistige Qualifikation. Was am Rechte ursprünglich wenn nicht gerecht, so doch billig erscheint, betrifft entweder interne Differenzen innerhalb von Gruppen, welche anerkanntermaßen über den Einzelnen stehen, und wo folglich gerechte Entscheidung im Interesse von deren Fortbestand liegt, oder aber sie ist das mechanische Resultat des Ausgleichs verschiedener Mächte und Interessen auf Grund des Kräfteparallelogramms. Deswegen hat in allen wahrhaft kritischen Fragen von Lebenswichtigkeit auch in allerzivilisiertesten Zeiten das Recht des Stärkeren allemal das letzte Wort; daß der Stärkere gelegentlich aus moralischen oder geistigen Gründen als Stärkerer erscheint, ändert nichts an der ursprünglichen Gegebenheit. Von hier aus gewinnen wir denn — um auch hier durch unmittelbar einleuchtendes konkretes Beispiel allzulange abstrakte Erwägungen überflüssig zu machen — einen neuen Zugang zum Verständnis der revolutionären Vorgänge der Nach-Weltkriegs-Zeit. Jedes neue Recht war der Ausdruck neuer Grenzen, welche Sieger auf den Ruinenfeldern der Besiegten zogen, und jedes neue Recht wird immer so und niemals anders zustande kommen. Wenn die Revolutionen des 18. Jahrhunderts Vermögen und Besitz grundsätzlich unangetastet ließen oder wenigstens nachher restaurierten, was die des 20. Jahrhunderts nicht tun, so lag das daran, daß erst mit dem 19. Jahrhundert das Schwergewicht auf die Ökonomie zu liegen kam. Ebendeshalb sind die Revolutionäre dieses Jahrhunderts (von Rußland sehe ich hier ab, weil dessen Ökonomismus eine Pseudomorphose bedeutet) grundsätzlich unblutiger, denn nicht auf neue Menschen,

sondern auf neue Besitzverhältnisse kommt es ihnen in erster Linie an. Diese aber stürzen die modernen Kriege und Revolutionen rücksichtsloser und grausamer um, als irgendwann geschah, seitdem römische und christliche Voraussetzungen im Unbewußten bindend zu wirken begonnen haben. Die Führer der Weltrevolution, die mit dem Weltkriege begann, stellten und stellen die Gültigkeit sowohl des römischen Rechts als solchen wie diejenige der christlichen Voraussetzungen direkt in Frage, und dennoch führen sie das Wort „Recht“ häufiger und lauter im Munde, als je vorher geschah: es bedarf wohl keines weiteren Beweises für unsere These, daß Recht und Gerechtigkeit miteinander ursprünglich nichts zu tun haben. Gerechtigkeit ist ein Ideal des Geists. Der Rechtsbegriff hat ausschließlich irdische Wurzeln.

Gedenken wir hier der Deutlichkeit halber noch eines konkreten Falls, ehe wir unsere abstrakten Überlegungen fortführen. Die meisten Fehler der liberalistischen Ära in Deutschland gehen auf das Mißverständnis zurück, daß „Recht“ geistigen Ursprungs sei. Daß Preußen gegen das Reich, oder eine Partei sich auf Kosten des Volks behaupten konnte, lag beinahe ganz an obigem Vorurteil. Im übrigen war schon das ganze Mittelalter „liberalistisch“, denn schon damals waren die Deutschen, weil in ihrer Struktur der Nachdruck auf dem begreifenden und ordnenden Verstande ruht, ein „Rechtsvolk“. Die Kaiser hatten selten Anderes und Besseres zu tun, als zu „schlichten“, und der spätere Luther vertat mit Ähnlichem seine beste Zeit. Nie ward mir klarer, wie sehr ein falscher Rechtsbegriff den bisherigen Deutschen-Typus bestimmt hat, als wie ich die Kathedrale zu Wetzlar besichtigte. Die ist zu einigen Stunden des Tages katholisch, zu anderen protestantisch: so entschied das Reichskammergericht zuletzt, als Abschluß eines jahrhundertelangen Prozesses, den mit blutigen Religionskriegen begonnenen Streit. Das ist ebenso typisch für ein primär und primitiv Verstand-bestimmtes, jedoch unpolitisches Volk, wie für ein politisches aber geistig uninteressiertes jener köstliche und meines Wissens einzige Fall der

Lösung des gleichen Glaubenskonflikts, der sich in einem Engadiner Tale zutrug: während überall sonst wildeste Leidenschaften sich austobten, wurde dort in aller Ruhe durch Stimmenmehrheit von Dorf zu Dorf entschieden, welches fortan katholisch und welches protestantisch zu sein hätte. Der Deutsche neigt von Hause aus dazu, Lebensfragen, auch wo ein eindeutiger Sieg erreichbar ist, durch ein Kompromiß zu entscheiden — wo Lebensfragen grundsätzlich keine Kompromißlösung vertragen. Wie der lebendige Mensch in seinem Sosein keinen Kompromiß darstellt zwischen anderen Menschen, genau so steht es mit allen vitalen Fragen; denn auch die echte, das heißt geistgeborene Gerechtigkeit bedeutet, wie Nietzsche richtig gesagt hat, ein positives Verhalten. So beruhen auch alle deutschen Vorurteile zugunsten der „Ordnung“ als solcher auf einem falschen Rechtsbegriff. Sie entspringen nämlich samt und sonders der Meinung, daß Eingeeordnetheit in ein System schon geistigen Wert schafft, und daß mit dem Bestehen einer legalen Entscheidung sämtliche Probleme gelöst sind. Dies alles zusammen erklärt die Ungeheuerlichkeit, daß ungläubwürdig viele Deutsche sich innerlich ungläublich leicht mit dem Versailler Verträge abfanden; dies erklärt die deutsche Neigung, jede einmalige Willensentscheidung eines Mächtigen sofort zu kodifizieren und ihr dadurch allgemeingültigen Charakter zu verleihen. Dies erklärt einen großen Teil des deutschen Mangels an Zivilcourage: es ist nicht ursprünglicher Mut- und Verantwortungsmangel — sobald ein Deutscher amtlich als Führer eingesetzt ist, verantwortet und wagt er gern —, sondern Mißverstehen des Sinnes des Rechts, welches an so vielen unerfreulichen Allgemeinerscheinungen schuld ist.

Hier gibt es eben nur einen Weg zum Besserwerden: das „Recht“ als solches als das anzusehen zu lernen, als welches wir es hier bestimmt haben: als unabhängig von aller Gerechtigkeit und damit von allem geistigen Wert bestehende Fixierung. Nur wo die Ideen von Gerechtigkeit und Recht grundsätzlich dissoziiert sind, kann gerade das Gerechtigkeitsideal mittels des Rechts asymptotisch verwirklicht werden.

Von hier aus erscheint denn als echt tragisches Schicksal, daß der Aufstieg des Menschengeschlechtes Höherem und Besserem zu so schuldvoll verlaufen ist und weiterverläuft. Wer immer der absoluten Gerechtigkeit hat dienen wollen, hat nicht allein gegen bestehendes schlechtes Recht ankämpfen müssen, sondern gegen bestehendes gutes Recht. Die jeweils bestmögliche Verwirklichung des Gerechtigkeitsideals war, vom wahrhaftigen Geiste her beurteilt, nie Besseres als ein fauler Kompromiß — denn allemal mußte eben auch „berechtigten Interessen“ Rechnung getragen werden. Umgekehrt hat jeder Sieg der Idee einer absoluten Gerechtigkeit unsägliches Unheil gezeitigt. Doch auch wenn wir von allen großen und kritischen Problemen absehen, an denen sich der Widerstreit zwischen Natur- und Geistnorm offenbart, bleibt die Ur-Tragik bestehen. In „Wiedergeburt“ ward das Entscheidende am ethischen Problem dahin bestimmt, daß es seinem Wesen nach unlösbar ist. Bei jedem Rechtspruch äußert sich diese Unlösbarkeit in der letzten Unvereinbarkeit von Individual- und Kollektivnorm. Geht die Justiz von der Gemeinschaft aus, dann vergewaltigt sie unabwendbar den Einzigen und dessen Gesinnung, in der aller geistige Wert seinen Grund hat. Schätzt die Justiz letzteren als lebenswichtiger ein, dann kann sie nicht umhin, gegen das Interesse der Gemeinschaft zu verstoßen — sie aber ist vom Erdstandpunkt das Primäre sowohl als das Wichtigere. Folglich kann es ein absolut gerechtes Rechtsurteil grundsätzlich nicht geben. Zwischen Individuum und Kollektivum besteht eine schicksalhafte Spannung, welche auf keine Weise zu lösen und aus der Welt zu schaffen ist. Jeder Versuch dazu führt unabwendbar zu einer Verfälschung und Verbildung der wahren Verhältnisse und erschwert damit die Verwirklichung des Gerechtigkeitsideals, anstatt sie zu erleichtern. Besseres wird auf solchem Wege nie erreicht werden, weil Besseres grundsätzlich nicht erreichbar ist, als daß Einzelfälle billiger beurteilt werden, woraus sich auf die Dauer vielleicht eine nicht allzu schlechte Generalkasuistik ergeben wird. Die liberale Ära hat deutlich gemacht, daß in einigen Fällen

dem Individuum und seiner Gesinnung unbedingt der Primat zuzuerkennen ist. An der neuen deutschen Gesetzgebung ist dieses unbedingt fortschrittlich, daß sich die Frage der Strafe ihrer Auffassung nach überhaupt nur vom Kollektivum her stellt. Und die Überbetonung des Erdhaften im Menschen hat jedenfalls dieses für sich anzuführen, daß sie zwei an sich zwar spezifisch christliche, aber im Deutschen besonders virulent gewordene Aberglauben zu entmachten begonnen hat: nämlich daß alles, was nicht geistigen Ursprungs ist, ebendeshalb übel, und daß alle vitalen Tatsachen vom Geist her verändert werden können. Damit kann der Primat der Fiktion gegenüber der Wirklichkeit grundsätzlich erschüttert werden, und das allein wäre ein ungeheurer Gewinn. Seitdem nämlich die sakrale Ordnung im Innern der Menschen zerstört ist, bekennen diese sich immer weniger aufrichtig zu den Formen und Ordnungen, welche sie praktisch gleichwohl weiter stützen. Die Erfahrung des inhaltsleersten Alltags beweist, daß die meisten Tatsachen vom Geist her nicht abzuändern sind: da zieht dieser sich durch die Behauptung aus der Klemme, daß die Definition Wirklichkeit schafft. Hier liegt die Erbsünde aller bisherigen Jurisprudenz. Diese ganze Disziplin in ihrer bisherigen Form ist Kind der Lüge und nicht der Wahrhaftigkeit.¹ Daher das übliche gute Gewissen des Advokaten, der eine noch so schlechte Sache vertritt. Daher die Möglichkeit, daß formalistische Kniffe über Lebensfragen entscheiden können. Daher der Vertrag von Versailles. Daher die nordamerikanische Fiktion, die allerdings seit Franklin Roosevelts Präsidentschaft langsam an Lebenskraft einzubüßen beginnt, daß das eine unbedingt unübertretbare Naturgesetz, welches Gott bei der Welterschöpfung gewollt hat, befiehlt, daß jeder unter allen Umständen, ob lebend oder tot, seine Schulden pünktlich bezahle. Solchen „christlichen“ Machenschaften gegenübergestellt, erscheint der alt-römische Realismus zweifelsohne ehrlicher und besser. Ich habe selbst mehrfach behauptet, daß die Ära des

¹ Vgl. den ausführlichen Nachweis dessen im Kapitel „Delicadeza“ der *Südamerikanischen Meditationen*.

römischen Rechts zur Neige gehe. Doch ich meinte das anders, als es die meisten tun, welche gleiche Worte aussprechen. Die Ära des römischen Rechtes geht insofern zur Neige, als der Glaube an die Möglichkeit ein-für-alle-maliger Festlegung im Sterben begriffen ist. Sie tut es ferner insofern, als eingesehen zu werden beginnt, daß es kein „gutes Recht“ in abstracto, sondern nur in concreto geben kann — und wir leben nicht mehr unter Julius Cäsar oder Justinian. Endlich beginnen wir einzusehen, daß Recht noch nicht Gerechtigkeit ist — und das setzte das römische Herrenhochgefühl naiv voraus. Doch der harte römische Realismus stand dennoch dem wahren Begriff des Rechts viel, viel näher, als alle spätere Jurisprudenz, die absolute Gerechtigkeit zu gewährleisten behauptete. Dank der Unmöglichkeit der Erfüllung solchen Anspruchs entwickelte sie sich immer mehr und mehr zum Ausbeutungsfeld gewissenloser Winkeladvokaten.

Gerade weil vorliegendes Buch ausschließlich dem persönlichen Leben gilt, mußte die Problematik des Besitzes und des Rechts so ausführlich erörtert werden. Denn nur vollkommene „Richtigstellung der Bezeichnungen“ (*RM*, 21—26, *SE*, 344 ff.) kann gerade hier das persönliche Leben von Verhaftung an Nicht-Persönliches lösen und der Verbildung durch dasselbe vorbeugen. Wir sagten: alles, was von außen her beeinflußt und verändert werden kann, gehört dem Wesen der Persönlichkeit nicht zu. Sämtliche Tatbestände, die ins Reich der Ökonomie und Jurisprudenz fallen, beweisen in diesem Sinn, daß es sich hier um Sphären des Nicht-Ich handelt, denn alles am Menschen, was hier seine Wurzeln oder organisch notwendigen Verhaftungen hat, kann von außen her besser oder schlechter gemacht werden. Daher der Antiökonomismus aller tiefreligiösen Naturen: sie lassen sich lieber bestehlen, als daß sie für ihren Besitz kämpfen, sie verschenken lieber, als daß sie verkaufen, sie betteln lieber, als daß sie erwerben und verdienen. Und jeder unverbildete Normalmensch fühlt instinktiv, daß dies so sein muß, so wenig er sich sein Gefühl erklären kann. Solcher Radikalismus frommt andererseits aber nur denen, welche wirklich

zu den geistlich Berufenen gehören: allen anderen schadet es innerlich, wenn sie von Geschenken anstatt von Verdienst leben, und so handelt auch der nicht gut, sondern schlecht, der gegenüber einem nicht dazu Geborenen auf sein Besitzrecht verzichtet. Doch auch der nicht zur Heiligkeit Berufene muß und kann es lernen, sein Selbst-Bewußtsein vom Besitze abzulösen, so daß dieser ihn innerlich nicht mehr bindet; so daß er besitzt, als besäße er nicht. Hierin übt er sich am besten, wenn er damit beginnt, durch meditierte Einsicht jedes Eigentumsgefühl Menschen gegenüber abzutöten: seiner Frau, seinen Kindern, seiner Geliebten, seinen bezahlten Angestellten gegenüber. In diesem inneren Ablösungsvorgang viel mehr, als in den für die Schwächeren erzielten praktischen Vorteilen liegt die ungeheure Bedeutung der Abschaffung der Sklaverei. Ist ein Mensch nun also innerlich losgelöst, dann gibt es für ihn keinen Alberich-Fluch, keinen Fluch des Goldes mehr, sondern nur einen Segen des Reichtums. Und da fordert das Gebot des Geists gerade Erfüllung der ökonomischen Notwendigkeiten. Denn nun bedeutet diese keine Gier-Befriedigung, keine Förderung des Geizes, sondern ein bewußtes Auf-sich-Nehmen der Tragik, welche die Sonderstellung des Menschen als solche bedingt. Es ist ganz unmöglich, nicht auf Kosten anderer zu leben, sich nicht undankbar zu erweisen, nicht über Leichen fortzuschreiten (*W*, 119—196). Alle Untergründe des irdischen Lebens mit ihren Normen widerstreiten höchster Geistforderung. Aber der Mensch muß eben ertragen lernen, daß es so ist, und sehenden Auges seine ganze Menschenbestimmung erfüllen. Dies ist der eine Weg, der sich den nicht zur rein geistigen Existenz Geborenen und Berufenen auftut, um gerade im Geist zu wachsen und sich fortschreitend zu durchgeistigen. Was ich hier sage, steht grundsätzlich schon in der Bhagavat-Gita. Allein die indische Weltauffassung kennt kein Pathos der Einmaligkeit, das nun einmal das Grund-Pathos des Menschenlebens ist; der Dharma-Begriff (*SE*, 207 ff.) im Zusammenhang mit dem Wiederverkörperungsgedanken unrealisiert oder eskamotiert das Schuldgefühl, das die Verhaftung an Nicht-

Geist-Gemäßes im Geist erwachter Menschen auslösen muß, damit er sich angespornt fühle, mit aller Kraft höher hinaanzustreben. Deshalb darf die Lehre der Bhagavat-Gita dem heutigen Menschen kein letztes Wort bedeuten.

Und wie mit dem Besitz, nicht anders steht es vom Standpunkt des persönlichen Lebens mit dem Recht. Hier läßt sich das Erforderliche in einem einzigen kurzen Satz erschöpfend fassen: man muß aufhören, den geringsten Vorzug darin zu sehen, Recht zu haben oder im Rechte zu sein. Denn das Bedürfnis darnach hat niemals hohe und edle Motive: es beweist ausschließlich Sicherungswillen gegen die Ur-Angst oder den Entschluß, eine Eroberung des Ur-Hungers um jeden Preis festzuhalten. Noch nie ist mir eine Ausnahme zu der Regel begegnet, daß wer es nicht aushält, nicht ganz im Recht zu sein, keine Lüge und keine sonstige üble Machenschaft scheut, um hier mindestens sich selbst sein absolutes Recht zu beweisen. Und noch nie sah ich einen Menschen, der unbedingt auf seinem Recht bestand, der nicht im tiefsten Herzen ungerecht gewesen wäre. Weil dem so ist — deswegen wird von jeher die Gnade als Instanz oberhalb der Gerechtigkeit vorgestellt. Die üblichen Formulierungen dieser Vorstellung sind meist mißverständlich, insofern auch sie Recht und Gerechtigkeit verwechseln oder vermengen, doch ihr Sinn ist wahrheitsgemäß und klar: er bedeutet nicht, daß eine Verfehlung letztlich nicht bestände oder durch einen Gnadenakt auf ihrer Ebene aufgehoben würde, sondern daß es vom Geiste her letztlich nicht darauf ankommt, wie weit einer jeweils im Rechte ist. Auf anderes, Positives kommt es an. Wir sind allzumal Sünder. Es ist unmöglich, zu leben, ohne dauernd oder immer wieder geistwidrig zu handeln. Dementsprechend bemerkt der rein Geistbestimmte, der Heilige oder Heiland, den Unterschied zwischen dem Gerechten und Sünder kaum, wenn überhaupt; meist zieht er den letzteren vor, weil dieser ehrlicher ist. Und sicher gilt in Gottes reinem Geistesreiche keinerlei irdische Schuld. An dieser Stelle leuchtet wieder einmal, ohne jede nähere Erörterung, der Satanismus gewisser neu-protestantischer Vorstellungen ein. Aber auch hier

gilt die radikale Lösung des Rechtsproblems nur für die zu rein geistiger Existenz Geborenen und Berufenen. Alle anderen müssen innerhalb des Rahmens erdbedingter Rechtsnormen leben, gerade um geistig und geistlich voranzukommen. Sie müssen es auf sich nehmen, daß sie, wegen der nicht zu umgehenden Anerkennung und Befolgung dieser, stündlich geistwidrige Entscheidungen zu treffen haben. Doch gerade dieses Auf-sich-Nehmen ist es, was das persönliche Leben vertieft. Dessen Körper baut sich aus der Summe der inneren Entscheidungen und dem Zusammenhang der inneren Haltungen dem Nicht-Ich gegenüber auf. Man soll also unbefangen für sein Recht als unerläßliche Lebenssicherung kämpfen. Man soll aber zugleich so weit kommen, daß es einem innerlich gleich ist, ob man im Rechte oder im Unrecht ist. Die geringste Rechthaberei beweist Ungeistigkeit und Beherrschtheit durch die Untergründe des Lebens, die da vom Geiststandpunkt häßlich und böse sind.

Sind diese Untergründe nun wirklich häßlich und böse? Wir schränkten diese Behauptung bereits ein, indem wir hinzufügten „vom Geiststandpunkt“ Einzelnes davon ist wesentlich häßlich und böse; hiervon später. Aber alles Untergründliche ohne Ausnahme wird häßlich und böse durch Rückbeziehung auf Geistiges und Ausdeutung desselben im Rahmen eines Wertsystems. Diesem Sonderprobleme müssen wir näher nachgehen, denn trotz aller Errungenschaften der Tiefenpsychologie ahnen noch immer die allerwenigsten, wie wahr Shakespeares so oft zitiertes Vers ist: *there is no either good nor bad, but thinking makes it so*. Dem Unbewußten eignet desto größere Verwandbarkeit, je tiefer die Schichten liegen, um welche es sich handelt. So können gleiche psychische Urelemente den Aspekt von Göttern oder Teufeln annehmen, je nachdem sie angesehen werden, und geht solches Ansehen von starrem Vorurteil aus, so gibt der fragliche Aspekt eine verfälschende Dauer-Vorform ab für Leben und Erleben. Warum hört bei den meisten Menschen in Geldsachen „die Gemütlichkeit auf“, warum werden die allermeisten nicht allein liebsondern gewissenlos, sobald sie in irgendeinem Sinne um ihr

Recht kämpfen müssen? Weil sie zutiefst wissen, daß es sich bei Geld und Recht um Unterweltliches handelt, weil sie keine innere Möglichkeit haben, es weder als solches offen anzuerkennen, noch aus ihrer Ahnung der Wahrheit moralische Konsequenzen zu ziehen, weil sie infolgedessen sich selbst belügen und betrügen müssen, um den erforderlichen Kampf durchzukämpfen und dies infolgedessen allein unter psychologisch negativem Vorzeichen geschehen kann. Hier bietet die typische Widerwärtigkeit von Erbstreitigkeiten unter Geschwistern das vielseitigste Prototyp. Ein einseitigeres, aber noch lehrreicherer bietet die Eifersucht. Eifersuchtsgefühl ist selbstverständlich lebendig, wo Menschen einander anhängen, doch nur in der Unterwelt lebt es an dem ihm gemäßen Ort, denn es gehört ganz und gar der untersten Animalität an. So fordert rechte Einsicht einerseits, sie als Naturtatsache gelten zu lassen, verbietet jedoch andererseits, dieselbe ins Oberweltleben hinaufzuziehen und ihrer Dämonie dort Spielraum zu gewähren, denn auf den Ebenen von Geist und Seele gibt es kein Besitzrecht. Wo immer nun Liebende und Gatten dies verstehen und darnach handeln, fördert die Eifersucht des Lebens Reichtum und Schönheit; sie erhält die Sehnsucht von dunkler Tiefe her lebendig, schafft Spannungen, welche die Merk- und Erlebnisfähigkeit differenzieren und steigern. Sobald diese Elementarmacht jedoch an die Oberfläche hinaufbeschworen wird, sobald sie über die Bewußtseinsfunktionen Gewalt gewinnt, macht sie das Leben zur Hölle. Leibhaftige Dämonen ergreifen alsdann von den ahnungslosen Menschen Besitz, die zunächst oft bloß auf Grund unsinniger Konvention Eifersucht spielten, und selten gelingt es dann noch beizeiten, sie zu bändigen und in den Tartaros zurückzustürzen.

Ist es also Verkennung und falsche Behandlung der menschlichen Unterwelt, die an den meisten Häßlichkeiten des intimen Lebens schuld ist, so gilt Gleiches von der meisten Ungerechtigkeit, welche im Großen wie im Kleinen vorkommt, insonderheit von aller Ausbeutung und Knechtung von Mensch zu Mensch. Dank der Vielschichtigkeit seiner Natur, an welcher er keine Schuld trägt und die er nicht ändern kann, ist jeder Mensch

nicht allein gezwungen, sowohl Böses als Gutes zu tun, sondern er ist auch, mit verschiedenen Teilen seines Wesens, gut und böse. Dieses äußert sich gar oft in allerseltsamster Verteilung. So ist der eine als im öffentlichen Leben wirkender Mann untadelig, jedoch ein wahres Scheusal in seiner Familie, sind umgekehrt vorbildliche Gatten und Familienväter als Geschäftsleute völlig skrupellos. Dies wird psychologisch dadurch möglich, daß solche Menschen ihr Gutes als Ablaß oder Generalpardon für alles Schlechte in ihrem Gewissen buchen und bei jeder Gelegenheit sich selber vorweisen. Wird solcher Widerstreit nun entweder naiv oder bewußt so akzeptiert, wie er ist, dann bleibt er trotz aller seiner Nachteile erträglich. Furchtbares jedoch erfolgt, sobald ein Mensch auf den Generalpardon seines Gewissens hin nun in allem und durchaus gerecht zu sein und zu handeln behauptet. Hier fassen wir die Wurzel aller Zwangs- und Ausbeutungssysteme und beinahe aller Greuel, die mit Eroberung und Bekehrung und Vergeltung in aller bisherigen Geschichte verknüpft gewesen sind. Das meiste Unheil kommt von der Überzeugung, im Besitz des absolut gerechten Rechts, des einzig wahren Glaubens, der einzig richtigen Weltanschauung zu sein. Hier können wir ein weiteres Axiom aufstellen: wer immer aus Neigung Zwang ausübt, nicht aus Notwendigkeitserwägungen heraus, dessen Geist ist seiner Unterwelt Knecht. Das Freiheitsproblem wird später eingehende Behandlung finden, doch soviel können und müssen wir jetzt schon aussprechen: auf der Ebene der Persönlichkeit, das heißt der einen und einzigen Ebene, auf welcher der Mensch als „Selbst“ seinen Ort hat, stellt sich die Frage möglichen Zwanges überhaupt nicht, denn hier zählt einzig und allein die strikt persönliche Entscheidung, die von keinerlei Äußerlichem direkt beeinflußt werden kann; auch Suggestion reicht bis zum Persönlichkeitskerne nicht hinab. Nun wird keiner bestreiten, daß der Zwang gerade in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in der Oberwelt eine ungeheure Rolle spielt: das macht, daß diese von der Unterwelt beherrscht wird, sowenig sie davon weiß. Unser ganzer Planet durchlebt eben zur Zeit die Periode der

Revolte der Erdkräfte (*RM, I*). Und weil nur wenige sich den wahren Sinn des Sachverhaltes eingestehen, äußert sich dieser Ausbruch, der an sich sehr wohl schön sein und direkt eine teilweise Wiedergeburt des Heldenzeitalters einleiten könnte, in den meisten Fällen dämonisch oder teuflisch.

Die Möglichkeiten der Selbstbelügung im Menschen sind unermeßlich und damit die Möglichkeiten, Himmel in Höllen umzuwandeln. Ungeheuerlich groß ist die Zahl der Väter und besonders der Mütter, die im Gefühl höchster sittlicher Berechtigung ihre durch eigenes bitteres Kindheitserleben erzeugten Komplexe an ihren wehrlosen Kindern abreagieren. Ich kenne ganze Dynastien traditionell schlechter Ehen, traditionell mißhandelter oder revoltierender Kinder, welche samt und sonders dem Bewußtsein eines gerechten „Soll“ ihre Vitalität danken. Den letzten Zweifel am Ausgeführten behebt die folgende Überlegung, deren metaphysische Begründung der Leser in den beiden Schlußkapiteln der „Meditationen“ finden wird. Alle Gana-Melodien sind als solche endlich und kurzlebig, und sind sie einmal verklungen, dann sind sie für immer tot. Deswegen hinterlassen Eruptionen der Unterwelt, je mehr sie nur das sind, und je weniger Oberweltliches in direkte Mitleidenschaft gezogen ist, desto weniger böses Blut; sie werden vergessen, und nicht zwar nur von dem, welcher Gana-besessen mordete, raubte und zerstörte, sondern auch von dem, welcher noch so sehr darunter litt. Demgegenüber werden Greuel desto mehr als Greuel empfunden, je mehr geistige Motive mitwirken. Alle Kontinuität im Leben schafft eben allein der Geist. Wird nun ein System aufgestellt, in welches das Gana-gemäße Böse als berechtigter Bestandteil hineinbezogen wird, dann erfolgt zweierlei: erstens wird das an sich Endliche und Einmalige und nur darum von Fall zu Fall Erträgliches grundsätzlich ins Unbegrenzte wiederholbar; aus dem Ende mit Schrecken wird der Schrecken ohne Ende. Zweitens macht erst das Berechtigterklären seiner das Unterweltliche im geistigen Verstande böse; an und für sich ist die Natur allen ethischen Forderungen gegenüber indifferent. Die traditionelle Jurisprudenz unterscheidet

richtig zwischen Mord und Totschlag, Affekt-Handlung und überlegt verübt: es wäre Zeit, anzuerkennen, daß es nichts Furchtbareres gibt, als kühle Sachlichkeit in der Ausübung und Behandlung des Gana-mäßigen. Die mildeste Härte, welche solcher Sachlichkeit ihren Ursprung dankt, wird notwendig als ein Böseres empfunden, denn die schrecklichste blind verübte Gewalttat.

Die Moral alles in den letzten Abschnitten Gesagten ist vom Standpunkt des persönlichen Lebens die, daß es in den meisten Fällen das Nicht-Erkennen des unpersönlichen Charakters der Untergründe des Lebens und die daraus folgende falsche Behandlung ist, welche den Menschen so leicht schlecht und böse macht. In der Tat: so viele wirklich und unabänderlich schlechte Menschen, wie Erfahrung dies zu erweisen scheint, gibt es gar nicht. Es existiert aber ein anderer Aspekt der Unterwelt, der, vom Geiste her beurteilt, unabhängig von aller Verbildung durch Mißdeutung böse erscheint: ich meine hiermit alles, was dem Ur-Hunger zugehört, dem dynamischen Gegenpol der Ur-Angst, der Mutter von Besitz und Recht (*SM, II*). Dieser Ur-Hunger ist die eigentliche Triebkraft alles Wachstums und alles Fortschritts. Nie erkennt er irgendeine Grenze oder Schranke, die ihm gesetzt wird, als endgültig an. Er ist wesentlich angreiferisch und unersättlich, der geborene Todfeind aller Sicherung; sein Element ist das Risiko, das Unendliche sein nie erreichtes Ziel. Damit ist ein Urkonflikt gegeben mit allem, was zum Bereiche von Besitz und Recht gehört, welcher nie ein für alle Male auszutragen, nie endgültig zu erledigen ist, da eben Leben wesentlich Gleichgewichtsmangel bedeutet. Und so hoch das Niveau immer sei, auf welchem der Kampf sich abspielt: nie verliert er seinen ursprünglichen Sinn.

Hiermit wären wir bei derjenigen Wahrheit angelangt, die Idealisten in üblichem Verstand von allen am wenigsten munden dürfte: alle Änderung, alles Wachstum und aller Fortschritt hat seine vitale Wurzel, die ja allein die ergeborenen Triebkräfte speist, im Ur-Hunger und in keinem Ideal. Was von der Eroberung gilt, ist genau so wahr vom friedlichsten aller Fortschritte. Aller Fortschritt bedeutet irgendwie Raub oder Mord

oder Ausbeutung oder Knechtung anderer; sein Weg geht unabwendbar über Leichen. Große Neuerer, deren Namen die Geschichte feiert, waren erfolgreiche Rechtsbrecher, welche auf der Grundlage von Zerstörtem Neues und Dauerhaftes aufbauten. Verbrecher sind die Rechtsbrecher, welche scheitern, ob aus Talentlosigkeit oder Mangel an Glück oder an Neuaufbauwillen; der Verbrecher, dessen Begriff jedem unwillkürlich vorschwebt, wenn er das Wort braucht, ist freilich wesentlich minderwertig, aber es ist eine minderwertige Varietät eben des Ausnahmemenschen, dessen Grundtypus auch das Genie, der Held und der Heilige zugehören: dies ist der Wahrheitskern von Lombrosos verfehlter Theorie. Auch er ist ein Vertreter des Ur-Hungers im Gegensatz zum Vertreter der Ur-Angst, als welcher niemals neuerungsfähig ist. Und in wem nicht der Ur-Hunger dominiert, wird nie das Antlitz der Erde zu verändern streben. Er muß zerstören und insofern Böses wollen. Denn soll das Wort „böse“ den Sinn behalten, welchen jeder nicht verbildete Mensch ihm unwillkürlich beilegt, dann hat der Zerstörer als solcher auch als böse zu gelten, gleichviel zu welchem Guten das Böse als Mittel diene. Vom Standpunkt des Geistes und der geistigen Gesinnung kann zwischen Zweck und Mitteln nie geschieden werden; unlösbar gehören sie zusammen. Allenfalls darf man einen Menschen ausschließlich nach den Mitteln beurteilen, welche er benutzt, denn selten werden die angestrebten Ziele erreicht, wogegen jedes angewandte Mittel den eigensten Stempel des Unbewußten trägt, das sich dafür entschied.¹

Auf der Ebene des Menschentums tritt der Weg des Ur-Hungers als das in die Erscheinung, was man Politik heißt. Man muß nämlich scharf zwischen Politik und Staatskunst unterscheiden. Letztere, die im Kapitel über das Leben als Kunst eingehende Behandlung erfahren wird, stellt einen, wenn nicht den Höchsta Ausdruck geistigen Schöpfungstums dar, denn keine Materie ist schwerer vom Geist her zu gestalten, als die

¹ Sehr Gutes hierüber hat Nikolai Berdjajeff in seinem Buch *Von der Bestimmung des Menschen, Versuch einer paradoxalen Ethik*, Bern-Leipzig 1935, Gotthelf-Verlag, gesagt.

der menschlichen Triebe, Interessen und Leidenschaften in ihrem massiv-kollektiven Zusammenwirken. Aber die eigentliche Politik — wir haben sehr wohl das Recht, trotz Aristoteles, den Begriff so zu verwenden, wie hier geschehen wird, denn der übliche Begriff des modernen „Politikers“ entspricht genau dem Sinn, welchen wir hier seiner Betätigungsart geben, nur erweitern wir sinngemäß seinen Umfang — die eigentliche Politik ist eine gänzlich un-ideale, eine reine Unterwelts-Angelegenheit. Sie ist, wie wir schon sagten, der Weg des Ur-Hungers, soweit dieser sich durch menschliches Bewußtsein hindurch äußert. Demgemäß treiben der Staatsmann, der Geschäftsmann, der Stratege genau im gleichen Sinne Politik. Ihnen allen bedeutet sie genau das gleiche: die angemessene Methode, Wachstum zu ermöglichen. Denn solange Leben vital ist, will es wachsen: reine Sicherungs-Politik bedeutet, wo sie ehrlich nur das ist, allemal den Anfang vom Ende. Insofern nun Politik den Ur-Hunger dessen Normen gemäß auswirkt, ist sie durchaus darauf angewiesen, mit Unterweltsmotiven zu operieren, so ideal die Ziele immer seien, die in den Dienst dieser Motive gezwungen werden. Und die Motive der Unterwelt widersprechen allesamt idealer Geistesnorm. Man muß ver-gewaltigen wollen, wenn man siegen will, ob als Feldherr, Staats- oder Geschäftsmann; man muß den Untergang des Gegners wollen, und Untergang ist Untergang, handele es sich um Tod, Ruin, Entmachtung oder Versklavung; aller Wille zur Zerstörung aber ist böse. Man muß auch alle die Mittel grundsätzlich bejahen und anzuwenden bereit sein, die am schnellsten zum Siege führen. Es bedeutet bei jedem denkfähigen Menschen bewußten Selbstbetrug, als welcher den Tatbestand noch schlimmer macht, wenn er sich das Dasein dieses vom Geiststandpunkt Bösen, das aller Politik unablässig anhaftet, nicht eingesteht. Aber ganz ehrlich sind hier in der ganzen Menschengeschichte nur die alten Inder gewesen, als welche alle Politik als „Brauch der Fische“ bezeichneten, gemäß welchem die größeren die kleineren fressen, und dieselbe durchaus der Animalität zu-rechneten; die altindischen Lehrbücher der Politik haben dem-

entsprechend die Form von Tierfabeln (Pantscha-Tantra, Hidopadesha).¹ Das Gesetz politischen Handelns, *artha*, stellen sie dem *dharma*, dem moralischen Gesetze, schroff gegenüber; *artha* aber entspricht ungefähr dem lateinischen *res*; es bezeichnet die Fülle des Realen, Geld, Besitz, Interesse, Zweck. Der Artha-Lehre gemäß ist die Macht eine rein materielle Angelegenheit. Ähnlich ehrlich sind im Abendland nur Hobbes und Machiavelli gewesen, und die Ähnlichkeit geht dabei weniger weit als es den Anschein hat: denn beide übertrieben den bösen Aspekt der Politik, weil sie zutiefst doch an christliche Voraussetzungen glaubten und diesen Glauben überschreien mußten. Vollends gilt letzteres von Nietzsches Machtverherrlichung. Dessen Aufruf zum wieder-böse-Werden klingt und war vollkommen unecht; starken Widerhall hat er nur deshalb finden können, weil die meisten Deutschen, welche nach einem neuen Verhältnis zu ihrem Untergründlichen streben, an ähnlichen Hemmungen leiden wie er. Hier sei nun zunächst abermals darauf hingewiesen, was erst später ausgeführt werden kann, daß Staatskunst ein Geistiges ist und damit ein wesentlich anderes als Politik. Den Eigen-Sinn der letzteren hatten die alten Inder vollkommen richtig verstanden. Alle Betätigung, die dem Machtzuwachs oder ihrer Verteidigung gilt, hat unterweltliche Wurzeln und muß, so sie gelingen soll, mit Unterweltsmotiven operieren. Doch Deutschen leuchtet diese Einsicht besonders mühsam ein: sie sind eben in Europa das Rechtsvolk par excellence. Im Lauf ihrer ganzen bisherigen Geschichte hat der gelegentliche und nie lang andauernde Machtkult allemal Überkompensation bedeutet, wie denn das seltsame französische Mißverständnis, daß Deutschen Macht immer vor Recht gehe, der Perception eben dieser Überkompensation entspringt. Wahrscheinlich seit Jahrtausenden schon hat der typische Deutsche schlechtes Gewissen gehabt, sobald er reine Macht ausübte. Kaiser Friedrich II., der Hohenstaufe, berief sich allemal auf die *Justitia*, die er zu verkörpern meinte, wenn er

¹ Vgl. die Abhandlung über altindische Politik und den Geist des Abendlandes in Heinrich Zimmers *Indische Sphären* o. c. 41 ff.

extrem realistische und vielfach schier beispiellos grausame Gewaltpolitik trieb. Die gleiche Rücksicht bewog wohl Adolf Hitler, auf legalem Wege zur Macht zu gelangen. Die typische deutsche Macht-Angst erreichte von 1918 bis 1933, in welcher Zeit der sicherungsbedürftigste Deuschentyp das Staatsschiff lenkte, ihren bisherigen Höhepunkt. In Reaktion gegen diesen wuchs eine Minorität heran, welche überlegene Macht intuitiv als das erfaßte, was sie ist: als Elementarmotiv für die Gana-Welt; denn die Gana will zwingen oder gezwungen werden; Freiheit kennt und schätzt sie nicht. Und siehe da! Das bloße Bekenntnis weniger entschlossener Legionen zur Macht als einem elementaren Lebens-Recht erzeugte in der Unterwelt bisheriger sturer Rechtsfanatiker so schlotternde Angst, daß in wenigen Wochen und Monaten erreicht war, was aller Voraussicht nach nur in langen Jahren hätte erkämpft werden können. Doch das ist noch nicht alles: dieselbe Unterwelt erkennt Macht auch positiv als Vitalwert an: daher das unglaublich geringe Ressentiment, welches das Zerschlagen so vieler Lebensformen und Institutionen und vor allem das rücksichtslose Reden darüber — denn Worte bedeuten dem Bewußtsein viel mehr als Taten — ausgelöst hat. Wenn nicht alle Zeichen trügen, dann hat sich ein kaum glaublich hoher Prozentsatz der Besiegten des Besiegt-seins aufrichtig gefreut. Für die Unterwelt gibt es eben nichts Beglückenderes als Zwingen-können, aller Sadismus aber hat entsprechenden Masochismus zum Korrelat. So wird denn gerade die bewunderte und verehrte Macht ursprünglich böse vorgestellt. Furchtbar sind alle frühesten Götter, grausam, unverläßlich, unberechenbar. Und dementsprechend wird der frühestverehrte Herrscher als der Mensch vorgestellt, welcher sich jedes Unrecht und jedes Verbrechen erlauben darf; spät erst verbindet sich sein Bild mit der Idee der Gerechtigkeit. Dieser Tatbestand ist es, welcher Jacob Burckhardt darauf brachte, Macht an sich böse zu heißen. Von deren höchstmöglichen Ausdruck gilt dies freilich nicht. Wohl ist Zwingen an sich, auf freie Wesen angewandt, ein Böses. Aber höchste Macht zwingt gar nicht mehr: sie wirkt durch Autorität, durch Ausstrahlung, die unwillkürlich

verwandelt, den freien Willen der anderen mit dem ihren einend. Daher die Ur-Assoziation von Glanz und Macht, von Machtvollkommenheit und unnahbarer Hoheit. Doch die Macht, welche allein auf der Gana-Ebene (*SM, VII*), das heißt derjenigen, wo sich alle Politik abspielt, herrscht, ist freilich ein radikal Böses.

Denn Zwang und Freiheit, welche die ureigenste Lebensform des Selbstes ist, schließen einander aus. Unter Zwang kann keinerlei geistiges Schöpfertum, keine moralische Initiative, keine Selbstverantwortung gedeihen. Wer dagegen die Zeiten herrschender starrster religiöser Dogmatik und alle Freiheit verfemender Autokratie anführt, in denen doch Großes geleistet worden ist, verkennet, daß damals jeder Einzelne von der Wahrheit jener oder dem sakralen Rechte dieser persönlich überzeugt war. Nur der seltene Häretiker zweifelte in unserem Mittelalter an der christlichen Lehre, und heute noch zweifeln wenige Japaner daran, daß der Wille des Kaisers ihre persönlich letzte Gesinnungsinstanz bedeutet. Das Subjektive entscheidet überall, wo Freiheit die letzte Instanz zu sein beanspruchen darf. In diesem Sinne erwiderte einmal Gustave Flaubert, der sich in Paris gestört fühlte, auf eines Freundes Einwand, daß man ihn doch ganz in Ruhe ließe: *il ne s'agit pas de ne pas être dérangé, il s'agit de ne pas pouvoir être dérangé*. Von solchem Freiheitsgebot und solcher Freiheitsnotwendigkeit kann nun im ganzen weiten Reich der Unterwelt keine Rede sein. Hier herrschen Zwang und Drang, Trieb und dumpfe Abwehr. Und dies ergibt vom Standpunkt des freien Geistes unabweislich das Gesamtbild einer bösen Welt.

Mit dem Kriege habe ich mich hier nicht näher befaßt, denn daß es sich bei ihm um einen Ausbruch der Unterwelt handelt, so ideale Gesinnung sich gerade in seinem Bereiche äußert, liegt auf der Hand (*SM, III*). Selbstverständlich setzt der Krieg höchste und edelste Gefühle frei; Mut, Opfersinn, Freundschaftsethos, Vaterlandsliebe erblühen in ihm wie niemals sonst. Doch dies geschieht nicht, weil der Krieg an sich ein geistig Wertvolles wäre, sondern weil gerade die reine Unterweltlichkeit seines Charakters, sein Schauerliches und Scheußliches den Licht-Geist zur Überwindung der Höllenblindheit

anfeuert. Deswegen beweist es Irrsinn, so einer um der hohen Tugenden willen, welche der Krieg weckt, den Krieg verherrlicht. Selbstverständlich liegt das geistige Ideal darin, für alle Zukunft Kriegsgreuel auszuschließen. Und dieses Ideal ist in der Vergangenheit nicht unfundiert. Heute wissen wir, daß die Mehrheit der sehr alten Menschengemeinschaften wesentlich friedlich war, wie es einerseits die Eskimos, andererseits die Inder heute noch sind, und daß das Bekenntnis zur Gewaltanwendung großen Stils beinahe überall mit dem Vorherrschend-Werden reitender oder seefahrender Nomadenvölker zusammenhängt. Der tierische Vorfahre des Menschen war so gut wie sicher unkriegerisch, und die brutal-groben und menschenaffen-ähnlichen Vorformen, die Paläontologie ausgegraben hat, stellen zweifellos verhärtet-spezialisierte Abzweigungen vom Grundstamm, nicht unsere direkten Vorfahren dar. Zur Zeit, da er sich aus der Tierheit herausdifferenzierte, war der Mensch nicht aggressiv, sondern im höchsten Grade sensitiv (*SM, VIII*); es waren die Eigenschaften, die unter Menschen heute noch das Weib, den phylogenetisch älteren Typus (*SM, II*), im Unterschied vom Manne kennzeichnen, eine mehr weibliche als männliche Klugheit und Weisheit, ein bei keinem anderen höheren Organismus vorhandenes Anpassungs- und Hingabevermögen an alle Erfahrung, dank denen sich das von allen ursprünglich schwächste und waffenloseste Tier auf Erden behaupten konnte. Wahrscheinlich ist die wachsende Bedeutung der Gewalt und der Gewaltmittel in der Geschichte biologisch ähnlich zu deuten, wie das Riesenhaft- und Immer-mehr-gepanzert-Werden der ursprünglich kleinen und zarten Saurier. In der bisherigen Erdgeschichte aber sind alle zu groß und zu hart und zu Gewaltfreudig gewordenen Wesen sehr schnell ausgestorben, denn nur Plastizität und Wandlungsfähigkeit gewährleisteten dem Leben Dauer inmitten der Übermacht des Unlebendigen. Nun gibt es freilich kein Zurück zum Ursprung. Das geistige Ideal, für alle Zukunft Kriegsgreuel auszuschließen, ist auf unserer jetzigen Organisations- und Spezialisierungsstufe unverwirklichbar. Doch wenn dem also ist, wenn der beste Geist des heuti-

gen Menschen im Frieden gar leicht verkümmert, so beweist dies eben nur, wie tief verstrickt in seine böse Unterwelt der heutige Mensch ist. Die Unterwelt fordert Greuel um ihrer selbst willen, der Geist im Menschen aber braucht wiederum die Spannung zu ihr, um auf seiner Ebene zu wachsen. Im Zusammenhang vorliegender Betrachtungen sei insbesondere daran erinnert, wie notwendig Fäulnis, Unflat und Schmutz zum Krieg gehören.¹ Nichtsdestoweniger bejaht zutiefst jeder junge Mann den Krieg, gerade auch in diesem seinem Aspekt, so wie jedes junge Weib die Begleiterscheinungen des Gebärens bejaht.

Das hier noch so kurz Angedeutete sollte genügen, um jedem, welcher guten Willens ist, den Weg dahin zu weisen, wie er selber mit dem Probleme fertig wird. Das Entscheidende hierbei ist die Erkenntnis, daß das geschilderte Unterweltliche im selben, aber auch in keinem anderen Sinn zum Menschen gehört, wie seine Darmtätigkeit; an sich ohne persönliche Bedeutung, gewinnt sie solche erst durch das, was die Inder „Nicht-Wissen“ hießen. Doch die indische Lösung, die bloße Enthaftung des inneren Menschen von allem Nicht-Ich bedeutet, ist keine generelle Endlösung. Es gilt sich einzugestehen, daß dieses Nicht-Ich in allem seinem Bösen und Häßlichen doch unablässig zum Menschen gehört und dieses Schicksal auf sich zu nehmen — so erst ist der Prozeß der Verpersönlichung eingeleitet, auf welchen es überall zur Erfüllung des Lebens nicht allein letztlich, sondern auch einzig ankommt. Den ersten Anfang zur Absteckung eines heutigen Menschen gangbaren Wegs zur Selbsteinkehr gemacht zu haben, ist der unsterbliche Ruhmestitel der Psychoanalyse. Doch deren Deutungen versagen gar oft, und den Weg zur Seelsorge hat sie nie gefunden, konnte sie nicht finden. Allzu ausschließlich hat es sadistische Naturen in diesen Beruf gelockt

¹ Am besten schildert diese Seite des Krieges Helen Zetta Smith in ihrem Buche *Not so quiet* (französische Ausgabe *Pas si calme* ., Librairie Stock, Paris). Gemäß deren Schilderung gelangten zarteste Krankenschwestern aus feinsten englischen Häusern an der Front unwillkürlich dahin, gerade beim Widerlichsten zu verweilen und in Ausdrücken zu reden, welche Männer im Frieden nur im Trunkenheitszustand in den Mund nehmen.

und unwillkürlich steigern solche durch ihren Einfluß den bösen Charakter des Unterweltlichen. Noch negativer muß das Gesamturteil über die bisherige Charakterologie lauten. An sich brauchte sie nur eine sehr nützliche theoretische Disziplin zu sein. Doch bei allzuvielen Charakterologen bedeutet das Interesse für die Unterwelt eine Auswirkung des Unterweltlichen selbst. Sie wollen herabziehen, für Hohes niedere Triebfedern feststellen, Strahlendes schwärzen. Natürlich gelingt das ihnen, denn das meiste Unterweltliche ist häßlich, wie es das Leben der Gedärme ist. Nur ist eben mit solchen Feststellungen und Zurückführungen nicht das mindeste geleistet und gewonnen. Alles kommt darauf an, welches Oberweltliche dank diesem Unterweltlichen lebt und wie sich der Gesamtorganismus gestaltet. Statt aller weiterer Erörterungen gebe ich an dieser Stelle eine alt-orientalische Legende wieder, welche Ouspensky (*New Model of the Universe*, p. 146) ausgegraben hat. „Die ganze Welt war erschüttert durch das Wunder des Exodus, der Name Moses war in aller Munde. Die Kunde vom großen Wunder erreichte den weisen König von Arabistan. Dieser ließ sich nun seinen besten Maler kommen und sandte ihn zu Moses, um sein Porträt zu malen und es ihm zurückzubringen. Als der Maler wiederkehrte, versammelte der König alle Weisen und alle Wissenden der Physiognomik um sich und forderte sie auf, nach dem Bilde den Charakter des Moses, seine Vorzüge, Neigungen, Gewohnheiten und die Quelle seiner wunderbaren Macht zu bestimmen. ‚O König‘, antworteten die Weisen, ‚dies ist das Abbild eines grausamen Mannes, welcher hochmütig, nach materiellen Gütern gierig und von Machtlust und allen Lästern der Welt besessen ist.‘ Diese Worte empörten den König: ‚Wie kann es sein‘, rief er aus, ‚daß ein Mann, dessen großartige Taten im Weltall widerhallen, also geartet sein soll?‘ Es setzte ein Streit ein zwischen dem Maler und den Weisen. Der Maler blieb dabei, daß sein Porträt des Moses wirklichkeitsgerecht war, während die Weisen bei ihrer Behauptung beharrten, daß sie des Moses Charakter nach dem Porträt fehlerfrei bestimmt hätten. Da beschloß der weise König von

Arabistan, festzustellen, welche der streitenden Parteien recht hatte, und er selbst begab sich ins Lager von Israel. Beim ersten Blick erkannte er, daß des Moses Gesicht vom Maler fehlerfrei wiedergegeben worden war. Als er das Zelt des Gottesmannes betrat, verneigte er sich zur Erde und berichtete Moses den Streit zwischen dem Künstler und den Weisen. „Zuerst, bevor ich dich selber sah, meinte ich, daß der Künstler ein schlechtes Bild gemacht haben mußte, denn meine Weisen sind in der Wissenschaft der Physiognomik vielerfahrene Männer. Nun bin ich zur Überzeugung gelangt, daß sie gar nichts taugen und daß ihre Weisheit eitel und wertlos ist.“ „Nein“, erwiderte Moses, „so ist es nicht; sowohl dein Maler als deine Physiognomiker sind äußerst fähig, und beide Parteien haben recht. Es sei dir hiermit kund und zu wissen getan, daß ich mit all den Lastern, von denen deine Weisen redeten, von der Natur in der Tat begabt worden bin und vielleicht in höherem Grade noch, als sie aus meinem Bildnis herauslasen. Doch ich habe mit meinen Fehlern und Lastern solange in stärkster Willensanstrengung gekämpft und dieselben schrittweise überwunden und entmachtet, bis daß ihr Gegenteil mir zur zweiten Natur ward.“

Jedes Wort mehr könnte den Eindruck dieser Erzählung nur abschwächen. Der Fall Moses, wie er hier geschildert wird, ist prototypisch und paradigmatisch für schlechthin jeden Menschen in seiner ursprünglichen Gegebenheit und seiner Möglichkeit. Bei bedeutenden Menschen gilt dies insonderheit gerade von der ursprünglichen Vorherrschaft „böser“ Triebe. Noch gab es keinen großen Mann, mit der einzigen Ausnahme der halb im Jenseits verankerten Heiligen-Naturen, der nicht mit extrem starken Trieben ausgestattet gewesen wäre. Sie alle aber sind, aus dem Zusammenhang gerissen oder überwuchernd, unzweideutig böse. Falsch ist allein die ja heute noch von den meisten verfochtene Theorie, daß direkte Bekämpfung die Natur verändert. Die Untergründe als solche sind unverwandelbar; so „böse“ sie seien, sie können an ihrem Ort nicht anders sein, als wie sie sind. Je mehr sie vom Bewußtsein geleugnet oder in ihrer Existenz bedroht werden, desto mehr erstarken sie in ihrer

Eigenart.¹ Worauf es ankommt, ist die Urkraft dem Geiste dienst- und nutzbar zu machen. Deswegen frommt ihnen gegenüber grundsätzlich nur Generosität — welche Moses ja wohl selber, ohne es zu wissen, geübt hat, da er ein Mann des öffentlichen Lebens war und berufsmäßig mit Gana-Motiven operieren mußte; Haß und Kampf isolieren und steigern die Triebe in ihrer Eigengesetzlichkeit, und so kommt es zuletzt dahin, daß ihr Böses auch das Oberweltliche durchdringt und schließlich überwältigt. Im übrigen gehört ihr Grauenhaftes, noch einmal, genau so zum Menschenwesen, wie das Sterben und das Töten-Müssen.

Dies gilt es auf sich zu nehmen. So auf sich zu nehmen, wie der Menschensohn liebevoll die Schuld aller Menschen auf sich nahm. Leuchtet an dieser Stelle nicht blitzartig die ganze Größe und Tiefe des christlichen Erlösermythos auf und ein? Wie immer es mit dem einmaligen geschichtlichen Ereignis bestellt sei — der Weg Jesu ist Sinnbild für den Weg, welchen jeder gehen muß, welcher als der, welcher er ist, des Heils teilhaftig werden will. Durch rechtes Denken und rechtes Sich-Versenken kann man die Menschennatur so sehen, wie sie wirklich ist, und damit einer Verschiebung der rechten Verhältnisse zwischen Ober-, Mittel- und Unterwelt vorbeugen, dank welcher Verschiebung allein das Natur-Häßliche Geist-häßlich und das Natur-Böse spirituell böse wird. Diese Vorbeugung aber kann nur durch ein Band der Sympathie gelingen, das vom gutwilligen Geist zwischen dem tiefsten Selbst und der Natur, in der er verkörpert erscheint, geschaffen wird. Tritt solche Liebe zur Einsicht hinzu, dann transfiguriert sie, früh oder spät, die ganze Natur. Den Weg dahin beschreibt am besten die indische Karma-Lehre. Je energischer ein Mensch der Vergeistigung zustrebt, desto früher offenbaren sich von Fall zu Fall die Konsequenzen jedes Fehlurteils und jedes Irrwegs, desto schneller

¹ Dies ist der tiefste Sinn des von Coué entdeckten Gesetzes des *effort converti*, gemäß welchem Überspannung des Willens auf ein Ziel gerade das Gegenteil des Erstrebten zur Folge hat. Vertieft und verfeinert hat Coués Erkenntnisse neuerdings E. Graham Howe in seinem Buch *I and Me* (London 1935, Faber and Faber).

schlägt das Schicksal zurück. Hier bedeutet blitzschnelle Sühne höchste Gnade. Dank solch psychochemischem Prozeß nun wird aus Zwiespalt auf die Dauer Einklang. Vorhin sagten wir: der Körper des persönlichen Lebens baue sich auf aus der Summe der freiwillig getroffenen inneren Entscheidungen und dem Zusammenhang der inneren Haltungen gegenüber dem Nicht-Ich. Jetzt können wir die ganze Tragweite dieser Bestimmung verstehen und zugleich die Verderblichkeit falschen Denkens und falscher Entscheidung in ihrem ganzen Umfang grundsätzlich ermessen. Der Körper des eigentlich persönlichen Lebens liegt auf ganz anderer Ebene als alle ursprüngliche Natur- und Geistgegebenheit. Er ist ganz und gar die Schöpfung persönlicher Einstellung, persönlicher Einsicht, persönlicher Entscheidung, persönlicher Haltung. Persönlich und letztlich ist der Mensch das allein, wofür er sich in sich entschied und auf das er alsdann alle Gegebenheit, dieselbe verwandelnd, zurückbezieht (*W*, 236 ff.). So stellen denn die grauenhaften Tatsachen und Notwendigkeiten, welche wir schildern mußten, für das persönliche Leben keine letzte Instanz dar. Mehr noch: dieses thront ursprünglich oberhalb ihrer. Der Mensch muß sich nur persönlich ganz zu eigen machen, ganz zueignen, was dem Selbste zunächst als verkrampte Vielfalt gegeben ist und diesen Krampf auf höherer Ebene lösen. Das ist der wahre Sinn des christlichen Begriffes vom Erlöser. Der Mythos vom Mittler ist eine für das Bewußtsein gewisser Stufen wohl notwendige Hilfskonstruktion. Zunächst offenbart sich jedes neue Zentrum in der Seele als „ein anderer“. Aber mit diesem anderen gelingt auf höchster Stufe Verschmelzung. Das nunmehr gebildete, vollkommen persönlich gewordene und als solches nichts mehr ausschließende „Selbst“ nimmt freudig alle Schuld auf sich, so wie sie ist, und damit erledigt sie dieselbe. Es nimmt den Tod auf sich und damit überwindet es ihn „schon jetzt“, wie die griechisch-orthodoxe Dogmatik lehrt, in diesem Leben. Für sein höchstpersönliches Selbst hat oder gewinnt alles, was es erfährt, persönliche Bedeutung — auf dem Gebiet des lebendigen Geists aber schafft die Bedeutung den Tatbestand.

III.

**DER UR-ZUSAMMENHANG
DER MENSCHEN**

Es steht völlig außer Frage, daß der Mensch, darin allen Organismen gleich, ursprünglich ein Gemeinschaftswesen ist, denn er gehört organisch einem über-individuellen großen Ganzen an. Er ist ein Glied in der Kette der Generationen, welche Kette gegenüber dem Einzelnen präexistiert. Artentod ist im Laufe der Erdgeschichte, soweit wir dies beurteilen können, allemal, auf für Kausalbetrachtung rätselhafte Weise, auf einmal erfolgt — auf einmal natürlich vom Standpunkt des Zeitmaßes der Natur, deren Augenblicke keine Sekunden sind: bei alten Menschengeschlechtern hat es so mancher persönlich beobachten können, wie solche, in einer Generation noch zahlreich, lebenskräftig und gesund, nach zweien oder dreien plötzlich gar nicht mehr vorhanden sind. Die Ableger eines gleichen Baums verdorren, wenn dieser abstirbt, gleichviel wohin sie verpflanzt wurden, gleichzeitig mit dem Stammvater. So starben im Laufe der Erdzeitalter ganze Stammbäume, als ob sie Individuen wären, aus. Dieser in der Sukzession nachweisbare unlösliche Zusammenhang besteht aber auch in der Simultaneität. Bei Lebewesen, in deren Gestalt Individuum und Kollektivum verfließen, wie bei Siphonophoren und ähnlichen Tierkolonien, äußert sich dies körperlich. Bei in Staatenform lebenden Insekten, wie den Ameisen, Bienen und Termiten, äußert es sich in einem dem Zusammenspiel der körperlichen Organe an Vollkommenheit gleichwertigen konzentrischen Zusammenwirken vielfacher, in Einzelwesen verkörperter Gattungsinстинkte; bei Herdentieren in einem von der empfindenden Psyche her bestehenden Primat der Gruppe gegenüber dem Einzelnen. Aber auch die am einsamsten lebenden Organismen stehen irgendwie mit anderen in Korrelation. Zu solch ursprüng-

lich einsamen Tieren gehört der Mensch ursprünglich nun nicht; seine normale Lebensform stellt, wie wir später genau zeigen werden, das Familienleben dar. Immerhin kann er, dank seiner größeren Individualisierung und Freibeweglichkeit, von der Existenz anderer im Einzelfalle mehr absehen als irgendein sonstiges Tier. Nichtsdestoweniger präexistiert gerade beim Menschen das Gemeinschaftliche dem Einzelnen in besonders eindrucksvoller Form, nämlich in der ursprünglicher Bindung innerhalb der freier Entscheidung fähigen individuellen Seele. In ihr, nicht ober- oder außerhalb ihrer lebt jenes „Urwir“, dessen Begriff im heutigen deutschen Schrifttum eine wachsende Rolle spielt. Die Präexistenz des Gemeinschaftlichen gilt erstens im historischen Verstand, insofern das Kollektiv-Bewußtsein allemal als älter nachzuweisen ist als das persönliche, und insofern Stammesgenossen unter Primitiven in Hierarchie und Arbeitsteilung beinahe bienen-artig zusammenhängen. Es gilt vor allem aber auch auf der Stufe höchster Verstandesklarheit. Dort äußert es sich, und zwar je weiter die individuelle Differenzierung fortschreitet, nicht desto weniger, sondern desto mehr, in einer echt-organischen Korrelation der verschiedenen Anlagentypen untereinander, und am eindrucksvollsten wohl in der inneren Forderung nach solcher Ergänzung, welche jeder von seinem freien Subjekt her selbstverständlich stellt. So ergänzen einander Könige, Künstler, Staatsmänner, Priester, Krieger, Händler, Arbeiter; so brauchen Fürsten und Dichter einander, Schaffende und Verstehende, Käufer und Verkäufer, und dies zwar grundsätzlich nicht anders, wie Bienen und Klee einander benötigen. Es gibt schlechterdings keine Betätigung des Menschen, mit der einzigen Ausnahme der religiös-metaphysischer Selbstverwirklichung zugewandten, welche nicht solches Korrelationsverhältnis voraussetzte. Es ist schon so, wie ich es in meiner 1906 geschriebenen „Unsterblichkeit“ — wohl dem Werk der bisherigen philosophischen Literatur, welches am radikalsten den Zusammenhang des Lebens gegenüber dem Einzelnen als das Primäre hinstellt — immer wieder als Leitmotiv wiederholte: für das Individuum selbst ist das Individuum das

Letzte nicht. Wie sehr es sich hier um Elementar-Organisches handelt, beweist letztgültig die eine Tatsache, daß es keinen Beruf gibt und daß keiner auch nur denkbar ist, dessen Begriff nicht voraussetzte, daß er seinen Mann ernährt und dessen Wurzel nicht insofern animalisch wäre. Denn einen rein-geistigen „Beruf“ gibt es nicht; auf der Ebene des Geistes gibt es nur Berufung im Sinn von Sendung, Begnadung, und für Berufung fehlt dementsprechend auch ein von der Gemeinschaft her vorherbestehender Betätigungsrahmen.

Das skizzierte Kollektive im Menschen — eine ausführliche Beschreibung können wir uns hier sparen (*U, VI, VII, A, II, 3*) — liegt augenscheinlich auf der gleichen Existenzebene wie das der Tiere und Pflanzen. Um ein geistiges Problem handelt es sich hier überhaupt nicht, sondern einzig und allein um einen Natur-Tatbestand. So sollte die normale Stellung des denkenden Menschen dazu eine ebenso schlicht und ehrfürchtig anerkennende sein wie gegenüber den sonderbaren Eigenschaften eines Minerals. Doch da es sich in diesem Falle um ihn selber handelt, so ringt sich der Mensch, wofern das Denken bei ihm eine Rolle spielt, zu solch schlichter Weisheit schwer durch. Und dem ausgesprochensten Denker unter weißen Menschen, dem Deutschen, fällt es besonders schwer, gerade dort kein Problem zu sehen, wo tatsächlich keines vorliegt. Der Deutsche erscheint — im Gegensatz zu den meisten Völkern, denen zu Weniges problematisch ist — darin unterentwickelt, daß ihm das Organ für das Selbstverständliche und dessen besonderen Sinn fehlt. Er versteht schwerer als alle, daß nur praktische Probleme einer Lösung fähig und insofern im eigentlichen Sinne überhaupt Probleme sind, und daß die unmittelbare praktische Lösbarkeit vom freien Willen her überall aufhört, wo Individuum, Wille und Intellekt nicht letzte Instanzen sind. So läßt der Deutsche nur sehr schwer die Tatsache eines unauflösbaren Mysteriums gelten, als welches doch schon die bloße Tatsache seines persönlichen Lebens ist, und versteigt sich allzu leicht dahin, im qualifiziert Irrationalen als solchen ein Verstandes- oder Vernunftproblem zu sehen. Daher fast alle Theo-

rien darüber, wie sich der Einzelne dem Kollektivum gegenüber verhalten „soll“ Einer solchen Mentalität gegenüber hilft nur Grenzbestimmung, deren klassisches Vorbild die Kantsche Vernunftkritik darstellt. Und da können wir nichts Besseres tun, als ohne weiteren Übergang zunächst einige axiomatisch gewiß wahre Thesen aufzustellen, deren Richtigkeit sich später an der Betrachtung von Erfahrungstatsachen erweisen wird. Zum ersten: der Mensch ist ein Gemeinschaftswesen; jeder atomistische Individualismus bedeutet deswegen falsche Weltanschauung. Zum zweiten: der Mensch ist „Kollektivum“ mit einer anderen Schicht seiner, als er persönliches Wesen ist: deswegen ist es nicht minder falsch, das Individuelle aus dem Kollektiven abzuleiten oder es auf dieses zurückzubeziehen. Zum dritten: was am Menschen kollektiv ist, gehört dem unpersönlichen Teile seines Wesens, mithin dem Nicht-Ich, an; deswegen bedeutet Identifizierung mit dem Kollektiven Entpersönlichung. Zum vierten: im Gegensatz zum Subjektiven, das in allen persönlichen Belangen letztinstanzlich entscheidet, tut es im Fall des Kollektivlebens ein Objektives. Hieraus aber folgt als fünftes Axiom: auf der Ebene des Kollektivlebens steht Sachlichkeit höher als Persönlich-Sein. Die aufgezählten Axiome fassen, soweit ich sehe, die ganze Problematik ein, welche die Kollektivität dem persönlichen Leben bietet. Und ihre Summe und ihr Zusammenhang ergeben eine Grunderkenntnis, welche viele geltenden Vorurteile mit einem Schlag erledigt: daß das Kollektivum als solches, obgleich es dem Individuum präexistiert und obgleich dieses sich in concreto nie ohne Schaden für sich selber von ihm lösen kann, in erster Instanz ein „unterhalb“ des Persönlichen bedeutet. Das Kollektivproblem ist das höchste Problem des Menschen-Tiers. Daß es auf dieser untersten Stufe überhaupt Problem ist, liegt an dem schon früher behandelten allgemeinen Tatbestand, daß die Natur im Fall des Menschen die Form und Ordnung, deren er zu seinem Gedeihen bedarf, nur vorbereitet: seiner eigenen Initiative ist es überlassen, sie zu vollenden, oder auch nicht (*A, II, 8*).

Das vom Standpunkt des persönlichen Lebens Wichtigste an den aufgezählten Axiomen, mit dessen Erläuterung wir darum anheben wollen, ist dies, daß das im Menschen an der Kollektivsphäre teilhabende dem unpersönlichen Teil seines Gesamtwesens zugehört, und daß sich daraus die besondere Norm und das paradoxe Ideal der „Sachlichkeit“ ergibt; nicht etwa daraus, daß dem Geist Sachlichkeit als Wesensattribut eigne (Schelers Irrtum). Verschärft man sein inneres Unterscheidungsvermögen proportional der Intensivierung der Fähigkeit des Inne-werdens, so steht man bei der Betrachtung des hier behandelten Tatbestands zunächst vor einem vollständigen Rätsel. Es sind nicht ursprüngliche Gefühle, die eine Kollektivität zusammenhalten, sondern wo Gefühle im Gemeinschaftsleben nachzuweisen sind, bedeuten diese nachträgliche Projektionen seelischer Energien auf Zusammenhänge, welche zunächst ohne sie bestehen. Es „treibt“ und „drängt“ die Menschen ursprünglich von innen heraus, jedoch ganz blind, ganz irrational, ganz ohne Gefühlsbetonung, sich mit anderen zusammenschließen, das so entstandene Ganze den Teilen gegenüber, die eigene Person inbegriffen, voranzustellen und von ihm her zu denken und zu handeln. Daß bei solchen Zusammenschlüssen das anerkannte Ideal oder Programm nicht das Wesentliche sein kann, beweist die theoretisch unendlich große Anzahl möglicher Ideale und Programme, auf welche hin oder von denen her ein gleicher Zusammenschluß erfolgen kann: dieser selbst ist offenbar das Urphänomen. Hier handelt es sich ganz augenscheinlich um eine Verwirklichung mittels freier Initiative eben dessen, was auf allen untermenschlichen Stufen der Organismenwelt von selbst geschieht oder von vornherein da ist; es handelt sich um einen organischen Erfüllungsvorgang auf der Ebene des Unterindividuellen und Unterpersönlichen, aber doch dem Einzelnen und Einzigem notwendig Zugehörigen.

Dieses durchaus Lebendige nun aber erwächst beim Menschen auf dem Umwege über „Sachen“; es schließen sich Jugend- und Männerbünde, oder auf der Intellektualisierungsstufe Vereine und ähnliche Gemeinschaften zunächst vom Sachlichen her oder

auf Sachliches hin zusammen. Dann erst erfolgt die Verlebendigung. Ist ein vom Sachlichen her oder auf solches hin geschaffener Zusammenhang einmal vorhanden, dann fehlt es auf die Dauer selten, daß nicht auch Herz und Gemüt dabei wären. So liebt jeder schließlich seine Berufsarbeit, welche immer sie sei und so gezwungenermaßen er sie zuerst übernahm. Auch der völkische oder staatliche Zusammenhang existiert unabhängig von bewußten Gefühlen. In der Regel erfolgt in diesem Fall Gefühlsbetonung erst oder nur im Augenblicke der Gefährdung — dann projiziert das Individuum seine persönlichen Emotionen auf die Gesamtheit. Am deutlichsten ist dieser Projektionscharakter auf die Kollektivität bezogener Gefühle an der Liebe zum König und besonders zum Feldherrn zu erkennen, welcher tatsächlich allemal persönlich geliebt wird, wo Identifikation des Einzelnen mit dem Heer erfolgt und dieses ihm durch den Heerführer symbolisiert wird. Hier gilt es genau zuzusehen, scharf zu denken und klar zu unterscheiden. Es ist nicht wahr, daß der Zusammenhang eines organischen Kollektivums vom Bestehen entsprechender persönlicher Gefühle abhinge. Wohl sucht jeder Regierende oder Befehlende solche zu wecken, denn diese verstärken den Zusammenhalt. Aber wenn es letztlich auf das ständige Dasein patriotischer Leidenschaft ankäme, dann hielte kein Volk zusammen. Gemeinschaft in ihrem urtümlichen Verstand hat eben ihren Ort auf einer der vielen dem so komplizierten Menschenwesen zugehörenden unpersönlichen Daseinsebenen. Dies ist es, was sie, wo sie wirklich besteht, so stark macht: über sie hat persönliche Einsicht und persönlicher Wille, hat, allgemeiner, geistige Initiative überhaupt keine unmittelbare Macht. Das übliche Mißverstehen dieses Sachverhalts rührt wohl hauptsächlich daher, daß von der Sonderpsychologie des Schöpfers, Bildners oder Führers von Gemeinschaften her geurteilt wird, denn sie sind es, welche die später von Massen übernommenen Begriffe und Worte prägen. In Wahrheit nun liegen die Dinge beim schöpferischen Oberhaupt ganz anders als bei der Kollektivität als solcher: jener ist allemal eine Persönlichkeit, welcher Führung, Meisterung,

Bildung und Gestaltung des Kollektivums Künstler-Aufgabe ist. Ihm ist der Urzusammenhang der Gemeinschaft nur Material, persönlich steht er über ihr, und er liebt sie persönlich hauptsächlich in dem Sinne, wie der Schöpfer sein werdendes Werk liebt. Damit aber ist gesagt, daß von der Psychologie führender Persönlichkeit her das ursprüngliche Gemeinschaftsproblem überhaupt nicht verstanden, geschweige denn gelöst werden kann.

Was Gemeinschaft ursprünglich zusammenhält, das sind die ursprünglichen sozialen Triebe — und indem wir diese behandeln, kommen wir zugleich in die Lage, das wahre Verhältnis von Individuum und Kollektivum richtig zu bestimmen (*A, II, 3*). Der Mensch gehört nicht bloß einem Kollektivum an, er ist Kollektivum, und nicht zwar bloß körperlich, sondern gerade auch psychisch; und dieses psychische „Sein“ wird durch das Dasein bestimmter ursprünglicher Triebe bestimmt und als Erscheinung geschaffen. Völlig falsch ist die Theorie, gemäß welcher der Mensch von Hause aus nur Individuum und Egoist wäre, und durch moralische Höherbildung Altruist und Gemeinschaftswesen würde: in jedem leben primäre kollektive Tendenzen, die auf der Ebene der Psyche als Naturgegebenheit eine über das Individuum hinausreichende Einheit schaffen, welche in besonderer und höherer Form die physische Einheit der Tierkolonie spiegelt. Dies zuerst klar nachgewiesen und intellektgerecht gefaßt zu haben, ist das Verdienst der sogenannten Individualpsychologie; sie zuerst hat zumal dieses Wichtigste aufgezeigt, daß die Verkümmernng oder das Fehlen der sozialen Triebe ein Beweis richtiger Erkrankung ist, womit der direkte Nachweis dessen erbracht ist, daß die sozialen Triebe dem Individuum als solchem organisch zugehören. Die Individualpsychologie hat hier insbesondere auch gegenüber Henri Bergson recht, welcher (in seinem Alterswerk über die doppelte Wurzel von Moral und Religion) behauptet, daß das meiste an der Moral im weitesten Verstand aus dem bloßen Druck von Kollektiv-Notwendigkeit erschöpfend zu erklären sei, welcher Druck sekundär entsprechende

Gewohnheit zeitige. Hiergegen ist ganz allgemein zu sagen: nie entscheidet Äußerliches beim wesentlich seelisch bestimmten Menschenwesen letztlich. Bestände in der Region des Subjektiven keine Entsprechung zur sachlichen Erforderlichkeit gemeinschaftsgerechten Verhaltens — welche Entsprechung unter anderen Geschöpfen einen Höchstausdruck im blinden Instinkt der Ameisen und Bienen findet —, die durch das bloße Dasein von Verstand und Wahlfreiheit immerdar gefährdete Menschengemeinschaft zerfiele nicht nur sporadisch, wie sie's in Revolutionszuständen tut oder wenn Verbrecher vorherrschen — sie wäre längst vollständig zerfallen und das Menschengeschlecht wäre damit ausgestorben. Tatsächlich besteht die erforderliche Entsprechung. Und somit haben wir die paradoxe Tatsache als weiter Unzurückführbares gelten zu lassen, daß das Individuum als solches, innerhalb seiner eigenen Seele, Neigungen hat, denen das Individuum nicht letzte Instanz ist. Dies erklärt denn die organische Möglichkeit der Sachlichkeit. Selbstverständlich gibt es solche auf über-organischer Ebene; die des schöpferischen Künstlers zum Beispiel ist rein geistigen Ursprungs und Sinns. Aber alles Höhere muß sich auf Erden in ihm entsprechendem Niederen verkörpern, um durch Verbindung mit den Triebkräften der Erde die Vitalität zu erlangen, die ihm an und für sich fehlt; ohne solche Vitalität ist es aber auf Erden machtlos. So ist alle Sachlichkeit organisch dadurch vorgebildet, daß der Mensch, von Hause aus ein denkendes Wesen, ursprüngliche Triebe hat, die nicht vom Individuum in ihm her und auch nicht auf dieses hin bestehen, sondern von einer Wirklichkeit her, welche das Denken nicht unmittelbar zu fassen vermag. Hier lasse man sich durch den Begriff eines „Wir“, welches gegenüber dem Ich die höhere Instanz wäre, nicht irreführen. Wo immer das Bewußtsein so weit differenziert ist, wie beim Abendländer des 20. Jahrhunderts, präexistiert kein Wir jemals, in der Region des Subjektiven, dem persönlichen Selbst. Auf der Stufe, wo gegenständlich von einem „Urwir“ die Rede sein kann, spielt das Denken noch keine Rolle. Eine neue und höhere Synthese

des Individuellen und des Kollektiven ist aber nur möglich vom Ich her, dank dessen Erweiterung. Dem Denken bleibt das Ich, wie reich ein Mensch sich immer entwickle, die letzte Real-Instanz.

Beziehen wir nun die folgenden Sätze der Einführung zu diesem Buch (die ich dem vorliegenden Zusammenhang entsprechend ein wenig kürze) in die bisherigen Gedankengänge hinein: „Sachlich-sein-können ist eins der Unterscheidungsmerkmale des Menschen-Tiers, und den Ergebnissen und Schöpfungen dieser Einstellung verdankt es seine heutige Machtstellung innerhalb der Natur. Das Sachliche stellt die Apparatur dar, dessen das Menschen-Tier zum Lebenskampf bedarf, gleich wie die Spinne des Netzes.“ Der Mensch als Verstandeswesen bedarf ganz allgemein der Herausstellung von aus der Vorstellung heraus Geborenem, um zu anderen Wesen und zu den Dingen in organische Beziehung zu treten. Doch nie hätte er einen gebieterischen und unwiderstehlichen Drang zum Erschaffen der fraglichen Herausstellungen gespürt, wenn ihn nicht das Dasein in ihm selber lebendiger primärer Triebe, welche nicht vom Individuum in ihm ausgehen und sich auch nicht auf dieses beziehen, von früh an so tief beunruhigt hätte, daß er zur Hilfskonstruktion der Anerkennung einer besonderen Daseinsebene griff, auf welcher das Kollektive auf Individuelles bezogen werden konnte; denn nur vom Individuum her operiert Verstand, im Unterschiede vom Instinkt. Die fragliche konstruierte Ebene ist eben die des Sachlichen. Auch die früheste Erd-Verkörperung des an und für sich rein geistigen Soll-Motivs hat ihren Ort auf ihr: auf frühester Stufe wirken ethische Imperative nicht also, daß das Individuum um eines geistig Höheren willen „soll“, was es nicht will, sondern auf die Weise, daß rein objektive Regel selbstverständlich befolgt wird, wobei persönliche Velleität überhaupt nicht in Frage kommt. Tatsächlich nun aber sind auch intellektuell hochentwickelte Menschen überaus häufig im gleichen Sinne primitiv: auch sie stellen sich die Frage persönlichen Wollens, persönlicher Überzeugung, persönlicher Verantwortung gar nicht, wenn

ihnen einmal sachliche Notwendigkeit eingeleuchtet hat. Das macht, daß dem Verstande alles Allgemeingültige, alles Objektive, alles auf der Projektionsfläche des Sachlichen Belegene besser einleuchtet und darum wichtiger scheint, als das eigene Subjektive und Persönliche des Menschen, der mit dem also urteilenden Verstand begabt ist. So allein erklärt sich die so häufig zu beobachtende Erscheinung, daß Menschen, in welchen gar kein ursprünglicher Opfersinn lebt, dem bloßen Zwang der Logik folgend, Entschließungen fassen oder hinnehmen, die ihren Interessen äußerst abträglich sind. Die Allerwenigsten derer, von denen das Gemeinte gilt, sind so gemeinnützig gesinnt, wie es der Wortlaut ihrer Bekenntnisse zu glauben nahelegt. So ist das normale erste Stadium nach dem Erlaß eines neuen einschneidenden Gesetzes dies, daß die meisten, welche ihm zustimmten, wenn nicht andere so doch sich selber fragen, wie es vielleicht zu umgehen sei. — Nun sagten wir, die Ebene der Sachlichkeit sei eine konstruierte: das spricht zunächst ebenso wenig gegen ihre Berechtigung, als das Konstruierte des Netzes gegen die Spinne spricht. Allerdings aber liegen die Dinge im Falle, der uns hier beschäftigt, besonders, denn das ursprünglich und lebendig Kollektive ist nicht identisch mit dem sachlich-Allgemeinen, so gut es ihm jeweils zu entsprechen scheint. Es stellt einen richtigen „Ersatz“ dar, der dem Bewußtsein Identität von Wesensverschiedenem vortäuscht; das Bewußtsein aber läßt hier die Vorspiegelung falscher Tatsachen leichter noch als sonst gelten, weil der Verstand ein sonst unlösbares und ihn immerdar beunruhigendes Problem um jeden Preis erledigen will. Aber solche Erledigung gelingt doch nicht ohne sehr hohen dafür bezahlten Preis. Daher das Starre der meisten menschlichen Kollektiv-Ordnungen, wo doch das Leben, im Gegensatz zum Leblosen, wesentlich nicht starr ist. Und solche Starrheit charakterisiert sehr bezeichnenderweise im höchsten Grade nicht die spätesten, sondern gerade frühe Stufen. Gerade hier, wo neuzeitliches Intellekt-feindliches Vorurteil das Ideal instinktiv oder intuitiv zusammenhängender Gemeinschaft situiert, herrscht ratio-

nalste Ordnung; es herrscht die gleiche streng rationale Ordnung, wie innerhalb des Körpers, nur daß hier andererseits des Körpers wunderbare Anpassungs-, Regenerations- und Wachstumsfähigkeit fehlt. Mögen die Voraussetzungen Primitiver noch so mythischen oder mystischen Charakter tragen — alles von diesen Abgeleitete ist streng logisch-konsequent und systematisch geordnet, und das Sachliche hat über das Persönliche den absoluten Primat. Man erinnere sich nur der Ehe-Gesetze der Australneger, des extremen Formalismus in der Rechts-Theorie und -Praxis der Neger, an das fast mathematisch Strenge aller Stammesgesetze überhaupt.

Denken wir nun von hier aus an den modernen intellektualistischen Kollektivismus, dessen Prototyp im Nordamerika der Prosperity-Zeit zu suchen ist (gleichviel, ob heute [1935] noch gilt oder später gelten wird, was damals galt, als ich mein Nordamerika-Buch schrieb), so frappiert an erster Stelle nicht die Verschiedenheit, sondern die Ähnlichkeit mit primitiven Zuständen. So fiel mir der Nachweis nicht schwer (*A, II, 1, 2*), daß die einseitige Entwicklung von den ausschließlich intellektualistisch-moralistischen Voraussetzungen des 18. Jahrhunderts her unaufhaltsam nicht einem höheren, sondern einem direkt primitiven Zustand zugeführt hat und unmöglich einem anderen hätte zuführen können. Der vorhandene Unterschied aber beweist keine Vorzugsstellung der Amerikaner. Da die Individualtriebe bei echten Primitiven neben den Kollektivtrieben eine sehr geringe Rolle spielen, tötet die strenge Sachlichkeit ihrer Lebensordnung das subjektive Leben nicht; dieses kann sich mit jener ohne Lüge identifizieren. In Nordamerikas heutigem Zustand hingegen beengen und unterdrücken die Herausstellungen das überkommene höhere persönliche Leben, denn Menschen der Entwicklungsstufe, wie sie für heutige Abendländer die höhere Norm darstellt, können gerade das Wesentliche ihres Lebens in kollektivistischer Form nicht mehr ausleben; bei ihnen sind kollektive und individuelle Triebe scharf von einander unterschieden, und bei letzteren liegt normalerweise das Übergewicht. So wird bei ihnen das Sachliche,

dem sie sich vollkommen hingeben, zur Kruste oder Schale, ähnlich derjenigen von Insekten. In dieser Schale aber erstickt die Seele. Von hier aus erkennen wir ganz deutlich, inwiefern der Kollektivismus grundsätzlich verfehlt ist: insofern er das Besondere dem Allgemeinen, das Individuelle dem Kollektiven opfert. Das tut er bei noch so kollektivistisch zusammenlebenden echten Primitiven nicht.

An diesem Punkte können wir auch das individuelle Ur-Problem richtig einstellen. Genau so, wie der Mensch primäre, auf das Individuelle nicht zurückführbare Kollektivtriebe hat, genau so hat er, seitdem einmal der Individuationsprozeß stattfand, primäre, auf nichts Kollektives zurückführbare Individualtriebe. Prägnanter ausgedrückt: genau so objektiv, wie jeder persönlich Kollektivum ist, ist jeder seither andererseits Individuum und als solches auf Kollektives weder zurück- noch erst recht zu ihm hinzuführen. Hier brauchen wir uns nicht weiter auszubreiten: daß und inwiefern jeder Mensch ein Einzelner und Einziger ist, weiß jeder für sich ganz genau, und nur Vorurteil kann als Norm einen Wir-Zustand künstlich konstruieren, in dem diese Differenzierung aufgehoben erschiene: eben sie kennzeichnet die bisher höchste Entwicklungsstufe des Menschen. Wohl aber stellt sich jetzt eine Frage, die sich auf früheren Stufen nicht stellte: nämlich die, Selbstbewußtsein und reales Kollektivum richtig zueinander in Beziehung zu setzen. Da finden wir denn zunächst, daß zwischen den zwei Arten von Trieben innerhalb des Menschen, nachdem sie sich einmal scharf differenziert haben, eine unlösliche Spannung besteht. Es ist einer der vielen Fehler des evolutionistischen Zeitalters, daß es die Gewohnheit geschaffen hat, sich alle Entwicklung so vorzustellen, daß durch Herausbildung von Neuem das Alte erledigt wäre, daß die Geburt jenes schmerzlos verlief und daß seither alles spannungslose Harmonie auf neuer höherer Ebene sei. Tatsächlich ist der individualisierte Mensch notwendig ein unharmonischeres Geschöpf als der nicht-individualisierte. Seitdem sich das primär Individuelle aus dem fortlebenden ebenso primären Kollektiven heraus-

differenziert hat, kann es spannungslose und einfürallemalige Harmonie nicht mehr geben; seither wohnen mindestens zwei, zumeist aber sehr viel mehr Seelen in jedes Menschen Brust. Der primitivste Ausdruck des fortan schicksalsmäßigen Zwistes ist der Konflikt zwischen Egoismus und Altruismus. Auf elementarster Stufe muß Egoismus sein, denn wo Überlegung noch gar keine Rolle spielt und das Kollektive im Individuum das tatsächliche Übergewicht hat, hängt die Selbsterhaltung des Individuums unmittelbar vom Dasein regelrechter Ich-Sucht ab. Deswegen ist das menschliche Baby das Prototyp des Egoisten; jede Mutter weiß, wie schwer es fällt, ihm auch nur die Anfangsgründe des Altruismus beizubringen. Das Problem des Egoismus ist gerade am Säugling am schärfsten zu erfassen, weil dieser ja aus dem Schoß des Kollektivums noch kaum entlassen ist, nur in bezug auf seine Mutter lebt usf.; jahrelang besteht nicht nur psychisch, sondern bis zu einem gewissen Grade sogar physiologisch das, was physisch die Nabelschnur bedeutet, unzerrissen fort. Mit fortschreitender Aufhellung, Erweiterung und Differenzierung des Bewußtseins hört dieser primitive Egoismus auf, mögliche letzte Instanz zu sein. Nachdem äußere Konflikte das Kampfterrain vorbereitet haben, wird sich der Mensch bald des inneren Konflikts zwischen seinen individuellen und kollektiven Tendenzen bewußt und dies natürlich desto mehr, je begabter er ist und je mehr sich sein Bewußtsein aufhellt und vertieft. Kein Heiliger hat je auch nur einen einzigen Augenblick lang das gute Gewissen gehabt, das den meisten Tölpeln während schlimmster aber erlaubter Gewalthandlungen eignet; kein einigermaßen geistig erwachter Mensch kann jemals glauben, daß er auch nur ein einziges Mal in seinem Leben in allen Hinsichten gut gehandelt hätte. Hiermit stehen wir schon mitten in der ethischen Problematik drin. Sobald der Mensch eine höhere Entwicklungsstufe erreicht hat und mit Geistbewußtsein begabt worden ist, erscheint Ich-Sucht unbedingt minderwertig. Aber warum? Weil das Ich, das egoistisch sein kann, gar nicht der ganze persönliche Mensch ist, dessen Elementarnatur allemal aus individuellen

und sozialen Trieben zusammengesetzt ist. Vom ganzen Menschen stellt „das Ichsüchtige“, wie wir es heißen mögen, nur einen geringen objektivierten Teil dar. Man kann folglich nicht einmal behaupten, wie manchmal geschehen ist, dieses Ich sei das „Bündel der Macht- und Lusttriebe“ im Menschen, denn auch die Macht- und Lusttriebe setzen, soweit sie andere Menschen betreffen, eine innere Beziehung zu ihnen voraus. Das Wesentliche am Egoisten ist, daß alle Triebe in ihm eine Invertierung oder Umkehrung erlitten haben; anstatt auszustrahlen, wirken sie zentripetal. Dieses Zentripetale ist beim Baby das Normale; alles, was es wirklich angeht, geht in ihm vor, betrifft sein eigenes Werden und Wachsen. Wer als erwachsener Mensch genau ebenso eingestellt bliebe, der wäre ein so übersteigerter Geizhals, wie solchen weder Natur noch Kunst darzustellen vermag. Abschließend können wir sagen: der Egoist ist nur ein Menschen-Fragment, und der Mensch wird „ganz“ proportional der Abnahme und Auflösung „des Ichsüchtigen“ in ihm. Schon auf der Natur-Ebene gilt sonach das Christus-Wort, daß nur derjenige seine Seele gewinnt, der sie verliert.

Nur liegt das Heil nicht im Selbstverzicht im Sinne dessen, was man gemeinlich Altruismus heißt: dieser ist nicht das Gegenteil des Egoismus, sondern nur sein Gegenpol auf gleicher Ebene. In jedem normalen Weibe herrschen primäre Hingabetriebe vor, und altruistische Triebe — wohl zu unterscheiden von geistentsprossenen Opferwillen! — beweisen nie anderes und niemals Höheres, als daß im betreffenden Menschen, ob Mann, ob Weib, weibliche Tendenzen leben. Im übrigen ist bekannt, wie oft gerade hingebende, nur für andere lebende Frauen zugleich von Besitz- und Machttrieben dermaßen besessen sind, daß ihr Altruismus letztendlich einen Höchstausdruck von Egoismus darstellt. Ferner sollte klar sein, daß die Selbstbehauptung eines bedeutenden Menschen in seiner Eigenart und seinem Eigenwillen, auch wo ein gutes Teil Egoismus mitspielt (keiner ist frei davon!), auch vom sozialen und altruistischen Standpunkt ein Wertvolleres darstellt als

alle Anpassung an Durchschnittsmenschen gemäße Konvention. Denn jeder bedeutende Einzelgänger ist Pionier eines höheren Allgemeinzustandes und alle, sogar zerstörerische Kraft wirkt im großen ganzen segensreicher als Schwäche. Heilung von der Ich-Sucht, wo solche vorhanden, gewährleistet einzig und allein die Schaffung eines weiteren und tieferen Ichs als bestimmenden Lebenszentrums, welches Ich höherer Ordnung alles primär Individuelle und alles primär Soziale im Individuum zugleich umfaßte. Ist nun ein solches Ich konstituiert, dann ist der betreffende Mensch im rechten Sinne sowohl Einzel- wie Kollektivwesen. Beide Aspekte und Bestandteile seiner leben sich alsdann in ihm im rechten Verhältnis zueinander aus. Dann aber stellt sich überhaupt nicht mehr die Frage, ob nicht im Individuellen ein Niederes zu sehen sei: evidentermaßen erscheint alsdann vielmehr das Individuelle als das eine und einzige gegebene Verkörperungsmittel und Aktionszentrum für alles Höhere geistiger und seelischer Art.

Da diese Verhältnisse selten richtig gesehen werden, so einfach sie im Grunde sind, so tut es vielleicht not, hier mehr als sonst bei Besonderem zu verweilen. In jedem, welcher als sozial und persönlich vorbildlicher Normalmensch wirkt, leben die individuellen und die kollektiven Tendenzen seiner Natur in irgendeiner Form zwar nie konfliktlosen, doch immer fruchtbaren labilen Gleichgewichts zusammen, und gerade dieser „harmonische Konflikt“ ist es, welcher dank der andauernden Spannung, welche er bedingt, zugleich den Einzelnen und die Gemeinschaft lebendig erhält und produktiv macht. Denn alles Leben ist ein Spannungszustand, und endgültige Spannungslösung bedeutet allemal Tod. Sein Kollektivbewußtsein ist es, das im Einzelnen den Sinn für Wettkampf, Ruhm, Erfolg, Hingabe und Opfer weckt, und die Gemeinschaft hinwiederum wird durch den Widerstand individueller Freiheit und individuellen Sonderwollens vor Abgeschlossenheit und Erstarrung bewahrt. Ist einer nur Individual-Wesen, dann ist er pathologischer Egoist; ist er nur Kollektiv-Wesen, dann fehlt ihm Persönlichkeit und damit das spezifisch Menschliche. Doch diesseits der

Grenzen der Pathologie gibt es viele mögliche und vom Gesundheitsstandpunkt gleich normale Gleichgewichtsformen zwischen individuellen und kollektiven Strebungen. Das starke Vorherrschen des Individuellen in der Seele ist das wichtigste Differenzialkennzeichen des nordisch-europäischen Menschen.¹ Daher sein Weitengefühl, sein Drang in die Ferne, die Leichtigkeit, mit der er seine Wurzeln verliert oder abreißt, sein Eroberertum, sein besonderer Aktivismus, seine Leistungsfähigkeit und schöpferische Sachlichkeit. Bei den Asiaten und merkwürdigerweise auch, und dies sogar mehr und mehr, bei den Nordamerikanern, obgleich diese die Nachkommen der extremsten Individualisten Europas sind, überwiegt das Kollektive in der Einzelseele (*A, II, 3, 4*). Bei letzteren tut es dieses so sehr, daß die Nordamerikaner heute unter weißen Menschen als die einzigen geborenen Sozialisten gelten dürfen. Wer, als ich 1928 zuerst darauf hinwies, an der Richtigkeit dieser meiner These zweifeln mochte, wird es ab 1934 kaum mehr tun, wo er gesehen hat, wie Franklin Roosevelt, obschon jenseits des Wassers alle Voraussetzungen für europäischen Sozialismus, jede soziale Zwangsorganisation und jede Tradition staatlicher Reglementierung fehlen, dank dem ursprünglichen sozialen Sinn der Amerikaner ohne auch nur annähernd vergleichbare Vollmacht und fast ohne Freiheitsbeschränkung Ähnliches erreichte, wie Europas Diktatoren. Da die Amerikaner Sozialisten sind, bedarf es eben der Zwangsmaßnahmen nicht, welche der europäische Individualismus zwecks Erzielung ähnlicher Umstellung erheischt. Eben deshalb findet kein sozialistisches Programm drüben erhebliche Anhängerschaft. Woraus umgekehrt folgt,

¹ Mit besonderer Prägnanz arbeitet diese Seite des Nordentums Julius Evola in seinem Buch *Heidnischer Imperialismus* (deutsche Ausgabe, Leipzig 1933, Aramanten-Verlag, bes. S. 40 ff.) heraus. Die betreffenden Stellen dieses Buchs, das sich leider im übrigen, wie alle Bücher Evolas, in mehr als erträglichem Grade auf vorgefaßten Meinungen und einem nicht-originalen Verhältnis zu den Voraussetzungen aufbaut, welche er vertritt, sollte jeder lesen, welcher im Wahn befangen ist, daß die Ideen von Kollektivismus und Hierarchie je für die Dauer vereinbar sein könnten. Vgl. auch Evolas *Rivolta contra il mondo moderno* S. 386.

daß der Marxismus mit seinem Ideal der Zwangsverstaatlichung Exponent ursprünglicher Schwäche oder Verdrängung oder Verkennung der sozialen Triebe ist: die Frage des Zwanges stellt sich immer allein dort, wo etwas nicht von selbst geschieht.

Das harmonischeste Gleichgewicht zwischen individuellen und sozialen Tendenzen eignet in Europa den Menschen des Mittelmeerbeckens. Daher deren besonderer Sinn für Maß und Einklang und schöne Form und deren besondere, von allen rationalen Erwägungen unabhängige Humanität. Hierauf vor allem beruhte die Vollendung der Antike. Diese kennzeichnete so vollendete Entsprechung von Gemeinschaft und großer Persönlichkeit, wie solche bisher kein zweites Mal die Erde geziert hat. Diese besondere Entsprechung war freilich allein im Rahmen der Polis möglich, deren Umfang dermaßen klein war, daß sich in ihr das Problem Gemeinschaft — Persönlichkeit wenig anders stellte, wie in der Großfamilie oder in einer exklusiven Adelsgenossenschaft. Doch auch die unmittelbaren Erben der antiken Kultur, die romanischen Völker, sind durch einen höheren Grad von Einklang zwischen Individual- und Kollektivtrieben gekennzeichnet, als alle germanischen (*AV, XIV*). In Italien zuerst entfaltete sich die im modernen Verstande selbstherrliche Persönlichkeit; dort erlebte sie ihren bisherigen Höchstaussdruck. Und dennoch: so selbstherrlich sie sich fühlte, sie stand objektiv doch nicht außerhalb der Gemeinschaft, sondern sie wirkte als deren anerkannte Höchstblüte. Dies war das Epochemachende am Phänomen der Renaissance. Heute herrscht das glücklichste Verhältnis von Individuum und Kollektivum in Frankreich, woselbst jeder Bedeutende, was immer er geistig vertrete, als für die Nation repräsentativ anerkannt wird und dabei nie darauf kommt, Gemeinschaftsbande zu verleugnen. Auf politischem Gebiete — aber auch nur auf ihm — ist heute der beste Einklang in England anzutreffen. Doch ursprünglich geht dieser auf den romanischen Einschlag zurück. Die Normannen waren, obgleich beinahe rein nordischen Bluts, schon zur Zeit Wilhelm des Eroberers Europas ausgesprochenste Vertreter des in ihren Südreichen assimilierten

römischen Geists, und sie haben das englische Volk geprägt (AV, XIII). Dank dem ist der nordische Individualismus in England politisch am fruchtbarsten geworden; er hat dort nie Gemeinschaft-sprengend gewirkt, und ist dabei noch heute ebenso stark ausgeprägt, wie er es bei den wilden Wikingern war. Daher das englische Weltreich; dieses beruht ganz und gar auf dem eingeordneten Zentrifugalen des Nordeuropäertums.

Vollkommener Einklang zwischen individuellen und sozialen Trieben scheint natürlich das soziale Ideal zu sein. Aber: ist der Einklang vollkommen, dann fehlt jeder Antrieb zur Änderung und damit zum Fortschritt. Daher die Notwendigkeit, gerade vom Standpunkt des Ganzen, schöpferischer Einzelgeister, die in ursprünglichem und schmerzlichem Gegensatz zur Gruppe stehen, welcher sie angehören. Ich glaube nicht, daß es je irgendeinen großen Geist gegeben hat, der nicht an erster Stelle diesen Gegensatz gespürt hätte. Hier ist für die Antike der frevelnde Prometheus Prototyp (damals bildeten Götter und Menschen eine Gemeinschaft), für die Kulturen des Zweistromlandes Adam, der die paradiesische Gemeinschaft sprengte, für den Norden der „Einherier“, der Einzelkämpfer, oder der „Recke“, der *outcast*, der gegen seine Sippe Stehende, welcher lieber neue Völker gründete als sich dem seinen anpaßte. Liebt ein wirklich großer schöpferischer Geist das Kollektivum, welchem er zugehörte, wirklich, dann handelte es sich, wir sagten es schon, nie um die menschliche Umwelt in ihrem Sosein, in die er hineingeboren war, sondern um das Werk, das er aus dem ihm gegebenen Materiale schaffen wollte. Mit Absicht verwende ich so oft als irgend möglich das neutrale Wort Kollektivum: es ist nämlich ganz und gar unmöglich, das, worauf sich die Kollektivtriebe im Menschen beziehen, im voraus abgrenzend zu bestimmen. Der Mensch ist dasjenige Tier, welches durch Vorstellung und innere Entscheidung selbst die Formen und Grenzen schafft, welche bei anderen Geschöpfen von der Natur ein für alle Male vorausbestimmt wurden. Nur der Gemeinschaftstrieb als solcher ist unabänderlich da; von nicht einer einzigen Gestaltung, zu welcher er führt, kann gesagt

werden, daß sie naturnotwendig sei. Bienen müssen in Völkern oder Staaten, Paviane in Rudeln leben: für den Menschen ist keine Form des Zusammenlebens notwendig, ist andererseits keine, die den Gesetzen von Leib, Seele und Geist nicht widerspricht, unverwirklichbar. Nationen im Sinn des 19. Jahrhunderts gibt es erst seit der Französischen Revolution, und heute ist ein neuer Volksbegriff im Werden. Es gab nicht immer noch überall Völker, es gibt vielerorts noch heute bestimmende Sippen und Stämme. Innerhalb mancher Imperien ist Volkstum unwichtig, innerhalb mancher auf Religion begründeter Gemeinschaft gleichgültig erschienen. Es gab und gibt Orden, letztbestimmende militärische, ökonomische, weltanschauliche Verbände: in allen aufgezählten Gemeinschaftsformen und allen nur denkbaren mehr kann das angeborene Sozialbewußtsein des Menschen sich, grundsätzlich gesprochen, gleich vollständig ausleben. Welche Form gewählt wurde, hat bei Menschengemeinschaften höherer Wachheits- und Intellektualisierungsstufe allemal von der freien Entscheidung einzelner schöpferischer Geister abgehungen, welche zugleich im Besitz der Machtmittel waren. So hat Moses das erste Judentum geschaffen, indem er Geist, Blut und Boden in ganz bestimmten, anderweitig unbekanntem Zusammenhang setzte. Gott hätte ein bestimmtes Blut mit einem bestimmten geistigen Auftrag versehen und ihm dafür ein bestimmtes Land gelobt: diese Sondergleichung der jüdischen Gemeinschaft hat das Judentum schon damals aus den übrigen Völkern, deren Lebensgleichungen alle untereinander ähnlicher waren, als sie der jüdischen ähnelten, ausgesondert. Moses Werk vollendete aus den gleichen Grundvoraussetzungen heraus Esra, gewaltsam und willkürlich, doch mit dem Erfolg, daß es seither ein Volk auf Erden gibt, das sich nicht allein von allen anderen unterscheidet, sondern auch wie kein zweites durch allen Wandel und alle Katastrophen hindurch in seiner Eigenart durchhält.

Von hier aus gelangen wir dann zur Bestimmung eines der wichtigsten Punkte des Gemeinschaftsproblems. In jedem Menschen leben Individual- und Kollektivtriebe, und letztere

sind bei ihm an sich nicht schwächer als bei irgendeinem Herdentier. Aber der schöpferische Einzelne ist es beim Menschen, welcher Mal für Mal die Gemeinschaftsform schafft. „Von selbst“ ist sie bei Menschen nur in Urzuständen erwachsen, zu welchen Urzuständen auch derjenige des heutigen russischen Volks gehören dürfte, wo das Sowjet-system (wohl zu unterscheiden vom Kommunismus!) 1917 überall, wo echte Russen lebten, ganz elementar in Form pilzartig hochkommender Sowjet-Zellen erwuchs. Innerhalb aller höher differenzierten Zustände hat keinerlei „Urwir“ jemals die soziale Entwicklung von innen her beherrscht. Dementsprechend künden alle Mythen von Manus, von ersten Gesetzgebern, die sich gewaltsam durchsetzten. Umgekehrt hat noch kein einziges Mal in der Geschichte eine Gemeinschaft als solche einen großen Einzelnen hervorgebracht, oder auch nur seinen schöpferischen Urgrund bedeutet: immer lagen die Dinge umgekehrt, so sehr, daß sich der große Einzelne schon in allerfrühester Zeit in schmerzlicher Spannung und in bewußtem Gegensatz zu dem ihm zugehörigen Kollektivum fühlte und befand. Die Unmöglichkeit, große Männer aus religiöser Gemeinschaft, Volkstum, Staat u. ä. abzuleiten, ist es, welche immer erneut den Glauben nährt, die Welt werde im Geheimen von einer Hierarchie hoher aber als solcher unerkennbarer Meister regiert. Der mittelmäßigen Masse fällt es eben gar zu schwer, zu glauben, daß es wirklich Einzelne gibt, die so schöpferisch wären, wie sie sich ihre Götter dunkel vorstellt. Sie kann nur an die Macht der Zahl glauben, welcher Glaube in Lenins Dogma von der „Schöpferkraft der Massen“ seinen jüngsten Ausdruck gefunden hat. In einem nun aber hat der angedeutete unausrottbare Glaube recht: der große Einzelne verkörpert allemal einen anderen Typus als die Gruppe, in welcher er lebt, und ist von deren Voraussetzungen her schwer oder gar nicht zu verstehen.¹ Er ist nie artgerecht; er stellt ihr gegenüber

¹ In ähnlichem Sinne meinen es die Theosophen, wenn sie das Zukunftsheil von einer neuen (siebenten) „Rasse“ erwarten, die überall unbemerkt schon im Entstehen sei. Ouspensky behauptet (*New Model*, p. 121), das

ein organisch Neues dar. Dieser Umstand bestimmt denn auch jedesmal den Charakter der Fortentwicklung. Aus den Impulsen, welche von Jesus und Paulus ausgingen, erwuchs ein neuer religiöser Typus, nämlich der Christ; ein gegenüber den Juden und antiken Heiden vollkommen Neues. Das Auftreten großer sozialpolitischer Initiatoren führt zur Schöpfung neuer sozialer Typen, wie solche heute der Bolschewist und Nationalsozialist gegenüber den Vertretern des 19. Jahrhunderts darstellen, oder gar zur Schöpfung neuer Volkstypen. Völker sind nachweislich nichts Ewiges, denn nicht das Blut und der Boden allein machen sie zu dem, was sie sind, sondern schier unbegrenzt viele zusammenwirkende Faktoren,¹ zu denen vor allem auch die Summe der Vorstellungen gehört, zu denen sie sich

Menschengeschlecht sei in stetiger, langsamer Mutation begriffen, aber nie als Ganzes, sondern immer nur so, daß Einzelne innerhalb verschiedener Völker einen neuen höheren Typus verkörpern. „Ein neuer Menschentyp erwächst eben jetzt mitten unter uns. Die Selektion findet innerhalb aller Rassen und Nationen der Erde statt, mit Ausnahme der zurückgebliebensten und der entartenden. Zu letzteren gehören die Rassen, die man meist als die fortschrittlichsten ansieht: in Wahrheit sind sie vollkommen in Pseudo-Kultur versunken.“

¹ Zur Verdeutlichung des hier nur kurz Gesagten setze ich einen Gedankengang aus dem Kapitel „Blut“ der *Südamerikanischen Meditationen* her:

„Jedes Lebewesen paßt sich seiner Umgebung an oder wird von dieser gemodelt. Die extreme Variabilität und besondere Sensibilität des Menschen bedingt, daß dies bei ihm im höchsten Grad der Fall ist. Auf die Dauer entsteht allemal als letzte Gegebenheit eine Synthese von Erde und Blut, welche so fest und zäh ist, daß der Irrtum wohl verständlich ist, der Oswald Spengler unterlief, da er die Wurzel aller Kultur einseitig in der Landschaft sah. Wäre Spengler im Recht, dann hätten so viele Kulturwandlungen auf gleicher Erde unmöglich stattfinden können. Wohl aber stellt einmal geschaffener Zusammenhang von Blut und Erde eine unauflösliche Einheit dar. Je länger er gedauert, desto schwerer gelingt es, eine Gestaltung einseitig auf das eine oder das andere Element zurückzuführen. Sogar das ursprünglich Geistgeborene tritt dann als integrierender Bestandteil in die Synthese von Blut und Erde ein, das Wort wird Fleisch, und nur im Fleische ist es wirksam. Das aber bedeutet, daß nicht das an-sich-Sein des Geistes, nicht seine Wahrheit, nicht sein Wert die kulturelle Bedeutung bedingt sondern seine Wirklichkeit im Rahmen der Erscheinung, als Verstanden

traditionell bekennen und die auf jede neugeborene individuelle Seele neu zurückwirken. Diese Vorstellungen sind aber allemal von individuellen Volksbildnern geschaffen worden. So haben die Führer des Puritanismus und vor allem des Methodismus in ihrer Auseinandersetzung mit älteren Typen den modernen Engländer erschaffen, die Vorkämpfer der Ideen der Französischen Revolution und der darauf folgenden Kriege und Restaurationen den heutigen Franzosen, die großen Preußen-

Werden und Betätigung. Dies nun hängt ausschließlich von den vitalen Kräften ab, die ihn empfangen. Was Spengler zu seiner Theorie einer selbständigen Landschaftsseele verführt hat, ist der Umstand, daß die Lebensmodalität des Menschen, je mehr er sich verwurzelt, desto mehr mit derjenigen der Pflanze konvergiert, die in ihre Umwelt unlösbar hineinverwoben ist. So erweisen sich alteingesessene Völker auf die Dauer wirklich als Kinder der Gesamtlandschaft, welcher sie zugehören: so sehr leben sie von ihr her und auf sie hin. Empfindungen entstehen aus Umweltseindrücken; diese setzen sich in Gefühle um. Letztere heften sich an die Umwelt, welcher sie angemessen sind; sie steigern sich durch gegenseitige Ansteckung, differenzieren sich; das Differenzierte fixiert sich, die verschiedenen Zweige verschiedener Wurzeln anastomosieren sich, und schließlich ist tatsächlich eine besondere „Landschaftsseele“ da, welche freilich von den besonderen Menschen, welche sie bewohnen, abhängt, doch einmal vorhanden, als psychische Atmosphäre jeden Eingeborenen von Hause aus bildet und je den Zuwanderer ergreift. Diese Landschaftsseele ist das geschichtlich Entscheidende, so lang sie lebt. Sie zu besiegen gelingt sogar Religionen, von Theorien zu schweigen, nie, denn der einseitigen Macheinheit des Geistgeborenen steht da ein Gefüge sämtlicher Kräfte entgegen, welche den Menschen machen in seinem Zusammenhang mit der Natur. Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten sind auf die Dauer so festgelegt in ihrer Eigenart wie körperliche Funktionen. Ob der Zusammenhang von Mensch und Landschaft die Form einer Kultur annimmt, hängt nur insofern von der Landschaft ab, als „Kultur“ sich nur bei Verwurzelung entwickelt. Nomaden sind meist geistiger als sesshafte Völker, aber als solche und für sich allein bringen sie Kulturen nicht hervor. Über dieses ganz Allgemeine hinaus entscheidet bei aller Kulturentstehung das Blut und dessen Fähigkeit, Geist zu empfangen und Geistiges zu gebären. Wohl mag Erde die zur Geistesbetätigung erforderlichen Organe spezifisch anregen und ihr Wachstum fördern; so hängt die religiös-metaphysische Begabung der Inder sicher irgendwie mit den Kräften der indischen Erde zusammen. Doch Kultur steht und fällt mit ihrem Sinn und geistigen Gehalt, und niemals ist dieser aus Erdhaftem abzuleiten.“

könige den Preußen. Eine Einschränkung findet die rein persönliche Schöpfermacht des Einzelnen, wir sagten es schon, ausschließlich am Material: ein dem gegebenen elementaren Volkscharakter nicht Gemäßes kann aus einem Volk für die Dauer ebensowenig gebildet werden, wie aus Marmor ein vollkommenes Bildwerk zu meißeln ist, welches den Eigengesetzen dieses Gesteins nicht Rechnung trägt. Solche großen Bildner nun müssen dem vorherbestehenden Kollektivum gegenüber notwendig fremd wirken; sie sind tatsächlich anders. Daher die Überlieferung fast aller alten Völker, daß die ersten Völker- und Staatengründer aus der Fremde gekommen wären.

Hiermit hätten wir bereits das Problem des Ur-Zusammenhangs der Menschen so eingestellt, wie es vom Problem des persönlichen Lebens her gesehen werden muß. Was dem Menschen dieser Wendezeit besonders schwer einzuleuchten scheint, ist dies, daß es gerade keines Verzichts des Individuums als solchen bedarf, auf daß der als minderwertig erwiesene individualistische Atomismus überwunden würde; es bedarf, ganz im Gegenteil, einer Bereicherung des Individuums als solchen. In diesem leben ja die sozialen Tendenzen, welche es neu zu entwickeln gilt. Das Individuum und das individuelle Bewußtsein ist aber nicht nur bei schöpferischen Großen, sondern bei schlechthin jedem Menschen, so unbedeutend er sei, das eine Aktionszentrum, aus dem er ohne Selbstbelügung leben kann. Der Geführte und Gehorchende, welcher fremde Gedanken aus Autoritätsglauben übernahm, muß allemal seine persönliche Überzeugung, seinen persönlichen Mut, sein persönliches Verantwortungsgefühl einsetzen, wenn er nicht Verrat an sich selber üben will. Solcher Verrat hat sich in der bisherigen Geschichte beinahe ausnahmslos auf die Weise gerächt, daß später an dem, welchem man gegen seine Überzeugung folgte, unheimlich leichten Herzens Verrat geübt ward. An solchem Verrat ist die deutsche Geschichte von allen bekannten vielleicht am reichsten, weil kein anderer mir bekannter Menschentypus so leicht ihm persönlich nicht Gemäßes übernimmt. Er tut es aber immer nur „frei-
bleibend und unverbindlich“ Wo Menschen typischerweise aus

eigenster Überzeugung handeln, ist Verrat selten. Hier sei denn gleich auf eine besondere Gefahr unserer Zeit hingewiesen, die in diesem Maße früher nie existiert hat. Zu allen Zeiten war es Massensuggestion, welche die Massen in Bewegung setzte. Jede Masse ist als solche ein Untermenschliches, in welchem der Einzelne unter Verzicht auf Eigeninitiative, Eigenüberzeugung und Eigenverantwortung zeitweilig untertaucht.¹ Dieses Untermenschliche ist das ideale Medium: auf rechte Art kann ihm schlechterdings alles suggeriert werden, sogar solches, was jedem Einzelnen, der die Masse zusammensetzt, unerträglich oder widerwärtig ist. Aber die Suggestibilität dauert wenig länger, als die Masse beisammen ist, und in der Erinnerung wirkt erteilte Suggestion sehr unsicher fort. Dank den modernen Raumüberwindungs-, Wort-, Gedanken- und Gefühlsübertragungsmitteln findet nun unwillkürlich und schicksalhaft Vermassung sogar dort statt, wo keine, ja wo ihr Gegenteil beabsichtigt wird. Daher die Möglichkeit des Kollektivismus, welchen es so nie früher gegeben hat. Daher die ungeheure Gefahr, daß das Streben nach Gemeinschaft, zeitweilig wenigstens, zu einer Entindividualisierung und damit Entmenschung des Menschen führen könnte. Sie hat in vielen Fällen bereits zu ihr geführt. Da ist denn auf Grund alles hier Auseinandergesetzten festzustellen und festzuhalten: was also von außen her beeinflußt werden kann, gehört nicht zum persönlichen und damit zum eigentlichen Menschen. Es gehört zum Nicht-Ich. Deswegen wird es in bezug auf den innerlichen Menschen gar nichts beweisen, wenn dank geschickter Suggestion das Gemeinschaftsproblem irgend einmal sogar vollkommen gelöst erschiene: sobald dann das Individuum wieder zu sich selbst käme, würde es in überstarker Reaktion alles von seinem Standpunkt künstlich Erreichte wieder zerschlagen. Seitdem sich der Mensch einmal soweit individualisiert hat, wie beim heutigen Abendländer geschehen ist, sind Problemlösungen, welche frühen Entwicklungsstufen gemäß sind (so wie der Bolschewismus Ruß-

¹ Das Beste mir bekannte über die Psychologie der Massen ist immer noch Gustave Le Bons gleichnamiges Buch.

land bis zu einem gewissen Grade wirklich gemäß ist), keine Lösungen mehr.

Nun ist wohl klar, daß es direkten Widersinn bedeutet, um der Gemeinschaft willen das Individuelle unterdrücken zu wollen. Der Mensch will neu kommunizieren mit dem Nicht-Individuellen, welches zu ihm gehört und von dem er in der Periode des atomistischen Individualismus abgeschnürt worden war. Nun, dieses Kommunizieren bezieht sich in erster Linie auf das Kollektive innerhalb des Individuums. Dieses selbst hat kollektive Tendenzen, und dieses Eigene wurde im Lauf des letzten Jahrhunderts geschwächt und unterdrückt. Auf die anderen kommt es psychologisch erst an zweiter Stelle an, als vorherbestimmten Gegenstand für die kollektiven Tendenzen in sich. So ist sogar das Gemeinschaftsproblem letztendlich ein persönliches. Der persönliche Mensch muß anders werden. Wird er nun anders, wird er sich der Gemeinschaftstrieb in sich neu bewußt, lernt er wieder der Gemeinschaft geben, was der Gemeinschaft ist — dann wird er dadurch nicht ärmer, sondern reicher werden, nicht Selbst-loser, sondern, gerade umgekehrt, größerer Selbst-Fülle teilhaftig.

Wenden wir uns jetzt einem anderen Aspekt der Doppelnatur des Menschen zu, welcher immer zugleich Individuum und Kollektivum ist. Die alten Römer unterschieden zwischen *forum* und *atrium*, was mehr oder weniger der heutigen Unterscheidung zwischen öffentlichem und Privat-Leben entspricht; ich sage mehr oder weniger, weil die römischen Begriffe gegenständlicher und in ihren Umrissen schärfer waren. Zum Forum gehörte dem Römer alles, was von der Gemeinschaft her oder auf diese hin zu geschehen hatte, zum Atrium weniger das Private als solches, als das Intime; denn Privat-Geschäfte gehen sehr wohl auch die Gemeinschaft an. So hat bei den Engländern, den einzigen den Römern ähnlichen modernen Menschen, das Wort „private“ durchaus den Sinn von „intim“; das „business“ gehört grundsätzlich nicht dazu. Da es sich alle Male um die gleichen Menschen handelt, die einerseits persönliche, anderer-

seits Kollektiv-Wesen sind, so ist es ausgeschlossen, beide Sphären scharf und klar voneinander zu scheiden und erst recht, dieselben scharf voneinander geschieden auszuleben. Wohl aber ist es möglich, ja es tut dringend not, die Grenzen so zu ziehen, daß das wesentlich Kollektive nur dem Forum zuge-rechnet wird, und das wesentlich Intime und Private nur dem Atrium. Tut man dies nun, dann leuchtet ein, daß im Geltungsbereich des Forums nur objektive und sachliche, in der Kollektivsphäre ihren Ort habende Gesichtspunkte letzte Instanzen sein dürfen, und in dem des Atrium ausschließ-lich persönliche und intime und damit subjektive.

Jedes politisch begabte und in bester Form befindliche Volk hat eben diesen Forderungen gemäß sein Leben organisiert. Nirgends war das öffentliche Leben eine so rein öffentliche Angelegenheit wie in Rom und neuerdings in England; dement-sprechend spielten Nepotismus, Favoritismus, Korruption und Nachsicht eine sehr geringe Rolle. Und nirgends war je früher und je später das Heim so sehr Heiligtum, in welches die öffent-liche Hand unter gar keinen Umständen eingreifen durfte, wie in den gleichen zwei Ländern. Es ist nun sehr interessant zu beobachten, daß es gerade das individualistische Zeitalter war, in welchem diese Grenzen verkannt und zuletzt verwischt wurden: dieser eine Umstand genügt zum Beweise dessen, daß es sich beim atomistischen Individualismus um ein Patholo-gisches handelt. Immer mehr wurde das Staatsleben zum Tum-melfeld von Privatinteressen, wodurch das Forum seine Maje-stät fortschreitend verlor, was immer größere Parteilichkeit und Bestechlichkeit psychologisch möglich machte. In Europa geriet so das Forum fortschreitend mehr unter die Herrschaft der Parteien, wo es doch zu seinem Wesen gehört, daß es in seinem Bereich nur Unparteilichkeit und Überparteilichkeit geben darf. In Amerika entwickelte sich aus gleichen Ursprüngen die vielleicht eigentümlichste Gemeinschaftsform aller bisherigen Geschichte, jener „Privatismus“, den ich im gleichnamigen Kapitel meines Amerika-Buchs ausführlich behandelt habe: dort haben die Prinzipien des Privatlebens im hohen Grad die

Stelle derer des öffentlichen Lebens eingenommen. Da nun aber Forum und Atrium einander wechselseitig postulieren, weil der persönliche Mensch sowohl Individuum wie Kollektivum ist, so ergibt solches Verkennen des Sinnes des Forums ein gleiches Verkennen des Sinns des Atriums, und in der Praxis entsprechende Mißgestalt. In Amerika, wo Gesichtspunkte des Privatlebens das öffentliche bestimmen, erscheint jenes jedes heimlichen Charakters bar. Aller Augen dringen in jedes Heim ein; es herrscht grenzenlose Publizität, alle denkbare Schranken überschreitende Indiskretion. Eben darum und insofern spielen Frauen im öffentlichen Leben Amerikas eine solche Rolle. Ursprünglich fehlt der Frau der Sinn für das Forum, das Sachliche und Objektive; immer ist sie Partei, und die Regel ist ihr dazu da, die Ausnahme zu bestätigen. Die Privatisierung des öffentlichen und Veröffentlichung des Privatlebens entspricht nun haargenau jenem Typus der unbefriedigten Frau, welche durch Neugierde Eigenerleben, durch Massenentschließungen darüber, wie es im Heim zugehen „soll“, das eigene Heim, und durch Erziehungswut im großen das Fehlen eigener Kinder ersetzt. Damit sage ich gar nicht, daß nur solche Frauen in Amerika eine Rolle spielen: aber der Allgemeinzustand entspricht ihrem Typus am besten, und daher spielt er die sichtbarlichste Rolle.

Interessenherrschaft, welcher Sonderart sie auch sei, ist nun immer asozial, denn auf der Ebene des Kollektivums gilt ausnahmslos der Satz: Gemeinnutz geht vor Eigennutz. Vollkommen unparteiische Gerechtigkeit und vollkommene Billigkeit in allem ist hier Ideal. Wo aber einmal Interessen über so viel tatsächliche Macht verfügen und wo sie in so viele Formen und Funktionen des Forums eingedrungen sind, wie dies im liberalistischen Zeitalter in fortschreitend höherem Grade der Fall wurde, erscheint es schwer, ohne Gewaltanwendung und ohne Aufrichtung neuer inappellabler Machtinstanz, welche überkommenes Recht aufhebt, die Übermacht der Interessen zu brechen. Daher, als Gegenpol zum amerikanischen Privatismus, der neueuropäische Etatismus. Gegen diesen als Übergangserscheinung ist nun nichts zu sagen; alle radikale Neuerung auf

Erden wurde diktiert und dekretiert. Ferner ist Sozialismus im allgemeinsten Verstande des Wortes im 20. Jahrhundert zum mindesten für Europa Schicksal. Das Menschengeschlecht steht vor einer völlig neuen Aufgabe, für deren Lösung alle Präzedenzfälle fehlen: während alle früheren Gemeinschaftsformen darauf aufgebaut waren, daß relativ wenige als vollberechtigt zählten, wollen heute alle Menschen gleichmäßig zählen. Das ist innerhalb keines überkommenen Regierungssystemes möglich. Die Massen als solche müssen erfaßt, organisiert, nach Möglichkeit hierarchisiert werden, und das geht auf lange Zeit hinaus nur nach militärischem Vorbild, was, nebenbei bemerkt, nicht im mindesten beweist, daß wir einer kriegerischen Epoche entgegengehen müssen. Von Hause aus sind Kriegergeist und Militarismus sogar Gegensätze; mit Recht schrieb Angel Ganivet in seinem „Ideario Español“: „Man pflegt die Begriffe kriegerischer Geist und militärischer Geist wie Synonyme zu verwenden — ich kenne aber keine zwei Begriffe, welche einander entgegengesetzter wären. Schon beim ersten Hinblicken erkennt man, daß der kriegerische Geist spontan, der militärische jedoch reflektiert ist; daß der erste im (individuellen) Menschen seinen Ort hat, der zweite in der Sozietät. Daß der erste eine Zusammenraffung der Kräfte (*esfuerzo*) gegen die Organisation darstellt, dieser einen *effort* der Organisation.“ — An sich also ist Sozialismus im allgemeinsten Verstande bis auf weiteres europäisches Schicksal. Das ändert aber nichts daran, daß ein Übergreifen der Gesichtspunkte und Prinzipien des Forums in das Bereich des Atriums ebenso grundsätzlich verfehlt ist, wie das Umgekehrte. Und letzteres Übergreifen ist es, was die sozialistischen Massen vielfach wollen und betreiben. Dieses Streben hat seinen psychologischen Grund darin, daß der Mensch, je primitiver er ist, desto weniger Uneinheitlichkeit und Einheitsmangel verträgt. Je höherentwickelter ein Mensch, desto mehr ist er sich seiner Vielfalt und Vielschichtigkeit bewußt, desto besser verträgt er den Widerstreit der Kräfte in sich, desto weniger strebt er nach billiger und die Wirklichkeit verfälschender Vereinheitlichung, in der Praxis sowohl als in der Theorie,

Je höher entwickelt ein Gemeinschaftsleben, über desto mehr voneinander unabhängige und doch harmonisch zusammenarbeitende Organe, so wie es die des Körpers sind, verfügt es. Wer da nun alles verstaatlichen will, der trachtet, ob er es will und weiß oder nicht, dem Menschlichsten im Menschen nach dem Leben. Dieses Menschlichste ist das Sanktum seiner Intimität, wozu durchaus nicht allein sein Familienleben gehört, sondern vor allem seine persönliche Einsamkeit, sein freier Wille als letzte Bewußtseinsinstanz. Man kann die ungeheure Gefahr, welche im Streben nach totaler Verstaatlichung liegt, am besten von der folgenden Erwägung her in ihrer ganzen Größe verdeutlichen: vom Kollektivleben her gilt nur das Objektive und Sachliche. Folglich kann es, wenn das Kollektivum alles durchdringend allein herrscht, kein als Wert und als letzte Instanz anerkanntes Subjektives geben: weder persönliche Liebe noch persönliche Überzeugung, noch ein persönliches Verhältnis zu Gott. Ja, es hört dann sogar schließlich die Möglichkeit eines persönlichen Verhältnisses zum Kollektivum, welches doch das bewußte Ziel aller solchen Organisierung ist, zu bestehen auf: als Maschinenteile leben die Einzelmenschen vom Ganzen her; sie werden wieder zu bloßen „Sachen“, wie es nach römischem Recht die Sklaven waren. Sich selbst aber stellt der Mensch, welcher mit solchem Zustand zufrieden ist, alsdann nach dem Idealbild der Ameise oder der Biene vor. Da er nun keine Ameise oder Biene ist, so bedeutet diese Vorstellung Lüge, und an dieser Lüge allein muß der ganze Bau, so stark er gefügt scheine, am Ende zerbrechen; wir sahen es schon an früherer Stelle und werden es immer wieder sehen, eine wie tödliche Gefahr Selbstbelügung bedeutet. Da ferner der Mensch wesentlich nicht Sache, sondern Person ist, so müßte auf die Dauer gerade im bestorganisierten Wohlfahrts-Zwangsstaat, welcher jederman in allem zum Guten zwingt, größte Erbitterung erwachen und sich aufstauen, und zwar dieses Mal in den Herzen aller, nicht nur in denen der Sklaven, wie bei den Römern, denn fortan würden alle gleichermaßen versklavt sein. Vor allem aber ist kein Zwang unerträglicher als der Zwang zum

Guten, weil ja das Wesen des Guten unablässig an den freien guten Willen gebunden ist. Den hier skizzierten Zwangsstaat gibt es so schlimm sogar in Sowjetrußland nicht, und nie wird er sich in Europa verwirklichen lassen. Doch da nicht wenige in Ähnlichem ihr Ideal sehen, so tat es not, solch' nicht Vorhandenes zu schildern. Es ist nun einmal so: sobald des Menschen Persönliches nicht als wichtigster Faktor anerkannt wird, hält kein Kollektivum lange zusammen. Daher der Grundsatz der englischen Politik, unter allen Umständen, sogar im Fall von Gewaltanwendung, den Willen der Regierten oder Bekämpften zu berücksichtigen. Solch persönliche Berücksichtigung bedeutet schlechthin jedem Menschen so unendlich viel mehr als alles Objektive, daß ein Schwächerer selbst da, wo er genau weiß, daß er sich Englands Willen fügen muß, dies schließlich freiwillig tut, welcher Unterschied vom Standpunkt von Geist und Seele alles bedeutet. Es genügt ihm, daß er sich gefragt und berücksichtigt fühlt und daß der Schein der Erpressung vermieden ward. Aus diesem einen Grunde ist das äußerlich so lose zusammenhängende britische Weltreich unter allen heutigen dauerhafter gefügt als irgendein anderes.¹ Im Gegensatz hierzu tut es gerade heute besonders not, des Endes des römischen Weltreichs zu gedenken. Dieses brach aus vielen Gründen zusammen (die wesentliche Dauerunfähigkeit dieses Reiches hat Gautier in seinem „Geiserich“ [Frankfurt a. Main, Societätsverlag] am besten herausgearbeitet), doch deren tiefster war der, daß gegen Ende bis zu sechs oder sieben Zehnteln der Bewohner Italiens den Sklavenstatus hatten, mithin als bloße „Sachen“ galten. Zuletzt gab es da nur eine theoretische Möglichkeit der Rettung: nämlich die, welche Kaiser Konstantin dann praktisch ergriff, daß das Imperium selber offiziell das Christentum

¹ Vielleicht darf ich hier auf das Kapitel „Politik und Weisheit“ der *Schöpferischen Erkenntnis* hinweisen, in welchem nicht allein der oben bestimmte Grundsatz der englischen Politik als erster Grundsatz jeder guten Politik überhaupt ausführlich behandelt steht, sondern noch die zwei weiteren meiner Ansicht nach wichtigsten Grundsätze solcher: der Grundsatz der Konsequenz und der Grundsatz der unüberschreitbaren Grenzen.

annahm, welches den Wert jeder persönlichen Menschenseele für höher erklärte als alles Sachliche. Doch diese Rettung kam viel zu spät, und so half sie nur über kurze Zeit hinweg. So mächtiger Haß gegen die Herrenschicht hatte sich im Unbewußten der meisten Reichsbewohner minderen Rechtes aufgestaut, und erstere Schicht selbst hatte in ihrem Unbewußten, von der Weltanschauung der Unfreien angesteckt, so schlechtes Gewissen bekommen, daß deswegen die Barbaren zuletzt leichtes Spiel hatten, das Westreich zu zerstören.

Scheiden wir jetzt, zum Abschluß dieses Abschnitts, so klar als möglich zwischen den naturgemäßen Geltungsbereichen des Objektiven einer-, des Subjektiven andererseits und versuchen wir gleichzeitig zu zeigen, wie beide innerhalb der Person zusammenhängen. Mit ihren kollektiven Trieben und Strebungen ist die Person selbst ursprünglich Kollektivum; als Kollektivwesen lebt sich also jeder persönlich desto mehr aus, je vollständiger sein Kollektives sich als solches auswirkt. Daher die persönliche Bereitschaft aller Menschen zu einem öffentlichen Leben irgendwelcher Art, ihr Drang nach öffentlicher Geltung, ihre instinktive Hochschätzung von Objektivität, Gerechtigkeit und Billigkeit. Ich sage aller Menschen, denn auch Frauen haben ein ursprüngliches öffentliches Leben: nämlich unter sich; dies erklärt, warum der Harem der echten Frau eigentlich immer, so ungern sie es zugibt, als grundsätzliche Existenzmöglichkeit einleuchtet. Frauen ziehen sich füreinander an, nicht für die Männer, welche selten die Nuancen bemerken, auf die es ihnen am meisten ankommt, und auch ihr echtestes Geltungsstreben lebt sich unter Geschlechtsgenossinnen aus. Im Grunde kämpfen sie, trotz aller Eifersucht, gern um geliebte Männer, ihren Sieg lieben sie zu zeigen, und das Heiraten und Verheiraten ist ihnen weit weniger Privatangelegenheit als den Männern, sie ist ihnen auch eine der hohen Politik. Im übrigen äußert sich ihr primärer Sinn für das öffentliche Leben in ihrem Hängen an Sitte und Tradition, oder aber, falls das Kollektivum neuen Lebensformen zustrebt, in ihrem besonders radikalen Revolutionärtum, endlich ihrem besonderen Ernstnehmen des männlichen Berufslebens.

Suchen wir nun nach einem Allgemeinbegriff, welcher den Sinn öffentlicher Betätigung vom persönlichen Leben am schärfsten abgrenzte, so finden wir ihn in dem des Dienstes. Das Dienstliche ist auch die Seele alles Amtlichen; insofern allein besteht Friedrichs des Großen Bestimmung des Königs als des ersten Dieners seines Staates zu Recht. Den tiefsten Sinn des Dienstes aber enthüllt am besten das Sonderbild des Militärdienstes. Da zählt das Individuelle und Persönliche überhaupt nicht; der Soldat hat auf Befehl zu sterben und zu töten, blinder Gehorsam steht an der Stelle auf Grund persönlichen Urteils getroffener persönlicher Willensentscheidung; alles hängt sachlich und objektiv zusammen. Die Befehlsgewalt geht aber auch nicht von einem persönlichen Menschen aus, sondern vom Führer als solchem. Der Führer führt nie als Persönlichkeit, niemals als Mensch, so nahe die gegenteilige Annahme im Falle großer Führer liegt. Er personifiziert jeweils eine bestimmte Gemeinschaft als solche und muß deshalb als Führer von dem Nicht-Kollektiven in sich, seinem Persönlichen und Intimen genau so absehen wie der blind Gehorchende. Deswegen besteht eine autoritäre Beziehung vom Führer zur Gefolgschaft überall, wo die Verhältnisse gesund und klar sind, ausschließlich im strikten und genau umschriebenen Rahmen des Dienstverhältnisses. Gerade diese Beschränkung des Führerprinzips auf das Gebiet des Dienstes nun ist es, um derentwillen jeder gesunde Mensch so gern — in irgendeinem seiner Natur gemäßen Rahmen — „dient“: so und so allein nämlich lebt er die seiner Persönlichkeit zugehörigen kollektiven Tendenzen sinngerecht aus. Als Kollektivum will jeder dienen, als freies persönliches Wesen lehnt jeder vollentwickelte Mensch jeden Zwang, der auf seine persönliche Entscheidung ausgeübt wird, selbstverständlich ab: besteht die rechte Beziehung von Führer und Gefolgschaft, dann bleibt die individuelle und persönliche Freiheit auch im Fall des straffsten Verhältnisses zwischen Führer und Geführten gewahrt. Der General hat Befehlsvollmacht als General, nicht als persönlicher Mensch; der Soldat pariert Ordre als Soldat, nicht als Individuum. So hindert keinerlei Disziplin, und fordere sie auf

besonderer Ebene Kadavergehorsam, die freie Entfaltung des Geistes und der Seele. Für diese ist ferner gut, daß sie gehorchend sich selbst zu überwinden und führend Selbstsicherheit lerne. Endlich bildet sich nur unter sinnbarem Druck aus den Uranlagen ein solcher Charakter aus, der im Menschen seine besten Möglichkeiten frei auszuleben gestattete. Andererseits jedoch ist jede persönliche Identifizierung mit der Stellung des Führers oder des Geführten das Verderblichste, was es für die Seele überhaupt gibt. Zum Wesen des amtlich oder dienstlich Führenden gehört, daß aller Widerstand ausgeschaltet ist. Aber persönlich braucht jeder den Widerstand, nicht allein um an ihm zu wachsen, sondern um nicht zu verderben; der Widerstand der anderen gehört recht eigentlich zu ihm. So schuf sich sogar Gott sehr bald den Teufel als Opposition, da er sah, daß auf der Basis seiner Allmacht allein keine gesunden Dauerverhältnisse zu erreichen waren. Und ebenso verliert der alle innere Unabhängigkeit, mit welcher Menschenwürde steht und fällt, wer sich außerhalb des Dienstverhältnisses als Untergebener fühlt. Hier liegt eine der tiefsten Ursachen des immer erneuten Versagens der Deutschen als historischer Subjekte sowohl wie als selbstbestimmender Persönlichkeiten. Eine unglückliche Geschichte, zugleich eine besondere Anlage, auf die wir später genauer zu sprechen kommen werden, hat es so gefügt, daß das deutsche Volk seit Jahrhunderten in seiner Mehrheit die Mentalität entweder von nichts-als-Vorgesetzten oder von nichts-als-Untergebenen in sich ausgebildet hat, und dies zwar nicht nur in seinem öffentlichen Leben. Dies bedeutet eine so verhängnisvolle innere Verbildung, daß gleichzeitig welt-offene, vollausgeschlagene, starke und verantwortungsfreudige Persönlichkeiten im bisherigen Deutschland sehr selten und schwer erwachsen. Im Dienstverhältnis lebt sich das Nicht-Kollektive im Menschen eben auch dann nicht aus, wenn dekretiert wird, daß es sich vollkommen in ihm ausleben „soll“

Aber noch einmal: das öffentliche Leben gehört auf besonderer Ebene genau so zur Persönlichkeit, wie ihr intimes Leben. So gehört zu ihr auch das Zwangsmäßige des Dienstverhält-

nisses: nur das Persönliche im Menschen ist frei und will frei sein. Und so gehört auch das Sachliche des Berufslebens gerade in seiner Unpersönlichkeit dem Persönlichen dennoch notwendig zu und an.¹ Nur darf der Mensch, so er nicht verderben

¹ Ich drucke zur Erläuterung hier einen kleinen Aufsatz „Vom Beruf“ ab, den ich 1921 im zweiten Heft des „Wegs zur Vollendung“ veröffentlichte, obschon ich seither in einigen Hinsichten zu schärferen Einsichten gelangt bin. „Seit dem Erscheinen des Aufsatzes ‚Arbeit‘ gelangen vielfach Anfragen an mich über die Art, wie dieser oder jener äußere Beruf vollkommen befriedigend zu gestalten wäre; sie kommen nicht bloß von Einzelnen, die ihre Tätigkeit nicht glücklich macht, sondern auch von industriellen Verbänden, die ihren Angestellten zu einem innerlichen Verhältnis zu ihrer Arbeit verhelfen möchten. Daraufhin sehe ich mich veranlaßt, jenen ersten Aufsatz durch die folgenden Betrachtungen zu ergänzen. Ich halte für ausgeschlossen, daß irgendein äußerer Beruf ‚vollkommen‘ befriedigend zu gestalten wäre, aus dem sehr einfachen und zugleich entscheidenden Grunde, daß keiner dem ganzen Menschen zum Ausdruck verhelfen kann. Die äußeren Berufe ergeben sich aus den Bedürfnissen der Gemeinschaft; ihre Zahl ist folglich eng begrenzt: jedes Individuum hingegen ist einzig, und deren Zahl unendlich. Wie sollte da eine vollständige Deckung von Beruf und Mensch auch nur theoretisch denkbar sein? Freilich kommt solche vor, aber sie spricht dann nicht für, sondern gegen den Betreffenden: sie beweist dessen wesentliche Äußerlichkeit, über welche ja auch, was die richtigen Berufsmenschen betrifft, alle Einsichtigen einig sind. Ein wertvoller Mensch kann weder, noch darf er in seinem Berufe aufgehen; folglich ist die Frage darnach, wie irgendeiner ‚vollkommen‘ befriedigen könnte, falsch gestellt. Aber nicht minder falsch ist die aus dem Obigen nicht selten gezogene Folgerung, jeder äußere Beruf sei, als menschenunwürdig, zu verwerfen, oder aber, wo er ausgeübt werde, rein mechanisch auszuüben. Den letzteren Punkt hat schon mein Aufsatz ‚Arbeit‘ widerlegt. Was aber den ersten betrifft, so sei das Folgende bedacht. Die Berufe sind keine Willkürerzeugnisse; sie erwachsen aus den Notwendigkeiten des Gemeinschaftslebens. Dieses ist aber in bezug auf den Einzelnen kein rein äußerliches: wie Aristoteles den Menschen scharfen Blicks als ‚politisches Tier‘ definierte, so entsprechen überhaupt organische Teile jedes Einzelnen den Gemeinschaftsbedürfnissen. Dieses leuchtet hinsichtlich des Familienlebens am leichtesten ein: dieses verhilft nie dem einsamen Grund der Einzelseele zum Ausdruck, sondern dem Gattungswesen; wer deshalb ganz in ihm aufgeht, wirkt minderwertig, im Fall von Männern immer, in dem der Frauen jedesmal, wo nichts Tieferes durch das der Frau normale Gattunghafte hindurchleuchtet. Aber andererseits wirkt der unvollkommen, dem die betreffenden Triebe und Fähigkeiten des

soll, auch wo er sich ganz aufs Kollektive einstellt, niemals sich selbst, seine Persönlichkeit dabei aufgeben: von ihr her muß er dem Nicht- und Un-persönlichen leben und dabei alle Verantwortung auch dafür, was er als Kollektiv-Wesen leistet, Geistes und Herzens fehlen, weil jeder Mensch unter anderem eben auch Gattungswesen ist, weil dieses das Persönliche recht eigentlich trägt; was über den Rang entscheidet, ist das Verhältnis von Gattunghaftem und Persönlichem. Dieses muß vorherrschen; jenes aber darf nie fehlen oder verkümmern. Nicht anders steht es grundsätzlich mit jedem äußeren Beruf. Man kann tatsächlich ‚geborener‘ Staatsmann, Richter, Industrieller usw. sein, nicht bloß wegen vorhandener besonderer Anlagen, sondern aus dem tieferen Grund, daß die genannten Betätigungen, die einem Bedürfnis der Gemeinschaft entsprechen, andererseits dem ‚politischen‘ Wesen der fraglichen Persönlichkeit den angemessenen Ausdruck verleihen. Deshalb bedürfen alle die eines äußeren Berufs, die keinen unbedingt vorherrschenden inneren in sich lebendig spüren. Und auch diese reihen sich, früh oder spät, unwillkürlich einem äußeren ein, weil eben auch sie unter anderem politische Wesen sind und jede nicht schlechthin überflüssige Tätigkeit den Bedürfnissen der Gemeinschaft irgendwie entspricht. Der innere Beruf wird so unaufhaltsam auch zum äußeren; was den rein von innen heraus Schaffenden vom Berufsarbeiter unterscheidet, ist letztlich nur das Verhältnis zwischen dem innerlich-persönlich und dem innerlich-sozial Bedingten. Jetzt können wir zur Synthese schreiten. Kein äußerer Beruf kann noch soll den ganzen Menschen erschöpfen. Aber da jeder unter anderem auch Gemeinschafts- (wie andererseits Gattungs-)Wesen ist, so entspricht doch jedem auch irgendeine äußere Tätigkeit; daher die Befriedigung, die jeder an angemessener Berufsarbeit findet. Nur muß diese freilich angemessen sein: wem hier, bei möglicher freier Wahl, der Instinkt versagt, der hat sein Unglück gleichermaßen sich selber zuzuschreiben, wie wer sich einen falschen Ehegatten kürt. Leider besteht für sehr viele zur Zeit noch keine volle Freiheit der Wahl; so sicher dies in Zukunft anders werden muß — heute haben wir damit zu rechnen. Da gilt es denn, das Folgende einzusehen. Erstens sind die wenigsten Menschen als soziale Wesen so stark differenziert, daß nicht verschiedene Berufe gleichermaßen für sie in Frage kämen; die meisten können Verschiedenes gleich gut ‚werden‘. Deshalb lohnt es sich nicht, darüber viel nachzutrübeln, ob der gegebene Beruf einem nun ganz entspreche oder nicht. Es gilt nur, ihn sinnvoll auszuüben; dann bleibt die Befriedigung nicht aus. Zweitens erwecke man die Erkenntnis in sich zum bestimmenden Leben, daß das Ideal nicht in der Ausgefülltheit durch den Beruf beschlossen liegt, sondern im Gegenteil, der persönlichen Überlegenheit über denselben, wie befriedigend er auch sei. Das einsam-einzige persönliche Wesen spricht nie

persönlich auf sich nehmen. Führer kann der Feldherr und Staatenlenker nur als Kollektiv-Wesen sein; aber für sich muß er dennoch die volle Verantwortung für alles persönlich übernehmen. Gleiches gilt vom Richter: urteile er noch so sehr aus dem ‚politischen Tier‘ heraus: dies gilt es im Bewußtsein festzuhalten. Diese Geistesübung allein schon hilft über Unbefriedigtheit hinweg, läßt die innere Überlegenheit wachsen. Man sage sich: was ich als bloßer Fachmann tue, quillt keinesfalls aus meinem tiefsten Grund, also leide ich töricht, aus Mißverständnis, wenn mein Fach mich nicht befriedigt. Dann aber führe man nicht etwa zwei Leben, ein inneres und ein rein äußerliches, sondern man suche das innerliche ohne Unterlaß in das äußerliche hineinstrahlen zu lassen. Dahin strebend wird man immer mehr erkennen, daß die Schichten des Wesens, die für die äußere Tätigkeit in Frage kommen, ihrerseits Ausdrucksmittel werden des tiefsten Selbst, sogar dort, wo die äußere Tätigkeit den Anlagen wenig entspricht. In letzterem Falle wirkt der Widerstand als Askese. Viele haben als Berufsmenschen Höchstes geleistet, welche anderes lieber ‚geworden‘ wären, als sie wurden: dies lag allemal daran, daß die erforderliche Überwindung ihr persönliches Wesen so sehr verwachsen ließ, daß dieses zuletzt das Äußerliche ganz beseelte. Solche sind nun dem Menschheitsideal gewißlich näher, als vollbefriedigte Berufsmenschen; einen gleichen Zusammenhang zwischen Sein und Tun zu schaffen, liegt andererseits in jedes Macht. Dies gilt sogar vom mechanischen Arbeiter, womit ich denn zur Beantwortung der Frage eines industriellen Verbands gelange. Rein mechanische Arbeit kann keinen Menschen befriedigen, solche an sich zu einem inneren Berufe umzugestalten, wird nie gelingen. Hier sehe ich keine andere grundsätzliche äußere Lösung als die, alles Reinmechanische möglichst vollständig Maschinen zu übertragen, so daß dem Menschen nur Initiative Erforderndes zu tun übrigbleibt. Solange wir soweit nicht sind, kann der Mensch im Arbeiter nur durch Gelegenheit zum außerberuflichen Streben und dessen Förderung befriedigt werden, was die modernen Forderungen nach verkürzter Arbeitszeit und einem Lohntarif, welcher ein mehr als animalisches Leben gewährleistet, durchaus berechtigt erscheinen läßt — gleichviel, ob die Arbeiter mit Muße und überschüssigen Einnahmen von vornherein vernünftig umzugehen wissen oder nicht. Bessere Bildung wird Trägheit und Unvernunft auf die Dauer besiegen. Eine wesentliche Lösung des Problems kann aber auch hier nur die innerliche bieten. Wenn der Arbeiter seiner Tätigkeit so überlegen bleibt, wie dies vom Handwerker des Mittelalters galt, dann wird sein Innerliches desto mehr ins Äußerliche überfließen; er wird, anders ausgedrückt, immer mehr Qualitätsarbeit leisten, je mehr er Mensch sein kann. Im übrigen aber wird mechanische Arbeit noch auf Jahrhunderte hinaus dem inneren Entwicklungszustand

als Staatsbeamter — nur wenn er sich persönlich verantwortlich fühlt für das Todesurteil, das er fällt, wird er gerecht richten und anstatt in seinem Berufe zu verknöchern, wie es so viele tun, an ihm als lebendige Persönlichkeit wachsen. So liegen der überwiegenden Mehrheit so gut entsprechen, daß die Frage, ob ein Arbeiterdasein menschenwürdig sei, ebensolange nicht gestellt zu werden braucht. Dies desto weniger, als auch der schöpferische Geist, der Staatsmann, Künstler und Unternehmer, wie er sich auch stelle, so manche lange Stunde seines Tages mit Arbeit zubringen muß, die sich von der mechanischen des Handwerkers nur äußerlich, nicht wesentlich unterscheidet.“

Der Aufsatz „Arbeit“ aus dem ersten Heft des „Wegs zur Vollendung“ (1920), auf den der vorher zitierte zurückgriff, lautet wie folgt — ich drucke auch ihn ab, weil er mir als historisches Denkmal aus der Zeit größter deutscher Zersetzung interessant scheint. „Das Schicksal der Danaiden galt den Hellenen als Sinnbild schlimmsten Sklaventums. Auch für uns Moderne gibt es wenig Furchtbareres, als das Bewußtsein sinnloser Existenz. Was sich aber seit griechischen Herrentagen sehr verändert hat, ist der Schwellenort dieses Bewußtseins: ein übergroßer Teil von uns ist dermaßen knechtmäßig gesinnt, daß er das Sinnlose vielfach als sinnvoll beurteilt. Deshalb, deshalb allein gilt Arbeit an sich ihm als Wert. Daß Arbeit unter allen Umständen nur Mittel sein kann, versteht er deshalb nicht, weil sein Dasein in seinen eigenen Augen tieferen Sinnes entbehrt, weil es ihm folglich darum allein zu tun ist, seine Lebensgeister irgendwie wach zu erhalten, und dies für die Dauer nur auf Dauer eingestellte Tätigkeit bewirkt. Vergnügungen, zu viel genossen, ermüden nur, weil sie dem Willen keine Nahrung geben; die Muße verträgt nur der innerlich Beschäftigte: da bleibt nichts als noch so mechanische Arbeit als Lebenserfüllung übrig, denn sie erhält doch den Willen dauernd in Anspann. Dieser findet ja wahre Befriedigung nicht im erreichten Ziel, auf das satte Ruhe folgt, sondern in stetig erneutem Anlaß zu neuem Wollen. So ist der Europäer freiwillig zu dem geworden, wozu der Ochs immerhin gezwungen werden mußte: zum Arbeitstier. Und leider gilt dies von keinem mehr als vom Deutschen. Nicht daß er mehr schafft, als die anderen, entwürdigt ihn, sondern daß es ihm besonders wenig auf den Sinn ankommt; seine freiwillige Arbeit ist der Danaidenfron oft schrecklich ähnlich. Denken wir, um ein Beispiel zu nehmen, an die Kriegszeit zurück. Weshalb hat der Propagandadienst so gar nichts erreicht? Nicht weil es an Material fehlte, noch weniger, weil nicht genug gearbeitet worden wäre, sondern weil letzteres ziellos geschah. In dieser, wie in allzu vielen deutschen Behörden, wurde nur ‚aufgearbeitet‘ und ‚erledigt‘; die wesentliche Frage, was zu erreichen sei, und wenn dies feststand, mit welchen Mitteln am schnellsten, blieb meist ungestellt. Nur deshalb konnten so viele Menschen be-

hier denn die Dinge grundsätzlich genau so, wie im Fall der Gesundheit und der Untergründe des Lebenskampfes; nur gilt hier Gleiches auf höherer Ebene. In ihren tieferen Schichten ist es freilich die Gana-Ebene (*SM, VII*); deswegen sind Politik schäftigt werden, nur deshalb häufte sich so grenzenloses Material. Je genauer einer weiß, was er will, desto mehr kann er allein erreichen, desto geringer ist der Stoff, dessen der Geist zum Ausdruck bedarf. Wer sich ganz klar ist über einen Gedanken, faßt ihn vollendet kurz; der bestorganisierte Betrieb verwendet keine Kraft zu viel. Wer, als Staatsmann, die Resultanten beherrscht, kann von den Komponenten absehen und so in wenigen Stunden vollbringen, wozu dem Kurzsichtigen Jahre nicht genügen. Der Überlegene tut eben nur, was Sinn hat, und dies dann sinngemäß; der Subalterne schuftet auf alle Fälle. Den Wert solcher Arbeit nun hat die Niederlage ad oculos demonstriert. Daß Erzberger seine mechanische Betriebsamkeit zum Ruhme angerechnet wird, anstatt ihn von vornherein in den Augen aller als für jede höhere Stellung, als die eines Bureauchefs, ungeeignet zu erweisen, beweist für alle Zeiten, wie wenig Sinn das heutige Deutschland für höhere Ziele besitzt. Es versteht und schätzt Arbeit hauptsächlich als mechanische Arbeit. Dies ist der tiefste Sinn dessen, weshalb seine meisten Bücher zu dick, seine Maßnahmen zu umständlich und im letzten erfolglos sind. Worauf es ankommt, ist das Folgende. Arbeit als solche versteht sich für jeden von selbst, denn ohne sie geschieht nichts, unter Sternen nicht mehr als unter Menschen. Aber ein je tieferer Geist sie leistet, desto unmittelbarer wird ihr Ziel ins Auge gefaßt und desto schneller erreicht, weil es im Wesen des Geistes liegt, das Sukzessive im Simultanen zusammenschauen. Gleichwie die mathematische Formel ein endloses Geschehen in einem Satz erschöpfend erfaßt, so geht Intuition unmittelbar auf den Sinn einer möglichen Arbeit, der als solcher keinen Extensitätsfaktor hat, und gestaltet die Wirklichkeit von vornherein aus ihm heraus. Je stärker die Konzentrationskraft des Geistes, je tiefer dieser, desto weniger Mechanisches kommt für ihn in Frage. Den geläufigsten Ausdruck der geistigen Verdichtungskraft bieten die Maschinen: hier erscheint das, was der Mensch selbst an Maschinellem zu leisten hat, auf ein Minimum reduziert. Das Menschenwürdige beginnt erst oberhalb dessen, was auch Maschinen leisten können; denn nur das Schöpferische stammt aus der Geisteswelt. Der heutige Mensch ist zu neun Zehnteln selbst Maschine, nur zu einem Zehntel wahrhaft Mensch. Das Ideal wäre, daß jeder Geist sich ausschließlich schöpferisch betätigte, gleichviel auf welcher Ebene, und daß alles übrige von Maschinen geleistet würde. Der Arbeitende muß sich deshalb dazu erziehen, bei allem, was er tut, unmittelbar den Sinn der Sache im Auge zu haben. Tut er dies, so wird er fortschreitend schneller sein Ziel erreichen erstens, wird zweitens der schon erfaßte Sinn zu fort-

und Krieg Normalausdrücke des Kollektivlebens, darf die Gemeinschaft zwingen und töten, gilt ihr das Individuelle nichts. Doch in seinen oberen Regionen gehört das Kollektive im Menschen dem gattungsmäßig Menschlichen und nur-Menschlichen schreitend tieferer Sinneserfassung führen, so daß an seiner Tätigkeit zuletzt nichts Subalternes übrig bleibt. Nichts braucht rein mechanisch betrieben zu werden; wo dieses noch notwendig erscheint, da stehen entsprechend ablösende Erfindungen noch aus, die sicher einmal erfolgen werden. Unter allen Umständen ist Kürze der erforderlichen Arbeitszeit, nicht Zeitfüllung das Ideal. Es steckt ein tiefer Menschenwürdigkeitsinstinkt, der den Mittelständen vielfach abgeht, in der Arbeiterforderung, weniger arbeiten zu müssen, soweit die Zusage höherer Qualitätsleistung mit ihr zupaar geht. Schöpferisch kann keiner lange arbeiten, ganz abgesehen davon, daß es überflüssig ist. Falls wirklich ein Gott die Welt erschuf, so hat diese Leistung gewiß nicht mehr als sechs Tage in Anspruch genommen, alles weitere wurde dann von selbst, wie es noch heute wird. So gilt es denn für den, der's noch nicht kann, nicht überhaupt, sondern menschenwürdig arbeiten zu lernen. Es soll kein Knechtsdienst am Stoff, sondern dessen Einschmelzung im Geiste sein. So allein wird Wesentliches erzielt. Und solches gilt von jeder Arbeit — keine, auch die bescheidenste nicht, braucht mechanisch betrieben zu werden. Bei jeder ist es möglich, den Nachdruck aufs Schöpferisch-Geistige zu legen; dies geschieht eben dann, wenn Qualität als bewußtes, stetig im Auge behaltendes Ziel gilt. Und hier komme ich denn auf die Hauptsache. Arbeit hat letztlich nur Sinn, sofern sie nicht allein ein äußeres Ziel erreicht, sondern innerlich weiterbringt. Dies geschieht nur dann, dann aber mit Unvermeidlichkeit, wenn sie sich höchste Qualität zum Ziel setzt. Hierbei ist nämlich stärkste Konzentration erforderlich, und deren Wunderwirkung besteht darin, daß sie, je mehr sie sich steigert, desto tiefere Schichten des Seins ins Bewußtsein hineinbezieht und so den Menschen immer tiefer macht. Wenn mechanisch betriebene Arbeit zum Tier herabwürdigt, so führt sinnvolle über die Grenzen der Menschenbeschränktheit hinaus. Sie bedeutet, in ihrer Spezifität, für jeden recht eigentlich den ihm gemäßen Weg zur Vollendung, sie bedeutet die eigentlich normale Askese. Denn für jeden gibt es im allgemeinen nur einen Weg zu sich selbst; diesen entdeckt und wandelt am sichersten, wer einem äußeren Werke dient. Nabelbeschauung bringt keinen Abendländer weiter. Das Innerlichste wird wirklich bei allen Nicht-Kontemplativen nur durch nach auswärts gerichtete Tätigkeit. Bei solcher fließt es naturnotwendig in das Äußerliche über, gleichwie der Bachsche Geist in jene Formenwelt der Fuge überfloß, die an sich auch mechanisch konstruiert und bloß als Fingerübung verstanden werden kann. Das Äußerliche an sich ist bedeutungslos, aber jedes kann zum

an; daher das gegenüber allen anderen Wesen, die wir kennen, Einzigartige der Kollektivprobleme und -phänomene, die wir hier zu bedenken hatten. Ist alles Kollektive zunächst und für sich ein dem Individuum gegenüber Niederes, so kann dieses es zu einem Höheren umschaffen. So kann Recht zum Gefäß der Gerechtigkeit werden, Politik zum Ausdrucksmittel der Staatskunst, Mord zur Strafe und primitives Kollektivbewußtsein zum Körper rein geistigen Opferwillens.¹

Aus den letzten Worten ging hervor, daß das Kollektive und Gemeinschaftliche an sich ohne spezifisch geistige und spirituelle Bedeutung ist, doch daß es solche Bedeutung gewinnen kann. Wie geschieht das? Es hat Zeiten gegeben, da sich das

Körper tiefer Bedeutung werden. Insofern, und insofern allein ist alle Arbeit gleich ehrenvoll. Jede ist es, sofern sie dem Geist zum Ausdrucksmittel oder zur Übung dient; keine jedoch, sofern sie mechanisch betrieben wird.“

¹ Eine erschöpfende Behandlung des Führer-Problems als solchen gehört in ein Buch vom persönlichen Leben offenbar nicht hinein. Doch will ich zur Ergänzung des hier Gesagten in einer Anmerkung einen kleinen Aufsatz des Jahres 1921, betitelt „Von der Selbstführerschaft“ wieder abdrucken, welcher im zweiten Heft der Mitteilungen der Schule der Weisheit, „Der Weg zur Vollendung“, erschien:

„In meinen Vorträgen betone ich immer wieder, daß ich nicht Führer zu sein wünsche in dem Sinn, daß ich mir Gefolgschaft heranziehen, sondern daß ich jeden zur Selbstführerschaft anleiten möchte. Wie ist dieses nun möglich? — Der Weg ergibt sich aus der folgenden sehr einfachen Überlegung. Jeder einzelne Mensch, in der Vielfältigkeit seiner Seele — daß jemand nur zwei Seelen besäße, wie Faust von sich behauptet, ist mir noch niemals vorgekommen — ist ein Spiegelbild der Gesamtheit in dem Verstand, daß in jedem alle oder doch die meisten der Anlagen leben, welche innerhalb jener als Vielheit von Typen und Individuen in die Erscheinung treten. Deshalb ist der große Mann der, welcher möglichst viel Menschheit in sich resümiert, möglichst wenig ausschließt, möglichst viel einzelnes in der Harmonie vollendet. Zu diesen Sondermöglichkeiten, die jedem innewohnen, gehört nun auch das Führertum. In jedem lebt ein Führendes und ein Geführtes oder zu Führendes; jeder beherrscht irgendwelche Teile von sich. Erscheint nun die Menschheit, wie es der Fall ist, trotz aller gleichmacherischen Theorien, in Führernaturen und Geführte organisch gegliedert, — so organisch, daß die einen nicht umhin können zu führen, und die andern nicht glücklich sind, wo sie nicht geführt werden,

Spirituelle unmittelbar durch das Kollektive hindurch offenbarte. Das waren die Zeiten, da zuerst die großen Kulte, darauf die großen Mythologien geboren wurden. Die Forderung dieser spirituell bedingten Gemeinschaft lebt in der Idee der Kirche fort, deren ursprünglichen Charakter der Begriff der russischen Theologie *Ssobornostj* am besten wiedergibt, weil er ein funktionaler ist: er bedeutet wörtlich Kathedralementum, Konziltum und Gesammeltheit zugleich, das heißt einen geistlichen Gemeinschaftskörper, in welchen sich einerseits der Heilige Geist ergießt und welcher andererseits dem Geistigen aller Menschen immerdar der Übermacht des Nicht-Geistigen gegenüber einen besonderen Körper gewährleistet, welcher aus-

— so bedeutet dies nichts anderes, als daß sich die gleichen Anlagen, die in der Einzelseele in wechselndem Verhältnis auftreten, analog innerhalb der Gesamtheit verteilen. Nur liegt die Sache in diesem einen Falle anders als bei den eigentlichen Talenten. Nicht jeder kann sich zum Musiker, zum Denker, zum Staatsmann heranbilden; wohl aber jeder zur Selbstführerschaft. Und dies zwar deshalb, weil das Führende mit dem in jedem vorhandenen, der freien Wahl fähigen tiefsten Kern der Persönlichkeit zusammenfällt, also keine eigentliche Sonderanlage darstellt. Es trachte nur jeder zu erkennen, daß er sich führen kann, zu ermessen, in welchem Grade dies der Fall ist, bis in den Mittelpunkt seiner Persönlichkeit einzudringen, sein Bewußtsein dort zu verankern und daran zu arbeiten, die Fähigkeit, aus ihm heraus zu leben, was durchaus möglich ist, bis aufs äußerste in sich zu steigern. Wer solches nur eine Weile versucht hat, dem wird klar, daß er es grundsätzlich nicht nötig hat, sich durch andere führen zu lassen, daß er bisher nur andere die Rolle spielen ließ, die er ebensogut selbst spielen könnte. Schließlich kann einen auch der andere allein vermittelt der eigenen Seele leiten; diese bleibt unter allen Umständen die letztlich entscheidende Instanz. Es gilt nur, den Umweg über die anderen zu vermeiden, den ganzen Vorgang in sich abzumachen.

Wer dieses lernt, erreicht, ohne Rücksicht auf seine besonderen Talente, ein höheres Seinsniveau; eben das, welches den eigentlichen Herrenaturen eignet. Daß solche tatsächlich züchtbar sind, beweist das Dasein von Herrenkasten und -völkern. So kann wirklich jeder sein eigener Führer sein oder werden. Werden große Führer dadurch überflüssig? Freilich nicht. Jeder kann doch nur innerhalb der Grenzen seiner Anlagen Führer sein; zur Leitung eines Volkes, einer Zeit bedarf es anderer Fähigkeiten als zur Beherrschung einer durchschnittlichen Seele. Wohl aber wird durch solchen Erziehungsprozeß das Gesamtniveau gehoben, so daß es, extrem ausge-

schließlich gemäß den Normen des Geistes lebt. Die religiös begabtesten Völker der bisherigen Geschichte kannten und kennen nun zwar den Begriff der Kirche nicht. Zweifelsohne entspricht sie keiner religiösen Notwendigkeit. Ihr Dasein hat, soweit ich sehe, drei Seinsgründe: das frühchristliche Dogma, daß der Gottessohn sie zum Heil der Menschheit instituiert hätte, aber mehr noch den römischen Juridismus, der alle Ordnung ein für allemal fixiert sehen will und den germanischen Institutionalismus, der alle lebendigen Impulse so schnell als möglich in Anstalten und Einrichtungen auffängt. Doch so vieles an der Kirche empirisch bedingt sei: die Idee, welche der Ssobornostj zugrunde liegt, ist für alle Menschen wahr.¹ Geist fordert überall Einheit; er vereinheitlicht das Vielfältige in der Dimension der Intensität. Doch das ist nur der eine Aspekt

drückt, nicht mehr Herren und Sklaven, sondern nur mehr Herren gäbe, die sich in ihren letzten Entscheidungen vom Befähigtesten leiten ließen. Und dies zwar freiwillig. Hier haben wir nämlich den springenden Punkt erreicht: was den Subalternen macht, ist nicht, daß er gehorcht, sondern daß er unfreiwillig und verständnislos gehorcht. Der Freie wählt den, welcher ihn führen soll. Die erste, sehr vorläufige Verkörperung der dieser Grundeinsicht entsprechenden Willensrichtung ist das demokratische Prinzip. Daß sie sehr vorläufig ist, beweist eindeutig die Tatsache, wie selten die Demokratie wahre Führer hervorbringt. Dank dem Gleichheitsgedanken ist der Sinn für Qualität nahezu verloren gegangen. Es gilt nicht, überhaupt, sondern den richtigen zu wählen, dies aber vermag klar bewußt nur der, welcher versteht, was Führerschaft bedeutet, welches weiter nur dem gelingt, der zwischen dem Führenden und dem Geführten in sich scharf und sicher zu unterscheiden gelernt hat. Wer so weit ist, der erkennt unwillkürlich, wie selbstverständlich, wen er in der Gemeinschaft als über sich stehend anerkennen soll. Würden also die Menschen als Gesamtheit zur Selbstführerschaft erzogen, gelänge dieser Prozeß, dann wäre das Folgende erreicht: jeder Einzelne würde letztlich selbstbestimmt erscheinen, in der Gemeinschaft jedoch den Ton der angeben, der dazu geboren und berufen ist. Dieser würde niemanden zwingen. Aber wie selbstverständlich würden alle ihm dort folgen, wo sie erkennen, daß ihre eigene Fähigkeit für die letzte Entscheidung versagt.“

¹ Ausführlich ist das Problem der Kirche in den Kapiteln „Das religiöse Problem“ und „Der letzte Sinn der Freiheit“ von *Wiedergeburt* behandelt worden.

des Zusammenhangs: andererseits begeistet Geist von innen her alle Vielfalt, in die er eingebrochen ist. Damit vereinheitlicht er sie real von innen her. Und damit manifestiert sich eine neue Gemeinsamkeit oder Gesammeltheit, die in ihrer kirchlichen Verkörperung zum Unterschied von sonstigen auf deutsch „Gemeinde“ genannt wird und der Idee nach alle Menschen umfassen soll, zwecks Verwirklichung des göttlichen Heilsplans, die aber in Wahrheit von jeder Organisation unabhängig ist. Über die Idee der ausgestalteten Kirche hat vom Begriffe der Ssobornostj her Berdjajeff das Schönste und Tiefste geschrieben, was ich kenne. In seiner „Philosophie des freien Geistes“ heißt es (S. 376/77): „Die kirchliche Erfahrung beginnt damit, daß ich die Enge, die Verslossenheit meiner seelischen Welt überwinde, wenn ich in die Einheit der großen geistigen Welt eintrete, wenn ich Spaltung und Trennung überwinde, wenn ich Raum und Zeit überwinde. Das geistige Leben ist metaphysisch sozial, nicht individualistisch. In der kirchlichen Erfahrung bin ich nicht allein; ich bin zusammen mit allen Brüdern im Geiste, die allerorten und zu aller Zeit gelebt haben. Ich selber bin eng und weiß wenig. Meine Erfahrung umfaßt nicht die Fülle und Vielgestaltigkeit des Seins und viele bestimmende geistige Begegnungen habe ich allein nicht gehabt. Ich kann aber aus mir selber heraustreten, metaphysisch die Grenzen meiner Selbst überschreiten; ich kann an der Erfahrung der mir im Geiste Verwandten, an der überpersönlichen Erfahrung teilnehmen. In der religiös-kirchlichen Erfahrung, in der Begegnung mit Christen ist der Mensch nicht einsam; hier bleibt er seiner Enge nicht überlassen; er ist mit allen jenen zusammen, die wann je diese Erfahrung gemacht haben, er ist mit der ganzen Christenwelt verbunden, — mit den Aposteln, mit den Heiligen, mit den Brüdern in Christus, mit den Verstorbenen und den Lebenden. Der Kirche gehören nicht nur die Generationen der Lebenden an, ebenso real gehören ihr die Generationen aller Verstorbenen an; sie alle sind in der Kirche lebendig; es besteht reale Gemeinschaft mit ihnen. In der Kirche, im Geiste der Gesammeltheit, ist das Klopfen

eines gemeinsam-einigen Herzens zu spüren.“ Auch die auf die zitierten folgenden Auseinandersetzungen Berdjajeffs sind sehr beherzigenswert. Nichtsdestoweniger bleibt die Kirche als solche eine zeitbedingte Erscheinung, und das ewig Wahre, welches sie verkörpert, ist an keine traditionelle Form ihrer gebunden. Am neutralsten und zugleich gegenständlichsten bezeichnet man die ideelle Einheit, welche die Kirche verleiht, indem man sie Menschheit heißt, das Wort so verstanden, wie dieses Schillers Begriff einer „Menschheit im Menschen“ impliziert und wie ich ihn in meiner „Unsterblichkeit“ als Krönung meiner Gesamtschau des Lebens neu bestimmt habe. Denn auch die „Menschheit“ ist ein rein Geistiges, auf der empirischen Ebene nicht Nachweisbares.

Der also verstandene Menschheitsbegriff begann in dem Augenblick, da in Europa Verstehen den blinden Glauben abzulösen begann — also mit der sogenannten Aufklärung —, die Idee einer Kirche als der einzig möglichen Verkörperung des Geists als solchen abzulösen. Im Lauf des letzten Jahrhunderts verflachte er indessen immer mehr; er verfälschte sich; zuletzt wurde er vollkommen falsch. Er verlor seinen ganzen spirituellen Gehalt; das Universale wurde als das Allgemeine mißverstanden, an die Stelle des geistigen Sinnes trat die Quantität und an die der Ideale des Seelenheiles und der Selbstverwirklichung trat immer mehr das des größten materiellen Nutzens oder Behagens für die größte Zahl. Kein Wunder, daß die Idee der Menschheit im Verlauf dieses Prozesses den größten Teil ihres Prestiges einbüßte. Auf der empirischen Ebene gibt es überhaupt keine Menschheit, sondern nur Völker, Gruppen und Einzelne mit ihren Sonderinteressen. Und wer dieses Verhältnis mißverstehet, wer spirituell-Wahres in eine Sprache zu übersetzen versucht, die es nicht auszudrücken vermag, von dem gilt die italienische Formel: *traduttore traditore*. Tatsächlich haben seither erschreckend viele „um der Menschheit willen“ an Völkern und Menschen schwärzesten Verrat geübt (*RM, II*). Nichtsdestoweniger präexistiert die „Menschheit“, als rein geistige Wesenheit verstanden, auf

ihrer eigenen Ebene allen Einzelnen nicht allein, sondern vor allem aller engeren Gemeinschaft. Auf diese Wesenheit bezogen sich alle Gebote Christi; in ihrem Namen gebot er seinen Nächsten zu lieben, ob Freund oder Feind, denn im Geist sind tatsächlich alle Menschen eins. Doch auch die indische Alleinslehre mit ihrem *tat twam asi* meinte Gleiches. Auf die Menschheit allein bezieht sich der geistige Gerechtigkeitsbegriff: es gibt keine Gerechtigkeit, die als Verwirklichung dieses in jedem lebendigen absoluten Ideals anerkannt würde, welche nicht oberhalb aller Einzelnen nicht allein, sondern auch aller Völker, Glaubensgemeinschaften und Weltanschauungen thronte. Gleiches gilt nun von allen instinktiven Wertungen. Menschheitsaufgaben, Menschheitswerte, Menschheitsfortschritt, Zierde der Menschheit, der Menschheit zur Ehre gereichen sind Vorstellungen und Begriffe, deren Inhalt jedem Geistbewußten evident ist. Nur auf die Menschheit, in der Tat, und niemals auf engere Kreise, beziehen sich die sogenannten absoluten oder ewigen Werte. Das heißt, sie beziehen sich überhaupt auf nichts Empirisches, sondern einzig und allein auf den tiefsten geistigen Ur-Grund jedes Menschen, welcher weder besonders, noch allgemein, sondern universal ist. Das ausnahmslose Dasein dieses Phänomens bei allen, welche die fragliche Bewußtseinstufe erreicht haben, beweist denn, was wir zu Anfang nur behaupteten: nämlich daß bei der heutigen psychischen Struktur des Menschen die gleiche metaphysische Wirklichkeit, die sich im mythologischen Zeitalter dem Kollektiven und durch dieses hindurch offenbarte, sich mittels der Einzigkeit des Einzelnen manifestiert; daß Christus diesen Dimensionswechsel durch sein Auftreten, seine Persönlichkeit und seine Lehre eindeutig bestimmte, ist der wahre Grund dessen, warum man mit seinem Erscheinen im Okzident mit Recht eine neue Ära anbrechen läßt. In meiner Sprache ausgedrückt: mit Christus war eine neue Etappe im Prozeß des Einbruchs des Geists erreicht. Doch dieser Prozeß dauert an, geht weiter und vorwärts; und andererseits beginnt er mit jedem Menschenleben neu. In jedem Einzelnen ist dieser Prozeß es, auf den sich der wahre

Fortschrittsbegriff bezieht (*SE, s. Register*). Immer mehr sucht der Geist durch das einzige Individuum hindurch alles Menschenleben zu durchdringen. So kann man heute schon sagen: innerhalb jeder Familie, jedes Volkes, jeder Glaubensgemeinschaft vollendet sich ausschließlich der, welcher als soziales Wesen, in seinem Beruf, mittels seiner Sonderbetätigung Menschheitswerte verwirklicht. Damit wird denn eben das Kollektivum be-geistet, welches ursprünglich und von sich aus eine untermenschliche Bindung darstellt.

Aber freilich erscheinen deren Forderungen nun transfiguriert. C. G. Jung hat in seiner Studie „Vom Werden der Persönlichkeit“ (in „Wirklichkeit der Seele“, Zürich 1934, S. 194) das schöne deutsche Wort „Bestimmung“ gar sinnvoll seinem ursprünglichen etymologischen Verstand gemäß verwendet — nämlich als Be-Stimmung — und dabei gezeigt, daß dieses Wort unleugbare Wirklichkeit wissenschaftlich exakt beschreibt. Überaus viele derer, welche sich einer Bestimmung bewußt waren und sind, erlebten und erleben dieselbe als Zu- und Anspruch einer dem Ich fremden Stimme. Dies hat seinen guten Grund: wird geistige Persönlichkeit geboren, oder was Gleiches bedeutet: bricht Geist in ein schon gestaltetes Seelengefüge ein und konstituiert sich als dessen Kern, dann besteht zunächst ein bewußt als solcher empfundener Unterschied zwischen dem Ich und dem neuen Zentrum, das sich eben als Stimme aus dem Inneren kundgibt. Es gibt viele Grade und Arten solcher Spaltung, je nach dem Niveau, auf dem sich geistige Persönlichkeit bildet; es gibt viele Formen möglicher Synthese. Eine der höchsten beschreibt die Erklärung Pauli „nicht ich lebe, sondern Christus lebt in mir“. Die allerhöchste, von der wir unter westlichen Menschen wissen, deckt sich mit Meister Eckharts Begriff eines „Entwordenseins“; Eckhart verstand darunter Be-Geistung des ganzen Lebens durch reinen Geist, dank welcher aller Nicht-Geist im Menschen seine Selbständigkeit und selbständige Bedeutung verliert. Sehr wenige haben auch nur des Sokrates Dämonion-Erlebnis gehabt, von dem des Paulus zu schweigen. Andererseits aber fühlt

schlechthin jeder, welcher in irgendeinem Grade geistige Persönlichkeit ist, oder unterwegs zu ihr, daß er eine Be-Stimmung hat; und jeder solche lebt ihr an erster Statt; in ihr sieht er den persönlichen Sinn seines Lebens.

Was ist es nun mit diesem persönlichen Sinn? Er bezieht sich allemal auf im üblichen Verstand Persönliches und Gemeinschaftliches zugleich. Andererseits aber bezieht er sich weder auf die persönlichen Wünsche des Individuums noch auf empirische Gemeinschaftsforderungen. So sehr ist dies der Fall, daß hier in bezug auf erstere Jesu Aufschrei auf Gethsemane das Prototyp darstellt, und daß beinahe alle großen Be-Stimmten im Gegensatz standen zu dem, was die Gemeinschaft von ihnen wollte; so lehnte der gleiche Jesus, obgleich er sich als Messias fühlte, die traditionell festgelegte Rolle eines solchen ab. Niemals deckt sich die Be-Stimmung mit dem Beruf im üblichen Sinn, nie mit einer empirischen Kollektivaufgabe. Allemal handelt es sich, wie wir es früher im Gegensatz zum Berufe hießen, um Berufung, welche auf die sozialen und kollektiven Triebe und Notwendigkeiten niemals zurückzuführen ist. Die Bestimmung und Berufung bezieht sich allemal auf jene „Gesammeltheit“, deren Anerkennung als einer supremen Realität der Seinsgrund des Kirchengedankens ist; demnach handelt es sich allerdings um ein Persönliches, doch um ein sozusagen Trans-Personales oder Trans-Subjektives (*W, I, B, I, C, 3*); wohl um ein Kollektives, doch um ein vom Standpunkt aller empirischen Gemeinschaft Trans-Kollektives. Besteht zwischen diesen beiden Kollektiven überhaupt eine notwendige Beziehung, dann liegen die Dinge so, daß sich geistig-Universales mittels des generell-Kollektiven ausdrückt. Erst am Ende dieses Buches können und wollen wir dieses zugleich Trans-Personale und Trans-Kollektive, diese letzte Instanz und diesen Urquell zugleich aller Metaphysik und Religion, als eigentliches Thema behandeln. Doch da es sich hier um Wahrheiten handelt, die in noch so vorläufiger oder unexakter Fassung niemandem fremd sind, so können wir in diesem Zusammenhang von einem Teile dieser ausgehen. Wir sagten,

die metaphysische Wirklichkeit sei zugleich transpersonal und transkollektiv: eben deshalb ist Be-Stimmung nicht nur allemal, sondern wesentlich historisch: persönliche Einzigkeit und kollektive Erforderlichkeit treffen sich in der Erfüllung einer geistigen Aufgabe, welche sich so nur jetzt und hier stellt. Dieses Zusammentreffen ist es, was das griechische Wort *Kairós* meint innerhalb des gleichmäßigen Flusses der Zeit. Hier offenbart sich eine tiefe und wesentliche Beziehung zwischen rein-Persönlichem und für alle Gültigem. Es ist eben die Beziehung, die ihren für die bisherige Menschheitsgeschichte klassischen Ausdruck im Christus-Mythos gefunden hat.

Nichtsdestoweniger ist es niemals das Geschichtliche oder die geschichtliche Bedeutung, auf die es beim persönlichen Leben letztlich ankommt, und dies sogar im Fall historisch wirklich bedeutsamer Personen nicht. Diesen Aspekt hat Wilhelm Rößle in seinem Buch „Heroische Politik“ (Jena 1934) so glücklich beleuchtet, daß ich ein Zitat daraus hersetze: „Nur da, wo sich Persönlichkeit mit einer Geschichtsaufgabe trifft, ist Geschichte der Persönlichkeit günstig. Sie ist in diesem Fall bereit, das Persönliche ins Überpersönliche zu steigern. Sonst aber schätzt sie Persönlichkeit nicht, sondern liebt die gleichförmige Masse als Werkzeug eines Führers oder eines stummen Willens. Persönlichkeiten gedeihen im Schatten der Geschichte oder im Kampf mit ihr, selten in ihrem Zug. Ergebnisse der Geschichte kommen zwar dem Einzelnen zugut, aber sie werden meist gegen ihn errungen. Ein Abbild davon ist das Verhältnis des Einzelnen zum Staat. Er wächst an ihm, dieser unterdrückt ihn aber auch für seine Zwecke. Er gibt dem Einzelnen Halt und Haltung, Form und Gepräge, Rahmen und Grund, er liefert ihm aber auch Schema und Schablone, Uniform und Kommando.“ Das Miterleben großer Zeiten bedeutet in der Tat für das persönliche Schicksal der überwältigenden Mehrzahl aller Menschen gar nichts. Schicksalsträger aber fühlen sich desto demütiger als Personen, je klarer sie sich ihrer Sendung bewußt und je stärker sie als Charaktere sind: sie fühlen, ihr Persönliches als solches zählt überhaupt nicht. Sind sie geistig voll

erwartet, dann stellen sie die Frage sehr anders, als dies Verehrer und Neider erwarten. Sie fragen: wie lebe ich mein persönliches Leben, indem und trotzdem ich historischer Faktor bin? Der wahrhaft Be-Stimmte tut das, was er tut, niemals um des Kollektivums willen, sondern um sein persönliches Schicksal zu erfüllen, welches in diesem Falle „zufällig“ auch ein historisches ist. Von diesem Höhepunkte möglichen Wirkens vom Sinne der Gemeinschaft her können wir denn letztgültig bestimmen, wie sich der Einzelne zur Gemeinschaft verhalten soll. Von sich aus, nur und einzig von sich, seinem Persönlichsten her, soll er alle Gemeinschaftsprobleme stellen und alle Gemeinschaftsforderungen erfüllen. Das empirische Kollektivum ist kein Über-, sondern ein Unter-Individuelles. Und führt kein Fortschritt über dieses hinaus, gehört das Unter-Individuelle als lebendige Grundlage des Individuellen mit zu jedes Einzelnen Seele, kann dieser sein Höchstes dann allein geben, wenn er, trans-subjektive Bestimmung erfüllend, Sprachrohr des Kollektivens ist und dieses seiner Eigenart gemäß als Ausdrucksmittel nutzt, so ändert das dennoch nichts an dem, daß der Einzelne und Einzige auch in Gemeinschaftsfragen von sich her denken muß. Solches aber bestätigt ihn nicht in seinem Egoismus, im Gegenteil: dann verschwindet das Selbst, auf welches sich der Begriff der Selbstsucht bezieht. Nicht jedoch, um in der Masse unterzutauchen, sondern umgekehrt: die Masse erfüllt sich alsdann real im Einzelnen. Insofern sind es tatsächlich die ganz großen Einzelnen, in denen sich der Sinn des Menschenlebens erfüllt.

Solche Identität zwischen Bestimmung und persönlichem Wollen ist nicht sehr großen Menschen freilich unerreichbar. Von den meisten gilt mehr oder weniger das, was bei fast jedem von seinem äußeren Beruf gilt, von denen keiner je persönlicher Neigung vollkommen entsprach. Sogar bei sehr Großen der Geschichte bestand gewöhnlich bis zum Schluß eine höchst merkwürdige Spaltung zwischen Bestimmung und Neigung. Die meisten Be-Stimmten entsprachen buchstäblich dem, was die Bezeichnung „Sprachrohr der Menschheit“ meint: sie leisteten

ihre Aufgabe, doch persönlich interessierten sie sich kaum für sie. Nur an ihrer Wirkung sahen sie, daß sie echt waren und wahr sprachen und recht taten, und fühlten sich dergestalt gleichsam sekundär ihrer eigenen Bestimmung verpflichtet. So äußert sich die Menschheitseinheit oft recht eigentlich als Puzzle-Spiel. Kein Fragment hat seinen Sinn in sich, und doch gehören alle zusammen. Dieses meine ich nicht allein im Verstande des gleichzeitigen Auftretens großer Religionsstifter und Weiser, wie solches als Welt-Kairós um 500 v. Chr. statt hatte, und nicht allein in dem, daß einer von Haus aus einer Berufung leben kann, die er nicht kennt und die noch ungeborene Umstände zugleich erfordern und erweisen werden: ich meine es im buchstäblichen Verstande eines Puzzle-Spiels. Um dieses Geheimnisvolle einigermaßen verständlich zu machen, bringe ich zum vorläufigen Abschluß dieser Betrachtungen — denn erst das Ende des Buches kann den wahren Abschluß bringen — die wundersame Erzählung „Der Schatz“, welche Martin Buber in seine Chassidischen Bücher aufgenommen hat — denn nur Bilder können hier Einleuchten der Wahrheit bewirken. Die Geschichte lautet wie folgt: „Den Jünglingen, die zum erstenmal zu ihm kamen, pflegte Rabbi Bunam die Geschichte von Rabbi Eisik Sohn Rabbi Jekels in Krakau zu erzählen. Dem war nach Jahren schwerer Not, die sein Gottvertrauen nicht erschüttert hatten, im Traum befohlen worden, in Prag unter der Brücke, die zum Königsschlosse führt, nach einem Schatz zu suchen. Als der Traum zum dritten Mal wiederkehrte, machte sich Rabbi Eisik auf und wanderte nach Prag. Aber an der Brücke standen Tag und Nacht Wachtposten, und er getraute sich nicht zu graben. Doch kam er an jedem Morgen zur Brücke und umkreiste sie bis zum Abend. Endlich fragte ihn der Hauptmann der Wache, auf sein Treiben aufmerksam geworden, ob er hier etwas suche oder auf jemand warte. Rabbi Eisik erzählte, welcher Traum ihn aus fernem Land hergeführt habe. Der Hauptmann lachte: „Und da bist du armer Kerl, mit deinen zerfetzten Sohlen, einem Traum zu Gefallen hergepilgert! Ja, wer den Träumen traut! Da hätte ich mich

ja auch auf die Beine machen müssen, als es mir einmal im Traum befahl, nach Krakau zu wandern und in der Stube eines Juden, Eisik Sohn Jekels sollte er heißen, unterm Ofen nach einem Schatz zu graben. Eisik Sohn Jekels! Ich kann's mir vorstellen, wie ich drüben, wo die eine Hälfte der Juden Eisik und die andere Jekel heißt, alle Häuser aufreiße! Und er lachte wieder. Rabbi Eisik verneigte sich, wanderte heim, grub den Schatz aus und baute das Bethaus, das Reb Eisik Reb Jekels Schule heißt. — ‚Merke dir diese Geschichte, pflegte Rabbi Bunam hinzuzufügen, und nimm auf, was sie dir sagt: daß es etwas gibt, was du nirgends in der Welt, auch nicht beim Zaddik finden kannst, und daß es doch einen Ort gibt, wo du es finden kannst‘“

IV.

SEELE

Das vorhergehende Kapitel erwies, daß dasjenige, was im Inneren Menschen dem äußeren Kollektivum entspricht, ursprünglich der Sphäre des Unter- und Unpersönlichen und nicht der des Überpersönlichen angehört. Deswegen stellt sich das Freiheitsproblem in bezug auf das Kollektivum oder von ihm her nicht. Nun sahen wir aber andererseits, daß der Mensch Gemeinschaftsformen willkürlich erschaffen kann. Wie ist das möglich? Es ist eben deshalb möglich, weil dem Kollektivum im Menschen kein freier Wille eignet. Es gehört der Tier-Ebene an; zuunterst der Gana-Ebene, welche wesentlich träge und welcher Zwang gemäß ist; zuoberst der des Menschen als Tieres, wie er sich in der Masse darstellt, innerhalb welcher das Individuelle abgebaut erscheint. Alle Tiere aber kann man dressieren, und von allen ist der Mensch das allerdressierbarste, denn keines ist in seinen Äußerungen so wenig ein für alle Male festgelegt. Von hier allein aus ist der Sinn aller Erziehung einzusehen, welche „öffentlich“ geheißen wird und von welcher erwiesen ist, daß sie Besseres leistet als die „privat“ genannte: ihr Sinn ist Einpassung des Individuums in das Kollektivum. Bei der gegebenen Eigenart des letzteren kann solche Einpassung nur durch zweierlei gelingen: durch Suggestion und durch Dressur (zu welch' letzterer auch das willkürliche Schaffen oder Ausnutzen charakterbildender Schwierigkeiten gehört), denn hier gilt es, das Kollektive im jeweiligen Individuum direkt zu erfassen. In der Familie, in welcher an erster Stelle die Person zählt, ist solche Erfassung unmittelbar überhaupt nicht möglich. In einer öffentlichen Anstalt jedoch gelingt sie desto leichter, je größer und in der Zielsetzung einheitlicher diese ist und je mächtiger infolgedessen das Kraftfeld bestimm-

ter Artung, welches sie darstellt und in dem der Einzelne sich in entsprechender Verwandlung behaupten muß. Dementsprechend haben es Männer, welche ganz daheim erzogen wurden — es sei denn, ihnen werde im späteren öffentlichen Leben von Hause aus eine so privilegierte Stellung zugestanden und ihre soziale Aufgabe setzte solche Distanz voraus, daß direkter Kontakt und Einklang überflüssig erschienen —, im späteren Leben immer überaus schwer; und zwar haben sie es desto schwerer, je kollektivistischer der herrschende Zeitgeist ist. Denn das Individuum bedarf offenbar des „Eingebrochenseins“, wie man von Pferden sagt, der Dressur im Sinn automatisch-gewordener Gemeinschafts-gerechter Reaktionsart desto mehr, je mehr das Kollektivum als solches bedeutet. Daher die Vorzugstellung, welche Drill, Exerzieren, diskussionsloses Behaupten und Hinnehmen in der Erziehung zum Soldaten, der Urform aller Massen-Erziehung, eignet. Im Bereich der Erziehung des Kollektiven im Menschen zum Kollektivleben gehört nun aber auch alles, was ins Bereich der Erziehung zur Sachlichkeit fällt; alle solche Erziehung ist dem Wesen nach eine öffentliche Angelegenheit, denn nur Gemeinschafts-gerechte Formung des Kollektiven im Individuum macht es fähig, überhaupt so sachlich zu sein, wie dies von jeder vom Kollektivum ausgehenden oder auf dieses bezogenen Betätigungsart gelten muß, wenn sie sinngerecht und erfolgreich sein soll. Und erst solche im Elementaren begründete Sachlichkeit macht Sachlichkeit auf höheren Ebenen physiologisch möglich. Die „Sachlichkeit“ als solche entspricht eben ursprünglich dem Kollektiven und widerstreitet dem Persönlichen, für welches das Subjektive allemal letzte Instanz ist. Insofern ist die Sachlichkeit des Künstlers, des Forschers und Denkers ein ganz anderes als die vorher gemeinte: sie beruht auf höchstpersönlicher Leidenschaft für Schönheit und Wahrheit.

Weil dem so ist, deswegen sind nicht nur Frauen typischerweise ursprünglich unsachlich, sondern auch alle Männer, die keinerlei Gemeinschaftserziehung genossen haben oder ursprünglich so eigenwillig sind, daß kein Kollektivum sie gleich-

zuschalten vermag. Deswegen liegt es in der Natur der Dinge, daß in unserem kollektivistischen Zeitalter auch die Mädchen vom Kollektivum erfaßt und schwer zu sozialisierende Knaben und Jünglinge als minderwertig gebrandmarkt werden, bis daß der Nachweis erbracht ist, daß sie individuell höher begabt sind und dadurch der Gemeinschaft von Nutzen werden können. Wer überhaupt kollektivistische Voraussetzungen, welcher Schattierung immer, innerlich anerkennt, dessen (vielleicht ihm selber unbewußtem) Ideal muß die Karikatur, welche Aldous Huxley in seinem Roman „Brave New World“ (deutsche Ausgabe „Welt — wohin?“, Leipzig, Inselverlag) von der kommenden Welt gezeichnet hat, näherkommen, als jeder bisher verwirklichte sozialistische Zustand. In der dort geschilderten Gemeinschaft findet die Haupterziehung der Kinder während ihres Schlafes statt. Durch Lautsprecher wird ihnen Nacht für Nacht das sozial von jedem Typus Verlangte suggeriert, so daß sie später gar nicht mehr anders können, als ihr Lebtage freiwillig ausführen, was ihnen in ihrer Kindheit eingegeben ward.

Ein kollektivistischer Zustand, welcher dem Menschen ein wirkliches Ideal bedeuten könnte, ist nun aus den allgemeinen Gründen unerreichbar, die schon in der Einführung in dieses Buch skizziert wurden und zu welcher das vorige Kapitel die wichtigste Ergänzung gab, in dem es feststellte, daß in jedem Menschen zwar unzurückführbare soziale Triebe und Strebungen leben, ohne deren Ausbildung und Auswirkung vollausgeschlagenes Leben unmöglich ist, daß es jedoch ebenso unzurückführbare individuell-persönliche Strebungen gibt, von welchen das gleiche gilt. Nur das Nicht-Persönliche kann durch Suggestion und Dressur wirklich erfaßt werden. Die dem Persönlichen nächste Gestaltung, die noch vom Kollektivum her geschaffen werden kann, bezeichnet das Art-Typische, im Unterschied vom sachlich bestimmten Berufs-Typischen. Zum Gentleman kann man freilich dann allein erzogen werden, wenn die persönliche Anlage dazu in einem lebt, doch die spezifische Form des Edelmanns, welche jener darstellt, kommt durch Kollektivbildung zustande. Im gleichen Verstande unter-

scheiden sich auch die verschiedenen Völker, deren Rassenanlagen naheverwandt sind, hauptsächlich durch den Typus, welchen öffentliche Erziehung in weitestem Verstand aus den letzteren formte; deswegen gelingt „Bekehrung“ von Volk zu Volk so leicht; im Fall von kleinen Kindern allemal (man denke an die gleichen Fürsten- und Adelsgeschlechter, die in verschiedenen Ländern wohnen, und an die gleichmäßige Amerikanisierung aller Kinder verwandter Abstammung von nach den Vereinigten Staaten Ausgewanderten), und sogar in dem von Erwachsenen dann, wenn ein anderer Typus, als der, zu welchem einer als Kind geformt wurde, der individuellen Anlage gemäßer erscheint (Houston Stewart Chamberlain). Von den „Nationen“ des 19. Jahrhunderts, wie sie sich von der Französischen Revolution ab ausgebildet haben, darf man sogar so weit gehen zu behaupten, daß sie vor allem Suggestionen darstellen. Rabindranath Tagore, welchem natürlicherweise nur die Art Volkstum, die er von seiner Heimat her kennt, ganz echt scheint, definierte einmal die „Nation“ als das „zur Machtentfaltung und Gewaltanwendung zusammengefaßte Volk“. Die Definition stimmt, vom unterdrückten farbigen Menschen her gesehen, doch an und für sich ist sie zu eng. Die „Nation“ im Verstande des 19. Jahrhunderts ist in erster Linie ein durch einheitliche öffentliche Meinung geschaffenes und zusammengehaltenes psychisches Ganzes; ihr Prototyp ist nicht irgendein altes europäisches Volk, sondern das neuwerdende der Vereinigten Staaten Nordamerikas. Nur dank dem Überwiegen der Suggestion als Bildungsfaktor über Blut und Brauch haben so große und doch einheitliche und organisatorisch leicht erfaßbare Gebilde entstehen können, wie es die ursprünglich vielfältigen Völker im 19. Jahrhundert geworden sind. Und mir scheint es durchaus nicht sicher, ob gleich große Gebilde weiter zusammengehalten werden, sollte der psychische Faktor einmal gegenüber denen der Abstammung und Anlagegleichheit wieder an Gewicht verlieren. Doch wie dem auch werde: die Tendenz alles Kollektivismus, den ja, wie man nie vergessen sollte, der

spezifische Nationalismus des 19. Jahrhunderts, dem der „Staatsbürger“ als solcher der Volksgenosse war, vorbereitet hat, zielt auf ein Überwiegen der Suggestion und des Drills, also der Bildekräfte, die von außen nach innen wirken, über die alles dessen, was nur von innen nach außen erwachsen und geschehen kann. Insofern hat gerade der Liberalismus jenen freiwilligen Verzicht auf Freiheit vorbereitet, welcher eines der Hauptkennzeichen dieser Wende ist: kommt alles Wesentliche, was positiv bewertet wird, auf suggestivem Wege zustande, dann erscheint individuelle Initiative nur in einem Falle nicht in erster Linie gefährlich: nämlich in dem, wo ein individueller Vertreter des Kollektivums diesem Suggestionen erteilt. — Nun fühlt und weiß aber jeder in seinem tiefsten Innern, daß sein Wesenskern ein Jenseits gegenüber allem darstellt, was durch Suggestion und Dressur erfaßt und beeinflußt werden kann. Sonst wäre ja keiner wirklich selbstverantwortlich. Insofern weiß sich jeder des Inne-werdens Fähige zutiefst als ein anderes, als der Stand oder das Volk, das er mit anderen Schichten seines Wesens auch ist (Sp., 5. Aufl., 377).

Man heißt den Prozeß der Kollektivierung, dessen allgemeinste Umrisse wir hier skizzenhaft umschrieben, zumeist Mechanisierung. Und obgleich letzterer Begriff viel zu eng ist, um all' den Tatsachen, welche er einordnen soll, gerecht zu werden, so leistet er doch gute Dienste bei Erfassung des Negativsten am fraglichen Phänomen: des unaufhaltsam fortschreitenden Verlusts an Seele und Persönlichkeit, der zunehmenden Härte und Grausamkeit, der Entchristlichung, Entmenschung, der wachsenden Nicht-Achtung alles Persönlichen in allen seinen Aspekten, wovon Sowjet-Rußland das schauerlichste Beispiel gibt, dessen prototypisches Sinnbild jedoch im Amerika der Prosperity-Zeit zu finden ist. Denn das Unmenschlichste sind nicht Haß, Mord und Grausamkeit: hier sind immerhin persönliche Leidenschaften im Spiel, sie bejahen ihr Opfer, indem sie dasselbe zu vernichten trachten, und so wirken sie, wie alle Geschichte beweist, in der Nachwirkung lebenssteigernd, wo die Vitalität eines Volks oder eines Menschen noch nicht ge-

schwächt ist. (In wie tief organischem Sinne dies der Fall ist, sieht man an der sprunghaften Geburtenvermehrung, welche nach jeder Massen-Massakrierung einsetzt, eine Vermehrung, die noch keine Prämie auf Kinderreichtum je auch nur in annähernd vergleichbarem Grade erzielt hat; die Eingeweide sind eben analphabetisch.) Im Prosperity-Amerika war alles auf Wohlfahrt und Behagen und Menschenfreundlichkeit eingestellt, doch ohne jede Berücksichtigung des Individuellen. So hat gerade dort die extremste Entpersönlichung und damit Entmenschlichung aller bisherigen Geschichte eingesetzt, diestärkste Insektifizierung und damit der stärkste physiologische Vitalitätsverlust. — Dieses Problem habe ich nun schon so oft ausführlich behandelt (*SE, II; A, 3; VJ, 5, 6, 7; RM, II, IV; AV, XV, XVI*), daß sich weitere Beschäftigung mit ihm an dieser Stelle erübrigt. Doch in den folgenden Betrachtungen muß weitergeführt werden, wovon erstmalig das Kapitel „Die emotionale Ordnung“ der „Südamerikanischen Meditationen“ gehandelt hat. Und dazu müssen wir hier dessen Grundergebnisse noch so kurz resümieren. Dort stellte es sich heraus, daß es den „Nächsten“ im christlichen Verstande in der mechanisierten modernen Welt gar nicht mehr gäbe, und daß an seine Stelle „der unentrinnbare Mitmensch“ getreten sei (*SM, 269*), das heißt die dank der Überwindung von Raum und Zeit durch die Technik jeden unmittelbar umgebende und unentrinnbar bedrängende menschliche Umwelt, eine übermächtige Masse von Millionen ins intimste Privatleben eingreifender Unbekannter. Diese Umwelt trüge keinen anderen Charakter als die tote Umwelt. Dieser gegenüber sei positives gefühlsmäßiges Verhalten ausgeschlossen. Ja sie müsse jeder nicht Gefühlsstumpfe direkt als widerwärtig und odios empfinden, insofern jeder in bezug auf ebensoviele andere, als ihn bedrängend umgeben, nicht „Nächster“, sondern „unentrinnbarer Mitmensch“ ist, was vielseitige Reibung und allseitiges Sich-Stören bedingt. Dieses Kapitel schloß wörtlich folgendermaßen: „Nichts verständlicher, als daß unter diesen Umständen in gleichsinnig nie dagewesener Inbrunst der Schrei nach neuer Gemeinschaft er-

tönt. Aber die wird durch keine Rationalisierung, keine Kollektivierung, keine soziale Fürsorge, keinen Wohlfahrtsstaat, erst recht keine Ausrottung des Individualismus durch kommunistische Gesinnung, sie wird auch durch keine Wiedererweckung des christlichen Kosmos gelingen, denn Restaurationen großen Stiles gibt es nicht in einer Welt, deren Motto ‚Einmal und nicht wieder‘ ist. Neue Gemeinschaft kann einzig und allein durch die Apokatastasis der Gefühlssphäre als solcher, der in der Gana wurzelnden, von der Empfindung gespeisten emotionalen Ordnung zustandekommen. Und deren Problem stellt sich unabhängig von aller Technik, aller Masse, kurz alledem, was das Fortschrittszeitalter geschaffen und herausgestellt hat. Selbstverständlich ist auf der einmal beschrittenen Bahn noch vieles zu tun; so ist die ökonomische Krise nur aus intellektueller Einsicht heraus mittels sachlicher Organisation zu überwinden. Überhaupt können Verstand und Tüchtigkeit eine völlig neue Grundlage schaffen für das menschliche Lebensproblem — die Grundlage, welche dem ‚geologischen Zeitalter des Menschen‘ (A, II, 2) entspricht. Doch das eigentlich menschliche Problem stellt sich reiner denn je in seiner gleichzeitig ursprünglichen, ertümlichen und ewigen Form, denn nie noch war das Menschengeschlecht auch nur annähernd gleich entmensch. Es gilt auf der Basis und im Rahmen des von der Vernunft begründeten höheren neuen Zustands eine neue Welt der Seelen-Bestimmtheit aufzubauen. Die wird eine Welt nicht der angeblichen Menschheits- sondern der echten Nächstenliebe sein. Engste Beziehungen, kleinste Kreise werden entscheiden. Ein Vorbild dessen, was für uns Aufgabe ist, gibt es in der Vergangenheit: Alt-China hat es verkörpert. Dort gab es schon vor Jahrtausenden viel zu viele Menschen. Dort lag schon damals nahe, alle soziale Struktur auf den unentrinnbaren Mitmenschen und nicht den Nächsten zu gründen. Doch die Integralität des chinesischen Menschen, welcher ursprünglich ein Empfindungswesen war, wies ihm einen glücklichen Mittelweg. Gerade innerhalb einer für frühe Zeiten beispiellosen Massenhaftigkeit und Organisiertheit wurde aller Nachdruck

auf die Gefühle zum Nächsten gelegt. Die konfuzianische Lebensphilosophie wurzelt ganz und gar in der Beziehung von Mensch zu Mensch, in Liebe, Freundschaft, Loyalität; im Höchsthin auf Ehrfurcht. Deswegen ist China nie untergegangen. Deswegen wird es auch diese Krisis, so lange sie währen mag, ungealtert überstehen. Denn der Jungbrunnen des Menschen ist seine Gefühlssphäre, sein Reich der Seele.“

Der „Ur-Zusammenhang der Menschen“, wie ihn unsere Kritik des Menschen aus der Vielfalt und Vielschichtigkeit seines Wesens herauschälte, besteht in der Tat grundsätzlich ohne Mitwirkung der Seele. Er ist ein wesentlich objektiver Zusammenhang, an „Sachlichem“ orientiert. Nur insofern er dieses ist, ist er ein reiner Ausdruck des ursprünglich Kollektiven. Aber das eigentlich Menschliche liegt oberhalb dieser Ebene. Wer als persönlicher Mensch seine Erfüllung finden will, darf freilich nichts von dem Unter- und Nicht-Persönlichen verleugnen, was ihm nun einmal zugehört; durch jede Ausschließung von Bestandteilen seiner Ganzheit verdürftigt und vermindert er sich. Doch den Nachdruck in sich muß er auf das legen, was oberhalb des Kollektiven liegt: das ist zuunterst die emotionale Ordnung, das Reich der persönlich fühlenden Seele.

Die organische Ur-Ordnung ist nicht rationaler Art und deswegen von Freiheit und Verstand, außer in destruktivem Sinne, überhaupt nicht beeinflusbar. Sie umfaßt Physisches und Psychisches — oder deren irdische Vorbedingungen — zugleich. Hier weiter abzuleiten oder näher zu bestimmen, ist erkenntnismäßig nicht zu rechtfertigen, denn gegeben ist uns einzig und allein das konkrete Sosein eines Urzusammenhangs, welcher wohl vielschichtig und darum in Bestandteile zu zerlegen, doch ohne Vorurteil auf anderes, als was er erscheint, nicht zurückzuführen ist. Wer da behauptet, Seele und Leib seien eins, oder alles Seelische wurzele im Blut, behauptet ebenso nachweislich Unrichtiges, wie wer da lehrt, auch der Körper sei Seele oder Geist. Das in vorliegendem Zusammenhang Wichtigste an besagter nicht-rationaler Ur-Ordnung nun ist, daß es sich bei ihr im wahrsten Sinn des Worts um eine Ordnung handelt, ob-

gleich Geist und Freiheit an ihrem Zustandekommen überhaupt nicht beteiligt sind. Ja, hier darf man sogar sagen: je weniger sie beteiligt sind, desto fester und sicherer eine lebendige Ordnung, wo sie überhaupt besteht. Geist und Freiheit können irren und Irrwege gehen: dort, wo nur blindes Müssen waltet, kommen solche nicht in Frage; nur äußerer Eingriff kann hier das organische Gleichgewicht stören. Wie wunderbar nun alles Körperliche geordnet ist, weiß jeder. Doch studieren wir den tiefen und weiten Zusammenhang des Prä-Psychischen, den ich die Gana-Welt geheißt habe (*SM, VII*), jenes dichte Gewebe des blinden Müssens, welches bei Pflanzen die Totalität, bei allen außer den höchsten Tieren beinahe die Ganzheit und beim Menschen den größeren Teil seines Tuns und Lassens bedingt, dann beeindruckt einen, je tiefer man eindringt, desto mehr die Geordnetheit der Vorgänge, an denen Verstand überhaupt nicht beteiligt ist. Man gedenke nur der unfehlbaren Sicherheit des Instinktes, welcher Äußerliches, ja schlechthin Zufälliges in die Ordnung bestimmten Lebensablaufs notwendig hineinbezieht. — Auf der Urordnung der Gana nun baut sich beim Menschen — und unter uns bekannten Erdbewohnern bei ihm allein — eine selbständige, vom Verstand und Vernunft unabhängige emotionale Ordnung auf. Sie entsteht dadurch, daß der Urzusammenhang be-seelt wird, was durch die Entwicklung einer neuen Schicht lebendiger Existenz, eben der seelischen, möglich wird. „Seele“ bedeutet in erster Instanz, exakt bestimmt, nicht mehr und nicht weniger als den Organismus der Gefühle. Es ist nicht richtig, daß Gefühle, so wie die Jungsche Schule lehrt, rationale Funktionen wären: vielmehr ist die emotionale Ordnung als solche höchst sinnvoll und entspricht, wo sie mit intellektuellen Begriffen zu fassen ist, sehr oft auch den höchsten Anforderungen der Vernunft. Nur liegt nicht darin die Hauptsache: Gefühle sind sinnvoll, so wie Musik sinnvoll ist, obgleich dieser Sinn rational nur in bezug auf ihre physikalische Grundlage zu erweisen ist. Nicht anders entspricht der geordnete Zusammenhang des Körperlebens Höchstforderungen des Intellekts. Das Wesentliche ist die Selbständigkeit der Gefühlssphäre, die eine Ord-

nung sui generis, mit entsprechenden nur ihr eigenen Normen darstellt; wie selbständig sie ist, illustriert die eine Tatsache — alles Nähere steht im Kapitel „Emotionale Ordnung“ der „Süd-amerikanischen Meditationen“ ausgeführt —, daß der emotionale Zusammenhang im gleichen Sinn auf der auf anderes nicht zurückzuführenden Beziehung Kompatibilität-Inkompatibilität fundiert ist, wie jeder rationale auf der Zurückführbarkeit alles Besonderen auf Allgemeines. Und es beweist diese Selbständigkeit die Gesamtheit aller Ergebnisse der Tiefenpsychologie, als welche zweifelsfrei festgestellt hat, daß die Psyche eine dem Körperlichen gegenüber unabhängige biologische Wirklichkeit mit anderen Normen und anderen Grenzen darstellt.

Über die Emotionen im weitesten Verstand nun hat Freiheit gar keine unmittelbare Macht. Die sind entweder da oder nicht da; sie sind entweder entwickelt oder unentwickelt, gebildet oder ungebildet: als Qualitäten zu schaffen sind sie nicht, und auch nicht zu kommandieren und zu dirigieren. Es gehört zum Wesen der Liebe, daß man sie nicht beherrschen kann, sondern ihr verfällt — diesem Schicksal ist nur dadurch vorzubeugen, daß man sich ihr nicht aussetzt, oder daß man die Bindung äußerlich zerreißt und dann abwartet, ob die Liebe nicht aus ihrem eigenen Gesetze heraus stirbt. Es gehört zum Wesen des Familiengefühls, in welches Mutter- und Kindesliebe miteinzubegreifen sind, daß es, wo überhaupt vorhanden, unabhängig von aller individuellen Velleität besteht. Gleiches gilt von echter Freundschaft in bezug auf geistige, Willens- und Interessen-Gegensätze. Hiermit können wir denn an den Eingangssätzen dieses Kapitels wieder anknüpfen, und gleichzeitig leuchtet ein, warum wir unsere Betrachtungen über seelischen Zusammenhang gerade so und nicht anders einleiteten. Über das Unpersönliche hat der Verstand Macht; es unterliegt der Suggestion und Dressur. Durch Kenntnis der Naturgesetze kann das Unpersönliche im Menschen genau so gelenkt werden, wie jede Naturkraft. In ihrem eigenen Bereich sind Verstand und Vernunft allmächtig; überall, wo das Besondere als Sonderfall eines

Allgemeinen behandelt werden kann, entscheidet das Allgemeine letztinstanzlich, wie die gefundene richtige mathematische Formel alles Konkrete, für das eine Gleichung gilt, prädeterminiert; auf den Verstand im Menschen aber wirkt Verstandesbeweis unmittelbar zwingend. Ganz anders steht es mit der Seele. Ihr Eigenliches ist wesentlich einzig und unterliegt nie als Sonderfall einem Allgemeinen. Es ist rein subjektiv, und darum können objektive Erwägungen als solche keinen Einfluß auf sie ausüben. Die Seele ist nur persönlich; deswegen trifft sie nichts direkt, was für die Sphäre des Nicht-, Unter- oder Überpersönlichen Geltung hat. Ihr Begriff bezeichnet ein sonderliches, nur qualitativ bestimmbares einmaliges Sosein, welchem das Subjektive schlechthin letzte Instanz ist. Unter diesen Umständen ist es offenbar die Seele, welche zuun-terst den Menschen macht. Alles bisher Behandelte gehört wohl zu seiner Person, aber ist sie nicht. Die persönliche Seele ist er selbst. Die Einzigkeit der geistigen Persönlichkeit findet ihren Naturkörper im Organismus der Gefühle und in ihm allein.

So ist es in Wahrheit nicht die Vernunft, welche den Menschen als zoologische Spezies macht, sondern die Seele. Mit dieser These haben wir aber nur auf dem Umwege abstrakter Überlegungen deduziert, was jeder persönlich lebendige Mensch selbstverständlich weiß: evidentermaßen ist das ursprüngliche persönliche Erleben ein Gefühlsmäßiges, weder ein Empfindungsmäßiges noch ein Intellektuelles. Physische Schmerzen tun zwar weh, doch sie berühren nicht persönlich. Geistesinhalte aber sind an sich persönlich gleichgültig; was man objektiv sieht oder sehen kann, affiziert einen nicht. Da Linné den Menschen *homo sapiens* betitelte, klassifizierte er also inexakt. Nicht zwar weil die Esel und Narren die überwältigende Mehrheit bilden, sondern weil der Mensch an erster Stelle das fühlende Tier ist. Hiermit gelangen wir vom Studium der modernen Psyche her zum gleichen Ergebnis, zu dem auch die jüngste Urzeitforschung geführt hat (s. Heard, o. c.): nämlich daß das differentielle Urkennzeichen des Menschen-Tiers seine Sensitivität und Liebesfähigkeit ist, dank denen allein er ja Haustiere zu schaffen

vermochte. Jene überragende Bedeutung des Emotionellen, die man schon bei höheren Affen findet, gipfelt sich beim Menschen zu dessen Supremat auf. Gewiß ist das spezielle Organ des Verstandes beim Menschen höher entwickelt, als bei anderen Geschöpfen; doch ohne Vorurteil kann nicht behauptet werden, daß verstandesmäßige Anpassung an die Wirklichkeit ein Höheres bedeute als instinktive; in der Tat, wäre wissenschaftliche Erkenntnis deren beste Art, dann wäre unser Geschlecht schon lange ausgestorben. Doch nicht nur rechte Bestimmung des Naturtatbestandes — sogar das ursprüngliche Wertgefühl verbietet, Verstand und Vernunft als des Menschen Wesentlichstes anzusprechen. Als klug gilt dem Mythos in erster Linie der Teufel. Jede höhere Religion sieht in bestimmter gefühlsmäßiger Gesinnung das Ideal, und noch die moderne intellektualisierte Menschheit versteht den Menschlichkeitsbegriff gefühlsmäßig: „Unmensch“, „entmensch“ ist nicht der Dumme, sondern der edler Gefühle bare. Diese Erwägungen führen, zu Ende gedacht, zu der schon vorweggenommenen Erkenntnis, die in den „Meditationen“ ausführlich begründet worden ist, daß das, was seit jeher unter jener „Seele“ verstanden wird, mit welcher jeder Mensch sich ursprünglich identifiziert, nichts anderes ist, als der Organismus seiner Gefühle. Nur weil dem also ist, hört die sachliche Ordnung bei einer Armee auf, letzte Instanz zu sein, sobald der Krieg persönlichen Einsatz des individuellen Soldaten verlangt: dann wird sie wesentlich zu einem Freundschaftsbund, innerhalb welchem Ehrgefühl, Kameradschaftlichkeit und Opferbereitschaft mehr bedeuten als alles nur mögliche technische Können; was man zumeist den „Geist“ eines Heeres heißt, ist in Wahrheit seine Seelenstimmung. Nur weil dem also ist, konnte Jesu Lehre Epoche machen: indem er die Liebe zur Kardinaltugend erhob und von ihrem Grad das Seelenheil abhängig machte, war Jesus tatsächlich der erste bewußte Pionier der Menschlichkeit. Von hier aus leuchtet denn schon ohne weitere Erörterung ein, daß „Fortschritt“ im üblichen Verstand unter Umständen zu Verbildung, Entartung und Sterilisierung führen kann. Ist der Mensch ein ursprünglich

und wesentlich fühlendes und damit das liebende Wesen, dann muß jeder Fortschritt, welcher das Gefühlswesen im Menschen beeinträchtigt oder verbildet, einen Abweg bedeuten, welcher richtige Entmenschung einleitet.

Die vorhergehenden etwas umständlichen Betrachtungen mußten angestellt werden, weil der immer wieder von uns als größtes Erkenntnishindernis gezeigte primitive Drang, zu verallgemeinern und zu vereinheitlichen, gerade auf den Gebieten, welche das vorhergehende und dieses Kapitel behandeln, schwerstzubeseitigende Vorurteile geschaffen hat. Nur wenige wissen heute, was Gemeinschaft ursprünglich ist und wie sich das objektiv bestehende Kollektivum ursprünglich zur Seele und ihren emotionalen Äußerungsformen verhält. Nun aber können wir uns ohne weitere Rück- und Seitenblicke dem Sonderprobleme seelischen Zusammenhanges zuwenden. Die Seele lebt in erster Instanz in eigenem Rechte und auf eigener Ebene. Durchaus subjektiver Artung, fällt sie mit keinerlei objektiven Zusammenhängen notwendig zusammen. Dies festzustellen, ist besonders wichtig in einer Zeit, wo die Bezeichnungen eines unabhängig vom Bewußtsein bestehenden seelischen und kollektiven Unbewußten, so Reales sie betreffen, neue Mißverständnisse und Vorurteile zu schaffen im Begriffe sind. Ohne jeden Zweifel hat jede persönlich bewußte Seele über deren Grenzen hinausreichendes echt Seelisches, und nicht nur Unterweltliches und unpersönlich-Kollektives, zum Hintergrund. Doch der springende Punkt hierbei ist, daß die persönliche Zentriertheit des an sich über die bewußte Person Hinausreichenden eigenes Seelisches allererst dem Menschen persönlich zugehörig macht. Auf das Eigene kommt hier alles an. Hierauf beruht die ganze Möglichkeit von Begriffen wie denjenigen der persönlichen Ergriffenheit, des persönlichen Einsatzes, der persönlichen Verantwortung, persönlichen Tuns und Leidens, der persönlichen Liebe und des persönlichen Schicksals. Das psychische Geschehen, welches nicht also in der Person ihr Zentrum hat, rechnet keiner sich persönlich zu. Und so besteht die positivste Aufgabe aller psychoanalytischer Behandlung

darin, mit der Person nicht vereinigt Psychisches mit ihr zu verschmelzen; bis das gelingt, wirken Komplexe wie richtige fremde Geister, von denen ein Mensch besessen worden ist. Seele gibt es also nur in bezug auf das persönlich Individuelle, und überhaupt nicht in bezug auf das Kollektive im Individuum. Es fehle die subjektive reale Bezogenheit — und der objektiv noch so fundierte oder vorbereitete Zusammenhang ist faktisch nicht da. So ist es denn wirklich die Seele, welche den Menschen macht im Unterschied vom Tier.

Die Seele nun lebt sich in schlechthin eigener Sphäre aus. Von sich aus schafft sie die Zusammenhänge, die für sie wirklich sind, obschon diese Schöpfung in der Mehrheit der Fälle den Charakter des Pathos, einer Passion, eines Ergriffenwerdens und nicht den eines Ergreifens, einer Betätigung oder des Ethos trägt. Den prototypischen Ausdruck seelischen Zusammenhangs stellt die Liebe dar. Es ist kaum faßlich, wie aufmerksame Beobachter je darauf kommen konnten, diese mit Geschlechtstrieb, Gana-mäßiger Verfallenheit (*SM*, 162 ff.) oder gar mit ursprünglichem Gemeinschaftsempfinden zu identifizieren: ihr Wesentliches ist gerade, daß sie an keine Naturbande notwendig geknüpft ist. Wer sich darüber klarwerden will, was seelische Liebe zwischen den Geschlechtern ursprünglich bedeutet, der vergegenwärtige sich doch, was in jungen Seelen vorgeht, welche Liebe zum erstenmal befällt. Bei Jungfrauen ist sie auf Sexuelles völlig unbezogen; sie ist ein ausschließlich seelisch Zuständliches, ein wesentlich „Reines“, Idealistisches, Romantisches, jeder sachlichen und objektiven Erwägung Unzugängliches. Und bei dieser Beschaffenheit bleibt es, bis daß Gana und Körper mit anklingen und schließlich mit ergriffen werden; wesentlicher Einklang von Seelischem und Physiologischem schafft bei seelisch bestimmten Frauen meist erst die Mutterschaft. Doch auch der Jüngling begehrt zunächst gerade nicht, wo er seelisch liebt; wo immer Sexuelles bei ihm den Vordergrund des Bewußtseins beherrscht, bedeutet das, daß seelische Motive die geringere Rolle spielen. Daß Liebe und Begehren einander zunächst nicht nur de facto aus-

schließen, sondern ausschließen müssen, beweist die eine Erwägung, daß alles echte Gefühl wesentlich desinteressiert ist (*SM*, 233 ff.). Alles echte Gefühl ist ausstrahlend wie die Sonne; die Frage des Besitzenwollens kann sich daher von ihm aus gar nicht stellen. An dieser Stelle sehen wir, nebenbei bemerkt, daß, wenn Ich-Sucht auf der Elementarstufe ein Beweis pathologischen Geizes ist (S. 138), sie auf der Ebene der emotionalen Ordnung eine Monstrosität darstellt. Daß die meiste Theorie, von der wir wissen, eine ursprüngliche Identität von Eros und Sexus setzt, liegt wohl vor allem an zweierlei: erstens an der natürlichen Neigung des Verstandes, Objektives und Zweckbezogenes gegenüber dem Subjektiven und Zweckfreien für wichtiger zu halten, zweitens an der spezifisch männlichen Psychologie: beim Mann, im Gegensatz zum Weibe, wird die Seele meist später ergriffen als die Gana; der Geschlechtstrieb ist im Manne von der Pubertät ab allezeit wach, unabhängig von aller seelischen Ergriffenheit, und dieser ist auf Besitz aus. Tatsächlich aber lebt die Seele und damit die eigentliche Liebe immer auf besonderer, allen anderen gegenüber selbständiger Ebene. Und ergreift sie andere, so bedeutet das, daß sie sich auf diese projiziert. So sahen wir bereits, daß an sich unpersönlichste und unabhängig von aller Seele bestehende kollektive Bindungen be-seelt werden können.

Aus dieser Möglichkeit der Projektion ergibt sich nun mehrerlei. An erster Stelle die ursprüngliche Unbestimmtheit oder Nicht-Festgelegtheit des Liebes-Gegenstands. Es ist für einen gefühlsmäßig reichbegabten Mann ursprünglich genau so „natürlich“, eine Frau, einen anderen Mann, seine Familie, seine „Freundschaft“, seine Klasse, seinen Stand, seine Armee, seinen Fürsten, seinen Staat, sein Volk, ja die Menschheit und Gott persönlich zu lieben. Wenn ich mich recht erinnere, so hat Bergson gar irgendwo behauptet, die mystische Liebe sei der Liebe Prototyp. Hat er das behauptet, so ist ihm insoweit zuzustimmen, als solche Liebe die „reinste“ ist: nur der Geist erscheint hier mit der Seele mitergriffen; alle sonstigen Formen von Liebe stellen Amalgame von seelischem Gefühl, nicht- und

unter-persönlicher kollektiver Bindung, Gana- und Unterweltsmotiven und rein körperlichen Trieben dar. Ich beeile mich, hinzuzufügen, daß, wenn ich das Primat der Liebe vor dem Sexus anerkenne, mir selbstverständlich nichts ferner liegt, als irgendeiner der modernen Theorien vom Eros zuzustimmen: daß dergleichen ungegenständliche Spekulation Kurs haben kann, beweist nur dies, wie tief unter Kants Niveau so manches repräsentative Denken dieser Zeit seinen ideellen Ort hat. Man darf und soll freilich weiter gehen auf der Bahn des radikalen Realismus, als solches einem Kant aus Zeitgründen möglich war, aber man darf nicht mehr hinter ihn zurückfallen, genau so, wie man wohl zwar mehr, nicht jedoch weniger als gesunden Menschenverstand besitzen darf. — Es mag also sehr wohl sein, daß die mystische und nicht die Liebe zwischen Mann und Weib der Liebe Prototyp ist. Dafür spricht, daß es kein Geist- und Seele-begabtes Volk gibt, das nicht von himmlischer Liebe wüßte, während die zwischen Mann und Weib bei vielen hochentwickelten Völkern überhaupt keine nennenswerte Rolle spielt; so heute unter Ostasiaten und Russen, und vormals bei den Völkern unserer Antike. Noch Augustin ahnte nichts von seelischer Liebe zwischen Mann und Weib, und zu bestimmender Macht erwuchs diese in Europa erst dank dem Einfluß der Liebeshöfe der Provence. Unter allen Umständen aber gibt es, noch einmal, keinen Zusammenhang, auf welchen sich Liebe nicht projizieren könnte. Es gibt eine echte Liebe zum Beruf, unter Deutschen in besonders reicher Ausgestaltung echte „Liebe zur Sache“ Jedes Gefühl ist wesentlich „gerichtet“ oder „ausgerichtet“; es heftet sich an einen Gegenstand; so kann es sich auf jeden auf anderer Ebene bestehenden Zusammenhang projizieren und diesen damit transfigurieren. So ist es sehr wohl möglich, daß der Nationalsozialismus dereinst in Deutschland eine echte und ursprüngliche Liebe zum Volk als typische Allgemeinerscheinung schaffen wird, so selten solche bisher gerade in Deutschland lebendig war. Merkwürdig wenigen scheint es aufgefallen zu sein, daß der glühende Patriot von allen Völkern von jeher als Ausnahmenschon gefeiert worden ist. Das hat

seinen guten Grund: normalerweise erwacht bewußter Patriotismus als Leidenschaft, schon gar als kollektive Leidenschaft, nur im Augenblick akut empfundener Gefährdetheit, also als Gefühls-Transfiguration des Sicherheitstrieb.

Das zweite, was sich aus der Möglichkeit der Projektion von Gefühlen ergibt, ist dies, daß die verschiedensten Gefühle auf gleiche Weise projiziert werden können. Dies erklärt die so völlig verschiedenen Seelenstimmungen, welche die Menschengemeinschaften in Raum und Zeit beherrscht haben und beherrschen. Wie sehr der Haß ganzen Völkern ihr Weltbild diktieren kann, hat der Weltkrieg grauenhaft veranschaulicht. Was die französische Psychologie unter dem Intellektualbegriff der *participation mystique* als Grundlage aller primitiven Weltanschauung beschreibt, ist in Wahrheit ein emotionales Grundverhalten, das durch die Projektion seelischer Zustände und Werte auf die gesamte subjektiv in Betracht kommende Umwelt einen so geschlossenen Zusammenhang schafft, wie ihn unter rationalisierten Menschen kaum je eine Weltanschauung konstruiert hat. Überhaupt bleibt die Emotion immer die Grundlage, weil eben die seelische Ebene als die persönlichen Erlebens die Ebene eigentlichen und differentiellen Menschenlebens überhaupt ist. Hierüber schreibt Ouspensky („Tertium Organum“, 2. Aufl., London 1934, S. 217), den ich, je mehr ich mich mit ihm beschäftige, desto entschiedener für den Wissendsten unter den Kennern aller Möglichkeiten, die im Menschen leben, in Europa halte: „Eigentlich existiert in der Menschenseele nichts außer Emotion. Und das Seelenleben eines Menschen ist entweder ein Kampf oder ein harmonischer Zusammenhang zwischen verschiedenen Emotionen. Spinoza erkannte dies ganz klar, da er sagte, daß eine Emotion nur durch eine andere mächtigere Emotion gemeistert werden kann und durch gar nichts anderes. Vernunft, Wille, Gefühl, Pflicht, Glaube, Spiritualität, welche irgendeine andere Emotion überwinden, können nur dank dem emotionalen Element, das sie enthalten, siegen. Der Asket, welcher alle Begierde und Leidenschaft in sich abtötet, tötet sie durch die Begierde nach Erlösung. Wer allen

Freuden des Lebens entsagt, dem gelingt es aus der Wollust des Selbstopfers, der Entsagung heraus. Der Soldat, welcher aus Pflichtgefühl oder Gewohnheit des Gehorchens auf seinem Posten stirbt, tut es, weil in ihm die Emotion der Hingabe und Treue ein Mächtigeres darstellt als alles andere. Der, dessen moralischer Sinn ihn dazu bewegt, alle Leidenschaft in sich zu überwinden, tut es, weil der moralische Sinn, das heißt die betreffende Emotion, mächtiger ist als alle seine sonstigen Gefühle.“ So sagte schon der Abbé Galiani: *La vertu, c'est un enthousiasme*. — Von diesem Grundsätzlichen aus versteht man besser, als sonst der Fall sein könnte, wieso und inwiefern es seelischen Zusammenhang auf der Grundlage so vieler, ja theoretisch unendlich vieler verschiedener Gefühle geben kann. Der platonische Eros war schon Jahrhunderte vor Plato das eigentliche Zement aller seelischen Gemeinschaft unter Griechen; er stellte eine Sublimierung mann-männlicher Freundschaft im Zeichen erstrebter Schönheit und erstrebten Adels, der Kalokagathie, dar. Eben wegen des hohen Gefühlsniveaus, welches die Herrschaft dieses Eros voraussetzen mußte, gelangten die Hellenen niemals zu Gemeinschaftsbildungen großen Stils und grenzte sich die Masse, in unbewußter Reaktion gegen den Aristokratismus, früher und klarer als irgendwo sonst im Zeichen der Gemeinheit von den Edlen und Begabten ab. Die christliche Liebe stellte ein völliges Novum dar in ihrem Ursprungsgebiet und ist bis heute ein Einzigartiges geblieben. Sie bejahte den Einzigkeitswert jeder Einzelseele als solcher, und der Glaube an deren Göttlichkeit und Gottgewolltheit bewirkte auf einmal zweierlei: Vertiefung des Persönlichkeitsbewußtseins und grundsätzliche Miteinbeziehung jedes Du zu jedem Ich. Das ist der einzigartige Sinn der christlichen Nächstenliebe. Dank ihr wurde persönliches Gefühl als allübertragbar gedacht; indem geboten ward, den Nächsten zu lieben wie sich selbst, wurde dem Gefühl sein persönlicher Charakter so weit gewahrt und gesichert, als überhaupt möglich ist. So bedeutet das wahre Christentum gerade nicht soziale Haltung, sondern ein so rein persönliches Verhältnis zum Du, wie jeder es zu sich selbst hat.

Nun mag es mit der Verwirklichung, ja der Verwirklichbarkeit des christlichen Liebesideals wie immer bestellt sein: auf alle Fälle ist das, was man seither unter Menschlichkeit versteht, mit ihm zur anerkannten Norm geworden und wird diese seither immer mehr und immer unabhängiger von allem Dogmenglauben auch von den nicht christlichen Völkern als bindend anerkannt. Auch zu den bösesten Zeiten gab es seit dem Erscheinen Jesu allemal mehr echt-christlich fühlende Seelen als vorher, und das Vorbild dieser Persönlichkeiten bestimmt seither das unmittelbare allgemeine Wertgefühl. — Demgegenüber konnte die buddhistische Liebe, welche das Nicht-Vorhandensein eines Ich voraussetzt und hauptsächlich Mithilfe bei der Aufhebung des Leidens bedeutet, nie zu historischer Macht werden: sie hat nur eine sehr schöne und edle Stimmung geschaffen, die sich im exklusiven Kreis des Klosters und des Heimes auswirkt (*RT, II, VI*); denn sehr charakteristischerweise ist längst schon die Buddhistin für den Buddhismus wichtiger als der Buddha-gläubige Mann: wie Frauenfremd Gautama persönlich war — seine Seelenstimmung ist von weiblichen Seelen leichter zu reproduzieren als von männlichen. — Wieder ein anderes bedeutet das Gefühl, das dem Islam zugrunde liegt. Ihn kennzeichnet trotz seines Fatalismus durchaus keine Stimmung stillen Duldens, sondern leidenschaftlicher Glaube an die Bruderschaft aller Menschen, die sich zu Gott bekennen, wie Krieger zu ihrem Heerführer (*RT, III*). Deshalb konnte der Islam von Anbeginn an ein Gefühl kameradschaftlicher Verbundenheit schaffen, welches so stark war, daß es als einziges unter den in der Geschichte bisher wirksam gewordenen rassische und geographische Unterschiede und Gegensätze von innen heraus wirklich überwunden hat. Der Islam aber ist ebenso ausschließlich männlichem Seelentum gemäß, wie der platonische Eros. — Ich führe hier nur einige Beispiele unter sehr vielen an. Wie unendlich viel verschiedenes Seelentum in kleinen Kreisen herrschen kann, beweist die Sonderpsyche jedes Volkes, jeder Provinz, jedes Gaus, jedes Hauses, jedes Freundschaftsverbandes und — last but not least — die Einzigartigkeit jeder

individuell-persönlichen Seele. Alle Gefühle aber sind ihrem Wesen nach ausstrahlend. Durch Ansteckung von Mensch zu Mensch pflanzen sie sich fort. So können sie alle ohne Ausnahme unter entsprechenden Umständen andersartige unterpersönliche Bindungen und Zusammenhänge überlagern, oder sich ihnen einbilden. Die jeweilig entstandene Verbindung ist aber desto fester, je mehr oder je nähere Entsprechung (im Sinn der Renaissance) zwischen den seelischen und nicht-seelischen Zusammenhängen besteht. Weil die Entsprechung im Fall einer Gefühlsbeziehung zwischen Mann und Weib bis in die untersten Untergründe der Gana-Welt hinabreicht — deswegen ist die Liebe zwischen ihnen die, welche am schicksalhaftesten bindet. Gleiches gilt, in entsprechend milderer Form, von allen beseelten natürlichen Beziehungen. Liebe zur Menschheit ist, demgegenüber, als Allgemeinerscheinung niemals sicher fundiert, und ebensowenig ist es die Liebe zu Gott, sobald das feste Band zwischen bestimmter Dogmatik und Urangst und Urhunger gelockert ist. Nur ungeheuer reiche und tiefe Seelen sind universaler Liebe fähig. Daher die Gefährdetheit aller spezifisch menschlichen Zusammenhänge dort, wo keine starken, von der autonomen Seele her bestehenden, auf Nächstes bezogene Gefühle sie zusammenhalten.

Es gibt eben nur persönliches Seelentum. Sobald das Persönliche an Bedeutung einbüßt, sobald Verstand und Vernunft gegenüber dem Gefühl als Mächte überwiegen, setzt ein Prozeß der Entseelung ein. Wenden wir uns von hier aus noch einmal den besonderen Gebrechen und Gefahren dieser Zeit zu. Unsere letzten Gedankengänge haben implizite die tiefste Ursache der Unmenschlichkeit der Bolschewisten, der Seelenlosigkeit der Amerikaner und der wachsenden Demoralisierung oder Verdrüftigung derjenigen Europäer aufgedeckt, welche gefühlsmäßigen Zusammenhang als rückständig empfinden. Der Mensch kann kein Termitenideal, so hoch es theoretisch stehe, verwirklichen, weil er eben keine Termiten ist. Was er durch Verleugnung der Gefühlsbande äußerlich an Freiheit zu gewinnen scheint, wird durch innerorganische Verluste überkom-

pensiert. Und der Mensch wird niemals selbständiger, niemals voller ausgeschlagen als Individuum, wenn er sich gefühlsmäßig isoliert: indem er an Seelenhaftigkeit einbüßt, vertrocknet er und geht damit des physiologischen Substratums geistiger Initiative verlustig. Daher denn das Ideal des Kollektivismus, der möglichst weiten Gemeinschaft, in welcher der Einzelne sich verlieren soll. Der Intimität verlustig gegangen, fröstelt der Mensch des 20. Jahrhunderts und sucht nun durch Quantität das qualitativ Differenzierte zu ersetzen. Dieser wenig beachtete Aspekt des modernen Kollektivismus ist wohl der wichtigste. Logischerweise hätte Überbetonung des Rationalen im Menschen zu entsprechender Steigerung des Personalismus führen sollen. Vernunft hat nur der Einzige, alles Denken geht vom Einzigen aus und steht außer organischem Zusammenhang mit der Gruppe; so ging die Emanzipierung des Geists zuerst tatsächlich mit wachsender Verpersönlichung zupaar. Nun hat eine mächtige, ja übermächtige Gegenbewegung eingesetzt. Das Fortschrittszeitalter mündet in mechanistischen Kollektivismus ein, und mit ihm verkümmern und sterben die differenzierten und höheren Gefühle. Denn so schön Nationalgefühl als Grundlage des Individualbewußtseins ist: sucht es dieses zu ersetzen oder zu verdrängen, dann nimmt dieses alle Nachteile des Internationalismus an. Es legt allen Nachdruck auf die Relation zwischen den beseelten konkreten einzelnen Gegebenheiten, womit diese ihrer Wertbetonung und damit letztlich ihrer Vitalität verlustig gehen. Grundsätzlich Gleiches aber gilt auch vom Internationalismus, der die konkreten nationalen Gegebenheiten verleugnet.

Für den Deutschen, welcher nach Erfüllung seines Lebens strebt, ist es besonders wichtig, hier über die wahren Verhältnisse und Beziehungen Klarheit zu gewinnen, weil er wie kein zweiter lebender Typus dazu neigt, alles und jedes auf der Projektionsebene der Objektivierung zu betrachten, und weil er, als problematischer Mensch par excellence, kein Organ für das selbstverständlich Existierende, vom Geist her Unwandelbare hat. Darum läuft er, obgleich er andererseits der geborene

Lyriker und Romantiker ist, mehr als irgendein anderer Gefahr, die spezifische Wirklichkeit der Seele zu verkennen. Daher sein ausschließlicher Glaube an den Geist, wenn dieser ihm das Höchste bedeutet, oder aber, wenn der Zeitgeist solchem Glauben abhold ist, sein ebenso ausschließlicher Glaube an das Blut. Nur an die Seele, so wie sie wirklich ist, hat er in seiner bisherigen Geschichte eigentlich noch nie geglaubt. So hat er auch diese wesentlichste Seite des Christentums eigentlich nie wirklich verstanden. Das liegt daran, daß sowohl geistige wie physische Zusammenhänge objektiver Artung und deshalb faßbar sind für Verstand und Vernunft, wogegen beide keinen direkten Zugang zur Seele haben. Dem geahnten Mißverständnis wird meistens dadurch abzuhelpen versucht, daß interpretiert wird: die Seele sei eben der innere Aspekt des Bluts, und diesen meine man, oder der wahre Geist sei eben die Seele. Doch mit nachbessernder Deutung dessen, was ursprünglich falsch gesehen oder erlebt wird, ist nie das Geringste gewonnen. Worauf es ankommt, ist unmittelbar dessen innezuwerden, daß die Ebene der Seele gegenüber denjenigen von Geist und Blut eine Sonderebene darstellt und daß sie das eigentlich Menschliche im Menschen abgrenzt. Das ist es, was Jesu Auftreten und Lehre zu einem so epochalen Ereignis machte. Auch die römische Welt war eine Welt des Geistes und des Bluts, ohne Sinn für die Sonderwirklichkeit der Seele. So führte sie das Gefälle der Entwicklung fortschreitender Sachlichkeit und damit Unmenschlichkeit zu. So galten ihr die meisten Menschen zuletzt als Sachen; denn die meisten Menschen römischen Machtbereichs hatten zuletzt den Status von Sklaven, und der war demjenigen einer Sache gleich. Da kam der Satz „Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme an seiner Seele Schaden“ wie eine blitzartige Offenbarung. Freilich bedeutete die Seele den ersten Christen mehr als das, als was wir sie hier bestimmt haben; sie war ihnen letztlich und wesentlich Vehikel des Geists. Doch der ungeheure, trotz des ungeheuren Drucks, unter dem es seine Laufbahn begann, rasend schnell sich steigernde und auswirkende irdische Erfolg des Christentums lag

nicht an der geistig-religiösen Offenbarung, welche es brachte, sondern an der Apokatastasis der Seele gerade in deren elementarem Verstande, welche es einleitete.

Wir können jetzt die Erkenntnisse der ersten drei Kapitel in Zielrichtung auf die Erfüllung des persönlichen Lebens erstmalig zusammenfassen. Ein übermächtiges Nicht-Ich gehört mit zum integralen Menschen; letztlich gehört das ganze Weltall zu ihm. Im Menschen-Innern leben furchtbare Untergründe, welche er nicht verleugnen kann, wenn er nicht zugleich seine Oberwelt verdürftigen und entvitalisieren will. Die weite Welt des Kollektiven gehört notwendig zu ihm, obschon sie ein Unterpersönliches ist. Doch erst mit der Vorherrschaft der Existenz der Seele beginnt das eigentliche Menschentum. In der nur persönlich zu bestimmenden, rein subjektiven und allemal einzig Seele liegt des in Wahrheit zum Menschen gewordenen Menschen normales Bewußtseins- und Erlebniszentrum. Von hier aus begreifen wir denn endgültig, warum aller wahre Fortschritt des Menschengeschlechtes instinktiv, trotz aller andersartigen und noch so allgemein akzeptierten Definitionen in Funktion der Seele vorgestellt worden ist und erst im Rahmen dieser in Funktion des Geistes. Sogar zu der Zeit, da der Glaube, daß intellektueller, wissenschaftlicher und technischer Fortschritt zu jedem Heil führen müsse, unerschütterliche Überzeugung schien, war dies zutiefst nicht anders: da wurde eben vorausgesetzt, daß der intellektuelle Fortschritt das Menschengeschlecht zwangsläufig auch humanisieren müsse. Es ist dies die großartigste Illustration, von der ich wüßte, dessen, wieviel *cant* der Mensch sich und anderen zumuten darf. Die Weißen, insbesondere die Engländer, glaubten bis vor kurzem ehrlich, die Asiaten im Sinn der Menschlichkeit zu zivilisieren, indem sie dieselben materiell ausbeuteten — zur Befriedung des Gewissens genügte der gleichzeitige Unterhalt von Missionaren. Die Amerikaner bezweifeln in ihrer überwältigenden Mehrheit heute noch nicht, daß Zusammenarbeit im Sinn einer Ford-Fabrik alle Beteiligten menschlich höher entwickelt; daher die tiefwurzelnde Verknüpfung aller amerikanischen Kirchen mit Bank-

wesen und Industrie. Im terroristischen Sowjetrußland aber sind jedenfalls die meisten jugendlichen Kommunisten des Glaubens, daß die Zwangsorganisation der Lenin- und Stalin-Zeit nur die Vorstufe bedeutet zu einem Paradies auf Erden, wo jeder persönlich glücklich sein wird. Es gibt aber nur Glück in Funktion seelischen Gefühls. Daher denn die supreme Bedeutung persönlichen Glaubens gegenüber allem, auch der besten staatlichen oder sozialen Organisation. Kein Staatsapparat hat je sehr lange gehalten, von dem die Mehrheit der Beherrschten nicht glaubte, daß dieser dem persönlichen Glück des Einzelnen diene. Härte und Grausamkeit betreffen ja für die jeweiligen Träger historischer Bewegung immer „andere“, äußerlich ausgeschiedene und innerlich aus Feigheit und Selbsterhaltungstrieb schnell verleugnete. Letztlich aber hat immer und überall Glaube über das Schicksal aller Gemeinschaftsformen entschieden. Konstantin der Große bekehrte sein Weltreich zum Christentum, um ihm das verlorengegangene Fundament in der Seele des Einzelnen wiederzugeben. Der Islam siegte dort, wo das Gefühl der besonderen, auf Gott bezogenen Brüderlichkeit, welche er vertrat, gegenüber herrschender Kastenordnung als seelische Erlösung wirkte. Buddhas an sich nur auf den einsamen Einzelnen bezogene Lehre aber wurde zur Weltmacht, insofern sie die Stimmung des Mit-Leidens und des Wunsches, Leid zu lindern und aufzuheben, schuf und unterhielt. So bekannte sich das erste und bisher einzige wirklich indigene Imperium All-Indiens, dasjenige Açokas, offiziell zum Buddhismus. An dieser ausschlaggebenden Bedeutung des Glaubens, von dem der religiöse Glaube die höchste Potenz darstellt, gerade für das Gemeinschaftsleben, erkennt man mit letzter Klarheit, wie sehr alles für den Menschen letztlich auf die persönliche Seele ankommt; man sieht ferner, daß deren Welt wirklich eine eigene und selbständige ist, die sich auf andere Zusammenhänge nur projiziert. Ganz unmöglich ist es, einen Glauben aus der Gemeinschaft abzuleiten: er kann sich nur auf vorherbestehende Gemeinschaft beziehen und diese damit auf eine neue und höhere Ebene der Wirklichkeit hinauf-

heben. Hierauf beruht die ungeheure Werbekraft der neuen antiliberalen und antidemokratischen Systeme: sie beruht darauf, daß sie alle dem rein mechanischen Zusammenhang, in dem es nur „unentrinnbare Mitmenschen“ und keine „Nächsten“ mehr gibt, einen neuen Glauben einzubilden trachten; jeder Glaube aber hat sein irdisches Substrat im Gefühl und damit in der Seele (*SM, IX, X; U, III*). Und gerade an den genannten jüngsten Lebensformen ersieht man besonders klar, daß das Seelenhafte und nicht „das Religiöse“ hierbei entscheidet. Religiöser Glaube ist Geist-Glaube, oder er ist nicht; später werden wir uns mit diesem Probleme eingehend befassen. Der echte Bolschewist nun glaubt an Klasse und Materie leidenschaftlicher, als die meisten heutigen Christen an Gott glauben; der Fascist glaubt an den Staat, welcher niemals Geist in religiösem Sinne sein kann, der Nationalsozialist an Volkstum, Blut und Boden. In diesem Zusammenhang ist das Beispiel des Nationalsozialismus von allen das Lehrreichste. Was immer von seiner Theorie und Weltanschauung gälte — ohne jeden Zweifel versucht er, die organisierten Millionen neu zu beseelen; die „Volkwerdung“, die er betreibt, bedeutet nichts anderes als Beseelung der mechanisierten Masse. Insofern sich nun der Nationalsozialismus religiös neutral verhält, zeigt er bereits klar, daß Be-Seelung ein anderes ist als Be-Geistung.

Ein wie sehr anderes sie bedeutet, können wir, an diesem Punkte angelangt, an früheren Gedankengängen dieses Kapitels anknüpfend, besonders einleuchtend verdeutlichen. Wir sagten damals, über Gefühle habe der Geist keine direkte Macht; auf dem Gebiet der Seele gäbe es keine Freiheit. Eine Seele haben bedeutet insofern: nicht anders sein und handeln zu können als auf bestimmte Art. Und hier steht Tieferes in Frage als die sogenannte Unwandelbarkeit des Charakters, von welcher in desto geringerem Grad die Rede sein kann, je höher und reicher organisiert ein Wesen ist: es handelt sich um innerlich und persönlich bejahtes bestimmtes seelisches Sosein. Daher der ursprüngliche Zusammenhang von Seelenhaftigkeit und Glaube, nicht aber von Seelenhaftigkeit und Wahrheits- und Fort-

schrittsstreben. Wer da sucht, will anderes, als er ist und hat; die Seele aber bejaht sich genau so, wie sie ist. Das Dasein behaupten kann aber nur Glaube, nicht Wissen; denn nie steht diesem etwas endgültig fest (*U, III*). Hieraus folgt denn rein theoretisch die ausschlaggebende, als Tatsache bereits festgestellte Bedeutung des Glaubens bei seelischer Gemeinschaftsbildung. Hierauf beruht die Unübertragbarkeit bestimmter Seelenartung über den Kreis der an ihr ursprünglich Teilhabenden hinaus. Hier fassen wir den wahren Tatbestand dessen, was Spengler als „Pflanzenhaftigkeit der Kulturseele“ falsch bestimmt: es handelt sich nicht um Pflanzen- sondern um Seelenhaftigkeit. Kulturen sind übertragbar genau proportional ihrer Durchgeistung; daher die einzigartige Übertragbarkeit der griechischen, indischen, chinesischen und französischen (*PK, 133*). An sich aber ist Kultur, im Gegensatz zur allezeit intellektbedingten und folglich allübertragbaren Zivilisation, ein rein Seelenhaftes. Daher die unüberschreitbaren Grenzen, die eine jede von jeder anderen abscheiden und die ausschlaggebende Bedeutung von Kompatibilität und Inkompatibilität in deren gegenseitigen Beziehungen. Daher der Dogmatismus jeder, die sich ihr Wertgefühl geistig erklären will. — So ist denn Seele einerseits das eigentlich Menschliche im Menschen, und andererseits widerstreitet ihre Sonderart doch jedem geistigen Vorurteil. Überall, wo es sich um Seele handelt, herrscht die gleiche Irrationalität, wie in den Beziehungen von Liebenden, wo Worte und Gebärde Bedeutungen haben, die mit ihrem rationalen Sinn außer jedem Zusammenhang stehen.

Ist die Seele also sonach ein in ihrer Eigenart unwandelbares und als unwandelbar bejahtes Sosein, so daß sich die Frage des Fortschritts in bezug auf sie nicht stellt, so kann sie andererseits wachsen und gebildet werden, oder umgekehrt verkümmern. Hierin ähnelt sie wirklich, von allen Organismen, am meisten der Pflanze. Ihr Entwicklungsziel ist nie auf das Wahrheitsideal zurückzubeziehen, als welches nur der Geist anerkennt: ihr Ziel ist Vollendung und insofern Schönheit. Damit haben uns unsere Betrachtungen denn auf eine Höhe hingeführt, von

welcher her überhaupt kein Zweifel mehr darüber verbleibt, daß es sich bei seelischen Zusammenhängen um ein völlig und wesentlich anderes handelt als bei allen intellektuellen, rationalen, unterweltlichen und besonders allen ursprünglich kollektiven. Das Problem der Liebe und damit das der Seele hat ursprünglich gar nichts mit dem Gemeinschaftsproblem zu tun. Andererseits kann die Seele vom an sich unter-persönlichen Ur-Zusammenhangsgefühl Besitz ergreifen: damit wird dieses transfiguriert. Es wird ein anderes aus ihm, als was es ursprünglich war. Hiermit hätten wir denn das ganze Problem der Menschwerdung bestimmt. Unterhalb seiner Person ist der Mensch ein Tier wie jedes andere, nur unvollkommener, gemeiner und grausamer. Doch die Seele kann dieses Unterpersönliche ergreifen, sich ihm einbilden: dann wird alles anders. Dann ist der Weg zu allem Adel und aller Schönheit offen. Dieser Weg kann aber nur von der persönlichen Seele her betreten werden. Daher die ausschlaggebende, alle mögliche andere sternenhoch überragende Bedeutung der Seelen-Bildung.

Grenzen wir die Erkenntnisse dieses Kapitels nun möglichst scharf und schroff von denen des vorhergehenden ab. Dort zeigten wir Sinn und Notwendigkeit des öffentlichen Lebens auf, wobei sich jedoch herausstellte, daß dieses sich durchaus auf das Kollektive im Menschen bezieht. Das Persönliche äußert sich hier nur in der inneren Haltung, welche die Persönlichkeit dem Nicht-Ich gegenüber einnimmt. Eigentliches Seelenleben nun ist durch und durch persönlich. Kann dieses sich nun im Rahmen öffentlichen Lebens entwickeln? Nein, das ist vollkommen unmöglich. Unmittelbare Seelenkultur ist nur möglich im Rahmen des Atriums, im Gegensatz zu dem des Forums. Womit denn der Gegensatz zwischen Kollektivum und Gefühlsverband seine entscheidende Bestimmung erhält.

Den Gegensatz von Forum und Atrium behandelten wir bereits in Blickrichtung auf jenes (S. 149 ff). Jetzt liegt uns ob, die damaligen Betrachtungen durch ebenso eingehende, welche das Atrium betreffen, zu ergänzen. Hiervon haben aber die bis-

herigen Gedankengänge dieses Kapitels schon so viel geleistet, daß uns eigentlich nur mehr Verbindungsstriche zu ziehen und I-Punkte aufzusetzen übrigbleibt. Alles nur-Persönliche ist offenbar ohne öffentliche Bedeutung sowohl, als ohne öffentliche Betätigungsmöglichkeit. Keine sachliche Kategorie findet Anwendung darauf, kein allgemeingültiges Urteil wird ihm gerecht. Und äußert sich Glaubensgemeinschaft als äußerliche Macht, so tut sie es nur, insofern die Person zu diesem Zweck und Ende im Kollektivum aufgeht und damit ihren eigentlichen Charakter verliert. Die Seele als solche kann dort allein wachsen und gedeihen, wo gerade sie und nur sie mitsamt ihren ausschließlichen Normen bejaht wird. Nun bejaht kein anderer einen jemals so vollständig, wie einer sich selbst bejaht; leidet er unter seinem So-und-nicht-anders-Sein, klagt er sich noch so sehr an, verurteilt er sich — unter allen Umständen identifiziert er sich alsdann mit dem Zentrum in sich, welches höheren Wert fordert, und damit bejaht er doch seine eigensten Gefühle und damit seine Seele. Hieraus könnte folgen, daß die Einsamkeit der seelenförderndste Zustand ist, daß also der Öffentlichkeit, der weitesten Gemeinschaft unmittelbar der einsame Einzelne gegenüberstände. Dem ist aber nicht also, und zwar aus dem folgenden Grunde. Alle Gefühle sind „gerichtet“ oder „ausgerichtet“; sie brauchen, um zu leben, einen entsprechenden Gegenstand, an den sie sich heften, und umgekehrt rufen entsprechende Gegenstände sie hervor. Folglich ist selbstgenügsames Seelenleben grundsätzlich unmöglich. Der Seelenvolle, welcher äußerlich einsam lebt, erweist sich allemal als einer, dessen überquellender Reichtum einen weiteren Kreis fordert, als irgendein Atrium einschließen kann. Von ihm gilt allemal mehr oder weniger das Lao-Tse-Wort: „Das Gemüt des Weisen ist kein gewöhnliches Gemüt, sein Herz schlägt gleichmäßig für alle Dinge.“ Und so lebt er den Beziehungsreichtum seiner Seele allemal mehr oder weniger so aus, daß er, gleich Jesus, alle Mühseligen und Beladenen zu sich ruft. Doch auch er empfängt jeden in der Intimität. Und redet er öffentlich zu vielen, so ist der springende Punkt dabei doch der, daß jeder fühlt, daß er sich

an ihn persönlich oder an das Persönliche in ihm wendet — nicht wie der Volkstribun an das Kollektive im Menschen.

Woher nun diese Intimität, die jede seelische Beziehung kennzeichnet? Sie hat ihren Grund darin, daß Gefühle keine fernwirkenden Kräfte sind. Niemals reichen sie unmittelbar über den „Nächsten“, so wie ihn Jesus verstand, hinaus. Nur aus sich erweiterndem molekularem Zusammenhang, von Intimität zu Intimität, kann durch Kontaktmetamorphose auf die Dauer ein umfassendes Kraftfeld für ein gleiches Nähegefühl entstehen. So sind alle Glaubensgemeinschaften aus kleinen geschlossenen Kreisen erwachsen und haben ihren Halt immerzu an ihnen weitergehabt. — Die seltenen ganz großen Seelen, die aus der äußeren Einsamkeit heraus ganze Glaubensgemeinschaften und Kulturseelen zu schaffen vermögen, sind dermaßen selten, daß wir uns über das Gesagte hinaus mit ihnen nicht zu beschäftigen brauchen. Sie sind nie attachiert und brauchen es nicht zu sein, denn gleich der Sonne strahlen sie übermächtig aus. Alle anderen Menschen müssen sich demgegenüber attachieren, wenn sie seelisch wachsen wollen. Sie bedürfen intimer Dauerbeziehung. Deren Urform nun ist die Familie. Sie ist zwar nicht die einzige: auch die „Freundschaft“, so wie noch Luther das Wort verstand, ist eine Urbeziehung. Neben der Familie hat auch die Freundschaft von Urzeiten an als selbständiges Band der Intimität existiert, zumeist in der Form von Männer- und Mädchenbünden oder in der von Orden. Noch im heutigen Südamerika bedeutet solche Ur-Freundschaft die stärkste Gefühlsbindung, welche das Leben geordnet zusammenhält, ja dort gibt es Freundschaft und Feindschaft sogar unter Mitgliedern einer gleichen Familie, welche Gefühlstatsache wichtiger genommen wird als alle rationale Erwägung (*SM, IX*). Im sich mehr und mehr vermännlichenden Nachkriegs-Europa aber beginnen Bünde unverkennbar wieder die Rolle zu spielen, die sie in Europa zuletzt in Griechenland spielten. Und man komme hier ja nicht gleich mit Stellungnahme für oder wider die Homosexualität. Frühere Betrachtungen erwiesen, wie scharf man zwischen Eros und Sexus unterscheiden muß.

Gefühl ist dem Trieb gegenüber ein Selbständiges. An sich rein seelischer Artung, muß es sich auf das Körperliche projiziert haben, auf daß dessen Triebe gefühls-betont erschienen. So bedeutet mann-männliche Freundschaft absolut nicht notwendig Homosexualität; den Hauptgrund dafür, daß letztere nicht positiv bewertet werden darf, sehe ich darin, daß einer Verquickung von normalem Gefühl und abnormer Sexualbetätigung vorgebeugt werden soll, was im Falle aller nicht abnorm Veranlagter grundsätzlich möglich ist. Gegen noch so innige Männerfreundschaft und noch so intime seelische Beziehungen zwischen Älteren und Jüngeren ist an sich nichts zu sagen; zweifellos hat auch diese Form von Atrium zu aller Zeit seelisch Wertvolles gefördert, und wahrscheinlich ist es in Zeiten vorherrschenden öffentlichen Lebens das beste Mittel, das Prinzip der Exklusivität, in dessen Zeichen allein die Seele gedeiht, als Macht-Faktor lebendig zu erhalten. Aber leider pflanzt sich das Leben durch Orden, Gemeinschaften, Freundschaften und Kreise nicht fort, weil sich eben deren eigenstem Sinne nach nur Wesen gleichen Geschlechts in ihnen verbinden, was die Bildung dauerhafter Tradition ausschließt. Und dann erstarren Freundschaftsverbindungen früher oder später schicksalhaft zu mechanisch zusammengehaltenen Organisationen, denn Gefühlswärme läßt sich ohne Speisung aus den Tiefen der Ur-Natur nicht perpetuieren. Nur im Falle sehr kleiner Eliten, aus äußerst sorgsamer Siebung hervorgegangen, war das für die Dauer jemals anders. Darum sind alle die Völker, welche das Familienleben nicht als Keimzelle alles Menschenlebens höchstschätzten, auf die Dauer in einem Nordamerika und Sowjetrußland analogem Sinn gefühlsmäßig verkümmert. Selbst der Höchsttypus des bisher familienlos gezüchteten Menschen, der Spartiate, war innerlich ein rüder Haudegen, und was immer der alt und bitter gewordene Plato meinte — nicht auf seinem Typus beruht die Größe Griechenlands. Der Janitschare aber gar, obschon meist Abkömmling höchstgezüchteten Bluts, hat das Vorbild zum russischen Rotarmisten geliefert. So können wir uns hier, wo es uns einzig um das Existenz-Problem der Seele zu tun ist, deren

Wachstumsnormen und deren Kultur, auf die Betrachtung des Familienproblems beschränken. Wir dürfen es um so mehr, als das Problem in beiden Fällen grundsätzlich gleich liegt: auch die Familie hat menschliche Bedeutung nur, insofern sie nicht als Bluts- sondern als Seelenverband angesehen wird. Das Gefühl ist das Wesentliche an ihr, und nicht der objektiv nachweisbare genetische oder genealogische Zusammenhang.

Beschränken wir sonach unsere folgenden Betrachtungen auf das Familienproblem. Schon früher deuteten wir an, daß unter allen Tieren nur für den Menschen das Familien-Leben, also ein Leben, welches grundsätzlich mehr als zwei Generationen zusammenhält, normal sei. Dies liegt eben daran, daß beim Menschen die Seele bestimmt. Triebhaften oder instinktiven Zusammenhang gibt es nur zwischen Mann und Weib und Mutter und Kindern — beim Menschenvater ist schon zweifelhaft, ob er als Tier nicht die Ur-Neigung hat, gleich dem Schweine seine Kinder aus Eifersucht aufzufressen — und dieser Zusammenhang löst sich selbstverständlich, sobald die betreffenden Gana-Melodien ausgespielt sind (*SM, VII*). Dementsprechend sind alle genealogischen Zusammenhänge wesentlich konstruiert, das heißt vom Verstande erdacht oder registriert und dann als Einheiten willkürlich gesetzt; Konstruktionen sind sogar die komplizierten Zusammenhänge solcher Art, die Primitive anerkennen. Als bloßes Blut- und Erd-Wesen ist der Mensch einfach da und nur selbstverständlich, physiko-chemisch, physiologisch, biologisch, im Höchsthalle triebhaft mit dem nächstliegenden Nicht-Ich verbunden, welches sein Dasein bedingt und seinen Lebensraum abgrenzt. Deswegen gibt es eine nicht-seelische Beziehung zu Blutsverwandten nur bis zur ersten Generation vorher und nachher, und zur Erde nur innerhalb der engen Grenzen, welche das Wort Boden ursprünglich bezeichnet, das heißt der Grenzen des unmittelbaren Wurzel-Lebensraums. Doch der Mensch ist eben wesentlich Seele; deren ursprünglicher Raum reicht so weit, wie die ursprüngliche Erinnerung und die ursprüngliche Voraussicht. So erweitert sie von sich aus den Raum dessen, was von Natur aus unter die

Begriffe Blut und Boden fällt. Nun aber erweist das Urphänomen der Entsprechung, welches die Renaissancezeit soviel tiefer als alle spätere verstand, seine ganze lebendige Bedeutung. Wir handelten schon vielfach von der Vielschichtigkeit des Menschenwesens und betonten auch immer wieder, daß der Mensch dahin gelangen muß, alles Nicht-Ich, welches ihm faktisch zugehört, sich auch persönlich zuzurechnen. Solche Zurechnung oder besser Zuordnung nun erfolgt spontan von der Seele her in bezug auf den Blutzusammenhang. In bezug auf diesen konvergieren die verschiedenen Strebungen im Menschen spontan zum Einklang. Genau wie das seelisch liebende Weib auf die Dauer den Drang spürt, sich auch körperlich hinzugeben, und beim zuerst nur begehrenden Mann auf die Dauer auch die Seele mitanklingt und auf ihrer Ebene bindet, genau so steht es mit Mutter-, Kindes- und schließlich mit Verwandtenliebe im weitesten Verstand. Je mehr die Seele sich differenziert, je reicher, tiefer und erlebnisfähiger sie wird, desto mehr kann sie seelische Verwandtschaft spüren, und die hängt außer in den sehr seltenen Fällen der Wahlverwandschaft fast immer mit Bluteinheit zusammen. Woraus sich denn ergibt, daß die Familie das eigentliche Nest der Seele darstellt. Aber eben daraus ergibt es sich, wie völlig verfehlt es ist, eine einsinnige Entwicklungslinie von der Familie zur sozialen Gemeinschaft und gar bis zum Staate zu ziehen: eine solche Linie gibt es nicht. Wohl gibt es Sippenherrschaft, doch deren Prinzip ist grundverschieden von dem der sozialen und politischen Gemeinschaft. Was die Großfamilie ist und bedeutet, kann der deutsche Leser neuerdings an einem der schönsten Erzählungsbücher der modernen Literatur ermessen, Nora Walns „Süße Frucht, bittere Frucht China“ (Berlin 1935, Wolfgang Krüger Verlag; Titel des englischen Originals: „The House of Exile“): sie hängt durchaus subjektiv, in der Stimmung der Innigkeit, zusammen, und ist damit das strikte Gegenteil eines Staates, welchen sie andererseits gar leicht, wie die Erfahrung aller Völker lehrt, gerade kraft des rein Persönlichen ihres Zusammenhangs beherrscht. Noch nie ward

aus einer Familie als solcher ein Reich. Das Prinzip der Familie ist das des Atriums, das der sozialen und politischen Gemeinschaft ist das des Forums; jenes verkörpert einen subjektiv-seelischen Zusammenhang, dieses einen objektiv-sachlichen. Größere Gegensätze kenne ich nicht.

Am Familienproblem kann dem Geiste nun zum ersten Male einigermaßen deutlich werden, wie sich der Mensch trotz seiner Vielschichtigkeit und der Nicht-Kongruenz der Normen, die ihn auf verschiedenen Ebenen beherrschen, als Einheit fühlen kann. Dazu bietet das Vererbungsproblem den besten Ansatzpunkt. Zu Anfang unserer Betrachtungen über die Gesundheit befaßten wir uns mit der völligen Unverständlichkeit des Zusammenhangs und Zusammenspiels der Hormone. Die Phänomenologie der physischen Vererbung nun gibt kein geringeres Rätsel auf: die Gene benehmen sich wie richtige Atome, Einzeleigenschaften werden einzeln vererbt und der jeweilige Phänotypus entsteht aus mosaikartiger Zusammensetzung. Das vollends Unverständliche ist nun, daß auch psychische Eigenschaften sich ähnlich mosaikstückartig fortzupflanzen scheinen; vollkommen tatsächengerecht scheint man sagen zu dürfen: dieses „hat“ einer vom Vater, jenes von einem Onkel mütterlicherseits. Doch hier trügt der Schein. Was sich von Psychischem wirklich dergestalt fortpflanzt, sind Elementaranlagen. Diese sind derartig elementar, daß die Verpflanzung in ein nicht einmal fremdes, sondern nur etwas verschiedenartiges Milieu genügt, um zur Entfaltung des Elementaren zu einem von dem der Eltern gänzlich verschiedenen höheren Psychismus zu führen. Jede Revolution, welche frühere Oberschichten stürzt, jede Auswanderung in fremdes Land bietet hierfür so eindeutige Beispiele, daß sich jede nähere Erörterung dieses Tatbestandes erübrigt. Unter diesen Umständen stellen beim Menschen offenbar erst Bluts- und Traditionsgemeinschaft zusammen die wahre und vom spezifisch menschlichen Standpunkt unteilbare Vererbungs-Einheit dar (*NW, II*). Der konkrete Mensch stellt also letztlich eine „Beziehung“ dar, nicht nur zwischen persönlichem Subjekt und

Welt, sondern auch als Gattungswesen zwischen physischen und psychischen Vererbungsreihen. Deren Schnittpunkt definiert sein elementares Wesen. Von hier aus leuchtet denn ohne weiteres die vollkommene Absurdität jedes Zucht- und Rasegedankens ein, welcher nur das Körperliche berücksichtigt. Doch als nicht minder selbstverständlich leuchtet ein, daß es ebenso unmöglich ist, bei der Erhaltung und Höherbildung eines Menschentypus vom Blute abzusehen; ohne ein Fortleben gleicher oder wenigstens naheverwandter Elementaranlagen sind sie unmöglich. Nun genügt allereinfachste Überlegung dazu, zur Einsicht zu gelangen, daß der erforderliche Einklang zwischen bestimmter Physis und bestimmter Psyche nur in kleinem und geschlossenem Kreise perpetuiert werden kann. Woraus denn folgt, daß alle Menschenzucht, im Unterschied von der Erziehung, welche Sache des Kollektivums ist, ausschließlich im Rahmen der Familie erfolgen kann, allenfalls ergänzt durch Fortbildung im kleinen und geschlossenen Kreise Gleichgesinnter. Damit ist aber weiter erwiesen, daß die Dauer von Kultur im Unterschied von Zivilisation ganz und gar von lebendiger, fort und fort überlieferter Familientradition abhängt. Im 20. Jahrhundert wird erstmalig der Versuch gemacht, die Volksgemeinschaft als engste Gemeinschaft auszubauen. Es ist nicht unmöglich, daß der Versuch gelingt; vielleicht entspricht diese in bezug auf frühere Zustände unerhörte Erweiterung des Verwandtschaftskreises der begonnenen neuen Phase unseres Planeten. Doch schon heute, 1935, sieht man, daß der weite Kreis der Volksgemeinschaft genau den gleichen Grundnormen unterworfen werden muß, um zu bestehen, wie die traditionsbewußte Familie: das Blut muß rein erhalten und die Volksseele ihrer Eigenart gemäß, unter Ausschluß fremder Einflüsse, gebildet werden.

An diesem Punkte angelangt, erkennen wir klar, daß es verfehlt ist, die Seele als solche trotz ihrer wesentlichen Subjektivität in Funktion der Einzigkeit der Persönlichkeit zu bestimmen. Alle Gefühle sind „gerichtet“; die meisten sind pathisch, das heißt sie bedürfen der Evokation von außen her, um zu ent-

stehen und zu gedeihen; so ist gerade die Seele nicht das letztlich Einzige und Einsame im Menschen; hier hat sich das spätere Christentum (das frühe, zumal das griechische hat ihren Begriff richtiger bestimmt) in ungenauen und zum Teil direkt falschen Vorstellungen festgelegt. Man darf geradezu behaupten: alle Seele ist in erster Instanz, wo sie überhaupt ausgebildet vorliegt, Kulturseele; das heißt in erster Instanz bestimmt die lebendige Tradition ihr Sosein, genau so wie der Gattungstypus in erster Instanz das Sosein des Einzelkörpers bestimmt. Von hier aus leuchtet denn die vollkommene Verfehltheit des individualistischen Atomismus und des Intellektualismus mit letzter Deutlichkeit ein. Dank der Freiheit seiner geistigen Initiative kann der Mensch so ziemlich jede Verbildung an sich vornehmen, welche ihm einfällt. Doch gestaltet er sich selbst als individualistischer Atomist und als abstrakter Intellektualist, dann muß er seine Seele verlieren — wie er sie denn tatsächlich überall verliert, wo ein entsprechender Zeitgeist herrscht. So gelangen wir denn zur folgenden End-Bestimmung der Seele: sie gehört auf besonderer Ebene notwendig einem Kollektivum an; außerhalb dieses kann sie nicht gedeihen. Nur handelt es sich hier um ein rein seelisches Kollektivum, aus sich persönlich einander zugehörig fühlenden Seelen gebildet, und in diesen Personen liegt des Kollektivums Halt. Die Urform eines von der Seele her bestehenden Kollektivums aber ist der Familienkreis.

Bedarf es überhaupt noch weiterer Erörterung, um klarzumachen, wie notwendig Kultur der Familie zur Kultur des persönlichen Lebens gehört? Alle Entwicklung und Entfaltung beginnt beim Kinde, und bilden im wahren Sinne des Worts kann dessen Seele nur eine Familie, welche das ist, was sie sein soll. Hier liegen die Dinge genau umgekehrt, wie Nordamerika wähnt. Ich persönlich gehe hier sogar so weit, daß ich behaupte: nur das entschuldigt, vom Standpunkt der Seele, das Übergreifen der öffentlichen Erziehung in immer mehr Bezirke, welche vormals der Familie vorbehalten waren, daß nur mehr wenige Eltern in der Lage sind, ihre Kinder daheim auszubilden

und daß die psychische Atmosphäre allzu vieler Heime in allen Kreisen, nicht allein unter Proletariern, so übel ist, daß alles gut erscheint, was die Kinder dieser entreißt. Grundsätzlich liegen die Dinge immerdar so: nicht das Wichtigste, sondern das wenigst Wichtige bei der Aufzucht von Kindern ist deren sogenannte Erziehung. Heute ist wissenschaftlich erwiesen, daß nicht allein die Totalität aller Anlagen angeboren, sondern daß auch deren spätere allgemeine Ausprägung und Anwendung im Falle aller einigermaßen erheblichen Begabungen innerlich vorgebildet ist. Daher der gute Erfolg der von Amerika zuerst im großen betriebenen und in Deutschland vom Nationalsozialismus energisch übernommenen Bevorzugung ungelernter, aber zu ihrem Beruf innerlich berufener Menschen bei der Besetzung verantwortlicher Stellungen. Hier liegen die Dinge von den Instinkthandlungen der Tiere, welche keinerlei Schulung bedürfen, um richtig ausgeführt zu werden, weniger verschieden, als man früher meinte; denn Üben ist ein ganz anderes als Schulung: zum Üben treibt einer Natur Gemäßes eigenster Trieb. Einzig die Sonderart der Ausprägung oder Anwendung der Anlagen hängt vom Milieu im weitesten Verstande ab, zu dem an erster Stelle der Zeitgeist zu rechnen ist; so bewiesen noch vor fünfzig Jahren nur wenige Ingenieur-, geschweige denn Chauffeurfähigkeiten. Die allgemeine Schulung, welcher jeder bedarf, um sich im Gemeinschaftsleben zu behaupten, sowie die Ausbildung spezifischer Talente gelingt — diese Frage behandelte bereits das vorige Kapitel — freilich am besten vom Kollektivum her, denn bei dem allgemein Schulbaren handelt es sich vom Standpunkt der persönlichen Seele um Äußerliches, und zur Ausbildung besonderer Anlagen regen Ehrgeiz und Interesse, welche erst die Konstellation möglichen Wettbewerbes bei den meisten weckt, am ehesten an. Doch das persönliche Sein — und das heißt beim Kinde die Seele, denn der eigentliche Geist erwacht in der Regel erst sehr viel später — kann die Schuldisziplin überhaupt nicht beeinflussen, keinesfalls im Guten. Sie kann sie höchstens scheinbar gleichschalten — damit aber verbiegt und verbildet sie dieselbe

allzuleicht. Sie kann sie ferner an sich irre werden lassen, und damit schwächt und entvitalisiert sie sie. Die Seele ist das Gebiet des selbstverständlich Daseienden, des Unproblematischen; damit aber auch des Intimen, Verschwiegenen, Zarten, Schamverhüllten, wesentlich Verletzbaren, das keine Bloßstellung und damit keine Öffentlichkeit verträgt. Keinerlei Kritik, welche ihr Wesen antastete, frommt ihr je, sondern nur ihrem Sein entsprechende Dogmatik. Zart und verletzbar ist die Seele bei jedem Menschen, auch beim scheinbar rauhesten oder härtesten; sonst wäre nicht gerade dieser so leicht zu Tode beleidigt; nur die Schale ist eben wirklich rau und hart bei ihm. Im höchsten Grade empfindlich und verletzbar ist sie beim Kinde, denn das Kind hat überhaupt keine Schale um seine Seele. Des Kindes Seele ist dermaßen zart, daß nicht nur einzelne Eindrücke aus dem Bewußtsein verdrängt werden können — der ganze persönliche Mensch kann verdrängt werden. So leben erschreckend viele Menschen, deren Kindheit unbehütet war, vom Standpunkt ihrer Seele zeitlebens buchstäblich außer sich. Nur in einer Atmosphäre, wo gerade das Persönliche wichtig genommen wird, wo Liebe ein rein positives Verhalten zum ganzen werdenden Menschen bedingt; nur dort, wo eine kongeniale Atmosphäre dem Zartesten hold ist, öffnet sich das ganze Unbewußte dem Einfluß anderer so, wie dies geschehen muß, damit gerade die Seele wachse und sich über das hinaus bilde, was im Phänotypus ohnehin zur Ausprägung gelangt wäre; alles jedoch, was die Kultur einer Seele macht, liegt jenseits von dessen Naturausdruck. Diese absolute Überlegenheit der Heimatatmosphäre über der Schule wird abschließend durch die Tatsache bewiesen, daß nur unwillkürlicher Einfluß tief auf die Seele einwirkt; dieses gilt so weit, daß Schweigen stärker wirkt als Reden. In den ersten entscheidenden Jahren aber wirken beinahe ausschließlich Vater und Mutter also unwillkürlich, da mit diesen lange Zeit hindurch ein ähnlicher „rapport“ auf psychischer Ebene fortbesteht, wie er vor der Geburt körperlich bestand. Deswegen entscheidet die „Seele des Hauses“ immer an erster und an letzter Stelle, wo immer die Frage der Seele und nicht die

von Geist und Können gestellt wird; nur außergewöhnliche Begabung und außergewöhnlicher Charakter — letzterer vor allem im schlechten Sinn — stellen hier Ausnahmen dar. Wie tiefe Regionen hier beeinflußt werden, zeigt am deutlichsten, daß es nicht wesentlich darauf ankommt, daß die Beziehung zwischen Kindern und Eltern das sei, was man „harmonisch“ heißt. Sicher ist es kein Zufall, daß ein außerordentlich hoher Prozentsatz großer Seelen — nicht nur bedeutender Menschen, denn die waren nicht immer seelenvoll — in sogenannten „unglücklichen“ Familienverhältnissen aufwuchsen; ebensowenig ist Zufall, daß allzu glückliche Verhältnisse typischerweise Charakterlosigkeit oder wenigstens Weichheit schaffen (AV, IX). Spannungsmangel ist alles Lebens Feind, denn alles Leben behauptet sich und wächst an der Spannung zur Umwelt. Was bei den Eltern wirkt, ist überhaupt nicht die empirische Sonderart und jeweilige Erscheinung, sondern das tiefste Sein. Ich erinnere mich des tiefen Eindrucks, den es mir in meinen Jünglingsjahren machte, da ich in einer russischen Erzählung das folgende las. Ein tiefreligiöser Bauer blickte erstaunt auf, da jemand behauptete, daß Gott gut sei: „Gut soll Er sein? Das ist eine falsche Bestimmung. Streng ist Er.“ Tatsächlich sieht und verehrt das Unbewußte des Kindes im Vater eine unbestrittene irrationale Schicksalsmacht, dem antiken Jupiter vergleichbar; und auch in der Mutter zutiefst nicht die Gute, sondern die Nährende, Sorgende, die Überwachende. Und so ist nicht Liebe das allererste Band — kleine Kinder sind solcher gar nicht fähig —, sondern ein tiefes Vertrauensverhältnis, das auch das Böse und Schmerzliche als selbstverständlich berechtigt setzt. Dank diesem Umstande spielt das Tun der Eltern eine sehr geringe Rolle: ihr Sein wirkt unmittelbar. Und ebenso unwichtig ist letztlich das laute Sagen; die Kultur der Familie ist grundsätzlich die des nicht in Frage gestellten und willig aufgenommenen schweigenden Einflusses. Ich selbst habe von frühester Kindheit an eigentlich alles bemerkt, was in meinen Eltern vorging, und es immer als eine Art überflüssiger und taktloser Schauspielerei empfunden, wenn sie mir überdies

Vorträge hielten — besonders natürlich, wenn diese zu ihrem wahren Wesen nicht paßten; da setzte automatisch Gegenbewegung ein. Meinen eigenen Kindern gegenüber übe ich auf diese Erfahrung hin keinerlei Vorsicht hinsichtlich dessen, was ich sage: auf das Bewußte kommt es überhaupt nicht an, denn das Unbewußte überträgt sich unmittelbar. Ähnlich steht es ja mit der sogenannten „Aufklärung“: keine theoretische Aufklärung hat je einem Mädchen, das nicht schon von sich aus erwacht war, irgend etwas gesagt. Deswegen vergißt es so leicht, was es erfuhr, weil dieses Wissen es stört. Ist es aber einmal erwacht, dann bedarf es der Aufklärung allenfalls in technischer Hinsicht. Die Dinge liegen beim Menschen nicht wesentlich anders als beim Tiere, und tun sie es, so beweist das allemal Verbildung, wenn nicht pathologische Anlage. Bei der Frau ist die Kindheit ein wesentlich offener, Jungfrauentum ein abgeschlossener Zustand, der meist erst mit der Mutterschaft einer neuartigen Offenheit Platz macht. Ein Jenseits dieser Naturtatsachen gibt es auf gleicher Ebene nicht.

Die einzigartige Bedeutung der Familie liegt also auf dem schweigenden, unwillkürlichen und unbewußten Einfluß, den ihre Atmosphäre ausstrahlt. Diese gestaltet das „Selbstverständliche“ im Menschen. Jetzt ist wohl vollkommen klar, daß ein absoluter, ein richtiger Wesens-Unterschied zwischen Familieneinfluß und Erziehung besteht — den übrigens keine Kultur besser als die Alt-Chinas verstand, in deren Bereich im Heime grundsätzlich nie erzogen, sondern wo die Erziehungsarbeit Freunden und Lehrern außerhalb des Hauses überlassen wurde, woraus sich — wiederum selbstverständlich — das einzigartig ungetrübte und warme Verhältnis von Vätern und Söhnen ergab. Hiermit gelangen wir denn zu dem Prinzipiellen, wo das Familienproblem zu einem rein und ausschließlich persönlichen wird. Eine der deutschen Eigentümlichkeiten ist schier grenzenloses Erziehen- und Erzogen-werden-wollen, mit dem Glaubenskorrelat, daß Erziehung wirklich Wesentliches vermag. Insofern unter Erziehung Innerliches verstanden wird, vermag sie es nicht; bis zur persönlichen Seele dringt keine Erziehung

vor. Der das Gegenteil behauptende Aberglaube, den übrigens erst das 18. Jahrhundert mit seinem Institutionalismus großzuzüchten begann, hat beim Deutschen das zur Ursache, daß gerade seine Seele dem Deutschen am schwersten bewußt wird. Daher einerseits der eigentümliche Exhibitionismus des Deutschen: er muß hören oder sehen, um zu fühlen. Daher die Bedeutung des Singens von anderen komponierter Lieder, oder des Aufsagens von anderen geschaffener Gedichte. Deswegen zutiefst gelten die Deutschen wesentlich als Volk der Dichter und Denker und fühlen sie sich auch selber so: nur diese Typen vermögen ihn seiner selbst bewußt zu machen. Es ist bekannt, daß keiner, welcher viel Erfolg in der Liebe hat, viel spricht von ihr oder Liebesgeschichten liest oder Liebesgedichte schreibt. Die deutsche Leidenschaft zum Erziehen und Erzogenwerden hat einen ähnlichen psychologischen Grund. Unfähig, das unbewußt und unwillkürlich Wirkende richtig einzuschätzen, sucht der Deutsche alles durch Nachweisbares zu erreichen. Dies führt gar leicht zu richtigen Grotesken. In deutschen okkulten Vereinigungen soll bloße Erhöhung des Grades oder Ranges, die nach der Absolvierung bestimmter Pensa erfolgt, aus dem Schüler einen Meister machen; durch Examina bewiesenes Wissen soll intuitives Können, wie es bei allem Führen die Hauptsache ist, gewährleisten; soundso viele Monate Gemeinschaftsleben sollen Volksverbundenheit schaffen.

Mit den letzten Gründen dieses Tatbestandes werden wir uns im Weltfrömmigkeits-Kapitel befassen. Hier sollten nur die Farbflecke hingeworfen werden, welche die Leuchtkraft des Bildes dieses Kapitels zu steigern geeignet sind. Kehren wir also zum Problem der richtigen Art, auf die Seele einzuwirken, zurück. Gerade auf sie wirkt Suggestion niemals im Guten, denn solche überschichtet jenes Eigenste, mit dem der Wert der Seele steht und fällt. Überdies — und man darf wohl sagen, Gott sei Dank — dringt Suggestion niemals bis zu der Tiefe durch, wo in der zarten Hülle der Seele der Kern geistiger Persönlichkeit sitzt. Tiefenwirkung setzt nämlich allemal freiwillige Aufnahme seitens der Tiefe voraus. Auf gewaltsame Sugge-

stion antwortet das tiefste Zentrum des Menschen früher oder später allemal mit einer Gegenbewegung, welche stärker ist, als die Bewegung war, entsprechend dem von Hans Much entdeckten Gesetz, daß ein Minus von der lebendigen Natur in der Regel nicht durch ein einfaches Plus, sondern durch ein Mehrfaches desselben kompensiert wird. Dagegen reagiert gerade das Tiefste spontan auf unwillkürlichen Einfluß. Und das Urbild des Kraftfeldes solchen Einflusses ist die Familie. Deswegen kann diese nie genug, nie tief, nie zart genug gepflegt werden.

Nie zart genug: das ist wohl die Hauptsache dabei. Denn das Persönliche von jedermann, auch des äußerlich rauhesten Menschen, ist zart. Daher — nicht des Geschlechtes wegen — der ausschlaggebende Einfluß der Mutter. Wenn in den „Meditationen“ die Frau und nicht der Mann als Urtypus des Menschen dargestellt werden konnte, so lag das daran, daß eben Zartgefühl des Menschen Ur-Differentialkennzeichen ist. Auf die Existenz größeren Zartgefühles bei der Frau kommt letztlich die an sich falsche Theorie heraus, daß alle bedeutenden Männer bedeutende Mütter gehabt hätten. Sie hatten meistens zartfühlende Mütter, welche das Eigene im Kinde hegten, oder aber die an sich harte Mutter (diejenige Napoleons!) war in bezug auf den ehernen Charakter des Sohnes als Mutter immer noch weich genug. Nun aber wollen wir unser Bild vervollständigen, indem wir den Einfluß, den die Familie ausübt, nicht in bezug auf die Kinder, sondern in bezug auf die Eltern kurz bedenken. Das, was von der Erziehung der Kinder durch die Eltern gilt, gilt genau so umgekehrt. Jeder macht in seinem Leben einen Dimensionswechsel durch, wo er von einem Wesen, für welches andere gerne sorgten, zu einem anderen wird, dessen Existenzberechtigung sich dadurch erweist, daß es seinerseits für andere sorgt. Was hier objektiv als wahr und richtig erscheint, hat seinen Seinsgrund in entsprechenden unwillkürlichen Haltungen der Seele. In diesem Sinne steht das innere Wachsen des Menschen auch in späteren Jahren in nächster Beziehung zum Familienleben, nur in differenziert umgekehrter Richtung. Des Menschen Seele wächst und entfaltet sich fortan proportional

dem wohltätigen seelischen Einfluß, den er auf andere ausübt. So schließt sich denn der Kreis. Ist es wahr, daß die richtige zoologische Definition des Menschen die des fühlenden Tieres ist, ist damit die Entwicklung seiner Seele die Basis alles weiteren Aufstiegs — dann stellt die Familie eine schlechterdings nicht zu übertreffende Ur-Form des Lebens dar, welche nie genug gepflegt werden kann. Denn nur von ihr her gibt es überhaupt Kultur. Nur durch das Gefäß seiner Seele hindurch kann der Geist später den Menschen als Menschen tief ergreifen. Man denke der Bilder der meisten Götter und sonstigen übermenschlichen Wesen, von welchen Mythologie berichtet: ohne Ausnahme sind sie seelenlos in menschlichem Verstand. Dementsprechend gelten sie auch nie als Idealwesen. Von den indischen Göttern heißt es, daß sie als Menschen wiedergeboren werden müssen, um mehr als Götter zu werden. Eine der vielen Bedeutungen des Mittelmeer-Mythos vom Gottmenschen ist eben hier zu suchen. Um wie geistige Beziehungen es sich nun immer handele — immer bieten Familienbeziehungen dazu das Urbild. Mönche und Nonnen heißen einander unter sich Bruder und Schwester und Laien gegenüber Vater und Mutter: das Familiengefühl bedeutet eben die Urform aller Nächstenliebe. Der Nächste im christlichen Verstand ist das bejahte einzige Du; nicht das Du überhaupt. Einzigkeit im Rahmen der Gemeinschaft, und zwar unter Wertbetonung unabhängig vom objektiven Wert, erkennt einzig die Familie in bezug auf ihre Glieder an. Von hier aus leuchtet denn der einzigartige Tiefsinn der Idee einer heiligen Familie ein, ob sie als Heiligkeit der irdischen Familie oder als metaphysische Wirklichkeit verstanden werde, gleichviel. Hat man einmal erkannt, daß die Seele den Menschen macht, dann ist klar, daß einzig Begeisterung und Heiligung der Seele den Menschen als Menschen zu einem Höheren erhebt, als er ursprünglich ist. Der Mensch aber, welcher wesentlich Mensch ist, will auch Mensch bleiben.

Zum Schluß nun noch eine kurze Betrachtung, welche das Glücksproblem in die bisherigen hineinbezieht (*W, II, 7*). Es bleibt sich offenbar gleich, ob die Stellung eines Menschen im

seelischen Zusammenhang vorzüglich die eines Nehmenden ist, wie beim Kinde, oder die eines Gebenden, wie beim vollausgeschlagenen Erwachsenen, denn Geben und Nehmen sind gleich normale, notwendig zusammengehörende und der gleichen Daseins-Ebene zugehörige Haltungen. Das Kind wird vorwiegend durch Aufnehmen innerlich gefördert, der Erwachsene vorwiegend durch Ausstrahlen. Alles persönliche Glück auf Erden beruht nun auf einer von beiden im warmen Seelenraum. Kinder als Kinder spüren das Glück, das ihnen durch ihr unbedingtes Bejahtwerden zuteil wird, im Augenblicke selten; erst nachdem sie selber erwachsen, werden sie sich darüber klar. Eltern nun finden im Geben, so viel Opfer es auch bedeute, höchstes Glück. Doch nicht genug dessen. Viele beneiden die überschwengliche Verehrung, welche großen Staatsmännern gezollt wird: keine solche Verehrung kam je derjenigen gleich, die jedem guten Vater dort, wo die Familiengefühle nicht zurückgebildet sind, und jeder guten Mutter seitens wohlgeratener Kinder ohne Byzantinismus und ohne Nebenabsicht selbstverständlich gezollt wird. Ich persönlich bin mehr Feindschaft als Freundschaft gewohnt. Seitdem nun meine Kinder zu solcher Bewußtheit herangewachsen sind, daß Verkehr auf gleicher Ebene mit ihnen möglich ist, empfinde ich es mehr und mehr als unverdiente, ja als erschütternde Gnade, wie unbedingt sie mich bejahen, wie restlos sie mich als den akzeptieren, der ich bin; wie sie mich verehren, obschon ich nie auch nur den geringsten Versuch gemacht habe, meine Fehler vor ihnen zu verbergen.¹

¹ Verschiedene Spezialprobleme, die der Familienzusammenhang aufgibt, habe ich in der letzten Niederschrift dieses Kapitels, das ursprünglich „Familie“ heißen sollte, dank der veränderten Fragestellung nicht oder nur andeutungsweise behandelt. Eine ausführliche Betrachtung über den heute auf der ganzen Erde die Geschichte zum großen Teil bestimmenden Gegensatz der Generationen wird der Leser im Essai „Le conflit des générations“ meines Buchs *Sur l'art de la vie* (Paris 1936, Librairie Stock) finden. Ich möchte aber doch in Form einer Anmerkung einen Teil dessen abdrucken, was ich 1934 über das Familienproblem schrieb und was dem die letzte Form gab, was ich zuerst skizzenhaft im Dezemberheft 1932 der

Zeitschrift *Atlantis* über den gleichen Gegenstand veröffentlicht hatte. „Diese Betrachtungen suchten den ewigen und unwandelbaren Sinn des Familienlebens zu bestimmen. Doch daraus folgt mitnichten, daß die Bestrebungen des innerlich selbständig gewordenen Individuums Irrwege bedeuten und daß gar in Reaktion und Restauration das Heil läge. Das Heil liegt niemals dort, schon aus dem sehr einfachen aber entscheidenden Grund nicht, weil Restaurationen unter allen Umständen illusorisch sind; die Spuren großer Umwälzungen bleiben dem organischen Gedächtnis für immer eingeprägt. Selbstverständlich sind alle Jungen Vertreter der einzigartigen Situation der Nach-Weltkriegs-Zeit. Und aus ihr erwachsen selbstverständlich neue Lebensformen. Das müssen wir akzeptieren. Heute haben wir als Voraussetzung weiteren Lebens anzuerkennen, daß das alte Gleichgewicht zerstört ist zwischen der wesentlich unwandelbaren Elementar-Natur und dem durch Erkenntnis veränderten Bewußtsein samt seinen durch Willensentscheidung modifizierten Zielen. Unter diesen Umständen kann sich vernünftigerweise nur die Frage stellen: wie sind die ewigen Werte, soweit sie verloren gingen, im veränderten Leben neu zu verkörpern und wie ist also eine Neuverknüpfung zu schaffen zwischen Seele und Geist?

Für statisch veranlagte Völker, die sich im Gleichgewicht befinden, liegt hier kaum ein Problem. Insofern scheiden die romanischen Völker im Rahmen der kurzen Zukunftsschau, die uns jetzt obliegt, nahezu aus. Die Franzosen haben es längst bewiesen, daß geistige Beweglichkeit und Fortschrittlichkeit ausgezeichnet mit extremen Konservatismus auf allen nicht-rationalen Gebieten zusammengeht. Desto mehr tut neue Einstellung zur Familie und die Schaffung einer neuen Synthese zwischen Geist und Seele allen dynamischen Völkern not, und das sind die nordisch-germanischen und zum Teil die Slawen; sehr lange bleibt es auch in Rußland beim heutigen Zustand nicht. Da ist denn klar, daß Heil in dieser verstandeshellen Zeit nur von tieferem Verstehen des Gesamtzusammenhangs des Lebens kommen kann. Verstehen ist schöpferisch. Wirklich als Irrtümer erkannte Überzeugungen hören zu sein auf; durch Vorurteil und falsch gerichteten Willen verdrängte Energien strömen bei richtiger Einsicht von selbst wieder ins Bewußtsein ein.

Selbstverständlich gibt es keine unabänderlichen Gleichgewichtsformen in der Ehe. Wie Vorherrschaft des Mannes und der Frau wieder und wieder einander abgewechselt haben, so sind neue Formen denkbar, die der persönlichen Freiheit und Selbstbestimmung des Einzigen mehr Rechnung trügen, als dies irgendeine frühere Form tat, ohne daß deshalb die ‚ewige‘ Form der Ehe gesprengt würde. Und ebenso selbstverständlich ist ein Verhältnis von Eltern und Kindern denkbar, das dem merkwürdigen gleichzeitig zentripetalen und zentrifugalen Verhältnis der Generationen zueinander besser Rechnung trüge, als dies jemals eine traditionelle Ord-

nung leistete. Die Ehe geht uns hier nichts an. Was nun die Beziehung der Eltern zu den Kindern betrifft, so möchte ich hier vor allem auf drei besondere Aspekte hinweisen, welche anscheinend nicht von genügend vielen bisher bemerkt worden sind. Ein großer Teil der Konflikte zwischen Eltern und Kindern beruht darauf, daß Kinder von einem bestimmten Augenblicke an nicht Wärme, sondern Kühle suchen; sie wollen ja ausfliegen aus ihrem warmen Nest, und erst wenn das Bedürfnis eigenen Nestbaus erwacht, gewinnen sie neuen Sinn für die Wärme des Elternheims. So beruht denn die Gefährdung, welche die Familie innerhalb der nordischen Völker zur Zeit erlebt, sicherlich zu einem erheblichen Teil darauf, daß der gewecktere Verstand das Streben nach Kühle potenziert, indem er ihm durchaus recht gibt; daher die extreme Sentimentalitätsfeindschaft der letzten Generationen nicht nur Rußlands, sondern auch Englands und Deutschlands. Ist dieser Zusammenhang nun einmal verstanden, dann dürfte es einsichtigen Eltern nicht allzu schwer fallen, einer Entfremdung der Kinder dank zu viel exhibierter Liebe vorzubeugen. Doch das Korrelat dazu stellt ein scheinbar entgegengesetztes dar. Viele Entfremdung beruht darauf, daß die Väter nicht echte Väter und die Mütter nicht echte Mütter sein wollen: das moderne Postulat, daß man jung und zeitgemäß werden soll, zerstört gerade die nahe Beziehung zu ihren Kindern, welche sie retten wollen. Da ich diese Seite des Familien- und Erziehungsproblems in den Kapiteln ‚das überschätzte Kind‘ und ‚die Vorherrschaft der Frau von Amerika‘ ausführlich behandelt habe, dürften hier stichwortartige Andeutungen genügen. Vater und Mutter bedeuten dem Kinde in erster Linie Pole seiner eigenen Psyche, die sich zunächst in den Eltern verkörpern und langsam in das eigene Ich zurückziehen. In diesem polaren Verhältnis verkörpert der Vater das Prinzip der Distanz und die Mutter dasjenige der Intimität, der Vater das des unentrinnbaren irrationalen Schicksals und der undiskutierten Autorität, die Mutter das des Verständnisses, nicht aber von gleich zu gleich, sondern von oben herab. Wollen nun Väter Kameraden sein und Mütter Gefährtinnen, dann wird dieses Primordiale zerstört. Hier liegt wahrscheinlich eine der Hauptursachen der Sehnsucht nach Autorität und Schicksal-Erleiden der letzten Generationen, sowie der neu einsetzenden Frauenverachtung. — Doch das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern erscheint noch in einem weiteren Sinn verschoben und verändert, und hier handelt es sich um ein Novum von außerordentlicher Bedeutung. Walter Frederking hat, von den Lehren der Schule der Weisheit ausgehend, das Folgende ausgeführt (Deutsches Ärzteblatt, 1934, Heft 14): ‚Wir haben bisher die Kultur des Vaters und des Sohnes gehabt, das heißt die beiden ersten Glieder der Dreieinigkeit ins Historische projiziert. Führen wir diese uralte, vom Christentum ausgestaltete symbolische Auffassung in derselben Richtung weiter, so hätten wir als eine dritte Kulturphase die des Heiligen Geistes zu erwarten. Was können wir uns darunter vorstellen?

Der *Creator spiritus* oder *Logos spermatikos* ist der schöpferische, verantwortungsbewußte Geist der *Inspiration* und *Initiative*. Er betätigt sich an den gegebenen Gestaltungen des Lebens umgestaltend. Dieses bietet sich ihm in der rhythmischen Folge seines Ablaufs, im Wechsel der Generationen, der Lebensperioden. Der schöpferische Geist faßt es in neuen Gebilden zusammen, gibt ihm neue Richtungen, einen eigenen Sinn, der dem Wesen des Lebendigen entspricht. So wird er zum *Sinneserfasser* und *-Verwirklicher*. Damit würde die Kluft zwischen *Natur* und *Geist* verschwinden, ohne daß die Spannung zwischen ihnen aufgehoben wird. Sie wirken in einer höheren Einheit zusammen. Es verlegt sich damit der Schwerpunkt des Menschen auf die Erde, deren Herr er geworden ist. Wohl ist der Geist *Erd-jenseitig*, aber er verwirklicht sich nur im *Leibhaftigen*. Also auch die Kluft zwischen *Jenseits* und *Diesseits* vermag derart zu schwinden. Und ähnlich die zwischen *Leib* und *Seele*, die ebenfalls in eine umfassende Einheit eingehen würde. Von einer solchen Kultursinndeutung aus würde sich vieles, was bisher galt, in seiner Bedeutung verschieben. *Vater-* und *Muttersymbol* würden zurücktreten, nicht mehr *Himmel* und *Erde* wären die beiden Pole, sondern *Geist* und *Leben*. Nicht mehr die *Familie*, das *Vater-Mutter-Sohnverhältnis* gäbe das *Ursymbol* ab, sondern eine andere *Urbeziehung*. Der Geist der *Inspiration* und *Initiative* verkörpert sich im *Vorbild* und *Führer*. Dieser gibt die *Richtung*, und sein *Bild* wirkt *formend* und *umformend*. So wird das *Führer-* oder — um in der Sprache der deutschen Psychoanalyse zu reden — das *Heldensymbol* dazu bestimmt, an die Stelle des früheren *Leitsymbols* zu treten. *Vater* und *Mutter* werden damit nicht ausgeschaltet, sondern fügen sich weniger betont als zuvor der *Generationenfolge* ein. Ein solcher neuer Geist der *Initiative* ist hart aber elastisch und zugleich lebensvoll. Damit unterscheidet er sich deutlich von dem *Lebensgefühl* der anderen *Kulturepochen*. Während in der ersten die starke *Lebensfülle* von einem starren Geist beengt wurde, ohne zu leiden, entwickelte sich in der gespaltenen zweiten immer stärker auf der einen Seite eine weichere *Lebendigkeit*, auf der anderen eine etwas lebensdürre *Geistigkeit* (*Goethe* und *Kant* als Typen) . . . Schon in der *Jugendbewegung* begann sich der junge Mensch der *Reifezeit* von den Eltern mehr zu lösen. Daß dies nicht selten mit *Protest* geschah, ist nicht das Entscheidende. Vielmehr wurde nunmehr das *Heldensymbol* entscheidend wirksam. Diese Entwicklung hat sich inzwischen weiter fortgesetzt, und zwar auch beim Erwachsenen. Es handelt sich bei diesem zum Teil nicht mehr um den Kampf zwischen *Vater-* und *Mutterrecht*, sondern es beginnt sich ein neues *Männerrecht* zu entwickeln.“

Ich persönlich glaube nicht, daß das *Heldensymbol* als solches den *Vater* zu ersetzen im Begriff ist. Ich glaube auch nicht, daß das *Symbol* des *Vaters* für das *Kind* eine *Verlagerung* erlebt. Wohl aber beginnt beim *Jüngling* offenbar das *geistige Vorbild* gegenüber dem *Erzeuger* das

Übergewicht zu erlangen. Dies nun bedeutet nichts Geringeres als einen weiten Schritt voran im Prozeß des Einbruchs des Geists. Indem nämlich der Akzent beim Vater nunmehr auf dem Vorbildlichen und nicht dem Väterlichen ruht, wird es vom Prinzip, welches einerseits Zwang ausübt, andererseits Nachfolge oder gar Nachahmung fordert, zum Leitbilde des eigenen Wegs zum Eigenen. Denn das geistige Vorbild, auch wo es anfangs gläubige Nachfolge schafft und anregt, trägt in sich den Keim zur Befreiung von aller Bannung durch Fremdes; in diesem Sinne trennte sich jeder schöpferische Geist irgendeinmal von dem, welchem er anfangs folgte, der ihm also zutiefst nie anderes als Geburtshelfer und Wegweiser zu sich selber war. Hört nun die innere Abhängigkeit vom Vater als Allgemeinerscheinung zu bestimmen auf, ohne Rebellion, ohne bewußte Gegensatzstellung, doch auch ohne daß das Vorbildliche am Vater an schöpferischer Kraft für die Seele des Sohnes einbüßt, dann wird eine ungeheure Befreiung des Individuums erfolgen. Dann wird das Prinzip der Freiheit wie niemals früher noch die persönliche Entwicklung bestimmen. Dann wird das Leben jedes Einzelnen, welches bisher sogar in den individualistischsten Ländern in hohem Grade Fortsetzung, Nachfolge und Nachahmung war, in bisher unerhörtem Grad persönlich werden. Ich kenne schon Familien, in denen ein bedeutender Vater, bei höchster Autorität, gleichwohl nicht den geringsten lastenden Druck auf seine Kinder ausübt, weil diese sich überhaupt nicht die Frage stellen, es ihm gleichzutun oder ihn fortsetzen zu müssen — sie lassen sich freiwillig polarisieren, so wie es Schüler tun — und sich ihm gegenüber vollkommen unbefangen fühlen. Aus diesen Kindern wird selbst bei geringerer Begabung mehr werden im Sinne echter Persönlichkeit, als aus innerlich Abhängigeren. Das ist, ihre Seele wird von Hause aus mehr geistbestimmt sein, als sie es in früheren Generationen war. Nun, solche Vergeistigung der Seele als allgemeiner Entwicklungsvorgang ist nur möglich im Rahmen richtig verstandenen Familienlebens. Deswegen kann dieses nie genug gepflegt werden.

V.

**DAS PRINZIP DER POLARISATION
UND DIE EHE**

Es ist klar, daß jede Soll-Fragestellung Gefühlen gegenüber falschem Denken entspringt. Die Berechtigung solcher Fragestellung setzt die Möglichkeit freier Entscheidung voraus; diese aber fehlt überall, wo irrationale und nicht rationalisierbare Lebenswirklichkeiten im Spiele sind. So beweist die Forderung, der Mensch „solle“ guter Vater oder Sohn oder Freund, die Frau „solle“ — und zwar möglichst „nur“ — selbstlose Mutter oder selbst-aufopfernde Gattin sein, recht eigentlich Irr-Sinn. Dementsprechend haben wohl die meisten Zersetzungen der emotionalen Ordnung im modernen Westen einen ihrer tiefsten Gründe in den Gegenbewegungen, welche dieses Mißverstehen im Unbewußten auslöst. Bei den Völkern, welche wissen, daß Familienzusammenhang zum Gebiet des Selbstverständlichen und deshalb Nicht-Problematischen gehört, sind solche Zersetzungserscheinungen selten. — Aus den gleichen Gründen nun, welche Anwendung der Soll-Fragestellung Gefühlen gegenüber verbieten, stellt sich auf deren Gebiet auch die Fortschrittsfrage niemals direkt. Nicht daß der Geist keinerlei Einfluß auf die Gefühle ausüben könnte: er vermag es aber nur deren, nicht seinen Normen gemäß, genau wie chemische Substanzen nur in Erkenntnis und Befolgung der Gesetze der Chemie wunschgemäß beeinflußt werden können. So ist die erste Frage, die man in bezug auf seelische Zusammenhänge zu stellen hat, nicht die: sind bestimmte Institutionen und Lebensformen theoretisch gut oder schlecht, fortschrittlich oder altem Brauch gemäß, sind gewisse Rechte „berechtigt“ oder zu fordern oder zu annullieren? Sondern: sind gewisse Gefühle vorhanden oder nicht? Fehlen sie, dann fehlt den betreffenden Menschen organisch Wesentliches, und die noch so vortrefflichen Institutionen

Es ist klar, daß jede Soll-Fragestellung Gefühlen gegenüber falschem Denken entspringt. Die Berechtigung solcher Fragestellung setzt die Möglichkeit freier Entscheidung voraus; diese aber fehlt überall, wo irrationale und nicht rationalisierbare Lebenswirklichkeiten im Spiele sind. So beweist die Forderung, der Mensch „solle“ guter Vater oder Sohn oder Freund, die Frau „solle“ — und zwar möglichst „nur“ — selbstlose Mutter oder selbst-aufopfernde Gattin sein, recht eigentlich Irr-Sinn. Dementsprechend haben wohl die meisten Zersetzungen der emotionalen Ordnung im modernen Westen einen ihrer tiefsten Gründe in den Gegenbewegungen, welche dieses Mißverstehen im Unbewußten auslöst. Bei den Völkern, welche wissen, daß Familienzusammenhang zum Gebiet des Selbstverständlichen und deshalb Nicht-Problematischen gehört, sind solche Zersetzungserscheinungen selten. — Aus den gleichen Gründen nun, welche Anwendung der Soll-Fragestellung Gefühlen gegenüber verbieten, stellt sich auf deren Gebiet auch die Fortschrittsfrage niemals direkt. Nicht daß der Geist keinerlei Einfluß auf die Gefühle ausüben könnte: er vermag es aber nur deren, nicht seinen Normen gemäß, genau wie chemische Substanzen nur in Erkenntnis und Befolgung der Gesetze der Chemie wunschgemäß beeinflußt werden können. So ist die erste Frage, die man in bezug auf seelische Zusammenhänge zu stellen hat, nicht die: sind bestimmte Institutionen und Lebensformen theoretisch gut oder schlecht, fortschrittlich oder altem Brauch gemäß, sind gewisse Rechte „berechtigt“ oder zu fordern oder zu annullieren? Sondern: sind gewisse Gefühle vorhanden oder nicht? Fehlen sie, dann fehlt den betreffenden Menschen organisch Wesentliches, und die noch so vortrefflichen Institutionen

haben dann keinen lebendigen Halt. Und zersetzt sich oder verendet irgendwo Tradition, dann bedeutet dies in erster Linie nie Abbau zugunsten eines möglichen Höherbaus: es bedeutet in erster Linie, daß bestimmte Gefühle entarten oder absterben. Wohl stellt sich gegebenenfalls die Frage, ob sich die gleichen Seelenkräfte nicht in Geistnorm-gemäßerem Rahmen auswirken könnten, als sie es bisher taten. Doch das Entscheidende ist immer und überall, ob sie vorhanden, und wie hoch sie ausgebildet sind.

Vom Geiste her beurteilt, ist die Seele ein Statisches und Pathisches. Keine Initiative geht von ihr aus; aus eigenem Gesetz verändert sie sich nur in dem einen Sinn, wie sich Pflanzen vom Samen zu Stamm, Blatt, Blüte und Frucht fortverwandeln. Die Seele ist in bezug auf jede einmal geprägte Form streng traditionalistisch. Trotzdem ist sie allemal persönlich zentriert. Hier stellt sich denn jedem in bezug auf sein persönliches Leben eine wichtigste Frage: wie stehe ich, so wie ich mich als letztlich existent fühle, als geistiges Selbst, zu meiner eigenen Seele? — Versenken wir uns von dieser Fragestellung aus in unser innerstes Erleben, so werden wir dessen inne, daß die persönliche Seele mit der Persönlichkeit nicht zusammenfällt. Jene stellt nur die Hülle oder den Körper dieser dar. Sie ist der Inbegriff aller der nur-persönlichen Eigenschaften, mit denen sich wohl die Frau, in deren Psychismus der Geist eine geringe Rolle spielt, identifiziert, und auf die sich ihre Liebe beim durchaus bejahten Manne heftet; vom Geist her mag man dieses Persönliche die Summe aller vorhandener Eigenarten und Idiosynkrasien heißen. Doch kein Geist-bewußter Mann identifiziert sich zutiefst mit ihr, und auch keine Geist-bestimmte Frau; daß auch die letzte Behauptung zutrifft, wird durch die eine Tatsache bewiesen, daß jede Geist-bestimmte Frau in erster Linie nicht das gegebene Da- und Sosein, sondern die geistige Möglichkeit des geliebten Mannes bejaht und ihre Hauptaufgabe darin sieht, deren Entwicklung zu fördern. Bis zu welcher Grenze hinauf die Seele persönlich ist, ersieht man am eindeutigsten aus der begrenzten Rolle, welche das Individuum als solches in der Familie spielt. Hier wird wohl jeder Einzelne in

seiner Eigenart bejaht, doch nur insoweit, als er eine Abart oder Abwandlung des Typischen darstellt. Das Unbedingte, welches seine Einzigkeit darstellt, wird kaum, wenn überhaupt berücksichtigt. Darum entsteht allemal Konflikt, sobald ein Familienmitglied aus der Art schlägt, aus der Art aber schlägt wiederum jedes, dem seine individuelle Initiative und das Neue in sich und außer sich, zu dem sie führen kann, mehr bedeutet als das Überlieferte. Grundsätzlich stört Familienzusammenhang individuelle Entfaltung freilich nicht. Dies liegt daran, daß jener ursprünglich überhaupt nicht der Daseinsebene angehört, auf welcher die Frage möglichen Fortschreitens sich sinnvoll stellt. Deswegen beeinträchtigt Familienbindung dort, wo die entsprechenden Gefühle sehr hoch entwickelt sind, wie in Europa bei den romanischen Völkern, die individuelle Freiheit prinzipiell überhaupt nicht und präjudiziert Nicht-Fortschrittlichkeit eines Menschen in bezug auf das, was dem Bereich der Tradition zugehört, ebenso grundsätzlich nichts über den Grad der persönlichen Selbständigkeit. De facto aber entsteht Konflikt überall und allemal, wo der Drang zur Äußerung des persönlich-Eigenen vorherrscht. So hält die Großfamilie nur in relativ unindividualisierten Zuständen zusammen, und ist das Normale in hochindividualisierten Zuständen dies, daß jedes Individuum eine eigene und neue Familie gründet, deren Sonderseele vom jeweiligen neuen jungen Paare ihre Prägung erhält. So ist die Seele persönlich nur in dem Verstand, daß der Kern eines an sich Kollektiven einzig ist. Doch dieser persönliche Kern gehört nicht mehr der Region der Seele, sondern derjenigen des substantiellen Geistes an. Daher die psychologische Möglichkeit dessen, daß so viele Religionen und Philosophien ein geistiges un- oder überpersönliches Jenseits des Individuums behaupten: denn im Sinn der Eigenheit und Idiosynkrasie ist in der Tat nur die Seele persönlich. Unter höheren Religionen ist es sogar ausschließlich die christliche (von welcher, in diesem Zusammenhang betrachtet, die mohammedanische eine Abart darstellt), welche ausdrücklich eine Unsterblichkeit just der Seele annimmt. Soweit es sich hier nicht bloß um Nomenklatur handelt

— und zweifellos handelt es sich nicht bloß darum — liegt dies an dem früher behandelten Kompensations-Verhältnis des subjektivistischen Christenglaubens zum objektivistischen Römertum, sonach um ein empirisch-zufälliges Verhältnis. Die richtig bestimmte Seele kann nicht unsterblich sein, denn sie gehört durchaus der Erd-Ordnung an (*SM, IX*).

Nichtsdestoweniger — wir sagten es schon — ist ein Fortschritt und Aufstieg des Menschen als Menschen nur im Körper seiner Seele möglich. Es war ein großer, wenn auch wohl begreiflicher Fehler des Menschen während jener ersten Jahrtausende, nachdem der Geist in ihn eingebrochen war, daß er sein Irdisches und Erdhaftes verleugnen zu können wähnte. Da stellt sich denn die Frage, wie jenes Wachstum der geistigen Persönlichkeit zustande kommt, welche jeder Geistbewußte als Ziel seines persönlichen Lebens anerkennt. Die Antwort lautet: sie kommt nie aus der Initiative des Einzigen allein zustande, sondern allemal durch seine Polarisierung mit dem, was er selbst nicht ist. Hier jedoch handelt es sich nicht bloß um jene Zurechnung des Nicht-Ich zum Ich, welche wir in bezug auf alle Schichten des Menschenwesens als Forderung hinstellten, sondern um ein Spannungsverhältnis. Aus der Spannung von Seele zu Seele, oder auch von Seele zu anderem, das sie tief ergreift, erfolgt jenes Neu- und Mehrwerden, welches Persönlichkeits-Entwicklung kennzeichnet. Solche Spannung aber manifestiert sich als solche immer auf der Gefühlsebene, oder sie ist nicht da. Leidenschaftsloses Interesse gibt es nicht. Desinteressiertheit hat dort allein positive Bedeutung, wo sie als Attribut sonnenhaften und nur in diesem Sinne zweckfreien Ausstrahlens in die Erscheinung tritt. Gleichgültigkeit ist, wie und wo immer sie sich äußere, ein recht eigentlich menschenunwürdiger Zustand, denn der Mensch als das Welt-offene Tier sollte von allem affiziert werden; nichts dürfte ihn unberührt lassen; nur Begabungsmangel entschuldigt sie allenfalls. Serenität und Gleichmut dürfen nur insoweit als Werte gelten, als diese Worte Drüberstehen über Kleinem und Kleinlichem und Gewachsensein großem und schwerem Schicksal dank Übermacht des

Geistes bezeichnen. So wie diese Worte gewöhnlich verstanden werden, bezeichnen sie nicht Tugenden, sondern Verfallserscheinungen. Die vielbewunderte Serenität des Greises bedeutet selten Besseres als Erlöschensein seelischer Glut, und der Gleichmut des vom Schicksal Getroffenen selten Besseres als Abgestumpftheit oder Abdankung. Obschon ich schon früher darauf hingewiesen habe (*W*, 45), möchte ich doch auch hier daran erinnern, wie Alt-China den Weisen kennzeichnete: durch eine Kombination der Ideogramme für Wind und Blitz: weise sei nicht der abgeklärte alte Mann, welcher alle Illusion verlor, sondern der dem Wind gleich unaufhaltsam vorwärtsstürmt und an keiner Station zu fassen ist; welcher dem Blitz gleich die Luft reinigt und, wo es gerade nottut, einschlägt. Ohne glühende Leidenschaft für seine Wahrheit und damit für deren Gegenstand, das Weltall, ist gerade kein echter Philosoph denkbar (*PK*, I), er, dessen Typus von der überwältigenden Mehrheit nach dem Bilde des kastrierten Maultiers vorgestellt wird. Gerade er befindet sich im intensivsten Spannungsverhältnis zum Nicht-Ich, da er es durch und durch erkennen und damit an ihm wachsen will. Nur der Seelenzustand des Gottsuchers ist ein noch gespannterer: bei der Unendlichkeits-Spannung, die zwischen Gott und Mensch besteht, und bei der brennenden Sehnsucht dieses Menschentypus nach Vergottung kann das nicht anders sein.¹

So verläuft auch das geistige und geistliche Wachstum mittels der Leidenschaften der Seele. Nur dienen diese hier einem höheren Prinzip, als die Seele selbst eines darstellt: der geistigen Persönlichkeit.

Es bedarf wohl keiner grundsätzlichen und ausführlichen Erörterung dessen, was Polarität ist und worin ein polares Verhältnis besteht (*AV*, IV). Wenige kurze Hinweise auf das Prinzipielle dürften genügen, um das, worauf es im vorliegenden

¹ Ich möchte hier doch ausdrücklich auf die beiden zusammenhängenden Tagungsvorträge „Spannung und Rhythmus“ und „Ökumenische Spannung und Weltüberlegenheit“ in *Wiedergeburt* hinweisen, weil ich besser wie dort das Grundproblem der Spannung zu behandeln nicht in der Lage bin.

Zusammenhang ankommt, einzuleiten. Das Wesentliche an jedem polaren Verhältnis, dessen elementarste und deshalb verständlichste Illustration die funktionell zusammenhängenden zwei Brennpunkte einer Ellipse darstellen sowie die zwei Pole, durch deren Korrelation hindurch jedes elektrische Phänomen sich äußert, besteht darin, daß jeder Pol zu seiner eigenen Realisierung oder Selbst-Konstituierung das fordert, evoziert und schafft, was er selbst nicht ist, was ihn jedoch ergänzt. So ruft in jedem polaren Verhältnis das Entgegengesetzte sein Entgegengesetztes ins Leben; im Höchstfall schafft ein Pol in seinem Gegenpole das, was er selbst nicht ist und nicht besitzt. Das psychische Verhältnis der Geschlechter zueinander (mit dem physischen brauchen wir uns hier nicht zu befassen) ist nun genau in diesem Sinne polar; so geschieht es mit Unvermeidlichkeit, daß Frauen, je männlicher die Männer sind, in Korrelation mit welchen sie sich entwickeln, desto weiblicher werden und umgekehrt. Jedes Geschlecht evoziert sein Gegen-Geschlecht zu dessen höchstgesteigerter Identität. Nun wird seit Jahrtausenden immer wieder behauptet, der Mann verträte das Prinzip des Geists, das Weib dasjenige der Erde. Insofern die Seele dem Erd-Teil des Menschen zugehört, trifft diese Bestimmung im großen ganzen zu. Nur folgt daraus nicht das, was meist daraus gefolgert worden ist, sondern etwas, woran kaum je bisher gedacht worden ist: gerade wegen ihrer Erdhaftigkeit hat das Weib die entscheidende Rolle in der Vergeistigung des Menschengeschlechts gespielt. Das Geistige im Manne ist es, was, sobald Höheres als körperliches Begehren im Spiele ist, die Frau am stärksten anzieht und fesselt. Daher ihr Kult des Helden und des großen Glaubenden: Mut und Glaube sind die Primärausdrücke des Geists (*SM, X*). Daher die Tatsache, daß es immer zuerst Frauen waren, die sich zu neuer Geist-Religion bekehrten und sie verbreiteten, die zuerst werdende Künstler erkannten und verstanden. Doch der paradoxe Tatbestand, daß die Frau gerade wegen ihrer Erdhaftigkeit besonders innig am Prozeß der Vergeistigung des Menschen beteiligt ist, läßt sich bis in das Elementare hinab

verfolgen; seine Erdwurzeln hat er in Ur-Eigenschaften des weiblichen Geschlechts. Die Frau und nicht der Mann ist ursprünglich dazu geneigt, zu unterscheiden und zu wählen: echtes Verständnis und gerechtes Urteil sind aber ohne Diskriminierung unmöglich. Der primitive Mann ist vom primitiven Verallgemeinerungsstreben des Intellekts besessen; so fehlt gerade ihm, obgleich er de facto als Geist das Einzigkeitsprinzip vertritt, wie das Weib als Seele die Gattung, ursprünglicher Sinn für das Einzige. Er faßt zusammen, aber er unterscheidet nicht. Demgegenüber unterscheidet die Frau aus Elementar-Instinkt, und dieses zwingt den Mann oder legt ihm nahe, seinerseits das Unterscheidungsvermögen auszubilden. So ist die Frau die wahre Initiatorin der Analyse, insbesondere auch der Psychoanalyse, deren wirklichkeitsgerechte Grundsätze wohl schon Eva richtig angewendet hat. Neigt die Frau also theoretisch zur Diskriminierung, so treibt sie ebenso elementarer Instinkt, dieser praktisch die Wahl folgen zu lassen: sie wählt einen Mann unter vielen, und damit behauptet und bejaht sie dessen Einzigkeit. Der Exponent alles Universellen nun aber ist das Einzige und nicht das Allgemeine (*SE, 434; W, 180, 189, 211, 253, 280, 558*). So ruft die Frau im Mann den Sinn für Einzigkeit überhaupt wach und damit die Einstellung, dank welcher allein er später seines eigenen Selbstes innerwerden kann. Von Hause aus hat der Mann für Einzigkeit keinerlei Sinn; immerdar verwechselt er das Universelle mit dem Allgemeinen.

Doch nicht genug dieser segensreichen Einwirkung der Frau auf die Geistesentwicklung: tiefes Verständnis und schon gar Spiritualisierung sind unerreichbare Ziele, bevor der Mensch gegenüber seiner Elementar-Natur Distanz gewonnen hat. Gerade Distanz nun fordert die Elementar-Natur der Frau. Daher ihr Sinn für Formen, welche sie selten erfindet, jedoch allemal sofort akzeptiert, sobald sie merkt, daß sie ihr Sicherung gewähren; nur die Verpflichtetheit des Mannes durch konventionelle Norm, bestimmte Grenzen nicht zu überschreiten, beschützt ihre Schwäche ursprünglich vor seiner Brutalität, und

Elementar-Wissen darum lebt auf den höchsten Kulturstufen fort. Da nun alles Höhere sich auf Elementarem aufbaut oder aber sich in dieses eingebil­det haben muß, um auf Erden wirk­sam zu werden, so darf man sagen, daß alle spätere innere Di­stanz, die den vergeistigten Mann kennzeichnet, durch das Sicherungsbedürfnis des Weibes vorgebildet worden ist. Inso­fern darf man weiter behaupten, daß die Frau auch den Schön­heitssinn des Mannes erweckt hat, denn es gibt keine Schönheit ohne Form, und alle vollendete Form ist schön. Alles das, um dessentwillen man das weibliche Geschlecht das schöne heißt, geht ursprünglich auf diesen elementaren Formensinn zurück. Und so erweist sich schließlich die Frau verantwortlich für das Dasein von Kultur überhaupt, obgleich sie nie selber solche ge­schaffen hat. Es gibt keine vollkommene Sinnesverwirklichung ohne geschlossene Form; je vollendeter diese, desto mehr ist der Sinn realisiert (*SE*, 265, 329; *W*, 232). Folglich gibt es keine Kultur ohne anerkannte Grenzen. Doch für das Geschlossene hat nur die Frau ursprünglichen Sinn (*AV*, 43—50). Gedenken wir jetzt noch des im Kapitel „Vorherrschaft der Frau“ von „Amerika“ ausführlich behandelten Verhältnisses, daß auf geistigem Gebiet die Frau inspiriert d. h. befruchtet, und der Mann gebiert, so haben wir an diesem ein Beispiel, wenn auch nur hindeutend, die ganze Tiefe und die ganze Weite dessen bestimmt, was das Wort Polarisierung im Zusammen­hang des Lebens bedeutet.¹ So können wir uns nunmehr ohne

¹ Ich muß hier wohl, um möglichem Mißverstehen vorzubeugen, das an zwei früheren Stellen (S. 72, 208) über die mann-männliche Liebe und Freund­schaft Gesagte in anderer Blickrichtung ergänzen. Selbstverständlich be­dingt und bedeutet auch sie Polarisierung, die unter besonderen Umstän­den ebenso fruchtbar wirken kann, wie mann-weibliche. Doch Erfahrung lehrt, daß das Bereich dieser besonderen Umstände sehr scharf und eng begrenzt ist, nämlich bis auf abnorme Fälle ganz und gar auf die verschie­denen Abarten des normalen Meister-Schüler-Verhältnisses, als welches, physiologisch geurteilt, eine Abart des Vater-Sohn-Verhältnisses darstellt. Letzteres wirkt aber nie im gleichen Sinne und vor allem nie gleichermaßen schöpferisch polarisierend, wie das zwischen Mann und Frau. Auf allen Ge­bieten des Lebens herrscht das Gesetz der Entsprechung von Ebene zu

Zwischenüberlegungen neuem Prinzipiellen zuwenden. Im Vorhergehenden ward an besonderem Beispiel der allgemeine Sinn der Schöpfung im Unterschied von der Entwicklung oder Fortentwicklung bestimmt. Während diese entwickelt, das heißt ausführt, was gegebene Voraussetzungen vorausbestimmt oder impliziert hatten, setzt jene neue Voraussetzungen als Ausgangspunkte neuartiger Entwicklung in die Welt. Neue Voraussetzungen nun entstehen auf Erden ausschließlich als Ergebnis von Polarisierung. Alle Schöpfung auf Erden ist das Ergebnis eines Polarisationsprozesses, so wie das Kind aus dem Zusammenwirken von Mann und Weib entsteht. So drückt sich die Tatsache, daß der Mensch wesentlich eine „Beziehung“ und

Ebene; darum ist es normalerweise ausgeschlossen, daß ein Mann von einem anderen Mann, soviel er ihm seelisch-geistig bedeute, so tief ergriffen werde, wie von einer geliebten Frau, vor allem aber, daß er gleichviel in ihm evoziere wie sie. Der Homerotiker, welcher auf Einfluß aus ist und der sich natürlich meistens Führer heißt, ist darum typischerweise Verführer: er muß junge Menschen richtiggehend seelisch verführen, auch wo er keinerlei homosexuelle Betätigung anstrebt, um das von ihm gewünschte Polaritätsverhältnis, das von der Natur nicht vorgebildet ist, künstlich zu schaffen, und dessen Früchte entsprechen dieser Künstlichkeit. Daher das typischerweise Verbildende des Bildungs-Einflusses des begabten Homeroitikers auf seinen Kreis. Sein Verführertum grenzt aber scharf ans Kriminelle überall, wo die Neigung zu jener Sonderart von Kreis-Bildung, die dem aktiven Homerotiker entspricht, in den Dienst des Machttriebs tritt. Da erweist sich der begabte Homerotiker allemal als Verführer im allerschlimmsten, d. h. in direkt satanischem Sinn. An solchen — nicht allzu seltenen — „Meistern“ können junge Menschen unmittelbar zerbrechen oder auseinanderfallen. Meiner Erfahrung nach kultiviert der (persönlich oft physiologisch durchaus normale) Homerotiker der gemeinten Gattung, um sein Ziel zu erreichen, nicht selten eine Art künstlicher Schizophrenie — z. B. indem er einerseits den weichsten Verstehener spielt, andererseits die grausamste Härte predigt —, die in den von ihm seelisch Abhängigen allzuleicht wirkliche Spaltung einleitet. Bedenkt man alles dies zusammen, dann gelangt man zum Ergebnis, daß Homeroitik unter allen Umständen als ungesund und verderblich gelten sollte. Und zwar ist die homoerotische seelische Einstellung das Verderbliche, durchaus nicht nur die homosexuelle Betätigung. Aus Furcht vor dem Gesetz enthalten sich ja die meisten Homosexuellen solcher, und die allermeisten heiraten

keine „Monade“ ist, im vorliegenden Zusammenhang so aus, daß die Steigerung des Menschen über einen gegebenen Zustand hinaus allemal eine Spannung zu anderem voraussetzt, welche Spannung nicht etwa zu einer Lösung oder einem Ausgleich führt, sondern zur Geburt eines Neuen.

Die schöpferischste Spannung unter Menschen ist die zu einem geliebten oder verehrten Du. Liebe und Verehrung schaffen das schöpferischste Kraftfeld, weil sie sich unmittelbar auf das Persönliche anderer Persönlichkeit beziehen. So erfährt in ihnen gerade die einzige Persönlichkeit die größtmögliche Steigerung und Bereicherung. Es erwachen in ihr alle schlummernden Kräfte, Keime entfalten sich, das Selbst assimiliert sich, wovor es sich vormals abschloß. Und im Verschmelzungsprozeß wird vieles anders, als es ehemals war. Es gibt nun aber ausschließlich geistige Persönlichkeit. Diese Bestimmung besagt das Folgende: alle Dinge und Begebenheiten sind zunächst nur da, sie sind ohne von menschlichen Voraussetzungen aus evidente oder auch nur unmittelbar faßbare d. h. menschliche Bedeutung. So sind auch alle Schichten des Menschenwesens bis zur Seele hinauf zunächst nur da, ohne persönliche Beziehung zum Selbst. Immer wieder, in allen Zusammenhängen, die unsere Betrachtungen zu behandeln Anlaß gaben, haben wir nun betont, daß das Ziel der Erfüllung persönlichen Lebens dieses Eine als „das Eine, was nottut“ fordert: alles Nicht-Ich persönlich in sich hineinzubeziehen und alles das persönlich auf sich zu nehmen, mit dem man sich ursprünglich nicht identisch fühlt und auch nicht notwendig zu identifizieren braucht. Dieses ist der tiefste Sinn der Forderung „Werde, der du bist“ und auch der tiefsinnigen, auf den ersten Blick schwerverständlichen Erklärung Luthers zur dritten Bitte des Vaterunsers: „Gottes guter gnädiger Wille geschieht wohl ohne unser Gebet; aber wir bitten in diesem Gebet, daß er auch bei uns geschähe.“ Bei Behandlung des unpersönlichen Charakters des Ur-Zusammenhangs der Menschen zeigten wir schon (S. 144), daß sich das eigentlich Persönliche hier nur in der inneren Haltung äußern kann, welche das Selbst dem Kollektivum

gegenüber einnimmt. Nun, fassen wir die Bedeutung alles dessen, was in das Bereich vorliegender Betrachtung fällt, kurz zusammen, so gelangen wir zum Ergebnis, daß die Verpersönlichung offenbar darin besteht, daß dem an und für sich Nicht-Persönlichen ein persönlicher Sinn erteilt wird. „Sinn“ ist nun ein rein und ausschließlich Geistiges, und aller Geist bedeutet zutiefst Sinn (*SE; W; A, II, X*). So besteht die Entwicklung und Entfaltung geistiger Persönlichkeit letztendlich darin, daß die Ebene des Sinnes zur eigentlichen Bewußtseins-Ebene wird, daß, wie wir es anderweitig einmal ausdrückten, der Geist zum biologischen Zentrum des Menschen wird und der Sinn des Lebens zum eigentlichen Leben. Doch der Sinn „an sich“ hat keinen Körper; er muß sich verkörpern, um manifest zu werden; für sich lebt er, wie die Inder sich ausdrücken, „jenseits von Name und Form“ Der unmittelbare Körper des geistigen Sinnes ist nun beim Menschen seine Seele. Geistige Persönlichkeit entsteht, wenn individuelle Seele begeistet wird.

Von hier aus, im Zusammenhang mit dem früher Ausgeführten, gewinnen wir einen Zugang zum Verständnis des Du in seiner nicht seelischen, sondern geistigen Bedeutung. Da der Mensch sich nur als begeistete Seele erfüllen kann, und es seelische Beziehungen sind — persönliches Interesse, Liebe, Leidenschaft oder deren Gegeneinandererscheinungen — welche den Geist ins Erdenleben hineinbeschwören, so ist auch auf der Ebene geistiger Persönlichkeit kein Ich zu denken ohne korrelatives Du. Die Organe der Seele, die Gefühle, sind eben sämtlich „gerichtet“ Ist deshalb kein Korrelat da in der Welt materialisierter Phänomene für ein gegebenes Ich, so schafft es sich ein solches in der Phantasie, oder es überträgt die eigensten Bilder seines Unbewußten auf beliebiges Äußeres. Hier erfassen wir denn die metaphysischen Tiefen der Idee jener christlichen Liebe, deren nur-seelische das heißt empirische Aspekte wir bereits bedachten: sie bedeutet recht eigentlich spiritualisierte „Freundschaft“ Die Phänomene vollentfalteter emotionaler Ordnung dienen hier zum Vehikel reinsten unirdischen Geists.

Die ganze Paradoxie der reinen Geist-Ordnung (*SM, XI, XII*) erscheint hier dem Erd-entsprossenen Seelenleben eingebildet. Damit aber erfolgt notwendig eine Betonung der Einzigkeit, welche Familien- und Freundschaftsgefühl für sich nicht setzen, so persönlich sie im übrigen seien. Das Christentum lehrt nicht den Affektions-, sondern den unendlichen Einzigkeits- und damit den Ewigkeitswert der Einzelseele. Es bejaht nicht den einem Liebesbunde zugehörigen unabhängig von seinem Wert, wie Familie und Freundschaft, sondern die Sündigkeit d. h. Wertlosigkeit des nur-Empirischen erkennend und behauptend, fordert sie den Ewigkeitswert des rein-Persönlichen und beschwört diesen damit in die irdische Erscheinung hinein. Daher die Transfigurierung, von der jeder Heilige, welcher je gelebt hat, ein eindeutiges Beispiel gibt. Der echtste Christ des letzten Jahrhunderts war ein Nicht-Christ im dogmatischen Verstand, der indische Mystiker Ramakrishna Paramahansa. Dieser war zuletzt physiologisch unfähig, in irgendeinem Weibe anderes als die göttliche Mutter zu sehen und im elendesten Paria anderes als einen Aspekt des Göttlichen. Das bedeutet, daß der völlig vergeistigte Kern-Mensch, welcher als Keim in jedem Menschen wenigstens schlummert, in Ramakrishna so ausschließlich bestimmend geworden war, daß er auch in anderen nur ihn sah und in rein göttlicher Liebe alle umfing und doch jeden Einzelnen dabei so, als sei er der einzig Geliebte. Die Möglichkeit solcher Transfigurierung lebt nun in jedem Menschen, weil jeder eben zutiefst geistiger Kern-Mensch ist. Daher die grenzenlose Idealisierung des Geliebten bei erster offenbarungsmäßig das Bewußtsein überschwemmender großer Liebe und die der Heiligkeit ähnliche Transfigurierung, die jeder Gefühlsreiche noch so kurze Zeit erlebt, solange er sich in diesem Zustande befindet. Da will er nur geben und schenken, nichts Schlechtes und Niederes bemerkt er auf dieser Welt. Dementsprechend ist die Gemeinschaft der Heiligen, welche einander im Himmel von Ewigkeit zu Ewigkeit lieben, ein durchaus gegenständlich gebildeter Grenzbegriff. Solange die Seele Lebenszentrum ist, und sei diese noch so begeistert und durchgeistigt, kann überhaupt

kein Ich bestehen ohne entsprechendes Du. Diese Behauptung impliziert, wohlgemerkt, durchaus keinen metaphysischen Pluralismus und auch keine pluralistische Ontologie. Hier wurde nicht ein Wort darüber hinaus gesagt, was sich kritisch begründen oder rechtfertigen läßt. Es ist von dem Standpunkt, den wir bisher erreicht haben, ganz einfach nicht auszumachen, ob nun der reine Geist im Menschen auf metaphysischer Ebene individuell ist oder einem Alleins angehört. Dafür ist sicher, daß jedes in der Seele verkörperte Ich durch seine bloße Existenz ein Du setzt.

Und nun vermögen wir auch, ohne weitere Auseinandersetzung, zu erkennen, worin der instinktiv von jedem erstrebte Einklang besteht, in sich zunächst und dann in bezug auf seine Nächsten und über diese hinaus mit der Welt. Ich sage Einklang, denn jener Friede, welchen der Osten für sich und andere als Höchstes ersehnt und herabfleht, bedeutet auch durchaus nicht Friede im pazifistischen Verstand, sondern Einklang; er entspricht dem deutschen „Heil!“ Auch Gesundheit ist Einklang und nicht Friede. Das Nicht-Ich der Mineralität, der Reptilität, des Blutes, der Gana, des Kollektivums gilt es zunächst zu beseelen und von der Seele her durchdringend zu vereinheitlichen. Doch erst nachdem die Seele ihrerseits auf geistigen Sinn zurückbezogen worden ist, ist der Mensch für sein eigenes Gefühl und seine eigenen Begriffe integriert. Dann erst hängt die Vielfalt so notwendig und organisch in seinem Ich zusammen, wie sie's im Falle eines vollendeten Kunstwerks tut. Nun aber steht jeder überdies in notwendiger Beziehung zu allem, was es außerhalb seiner gibt, und dies zwar auf allen Ebenen. Er ist in absolutem Sinne Welt-offen; gegen nichts kann er sich abschließen, ohne dadurch persönlich geringer zu werden. Wie er dem anorganischen All als integrierender Bestandteil zugehört, so ist er andererseits integrierender Bestandteil der Gesamtheit des Lebendigen, auf alles Lebendige bezogen, mit seiner Pflanzenheit auf alle Pflanzen, mit seiner Tierheit auf alle Tiere; mit den kollektiven Trieben seines Wesens ist er selbst Kollektivum, als Seele Bestandteil eines weit über

ihn hinausreichenden Seelenraums. Auf der Stufe geistiger Persönlichkeit offenbart sich ein neuer Zusammenhang, welchem der Mensch angehört: der zwischen jedem geistigen Ich und jedem geistigen Du. Dieser Zusammenhang ist es, welchen die „Gesammeltheit“ der Kirche (S.165) auf besonderer Ebene zu materialisieren sucht.

Je intensiver ein Mensch sich also als Beziehung, im Gegensatz zur Monade, als Bezieher und Bezogenes zugleich fühlt, desto reicher entfaltet er sich und desto tiefer wird er. Da nun setzen Polarisationsprozesse auf allen Ebenen ein. Doch eben zur Erfassung der ganzen Tiefe und Reichweite dieses Sonderproblems waren die vorhergehenden noch so kurzen allgemeinen Betrachtungen unbedingt vonnöten. Denn nun können wir ohne besondere Erörterung und Begründung des Besonderen das für das persönliche Leben entscheidend Wichtige als bündige These formulieren. Nichts widerstreitet der wahren Bestimmung des Menschen und der Idee seiner Erweiterung zu immer größerem inneren Reichtum und seines Aufstiegs zu immer freieren Höhen mehr, als eine Verengung des Gebietes möglicher Erfahrung und damit möglicher Polarisierung. Alle dem entgegenstehenden Normen der Religion, Moral und Ethik sind atavistische Produkte der Ur-Angst, oder aber Ausgeburten niedersten Neids. Nichts, was den Menschen freier, reicher, weiter und größer macht, kann aus Geistesgründen negativ bewertet werden, und umgekehrt nichts, was ihn einengt, verdürftigt, versklavt, anders als negativ. Hier haben die meisten der Vorurteile zu fallen, die noch innerhalb fast aller Gemeinschaften und auch noch für die Überzahl der Individuen Geltung besitzen. Wenn jede neue Polarisierung in beiden Polen neue Innen-Kräfte weckt, wenn jedes intensive Gefühl vertieft und neuen Geist beschwört, dann ist es irrsinnig, gerade Liebesbeziehungen ein für alle Male zu normieren und gar der Einzahl gegenüber der Vielzahl den Vorrang zu geben. Man sollte im Gegenteil wissen: wer da nur einer Beziehung — nicht nur in der Folge, sondern auch gleichzeitig — fähig ist, der ist ein dürftiger Geselle. Man sollte also nicht so wenig als möglich, sondern so viel als

möglich emotionale Interessen haben und pflegen. Denn auf dem höheren Seinsniveau, das allein ich hier im Auge habe, stellt sich die Frage gegenseitiger Störung nicht mehr: je höher entwickelt eine Seele, desto schärfer und deutlicher ist sie sich der Verschiedenheit jeder Sonderbeziehung bewußt. Die Liebe zu einem Menschen kann niemals die gleiche sein wie die zu einem anderen. Überdies gibt es generell verschiedene Arten von Liebe: eheliche, wesentlich nicht-eheliche, amitié amoureuse, Freundschaft, Familienzuneigung, verehrende Liebe zum Meister oder Führer, Vater-, Mutter-, Kindesliebe usw. Sie alle können gleich heiß und allversengend sein; sogar die Gottesliebe kann alle Zeichen der Erotik zeigen. Bei der Differenziertheit, dem Reichtum und der inneren Distanz, die eine Persönlichkeit kennzeichnet, welche sich alle Gelegenheit zunutze machte, die ihre Sonderstellung im Kosmos ihr bot, stört kein Sondergefühl irgendein anderes; alles kann nebeneinander bestehen, in Harmonie und Kontrapunkt. In solchem Falle gleicht der Mensch einem vielfältigsten und doch vollendet zusammenspielenden Orchester. Wer sich hier auf altehrwürdige Vorurteile beruft, der gedenke nur der kanonischen Vorstellung von der Liebe Gottes: diese umfaßt die ganze Schöpfung und ist doch auf jeden Einzelnen gleich intensiv persönlich bezogen. Das kann nur sein, weil — obschon dies keinerlei Dogmatik lehrt — Gott absolutes Unterscheidungsvermögen sowohl als Verschiedenseinkönnen zugetraut wird.

So ist es Zeit, daß jede moralische Entrüstung darüber grundsätzlich aufhöre, daß die meisten großen Männer und auch die meisten bedeutenden Frauen beziehungsreich in ihrem Gefühlsleben gewesen sind: es sollten vielmehr die „Armen im Herzen“ bemitleidet und die Pharisäer noch schärfer verurteilt werden, als schon durch Jesus geschah. Goethes „Doch widmet sich das Edelste dem Einen“ ist beinahe immer mißverstanden worden: besagter Vers verherrlicht keineswegs die Monophonie des Herzens, sondern stellt nur das Gefühl zum Einen dem „im Allgemeinen verschweben“ gegenüber. Goethe meinte Einzigkeitsbeziehung, das Gegenteil der Liebe eines Don Juan, welcher

an jeder Frau dasselbe erlebt. Aber ganz offenbar steht auch auf dem Gebiet des Herzens die Polyphonie über der Monophonie (*AV, VI*). Wer da nur einen Menschen lieben kann, beweist damit, daß er nur einer Art Liebe fähig ist. Dementsprechend ist denn die Treue, so wie sie meist verstanden wird und tatsächlich am häufigsten vorkommt, überhaupt nichts ethisch Wertvolles: sie bedeutet nur Festgelegtsein. Festgelegtsein, das heißt Verfallenheit, ist aber immer nur möglich von der Unterwelt her (*SM, 162*); nur sie bindet, nur sie ist träge, der Geist hingegen befreit, und je mehr er bestimmt, desto freier und selbtherrlicher erscheint der Mensch in allen seinen Beziehungen. Das Ideal liegt in grenzenlosem Beziehungsreichtum, nicht in Beziehungsarmut. Jede als einzig empfundene Beziehung stellt ja den Beginn dar einer neuen Welterschöpfung; an jeder wird jeder in der Seele tief Ergriffene reicher. Wer hätte es nicht gesehen, wie innerlich treueste Ehefrauen am ihnen selbst oft unbewußten Besessensein durch einen anderen Mann innerlich wachsen und so auch ihrem Gatten und ihren Kindern viel mehr sein können, als sie früher waren? Wer hätte es nicht erlebt, wie Männer daran verdürftigen und verkümmern, daß eigenes Vorurteil es ihnen verbietet, die Möglichkeit innerer Bereicherung auszunutzen, welche ein neues Gefühl für sie bedeutete? Ich rede gewiß keinerlei Libertinage das Wort: der Wert jeder Beziehung liegt in ihrer Seelenhaftigkeit, als welche im Höchstfall mit geistiger Spannung und Erfüllung zusammenfällt. Geschlechtliche Beziehungen als solche sind völlig uninteressant, die gehören zum untermenschlichen Gesundheitsproblem. Auf den Erlebnisreichtum und die Erlebnistiefe kommt es an. Erfüllt sich die Liebe zwischen Mann und Frau für das innerste Gefühl vollkommen nur, wenn auch der Körper mitschwingt, so liegt das am Ideal des Einklangs aller Schichten seines Wesens, welches jeder in sich trägt. Doch es gibt stärkste und tiefste Gefühle, welche keinerlei physische Entsprechung haben können. Immerhin wirkt Polarisierung desto schöpferischer, je mehr Schichten des Menschenwesens an ihr beteiligt sind.

Wir haben uns im vorhergehenden ausdrücklich mit der Dynamik polarer Beziehung beschäftigt. Aber es gibt keine Lebensäußerung, welche nicht auch ihren statischen Aspekt hätte. Von diesem statischen Moment hängt alle mögliche Dauerhaftigkeit ab. So gibt es auch eine und nur eine Form polarer Beziehung zwischen Menschen, welche ebenso Dauer schafft und Dauer ist wie die Familienbeziehung, nur auf der Ebene geistiger Persönlichkeit. Das ist die Ehe. Daher ihre völlig einzigartige Bedeutung für das persönliche Leben.

Der Ur-Zusammenhang der Menschen gehört der Elementarordnung des Lebens an. Deswegen sind nur Verbrecher oder Kranke wirklich asozial. Meist existiert Gemeinschaftsfeindlichkeit überdies nur scheinbar: entweder das Bewußtsein spiegelt die eigene Wirklichkeit nicht, oder aber Vorurteile und Vortäuschungen überschichten vorhandenes Erleben. Die Familie gehört der emotionalen Ordnung an; sie entspricht insofern, für das Menschenleben, ursprünglicher Notwendigkeit, und es beweist Entartung, wenn sie sich zersetzt. Anders steht es mit der Ehe. Diese kann sein oder auch nicht, ohne daß das eine oder andere Naturwidrigkeit bedeutete. Sie ist keine Notwendigkeit vom Standpunkt der Erdkräfte und von deren Entfaltung; von der Natur her beurteilt, ist sie freie Schöpfung. Sie gehört eben überhaupt nicht der natürlichen, sondern der spirituellen Ordnung an. Deswegen sehen alle höheren Religionen — auch die, welche zum Geschlechtsleben negativ stehen — in ihr ein Sakrament. Deswegen bedurfte das Zusammenfinden von Mann und Weib, auf daß es den Charakter einer Eheschließung gewänne, zu allen Sinn-verstehenden Zeiten der Einsegnung oder gleichsinniger Weihehandlung.

Denn die Ehe ist mit der Natur-Lebensform der Monogamie, der man bei so vielen Tieren begegnet, keineswegs identisch. Seiner ursprünglichen Neigung nach ist der Mensch, ob Weib, ob Mann, überhaupt nicht monogam; stellt er sich trotzdem in der Regel so dar, so liegt das beim Manne zumeist an ökonomischen und beim Weibe an pädagogischen Erwägungen. Menschengemeinschaft kann vorzüglich ohne Ein-Ehe bestehen,

wärmster Familienzusammenhang gleichfalls, und zur Kindererziehung ist sie grundsätzlich nicht vonnöten. Wohl bietet das Heim, in welchem ein Vater und eine Mutter in harmonischer Ehe zusammenwirken, die günstigste Wachstumsatmosphäre für die Seele, doch es ist nicht unvermeidbar notwendig, wie dies gerade jüngste Erfahrung dartut, auf Seelenwachstum Wert zu legen. Endlich verkörpert die Ehe vom Standpunkt persönlichen Liebesglücks nur in Ausnahmefällen das Ideal, weswegen große Liebende meist besonders wenig Verständnis für deren Tugenden gezeigt haben. Wer auf der Basis blinder Verliebtheit eine Ehe einging, wird nur in seltenen Ausnahmefällen nicht, früher oder später, um das ersehnte Glück betrogen; schon die Urzeit wußte dies: sonst endete im Märchen nicht jede Liebesgeschichte mit der Hochzeit, welche zur Sicherheit auch nicht auf heute, sondern auf morgen angesetzt wird. Die Antike kam niemals darauf, die Begriffe von Liebe und Ehe zu assoziieren. Als in der Provence die eigentliche Liebeskultur Europas ihre Laufbahn anhub, wurde sogleich statutarisch festgelegt, daß es wahre Liebe nur außerhalb der Ehe geben könne und dürfe. Und ähnlichen Motiven dankt der moderne Ehebruchs-Roman seine Entstehung. Das Mißverständliche dieser Auffassung werden wir später erweisen. Doch soviel ist gewiß: auf Verliebtheit oder Verfallenheit, diese Zustände unverantwortlichen blinden Müssens, die als der Gana-Ebene zugehörig nur durch deren völlig ungeistige und amoralische Normen bestimmt werden, welche wesentlich endlich sind und durch Geisteinfluß nicht dauerhafter gemacht werden können, als sie von sich aus sind, kann Dauerglück unmöglich begründet werden. In der Tat, wäre Glück, so wie Verliebte und Verfallene das Wort verstehen. Sinn und Zweck der Ehe, dann wäre sie zwar wohl erfunden worden, denn alle Liebe projiziert ihre Intensität in den Wunsch ewiger Dauer hinein, oder stellt sie in der Verkleidung dieser vor, doch längst hätte aufgetürmte Enttäuschung sie diskreditiert. Der Sinn und Zweck der Ehe liegt eben ganz anderswo, als Verliebte wähen. Das Glück, das sie gewährt, liegt in einer anderen Dimension.

Hier sind vieltausendjährige Vorurteile zu erledigen. Die Ehe bedeutet ihrem wahren Wesen nach keine Institutionalisierung der Liebe, wie in christlich-germanischen Ländern oft gewöhnt wird, keine Konvention zwecks Hervorbringung legitimer Kinder, wie sie das Römische Recht verstand; ebensowenig eine ökonomische Arbeitsgemeinschaft oder einen Sozialkontrakt: bei der Ehe handelt es sich in erster Linie und wesentlich um frei auf sich genommene und bejahte spirituelle Bindung. Deswegen besitzen viele Sprachen nur ein Wort für Versprechen und Verlobung: wenn einer sich zur Ehe entschließt, so bindet er sich im genau gleichen Verstande, wie wenn er sein Wort gibt. Deswegen werden junge Mädchen unwillkürlich ernst dem Leben gegenüber, sobald sich die Frage der Ehe für sie stellt, denn die erste Vorstellung, welche ihr Anspruch in ihnen weckt, ist die der Verantwortung, deren Idee der gleichen geistigen Ebene angehört, wie das Versprechen. Gleichsinnig drückt der junge Franzose seinen Wunsch, zu heiraten, oft so aus, daß er sich „rangieren“ will: nämlich in eine neue und wesentlich ernste Ordnung. Selbstverständlich hofft jeder junge Mensch in der Ehe vollkommenes Glück zu finden; sonst entschlösse er sich schwerlich zu ihr, und schon auf der Ebene der Pflanze versteht die Natur zu locken. Doch Frauen, die in allen Lebensfragen intimen Charakters viel tiefer und weiser sind als beinahe alle Männer, wissen andererseits zugleich instinktiv, daß bloßer Verliebtheit nachzugeben kein Glück gewährleistet; selten kommt es vor, daß sie nicht bereit wären, selbst starke Verliebtheit einem Glück zu opfern, das ihnen ernster scheint. Und tausendjährige Erfahrung beweist, daß sie damit beinahe ausnahmslos recht handeln. Das Glück, welches die Ehe gewährt, ist nicht Funktion der Liebe allein. Und andererseits hat es Liebes- und Geldheiraten und Standesehen und Vermählungen aus politischen und religiösen Gründen gegeben, welche alle zuletzt zu gleicher Art von Glück geführt haben. — Woran liegt das? Es liegt daran, daß das geistige Band der Ehe wenn nicht alle, so doch die allermeisten Triebe, Tendenzen und Beweggründe, welche zur Vereinigung der Geschlechter drängen,

zu einer autonomen Synthese auf höherer Ebene zusammenfaßt. Sie ist damit ein Mittel der Integration des Vielfachen zur Einheit, welche Integration, wie wir im vorigen Kapitel sahen, das eine Ziel alles wesenhaften geistigen Strebens ist.

Welches ist diese besondere Tugend der Ehe, die ihr die Macht gibt zur Vereinheitlichung und Integration? Die schon mehrfach angeführte Renaissance-Theorie der „Entsprechung“ von Mikro- und Makrokosmos in ihrem Wahrheitsgehalt wird uns am schnellsten den Weg zum vollen Verständnis weisen. Tatsächlich gehören Natur- und Menschenschicksal als integrierende Bestandteile der Gesamt-Weltordnung an; insofern hat jeder Teil notwendig am Charakter des Ganzen **participiert**. Im Ehe-Stand allein nun wird diese totale und integrale Teilhabe des Individuums am Weltengeschehe frei und freiwillig auf sich genommen und bejaht.

Alles höhere organische Leben beherrscht das Gesetz der Polarität. Nie jedoch können das männliche und das weibliche Prinzip so innig miteinander verschmelzen, wie sie es ersehnen, es sei denn für kurze Augenblicke. Und ebensowenig gelingt es einem der Pole je, dem Kraftfelde des anderen zu entrinnen. Ob aktuell wirksam oder nicht — ewig bleibt die Spannung zwischen den Geschlechtern die erste und letzte Instanz aller lebendigen Dynamik. Was schon von Tieren gilt, gilt vom Menschen in einem weit höheren Grad der Intensität. Denn in seinem Fall sind die natürlichen Beziehungen, über das, was sie für sich sind, hinaus, noch Ausdrucksmittel für die Bedürfnisse und Kräfte der Seele und des Geists. So verwandelt sich das allgemeine Geschick hier zum persönlichen Schicksal. Daher das Schicksalhafte aller Menschenliebe. Auf der Ebene bewußtgewordenen und bestimmenden Geists nun findet dieses Schicksalhafte der unentrinnbaren polaren Spannung, welche jeden Menschen an seinen Gegenpol bindet, seinen Ur-Ausdruck in der unauflöslichen monogamen Ehe, und in ihr allein. Eine leidenschaftliche Liebe stimmt nicht notwendig zum integralen Schicksal; sehr oft bedeutet sie ein direkt Exzentrisches, wes-

wegen sie ein Leben häufiger zerbricht oder auf Abwege führt oder zur Entgleisung bringt, als erfüllt. Unter keinen Umständen ist Liebe das integrale Schicksal, denn nie gelangen in ihr und durch sie sämtliche aktiven und passiven Haltungen, Betätigungs- und Erlebnismöglichkeiten zum Ausdruck, welche ein Sonderwesen im Zusammenhang aller Wesen und Dinge definieren. Liebe ist wesentlich nicht Verantwortung, und ohne Verantwortung gibt es kein persönliches Schicksal. Andererseits schafft die sogenannte polygame „Ehe“ das bipolare Kraftfeld nicht, das aus der Einehe den Spiegel des Weltchicksals macht. Und gar die Möglichkeit der Scheidung, die bei der Eheschließung mit in Betracht gezogen wird — von jener Prämeditation der Scheidung zu schweigen, welche den Schlüssel zum Rätsel so vieler modernen Heiraten darstellt —, nimmt der ehelichen Bindung alles Schicksalhafte. Deswegen ist diese, überall wo Ehe in unserem Sinne existiert, für wesentlich unlöslich, ja als unlöslich *par définition* erklärt worden, ganz unabhängig davon, ob es und welche praktische Mittel es gab, durch Scheidung oder Annullierung das Schicksal zu korrigieren.

Diese Unauflöslichkeit der Ehebindung bewirkt nun als solche und selbsttätig eine Identifizierung des persönlichen Schicksals mit dem Weltgeschehen. Fortan ist es nie mehr der Wunsch des Augenblicks, welcher an erster oder letzter Stelle zählte, immer ist es die Ganzheit des Lebens. Seinen Ur-Ausdruck findet dieses Verhältnis im Zusammenbestehen von dem Gatten gelobter Treue durch alle Neigungen und Interessen hindurch mit der für die Kinder übernommenen Verantwortung. Doch nicht anders verhält es sich im Falle sämtlicher wesentlicher Geschehnisse und aller Stadien auf dem Lebenswege: ist man einmal zu zweit vereinigt, dann ist es unmöglich, dieselben zu eskamotieren. Dann ist es unmöglich, sich außerhalb des ganzen Lebens zu stellen, dieses oder jenes auszuschalten oder nicht zur Kenntnis zu nehmen, mit den Zufällen der Stellung, des Vermögens, der Laufbahn nicht zu rechnen. Dann muß jeder bemerken, zuerst an seinem Gatten, dann in der Rückspiegelung an sich selbst, daß die Jugend flieht. Dann muß jeder

seine Aufmerksamkeit auf das heften, worauf es im gegebenen Leben wirklich ankommt, denn von Augenblick zu Augenblick zwingt ihn dazu das Echo, welches Erleben und Geschehen in der Seele des Gatten finden oder wecken. Es ist ein Zeichen reifer Kultur, wenn Sitte fordert, gerade im Eheleben alles Distanzierbare zu distanzieren, denn in der intimsten Form möglichen Zusammenlebens wirkt alles Nicht-Ich, das nun einmal zum Ich gehört, durch Bindung an ein nächstes Du, das es zurückspiegelt, besonders beengend; hier hat der Wortlaut des Zeitwortes „nahe-gehen“ besonders prägnante Bedeutung. Doch keine Distanzierung kann hier Schminke-artig verdecken. Und je größer die Rolle, welche Schminke sonst in einer Menschengemeinschaft spielt — das sogenannte mondäne Leben ist ganz auf der Fiktion aufgebaut, daß aufgetragene Farbe Natur sei —, als desto näher und wirklicher wird die Realität dessen empfunden, was das Intime berührt. Die Intimität ist die hohe Schule der Wahrhaftigkeit, zumal in deren schwierigstem Aspekt: dem des Ertragens der Wahrheit.

Andererseits aber macht das Erlebnis des unentrinnbaren Geschicks in Form eines ganz und rein persönlichen Schicksals dieses selbe Unentrinnbare wertvoll und kostbar. Dann gewinnt alles und jedes persönliche Bedeutung, gleichwie ein an sich wertloser Gegenstand, den einem ein geliebtes Wesen zur Erinnerung schenkte, durch diesen Umstand teuer wird. Sagt ein Mensch nun einmal also Ja zum Geschehe, dann vertieft und verinnerlicht er sich und gewinnt immer näheren Kontakt, welcher zuletzt zur Identifizierung wird, mit seinem tiefsten Selbst. Dieses Selbst ist eine spirituelle Wesenheit. Sein eigenstes Bereich ist das des Sinns und nicht des Tatbestands. Je mehr dieses spirituelle Prinzip im Bewußtsein bestimmt, desto mehr wird das ganze Leben auf eine höhere Ebene transponiert. Immer weniger zählen alsdann die Tatsachen als solche, immer mehr bedeutet der Sinn, den sie für bestimmtes persönliches und einziges Sein und Dasein haben. Dann aber mag das, was an sich traurig oder hart oder bitter ist, gar zur Grundlage hohen Glücks, ja zur Bedingung seiner werden. Nicht allein die mate-

riellen Güter: sogar Krankheit, Trennung und Tod verlieren alsdann ihren ursprünglich eigenen Sinn. Unter allen Umständen hat oder gewinnt alsdann alles Erlebte persönliche Bedeutung, und diese Akzentlage als solche steigert und vertieft das Lebensgefühl. Deswegen ist die Erinnerung an alle durchgekämpfte Widerwärtigkeit, an alles überstandene Leiden schön oder süß, während die wenigsten Freuden überhaupt erinnert werden: insofern Freuden selten tief ergreifen, bleiben sie bedeutungslos, und die Erinnerung an sie ist schal. Deswegen behaupten die meisten — sogar Goethe hat es getan —, nur wenig Erfreuliches erlebt zu haben: sie haben nichts Dauerhaftes davon gehabt und darum erinnern sie sich nicht.

Selbstverständlich ist es nicht unerläßlich, verheiratet zu sein, um des Lebens tiefsten Sinn zu realisieren: Heilige, Helden, Forscher, Erkenner, Künstler gedeihen am besten in persönlicher Abgeschlossenheit. Warum, ward bereits früher erklärt: entweder sind sie so Gefühls- und Beziehungsreich, daß kein Rahmen sie fassen kann; sie sind nur zum Ausstrahlen berufen. Oder aber ihr Kosmos-gewollter dauernder Gegenpol ist kein mögliches menschliches Du, sondern eine Aufgabe, ein Volk, das Weltall, Gott. Doch die Naturtatsache, daß der Mensch nur als Androgyne vollständig wäre — für die Natur machen erst Mann und Weib zusammen den Menschen aus —, bedingt, daß sich bei den allermeisten die ganze mögliche Dynamik des Lebens dann allein entfaltet, wenn die ursprüngliche polare Spannung zwischen den Geschlechtern sich in ihr in einer Dauerform auswirkt. Hier aber kommt deshalb das Eheleben grundsätzlich allein in Frage, weil es gerade das Bewußtsein der Unmöglichkeit, aus dem Kraftfelde auszubrechen, ist, welche Mann wie Weib dessen sämtlichen Einflüssen öffnet. Die Neigung des Menschen, den wahren Problemen und den wahren Schwierigkeiten des Lebens nicht ins Gesicht zu sehen, ist unermesslich groß: kein Wunder, denn Vogel-Strauß-Politik vereinfacht die Existenz. Neunundneunzig unter hundert Menschen leben dann allein ihr ganzes Leben, wenn äußere Umstände sie dazu zwingen, und solcher Zwang muß äußerst stark und

mächtig sein, damit die Initiative erwacht zur Wandlung und zum Aufstieg. Man erinnere sich der Geschichte jenes indischen Chelah, der sich bei seinem Guru, einem großen Rishi, darob beklagte, daß er trotz jahrelangen Übens noch nicht weitergekommen sei. Der Weise warf den Schüler in den heiligen Teich und hielt dessen Kopf so lange unter Wasser, bis daß er fast ertrunken war. Nachdem er sein Bewußtsein wiedererlangt hatte, sagte jener zu ihm: „Erst wenn du dich so stark nach dem Heil sehnst, wie unter Wasser nach Luft, wird es dir gewährt werden.“

So ist es im allgemeinen das frei-willig auf sich genommene und innerlich bejahte Opfer der eigenen Freiheit, welches an sich gleichgültigen Geschehnissen Schicksals-Charakter verleiht. Und im Fall der überwältigenden Mehrzahl aller Menschen ist es einzig solche Bejahung der Unentrinnbarkeit eines äußeren Geschehens, welches dieses auf die spirituelle Ebene geistigen Schicksals hinaufhebt. Die Buddhisten haben am besten verstanden, warum der Junggeselle, ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, kein vollständiger Mensch ist, denn sie stellen ihn unmittelbar dem — Mönch entgegen. Der Asket, welcher allem entsagte, ist nach buddhistischer Auffassung das vorgeschrittenste Wesen dieser Erde, weil sein ganzes Leben Disziplin und Verantwortung ist in Hinsicht auf letzte Vollen- dung. Der Junggeselle hingegen weicht der Verantwortung aus, oder er verleugnet sie; deswegen sei er, dem Verheirateten gegenüber, ein Mensch geringeren Werts; ja er habe von allen Menschen die geringsten Chancen, auf dem Pfad, der gen Nirvana führt, voranzukommen.

Doch will ich mit den letzten Behauptungen beileibe nicht sagen, daß die Eheschließung als Opfergang aufzufassen sei. Das Wesentliche am betreffenden Opfer, so weit es wirklich ein Opfer darstellt, ist ja gerade, daß es zugleich tiefste Selbstbehauptung bedeutet. Und nur letzteren Aspekt des Zusammenhanges kann und soll der junge Mensch bei der Eheschließung innerlich erleben. Der letzte Sinn des Sinngemäßen, das einer tut, offenbart sich immer zuletzt, und wird er vorzeitig bewußt,

so kann er daran sterben. Alles Leben gleicht einer Melodie. Dem Sinne nach ist das Ganze vor den Teilen da, so wie es vom Ganzen her in der Seele des Tondichters entsteht; doch sie aktualisiert sich nur von Überraschung zu Überraschung als zeitlicher Ablauf. Da kann das Ende gar nicht vorweggenommen, da kann kein Takt außer der Reihe gehört, da kann das Ganze als solches gar nicht realisiert werden, außer im Abspielen der Takte und Sätze in der rechten Folge. Genau in diesem Verstande kann der letzte Sinn einer Tat erst spät oder am Ende eingesehen werden — nicht weil die Weisheit spät komme, sondern weil es zum Wesen dieses oder jenes Motivs gehört, erst im letzten Satze anzuklingen. Genau in diesem Sinn, und nicht etwa um der zu wahrenen Unschuld willen, ist verfrühte „Aufklärung“ verfehlt. Genau in diesem Sinne bedeutet es Störung des Lebensrhythmus, wenn ein junger Mensch, welcher zu heiraten wünscht, dabei anderes spürt, als Sehnsucht nach persönlicher Erfüllung. Und diese „soll“ er als Erfüllung von Liebesehnsucht vorstellen, er „soll“ glauben, die Liebe als solche sei und schaffe alle Erfüllung, denn die anderen, ernsten und tragischen Motive dieser Symphonie klingen erst in einem späteren Satze an. So ist es in der Ordnung, wenn ältere Berater das Gefühl haben, daß sie an ihren jungen Hörern vorbeireden, indem sie sie über „die Wahrheit“ aufklären: die Jungen können solche Wahrheit gar nicht anerkennen, denn zu deren Auffassung fehlen ihnen die Organe. Aus allen diesen Gründen bezeichnet denn nicht allein Liebe, sondern sogar Verliebtheit, ein so Oberflächliches letzterer Zustand sei, den für Normalmenschen normalen Weg zum Eingang einer guten Ehe. Hier ist noch das Folgende zu sagen. Junge Menschen haben wenig bewußte Gefühle und Strebungen, und diejenigen, welcher sie sich bewußt sind, sind überdies wenig differenziert. Ihre Seele stellt eine Art von Skizze dar: erst die Lebenserfahrung vollendet sie zum Gemälde. Doch man muß eben damit anfangen, was man hat, und normalerweise gilt im Alter, da junge Leute freien, das ausschlaggebende Interesse der Liebe. Alles andere entfaltet sich später, ein jedes zu seiner Zeit. Doch wenn die

jugendliche Seele eine Skizze ist, so offenbart sie desto deutlicher und reiner die großen Züge des späteren Gemäldes. Deswegen sind es gerade die Jungen, welche, wenn sie ans Heiraten denken, am meisten das Wort Schicksal gebrauchen. Deswegen nehmen sie ihr Wählen und ihre Wahl viel ernster, als es erfahrene Männer und vor allem vielerfahrene Frauen tun. Die Jungen sind es denn auch — dies gilt jedenfalls von den meisten wohlgeratenen Mädchen —, die bei der Eheschließung an erster Stelle an den geistig-seelischen Sinn der einzugehenden Verbindung denken — das heißt, soweit sie denken.

Bei der Ehe handelt es sich sonach wesentlich um keine körperliche, auch keine seelische, keine soziologische oder gar politische Beziehung — obgleich die Schwiegermutter auf spanisch *madre politica* geheißen wird! — sondern eine spirituelle. Der Weiheakt, welchen die Eheschließung sogar in den Augen solcher erheischt, die an keine positive Religion glauben, bekundet als solcher, daß es sich hier um eine Bindung handelt, welche nicht der Natur-Ebene angehört. Die Ehe ist, in der Tat, wie dies die Zeit, in der das christliche Sakrament der Ehe in Deutschland Wurzel faßte, so tief verstand, daß sie sofort das einzig zutreffende Wort für ihren Tatbestand fand, ein richtiger Stand. Das heißt ein bestimmter Stand in der kosmischen Ordnung, welche auf geistiger Ebene alles Empirische, was Leben zu zweit zufallen mag, in eine Sinneseinheit einbezieht.¹ Diese eine Tatsache rechtfertigt den Unterschied, der zwischen Ehe, Konkubinat, Liaison, Verhältnis usw. gemacht wird. Diese eine Tatsache begründet und rechtfertigt die Vorstellungen von Ebenbürtigkeit und Mesalliance. Insofern jeder ursprünglich einen bestimmten Standort in der Natur- sowohl als der Geistesordnung hat, kann Ehe die Erfüllung, die sie sein soll, nur dort bedeuten, wo die Gattenwahl dem Standorte entspricht. Das heißt, sie muß gerade auch dem Nicht-Ich, welches un-

¹ Vgl. den Aufsatz des Grafen Paul Thun-Hohenstein „Standesehe“ und den meinen, betitelt: „Von der richtigen Gattenwahl“ im *Ehe-Buch* (Kampen auf Sylt, Niels Kampmann Verlag, Volksausgabe. Geschrieben 1925).

ablöslich zum jeweiligen Ich gehört, vollständig Rechnung tragen.

Da dieses Nicht-Ich bei wenig individualisierten Menschen im Bewußtsein weitaus überwiegt, so kann es gar nicht anders sein, als daß die in der Tradition verankerten Gesichtspunkte, die bei der Eheschließung in Frage kommen sollen, mehr unpersönlicher als persönlicher Art sind. Und auch heute noch bedeutet soziale, religiöse, weltanschauliche, ja pekuniäre Kompatibilität den meisten Europäern ein Wichtigeres als die individuelle; denn im großen und ganzen leben sie, von ihrem persönlichen Selbst her beurteilt, außer sich; nur in den kurzen Perioden des Hoch-Gefühls, deren im Falle der meisten wichtigste, wenn nicht gar einzige, mit der Hoch-Zeit endet, zählt das Persönliche bei ihnen überhaupt. Sonst nehmen sie es kaum ernst. Bestehe deshalb auch die beste persönliche Harmonie zwischen Gatten solcher Artung: herrscht in bezug aufs eigentlich Unpersönliche keine Übereinstimmung, dann ist bald das Unheil da. Doch auch bei höchstindividualisierten Menschen stellt sich das Ehe-Problem nie wesentlich anders. Beruht die Neigung, welche zwei Menschen zueinander fühlen, ausschließlich auf Persönlichem, dann ist gerade im Falle tiefster und leidenschaftlichster nichts weniger indiziert als eheliche Verbindung, denn der banale Alltag mit seinen Sorgen, der intime Kontakt außerhalb der Liebes-Spannung und die unvermeidliche Einordnung des Persönlichen in einen unpersönlichen Pflichtenkreis kann da die Beziehung nur schädigen. Hier liegt die ideale Lösung nicht darin, daß jeder Hans sein Gretchen kriege, sondern daß Abaelard und Héloise trotz respektierter Konvention einander all' das Positive sein und geben können, was im Wesen ihrer Liebe liegt. Hieraus folgt nun aber wiederum nicht, daß ein romantisches Verhältnis gegenüber der Ehe ein Höheres sei: es ist ein anderes. Und das spezifisch Bildende und Beglückende, welches die Ehe bietet, gewährt jenes nie.

Es ist wohl zweckentsprechend, wenn wir gerade an dieser Stelle unserer Betrachtungen jenes besonders Bildenden und Beglückenden der Ehe in dem Zusammenhang gemäßiger Ab-

wandlung und Erweiterung noch einmal gedenken. Die Ehe-Bindung bezieht fast alle natürlichen Bestrebungen in eine höhere Synthese ein; nicht allein die biologischen, sondern auch die moralischen, sozialen, ökonomischen und die, welche den Menschen über sich selbst hinausweisen. Eine vollkommene Ehe entspricht in der Praxis formell in hohem Grade dem, was in der Theorie das ideale philosophische System wäre: alles hängt von Grund aus und durchaus zusammen. Doch das einzigartige Glück, welches Ehe bieten kann, hat überdies in spezifischen Tugenden seinen Grund, auf die wir noch nicht hingewiesen haben. Selbstverständlich heiratet man zur naturgewollten Zeit des Freiens, um miteinander jung zu sein. Doch das Glück, welches Ehe allein gewährt, liegt gerade im Älter- und Altwerden miteinander. Einem wohl abgestimmten Paar bedeutet die Flucht der Jugend kein Unglück: alles und jedes, bis zum Verfall der Kräfte, gewinnt da positiven Sinn. Jedes Stadium auf dem Lebenswege hat seinen vorherbestimmten, seinem Eigen-Sein entsprechenden Ort. Dies gilt gleichermaßen und gleichsinnig von Freude und Leid, denn beide hängen innigst zusammen (*W, II, 7*). Wir zeigten, daß in der Ehe das Welten-Geschick zu rein persönlichem Schicksal wird. Doch das ist noch nicht alles: die Ehe hebt das innere Schicksal grundsätzlich über das Natur-Geschick hinaus; sie konstituiert es als selbständige, ausschließlich der Region persönlicher Bedeutung angehörige Melodie, womit sämtliche Tatsachen als solche entwirkt und zu Sinnbildern umgeboren werden. Dank dem braucht die Liebe, zwischen Freund und Freundin das erste und letzte Wort, in einer Ehe nicht diese Bedeutung zu haben. Mehr und mehr, je weiter das Leben voranschreitet, wird sie zu einem Elemente unter anderen; und sie kann zugunsten anderer an Bedeutung einbüßen, ohne daß die Innigkeit der Beziehung darunter litte. Im Idealfalle liegt der Hauptnachdruck zuletzt auf dem inneren Wachstum, welches ein Gatte im anderen in beglückter Teilnahme schaut und fördert. Eheleute, welche ihr Zusammenleben auf diese höchste Ebene hinaufgehoben und sicher darauf begründet haben, sind dem

äußeren Geschick damit buchstäblich überlegen geworden; was immer solchen zufalle und widerfahre, sie sind miteinander glücklich, denn alles und jedes hat für sie positive persönliche Bedeutung. Doch mehr oder weniger haben alle Gatten, welche des wahren und eigentlichen Sinnes der Ehe überhaupt für sich inne geworden sind, an deren Eigen-Tugenden teil. Man redet viel zuviel von der Erziehung, welche Eltern den Kindern geben: ungleich wichtiger dünkt mich die, welche die Kinder den Eltern zuteil werden lassen. Durch ihr bloßes Dasein zwingen die Kinder diese zu einer Haltung, die ihrem „Stand“ entspricht. Insbesondere fordern sie, daß jeder der Eltern sein wahres Alter zeige und betätige. Wieviele Töchter haben nicht ihre oberflächlichen Mütter durch den Rat überrascht, dieses oder jenes Kleid anzuziehen, weil es sie älter mache! Wieviele Väter hat blindes Vertrauen in ihre Umsicht und Tatkraft nicht in Verlegenheit gebracht! In der Tat erlebt die Frau ihre Vollendung in der allwissenden Mutter, welche unmöglich jung sein kann, und der Vater im Typus des waltenden Gottes. In einer Zeit irrsinniger Überschätzung der ersten Lebenshälfte scheint mir diese Erwägung besonders beherzigenswert, denn nichts fällt heutigen Menschen schwerer als älter zu werden, das Positive dieses Vorgangs zu sehen und so den Ablauf des Lebens als Aufstieg zu erleben.

Doch habe ich nicht nur die Erziehung der Eltern durch die Kinder im Auge, wenn ich vom Erzieherischen der Ehe rede — in einem anderen Zusammenhang äußert es sich noch bedeutender. Hiermit habe ich nun freilich gerade das nicht im Auge, was die in Deutschland so schauerlich grassierenden Schulmeister-Naturen an ihr loben: etwa daß Männer den Frauen alle „Sentimentalitäten“ abgewöhnt, oder diese deren „Fehler“ gebessert hätten: wer einer Frau ihr Frauentum aberzieht und in den „Fehlern“ überhaupt Abzulegendes sieht, der ist nicht wert, daß man mit ihm über Persönliches rede. Ich meine jene wichtigste rein individuelle Heranbildung zur Persönlichkeit, die erst mit der Lebensmitte beginnen kann.¹

¹ Vgl. hierzu den Aufsatz C. G. Jungs „Vom Werden der Persönlichkeit“ in *Wirklichkeit der Seele*, Zürich 1934.

Erst nachdem sich die Jugend vollendet hat, beginnt bei den meisten der Vorgang inneren Wachstums, dessen Ziel die persönliche Vollendung ist, welche jeder im tiefsten meint, wenn er das Wort braucht. Der Rhythmus des Werdens der Seele fällt mit dem des Körpers nicht zusammen, und der Rhythmus beider ist verschieden von dem des Geists. Dieser, als Wesens-Kern des Menschen, bestimmt aber letztlich. Er wird nicht älter, er wird jünger mit den Jahren, sofern unter Jugend Vitalität und Wachstumsfähigkeit verstanden wird. Und er vermag normalerweise erst von der Lebensmitte an den Gesamtorganismus des Menschenwesens zu durchdringen. Gerade hier nun kann das Kraftfeld der Ehe durch sein bloßes Dasein mehr bewirken, als jede Seelen-Behandlung. Mein Ehe-Buch enthält einen Aufsatz „Die Ehe als analytische Situation“, welchen zu schreiben ich Hans von Hattingberg gebeten hatte. Diese Arbeit ist freilich spezialistischer geraten als ich's wünschte. Gerade unabhängig von aller Pathologie ist die Ehe die analytische Situation par excellence. Hier besteht dauernder Kontakt von Unbewußtem zu Unbewußtem; alle Motive spielen vom einen zum anderen hinüber, alle Komplexe reagieren sich wechselseitig ab. So dauert hier allein die Behandlung lange genug, um vollständig zu sein; hier allein klingen sicher alle Motive an, welche zum Zweck des Heilwerdens anklingen sollen. Echte Liebe ist ein Besseres als jene „Übertragung“, mittels welcher der Psychotherapeut so viele seiner Erfolge erzielt. Vor allem aber will der Gatte wirklich des Gatten persönlich Bestes, was beim Außenstehenden niemals gewiß ist. Das Problem des Analytikers stellt sich ethisch ernster, als allgemein zugestanden wird. Ganz abgesehen davon, daß ohne Anlage zu indiskreter Neugier, zu Sadismus und zu Machtmißbrauch so leicht keiner diesen Beruf ergreift: der Analytiker muß von Sprechstunde zu Sprechstunde schauspielern; jedem Patienten gegenüber vertritt er anderes, Vater, Mutter, Geliebte, Tante oder Lehrer. Da nun von aller persönlichen Beziehung die Echtheit das ausschlaggebend Wichtige ist, so ergeben sich hieraus allein schon viele Mißstände

Mehr will ich über diesen Aspekt des Problems nicht sagen. Nehmen wir jetzt den Gedankengang wieder auf, in dem wir die Ehe als einen besonderen Stand bestimmten. Ein Stand ist einzig vom Geist her zu bestimmen: dieser eine unanfechtbare Satz beweist den geistigen Urgrund der ehelichen Beziehung. Aber freilich kann Geist von sich aus jedes beliebige Element bevorzugen, herausheben, betonen und überbetonen, und meist hat er dies, so oder anders, mit schädigendem Endergebnis getan. Die Idee der Ebenbürtigkeit gibt an sich einer ewigen Wahrheit Ausdruck. Sie meint, grundsätzlich bestimmt, daß es der wenn nicht erreichten, so doch erreichbaren Niveaugleichheit hinsichtlich der Natur sowohl als der Kultur bedarf, damit die komplementären Pole der Mann-Weib-Beziehung sich wirklich entsprechen; insgleichen, damit das gleiche Niveau sich in der Nachkommenschaft fortsetze, denn dieses hängt mehr von der Familienatmosphäre ab, als von dem Blut. Mit dem „Niveau“ nun hat es die folgende Bewandnis. Jede begeistete Seele stellt einen Sinneszusammenhang dar, dessen Mittelpunkt so oder anders, höher oder tiefer liegen kann. Je nach der tatsächlichen Lage ist der Mensch oberflächlich oder tief, überlegen oder subaltern; der Überlegene steht naturgemäß über den Dingen, welche den Subalternen beherrschen. Der Mittelpunkt des fraglichen Sinneszusammenhangs ist der eigentliche Brennpunkt der Persönlichkeit; je nach seiner Lage, also je nach dem Niveau, erhalten alle Sondereigenschaften einen anderen Sinn. Er ist andererseits rein innerlich bedingt, aus der Natur nicht abzuleiten. Insofern stellt das Niveau recht eigentlich die empirische Basis aller Werte dar. Hieraus folgt denn, daß die erkannte „Leitlinie“ eines Lebens an sich noch nicht genügt, um seinen Sinn zu bestimmen: es gilt vor allem zu erkennen, auf welcher Ebene sie liegt. Genau wie ein Piccolo, dem es beschieden ist, zum Oberkellner aufzurücken, dasselbe Horoskop haben mag wie ein Napoleon, genau so gibt das Niveau überhaupt dem irgendwie Bestimmten erst seinen letzten Sinn. Nun ist der Sinn des Ebenbürtigkeitsgebots sowohl als dessen prinzipielle Gültigkeit wohl klar: nur niveaugleiche Menschen können sich im

Guten ergänzen. Erstens ergänzen sie sich im Fall von Niveauverschiedenheit nicht wirklich, denn gerade das für das Zusammenstimmen Wesentliche fehlt. Zweitens und vor allem zieht, gemäß dem Übergewicht der Schwerkraft auf Erden, das Niedere das Höhere naturnotwendig herab. Es ist unmöglich, Niederes und Höheres zur Harmonie zu bringen auf der Basis der Gleichberechtigung: entweder dieses gewinnt die Oberherrschaft oder jenes. So ist denn Niveaugleichheit das Minimalgesetz der richtigen Gattenwahl.¹

Die wahre Ebenbürtigkeit besteht sonach in der Niveaugleichheit. Damit ist klar, daß die Ebenbürtigkeitsforderung absolut berechtigt nicht allein, sondern daß sie zwingend ist, wenn anders der Ehestand seine höchsten Tugenden auswirken soll. Da jeder Einzelteil eines Menschen von dem Gesamtniveau seinen Sinn erhält, so ist es recht eigentlich sinnwidrig, einen Menschen zu freien, und stimme man im einzelnen noch so gut mit ihm überein, welcher als Ganzes unter einem steht. Dies kann nimmer gut ausgehen, vom Standpunkt der Gatten sowohl als von dem der Nachkommenschaft. Da Seele notwendig auf Seele wirkt, und Gen auf Gen, so muß die unebenbürtige Ehe mit seltenen Ausnahmen zur persönlichen Herabminderung und zum Kulturrückgang der Rasse führen. Dies haben alle Völker mehr oder weniger stark und deutlich gefühlt. Doch die allermeisten Menschen waren von jeher äußerlich, und so wüßte ich von keiner historischen Norm, die sich nicht als letztlich verfehlt und schädigend erwiesen hätte. Im Laufe unserer Betrachtungen über die Familie stellten wir fest, daß die Ehe aus deren Rahmen herausfällt, weil sie grundsätzlich in einer Verbindung von Individuen nicht gleicher Abstammung besteht, die einander persönlich, aus persönlicher Zuneigung wählten und nicht von Hause aus zusammengehören; sie ist also weder ein Problem des Kollektivums überhaupt, denn gerade auf dem Persönlichen ruht hier der Nachdruck, noch insbesondere der Verwandt-

¹ Obige Betrachtungen über den Sinn von „Niveau“ sind ein Zitat aus meinem zweiten Aufsatz im *Ehe-Buch*, welcher auch sonst vieles näher ausführt, was ich hier nur in seinen großen Zügen behandeln kann.

schaft. Was letztere betrifft, so beweisen die strenge Exogamie fordernden Gesetze der meisten Primitiven, daß sich die menschliche Ur-Natur dieses Umstandes instinktiv bewußt ist. Der Sinn und Grund seiner liegt in einer Steigerung dessen, was schon bei Protozoen nach einer bestimmten Zeitdauer der Vermehrung durch Teilung Verschmelzung mit anderen Tieren fordert: nämlich in der Erforderlichkeit der Erhaltung und Steigerung der Spannung. Leben ist ein Spannungsphänomen; dauernden Ausgleich schafft allein der Tod; von Gleichgewichtsmangel zu Gleichgewichtsmangel strömt es in die Zukunft hinaus. So fordert die Fortpflanzung die Vereinigung mit Fremdem. Nur darf es nicht so fremd sein, daß es den Typus sprengt und jedes Gleichgewicht vernichtet; in letzterem Fall erfolgt buchstäbliche Zersetzung oder Artentod. Praktisch nun ergibt sich aus der Notwendigkeit der Spannungs-Erhaltung einerseits, und gleichzeitiger Nicht-Gefährdung des Grundgleichgewichtes andererseits, die Erforderlichkeit der Alternanz von Perioden der Inzucht mit solchen der Blutmischung. Im Kapitel „Blut“ der „Südamerikanischen Meditationen“ schrieb ich darüber das Folgende (S. 87/88): „Jedes Kulturvolk hat sich auf irgendeiner Stufe an den Normen der Ebenbürtigkeit oder Rassenreinheit orientiert. Damit tat es jedesmal recht, solange die besondere Periode eines stabilisierten und dabei vitalen besonderen Gleichgewichtszustandes währte. Nie aber währte sie lang; bald bedingte Fixiertheit Erstarrung und Vitalitätsverlust. Dann lag die Rettung, falls solche überhaupt noch möglich war, allemal in der Verjüngung dank Orientierung an den entgegengesetzten Normen. So finden wir in entgegengesetzten Zuständen entgegengesetzte Ideale im gleichen Sinne heilsam wirkend. Hat der Vollmensch alter Kultur allen Grund, auf Rassen-Reinheit und Ebenbürtigkeit zu halten, auf daß kein fremdes Gen das bestehende optimale Gleichgewicht erschüttere, so fordert gesunder Instinkt überall, wo Neues entstehen soll, Mischung. Dieser Instinkt leitete die Eroberer des alten Römerreiches; so entstanden die heutigen Kulturvölker. Gleicher Instinkt läßt Nordamerika alle Kasten- und Rassenvorurteile im Rahmen der

weißen Menschenabart ablehnen. — Was hier von Völkern gilt, gilt ebenso von Familien und Einzelnen. Bedeutende Individuen sind immer aus der Art Geschlagene, denn keine Art als solche ist bedeutend. Ihre Bedeutung hängt, soweit sie biologisch faßbar ist, von einem höheren vitalen Spannungsgrade ab, und dies ist der Grund, warum hohe Begabung so oft mit gemischtem Blut zusammengeht, warum alle hervorragenden Völker der Geschichte aus besonders günstiger Blutmischung hervorgingen, ihren Höhepunkt zu der Zeit erlebten, wo die Spannung, welche jene bedingte, in besonders günstiger Ratio stabilisiert war, und ihre Bedeutung proportional dem Ausgleich und damit Nachlassen der Spannungen im Nationalcharakter einbüßten.“

Je mehr nun auf dem Individuellen und Persönlichen der Nachdruck liegt, je mehr Aufstieg und nicht Erhaltung von Bestehendem Ziel ist, desto mehr sollte bei der Eheschließung das Motiv der Ergänzung an die Stelle dessen der Artgleichheit treten; Niveaugleichheit sollte Minimalforderung sein bei aller Gattenwahl, und die Vermählung mit einem Partner höheren Niveaus das Ideal, denn nur solche dient der Rassenhöherzucht. Leider aber ist wahre Einsicht in Europa immer nur ausnahmsweise am Werk gewesen, und auch dort ist schwer zu entscheiden, ob nicht mehr Glück als Verstand dabei beteiligt gewesen war; ich denke hier zumal an die nie vorauszusehende Übertragbarkeit des Niveaus eines bedeutenden Stammvaters durch mehrere Generationen. Meist ist gerade das Ausschlaggebende — die Niveaufrage — gar nicht berücksichtigt und aller Nachdruck auf Partielles oder Äußerliches gelegt worden. Meist ist das Niveau nicht nach dem Maßstabe dessen, was es wirklich bedeutet, sondern nach dem der äußeren Stellung, der auf dem Papier nachweisbaren Abstammung, dem des Ansehens eines Namens, des Vermögens, der Beschäftigung, der Ansichten, ja der rein zoologisch bestimmbar Rasse bemessen worden, also so verkehrt als irgend möglich. Daß dies zu keinen katastrophalen Konsequenzen geführt hat, liegt einzig daran, daß im Falle aller, außer der drei letzten Motive, echtes höheres Niveau in irgendeinem Verstande wenigstens bei Vorfahren vorlag, an

dem die Erben desto häufiger teilhatten, vor je kürzerer Zeit jene Vorfahren lebten. Doch je länger die fragliche Zeit, desto mehr entspricht Berufung auf gute Abstammung dem Geist der kapitolinischen Gänse. Die innere Gespanntheit und Vitalität des Familientypus läßt bald so weit nach und fixiert sich zuletzt so sehr in reiner Mittelmäßigkeit, daß sogar Aufkreuzung mit Götterblut solchen Geschlechtern keine bedeutenden Kinder mehr entlocken könnte, denn dem Geist der Erde entspricht das Niedere und Mittelmäßige weit besser als das Erhabene. Wer also ausschließlich Pastoren oder Professoren oder Juristen zu Vorfahren hat, der ist, wenn nicht töricht, so doch sicher kein Vollmensch, sondern ein Fragment.

Hier habe ich vor allem den Aspekt möglicher Nachkommenschaft, also der körperlichen Übertragung, betont; aber was in bezug auf die Kinder gilt, gilt natürlich erst recht hinsichtlich der gegenseitigen psychischen Beeinflussung, Steigerung oder Herabminderung von Mann und Frau. Die so tiefsinnige Idee des Standes ist gerade in Deutschland so lange schon verkannt worden, daß darum allein schon eine echte Standesehe bei uns zu den allergrößten Seltenheiten gehört. So muß denn vieles besser verstanden und von dort aus real anders werden, damit die Ehe wieder das bedeute, was sie bedeuten kann. Daß sie in den letzten Jahrzehnten fortlaufend an Prestige und Würde eingebüßt hat, ist kein Wunder: ein Wunder ist vielmehr, daß dies nicht in noch höherem Grade geschehen ist. Es gilt also, die Ehe zu restaurieren auf einer den neuen psychologischen und soziologischen Umständen entsprechenden neuen Ebene.

Wir haben uns hier vielleicht ein wenig mehr, als die strikt verstandene Thematik eines Buchs vom persönlichen Leben fordert, mit dem Problem der Eheschließung beschäftigt.¹ Für das persönliche Leben steht natürlich das Problem der Ehe-

¹ Das Problem der Ehe hat so viele Aspekte, daß nur polyphone Behandlung seiner es einigermaßen erschöpfen kann. Dies ist dank der Zusammenarbeit von 24 verschiedenen Geistern in verschiedenen, genau aufeinander abgestimmten Fragestellungen im *Ehe-Buch* geschehen, dessen Lektüre ich jedermann, der es noch nicht kennt, als Ergänzung vorliegen-

führung gegenüber dem vorhergenannten voran. Und gerade da erweist sich die Geistigkeit des Ehe-Bands: ohne echte Kunst gelingt keine Eheführung, und die Kunst ist auf Erden recht eigentlich die Eigen-Ebene des Geists. Doch auf dieses letzte

der Betrachtungen ans Herz legen möchte. In der ersten Niederschrift dieses Kapitels, welches ursprünglich nur von der Ehe handeln sollte, wurden noch weitere Sonderaspekte des Eheproblems berücksichtigt, deren Betrachtung im Text dieses Buches die erweiterte Fragestellung der Endfassung verbietet. So wähle ich den Ausweg, einen Teil des 1934 Geschriebenen in Form einer Anmerkung beizufügen. „Die Geschichte verläuft oft einem Gesetz gemäß, welches dem des musikalischen Kontrapunkts vergleichbar ist. So hat Leonie von Ungern-Sternberg in ihrem schönen Beitrag zum *Ehe-Buch* das Problem der Ehe der Zukunft sehr glücklich dahin bestimmt, daß der unvermeidlichen Mechanisierung oder Gleichschaltung des äußeren Lebens Personalisierung des Innenlebens entsprechen müsse; dann allein könne Niedergang vorgebeugt werden. Die Institutionen als solche verlieren, in der Tat, immer mehr ihre bildende Kraft. ‚Es liegt im Wesen unserer Zeit‘, schreibt Frau von Ungern, ‚daß die objektiven Normen sich vom Lebendigen als solchem lösen und nur noch Werkzeuge des Lebens formen. Alle Gebrauchsgegenstände werden mehr und mehr auf gewisse Typen gebracht, wie sie zur Zeit des Handwerks undenkbar waren. Aber die rein menschlichen Beziehungen entziehen sich immer mehr festen und hergebrachten Formen. Es gibt normalisierte Kochherde, Schreibpulte und Automobile, aber keine normalen Ehen mehr. Das äußere Leben spielt sich immer mehr gemäß entsprechenden Schemen ab. Alles aber, was nicht zur Erhaltung der Gesellschaft als wirtschaftlich fundiertem Ganzen dient, was nur persönlich ist, wird der objektiven Stützpunkte beraubt, wird auf reine Spontaneität, wache Bewußtheit und Tapferkeit gegründet. Das Eigenleben der Institutionen erstirbt; sie sind kein Rahmen mehr, in dem der Mensch emporwachsen kann, aber auch kein Schicksal mehr, das ihn zerbricht.‘ In Deutschland geben sich viele der Einbildung hin, daß obige auf westliche Zustände hin geschriebene Betrachtungen hier nicht gelten: in Deutschland gelten sie mehr als irgendwo, denn in keinem anderen Lande erfolgt die Gleichschaltung mit gleicher Vehemenz und Suggestionskraft. Deswegen stellt sich das Problem kompensatorischer Personalisierung des Innenlebens bei uns am akutesten und schicksalschwangersten. Andererseits aber ist in Deutschland die echte Standes-Ehe, und das will sagen die einzige überhaupt echte Ehe, von allen Ländern Europas am ehesten neu zu begründen, weil einerseits der aristokratische Gedanke eine Wiedergeburt erlebt, und weil andererseits extreme äußere Gleichschaltung im persönlichen Menschen

Problem können wir hier noch nicht unsere Aufmerksamkeit konzentrieren: das kann erst im vorletzten Kapitel dieses Buchs geschehen. Dieses Kapitel wollen wir damit beschließen, daß wir unsere Sondererkenntnisse über die Ehe in den allgemeinen

mehr als seit Jahrhunderten den Sinn für die Bedeutung des rein Persönlichen weckt oder doch bald wecken wird.

Der Individualismus des 19. Jahrhunderts hat sich auch in der Ehe ad absurdum geführt, und aus den gleichen Gründen, wie auf den in früheren Kapiteln behandelten Gebieten: weil er dem Nicht-Ich, das unablöslich zum Ich gehört, nicht Rechnung tragen wollte. Und hier erwies es sich auf besonders bittere und schmerzliche Weise, daß vom Nicht-Ich nicht abgesehen werden kann, weil dieses Absehen zum vermeintlich Besten des Persönlichen geschieht und nun gerade dieses leidet. Das Ende jeder Liebe tut weh. Ist nun aber eine ihrem Wesen nach zu Dauer bestimmte auf Verliebtheit gegründet, als welche nicht anhalten kann, so ist späteres Unglück unvermeidlich. Scheidung mit ihrer Publizität ist aber allemal etwas Häßliches, jede feinere Seele tief Verwundendes. Sehen Frauen nun gar in der Ehe nichts als ein möglichst kurzes Abenteuer, ist dementsprechend der Scheidungsprozeß ihr Element, wie dies von so vielen Amerikanerinnen gilt, dann verrohen sie so, daß man im Extremfall sagen kann: von allen Dirnen sind die sich ewig wiederverheiratenden anständigen Frauen die wenigst achtbaren. Überdies aber sind sie innerlich allemal elend. Die Individualisten indes, gleichviel welchen Geschlechts, die ihre verfehlte Grundeinstellung dadurch zu korrigieren trachten, daß sie eine beliebige Ehe aushalten und ihre ganze innere Erfüllung außerhalb derselben suchen, fahren nicht besser, denn die Intimität der Ehebeziehung bindet sie doch an Haupt und Gliedern. Es gibt nur eine wirkliche Lösung des Eheproblems: nicht den falschen Menschen zu freien und mit dem richtigen unlöslich verbunden zu bleiben, was immer geschehe. Diese Lösung, welche dem Sinn nach die der ältesten und besten Tradition ist, gewährleistet allein dauerndes Glück.

Nur setzt gerade die traditionelle Lösung auf der heutigen Bewußtheitsstufe andere Zahlen zur Eintragung in die algebraische Gleichung voraus, als dies vor der Emanzipierung des Individuums der Fall war. Es setzt gerade die Errungenschaften des individualistischen Zeitalters voraus. Jene Personalisierung des Innenlebens, welche zur Kompensierung der unausweichlichen Mechanisierung oder Gleichschaltung des Äußerlichen unerläßlich ist, wenn der heutige Zustand nicht zum Niedergange führen soll, setzt voraus, daß nunmehr das Individuum selbständig, selbstherrlich, aus freier Initiative von sich aus tue, was ihm früher Tradition oder die Weisheit Anderer und Älterer abnahm. Daß also das Individuum auch hier, in

Rahmen des Problems der Polarisierung wieder hineinbeziehen. Zum besten Übergang wird uns die Betrachtung einer besonders wichtigen, aber auch besonders häufig falschverstandenen Seite des Problems der „Ehe als Kunst“ dienen. Richtig verstandenes und geführtes Ehe-Leben verstärkt gerade nicht die Neigung,

diesem persönlichsten Falle, das Nicht-Ich bewußt in sich hineinbezüge. Und das ist möglich. Das ist hier sogar besonders gut möglich, gerade weil tiefste persönliche Interessen den Ausschlag geben, weil gerade das tiefste Ich mit dem Nicht-Ich zusammenhängt. Wirklich eingesehene Irrtümer hören auf zu bannen, klare Erkenntnis zeitigt von selbst entsprechende Entschlußkraft; vom Bewußtsein her wird so, durch einen unwillkürlich verlaufenden Prozeß, das Unbewußte umorientiert, neu eingestellt, verwandelt. Und so erfolgt auf die Dauer ganz von selbst das hier entscheidend Wichtige: die dem Nicht-Ich entsprechenden, auf dieses bezogenen Strebungen werden aus der Verdrängung herausgehoben und neu vitalisiert. Dieses durchaus nicht Irrationale ist es, was die so viel und laut geforderte Wiedergeburt des Instinktiven tatsächlich bedeutet. Mitnichten liegt in Neuüberantwortung an das blinde Müssen das Heil, sondern im genauen Gegenteil dessen: in einem persönlichen Integrationsprozeß, einem Integrationsprozeß im persönlich höchstbewußten Individuum. Nur solcher kann eine neue und bessere Lösung irgendeines Gemeinschaftsproblems bewirken. Im Falle dessen, welches die Ehe stellt, diese persönlichste und intimste aller Gemeinschaftsformen, ist aber diese Apokatastasis, diese „Wiederbringung“ des Nicht-Ich zugleich der eine Weg zum rein-persönlichen Glück. Die folgende zusammenfassende Formel macht wohl am deutlichsten, was hinfort, und zwar zum erstenmal in der Geschichte, grundsätzlich möglich wird: das normale Zusammenfallen von Liebes- und Standesehe.

Noch einige wenige Worte über das Problem, ob sich die Form der Ehe in der Zukunft wenig oder viel oder gar nicht zu wandeln hätte; es bedarf nur weniger Worte, da das meiste dessen, was in diesem Kapitel auszuführen unterlassen wurde, im Ehe-Buche erschöpfend behandelt steht. Die Zeit ausschließlichen Besitz-Rechts eines Menschen auf den anderen ist selbstverständlich um. Es ist indessen mehr als unwahrscheinlich, daß sich die Institutionen als solche wesentlich ändern sollten. Seit Adam und Eva, die doch vor recht langer Zeit schon diesen Planeten bewohnten, hat sich sehr wenig in diesem Sinn geändert; und was sich fortan ändern sollte, wird unter allen Umständen geringfügig sein gegenüber dem, was unverändert beharren wird. Was sich hingegen wesentlich ändern wird, ist die Auffassung der Dinge. Immer mehr wird die öffentliche Meinung ebenso large urteilen, wie es die großen und freien Geister von

sich auf der Ebene des nur im oberflächlichen Verstand Persönlichen festzulegen: es lehrt vielmehr die meisten derer, welche überhaupt bildungsfähig sind, schneller und leichter als alles andere, dieses vom tief-Persönlichen zu unterscheiden. Ist nämlich die Ehe unlöslich, dann muß jeder verständige Mensch

jeder taten; immer mehr wird sich entsprechende Freiheit auch im Leben äußern. Das heißt, immer mehr Menschen werden lernen, ein reiches Leben zu führen und solches Leben gelten zu lassen, ohne dadurch bewährte Rahmen zu sprengen. Legalisiert dürfte wenig von dem werden, was heute nicht legitim ist; es ist unmöglich, den Unterschied zwischen Ehe und Verhältnis, zwischen legitimen und illegitimen Kindern zu verwischen, ohne daß lebenswichtige Belange darunter litten. Aber wenn andererseits, entsprechend den Einsichten unseres zweiten Kapitels, das Gesetz und damit das Legitime als solches seinen Heiligkeitscharakter einbüßt, wenn ferner das Besondere und Einzige der Ehebeziehung schärfer als früher erfaßt wird, dann wird ohne Insistieren — denn es gibt kein größlicheres Insistieren als das Legalisieren — manches allgemein möglich werden, was heute noch undurchführbar scheint. Im sozialistischen Zeitalter werden immer mehr Menschen nicht in der Lage sein, zu heiraten; dementsprechend werden freie Beziehungen selbstverständlich häufiger werden. Aber man wird nicht über deren Sondercharakter reden: mag dieser so oder anders sein — hier wird bald die gleiche Diskretion Anstandsregel sein, das gleiche Tabu obwalten, wie gegenüber dem Privatleben von Eheleuten. Andererseits wird man immer mehr erkennen, daß das Familienleben ein Beruf ist, den nicht jeder erfüllen kann, und daß die Ehe ein ganz besonderes Band darstellt. So werden weniger Menschen heiraten, die nicht heiraten sollten, und weniger Menschen den falschen Partner. Alle diese Differenzierungen liegen nun im Sinne neuen Reichtums, neuer Tiefe des persönlichen Lebens. Eine Differenzierung aber wird den Reichtum des persönlichen Lebens am meisten fördern — und mit dieser ist es heute besonders schlimm bestellt. Außerordentlich viele junge Menschen glauben sämtliche Probleme des Lebens vom Wahrhaftigkeitsideal aus lösen zu können. Im Kapitel „Delicadeza“ der Südamerikanischen Meditationen haben wir gezeigt, daß die Schönheit andere Wurzeln hat als die Wahrheit; und daß es unter Umständen, gerade vom Standpunkt des tiefsten Geists, mehr darauf ankommt, was verletzt und was nicht verletzt, als darauf, was wahr ist und was nicht. Ein reiches persönliches Leben ist nur möglich, wenn Schweigen und Verschweigen als ebenso positive, mit Kunst zu handhabende Lebensäußerungen gelten, wie Reden und Zeigen. Und wenn erkannt und anerkannt ist, daß vieles Köstlichste im Leben mit Schweigen und Geheimhalten steht und fällt.“

darnach trachten, sie auf solcher Ebene zu begründen, wo die störendsten Konflikte sich erledigen; das aber ist einzig und allein die Ebene der geistigen Persönlichkeit. So erzieht die rechtverstandene und -gefühlte Ehe unwillkürlich auch dazu, das vom Geiststandpunkt Unter-Persönliche nach Art eines Tieres zu behandeln und die Ehe-Beziehung in ihrer Einzigkeit so herauszuarbeiten, daß gerade die eingehaltene Bindung frei macht. Als Illustration dessen, was hier ist oder sein soll, diene die Eifersucht. Als Tier ist jeder Mensch eifersüchtig und soll es sein; denn da er als Erdwesen eben Tier ist, so hat jede Frau recht, welche einem Mann, der sie zu lieben vorgibt, nicht traut, falls er tatsächlich keine Eifersucht kennt. Doch andererseits kann diese Eigenschaft ihrem Wesen nach nur dem Tier im Menschen eignen; deswegen ist es buchstäblich irrsinnig, ihre Konflikte persönlich zu nehmen. Da gibt es nur ein richtiges Verhalten: das Tier an gefährlichem Ausbrechen zu hindern. Und da dieses nicht klüger ist, als andere Tiere auch, so gelingt es bei genügender Lebensweisheit leicht. Der Mann darf der Frau, welche ihn liebt, und umgekehrt, nie zeigen, was Eifersucht verderblich aufflammen lassen könnte. So verbot und verbietet es die noch heute in Frankreich zum Segen der Ehen fortwirkende Tradition des 18. Jahrhunderts dem Gatten, zugegen zu bleiben, wenn seine Frau einen anderen Mann empfängt. Die Frage, ob ein Partner zur Eifersucht Grund hat, stellt sich vernünftigerweise überhaupt nicht: als blinde Naturkraft hat die Eifersucht immer Grund zum Ausbrechen, sobald die entsprechenden Reize auf sie einwirken, so wie der Stier automatisch wütend wird, wenn er ein rotes Tuch sieht. Diese überaus wesentliche Scheidung zwischen dem Tier und dem persönlichen Menschen in sich nun lehrt die Ehe tiefe Menschen heutiger Bewußtheitsstufe unwillkürlich vornehmen. Keiner, welcher für die moralische Zukunft zählt, glaubt noch an jenes Besitzrecht eines Gatten auf den anderen, jene scheußlichste aller Ausgeburten des Unterweltgeists, mit welchem frühere Zeiten das Problem zu lösen unternahmen. Ich weiß von keinem bedeutenden Manne und von kaum einer bedeutenden Frau irgendeiner

Zeit, welche buchstäblich die eheliche Treue gehalten hätte. Denn hier hat Christus recht mit seinem Spruch: „Wer da ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe gebrochen mit ihr in seinem Herzen.“ Und nichts beweist größere moralische Oberflächlichkeit, als jene Sophistik, dank welcher Frauen, welche gerne alles bis auf das eine gewähren, sich für treu halten. Die sinngemäße Lösung des Dilemmas liegt unter gar keinen Umständen in einer Restauration der alten, harten und starren Normen: sie liegt dort, wo sie meistens liegt, in einer „Richtigstellung der Bezeichnungen“ Und das bedeutet für diesen Fall: in einer tieferen Fassung des Treue-Begriffs. Treue in der Ehe darf nur mehr als Treue zur spezifischen Ehe-Bindung verstanden werden. Von dieser richtigen Bestimmung aus geurteilt, erscheint nun der, welcher sich aus dem Gefühl der Eifersucht oder des Betrogenseins heraus scheiden läßt, viel untreuer als der Ehebrecher. Worauf es wirklich ankommt, ist die Ehebindung als solche zu pflegen und ihre Schädigung zu verhüten. In diesem Zusammenhang aber bedeuten Aufmerksamkeit, Einfühlung, Takt, Rücksicht, Verständnis, Helfen- und Fördern-Wollen ein weit Wichtigeres als Treue im üblich-buchstäblichen Verstand.

Jede polare Spannung und damit jedes polare Verhältnis wirkt sich eben in allen seinen positiven Möglichkeiten nur dann aus, wenn es sich „rein“ darstellt; wenn so genaue Entsprechung zwischen Voraussetzung, Funktion und Ergebnis besteht, wie in einer richtig angesetzten Gleichung. So stellt die Ehe nicht „das“ Generalideal aller möglichen Beziehungen zwischen den Geschlechtern dar, sondern sie bezeichnet ein ganz bestimmtes, von anderen qualitativ verschiedenes Spannungsverhältnis. Daß wir die Ehe ausführlicher, als alle anderen möglichen Beziehungen, behandelt haben, liegt an der ungeheuren Bedeutung für das persönliche Leben gerade dieser persönlichen Beziehung zwischen Menschen. Nun aber geht andererseits aus unserer genauen Untersuchung dieser Beziehung implizite hervor, daß die Ehe ein richtiger Beruf ist, zu dessen meisterhafter Ausföhrung es der inneren Berufung bedarf. Die hat nicht jeder,

und so sollte es seitens der öffentlichen Meinung verurteilt werden, wenn Menschen heiraten, welche seelisch — nicht allein physiologisch — nicht dafür geeignet sind. Die, welche keine Berufung zur Ehe haben, sind andererseits aber die, welche typischerweise andersartiger schöpferischer oder fruchtbarer polarer Beziehung besonders häufig fähig erscheinen. Hier wurzelt die Wahrheit der Idee des Zölibats für geistlich Strebende. Ich habe nie verstehen können, wieso ehrliche Menschen, welche Bescheid wissen könnten, es über sich bringen, den Unsinn nachzuplappern, daß die geschlechtliche Energie in spirituelle umzusetzen sei. Jede differenzierte Funktion äußert sich, um welche Schichten immer es sich handle, ausschließlich auf ihrer Sonderebene auf die ihr angemessene Art; ein direktes Umsetzen von Körperlichem in Geistiges gibt es nicht. Im hier betrachteten Sonderfall liegen die Dinge ganz anders und sehr viel einfacher, als meistens angenommen wird: wer dazu berufen ist, Yogi oder Heiliger zu werden oder Gott zu schauen, ist meist ursprünglich so organisiert, daß seine Grundpolarität ein Zurücktreten des Physischen fordert; unterdrückt also ein solcher seinen Geschlechtstrieb, so befreit ihn das. Bei jedem anderen hingegen führt Gleiches zu verderblicher Verdrängung. Darin liegt noch ein Vorzug der Ehe für die allermeisten Menschen: indem sich der Geschlechtstrieb in ihrem Rahmen einerseits befriedigt, erfährt die Befriedigung andererseits in ihm doch nicht die Überbetonung, welche, wie Bertrand Russell einmal richtig bemerkt hat, für illegale Beziehungen so charakteristisch ist. Bei Mystikern trifft es buchstäblich zu, daß Gott oder Göttin die ihnen entsprechenden Liebesgegenstände sind. Von hier aus können wir denn endlich auch das sogenannte „sachliche“ Interesse in den Zusammenhang persönlichen Lebens richtig einstellen. Es gibt überhaupt keine wirklich sachlichen Interessen, welche der Rede wert wären. Sieht einer seinen Lebensberuf in der Philosophie oder Geschichte oder Kulturkunde oder Naturforschung oder der Staatsführung oder der Kunstausübung, dann bedeutet dies, daß seine Sonderstellung im Kosmos ein ähnlich gespanntes Polaritätsverhältnis

zwischen ihm und seinem Interessenbereiche setzt, wie solches sonst zwischen einander liebenden Menschen besteht. Ein solcher Mensch wächst an seiner Arbeit, seinem Berufe, seinem Amt, wie ein anderer an einem geliebten Weibe wächst. Und genau im selben Sinne, wie das normale Ergebnis der Geschlechtsliebe das Kind ist, ist es beim geistigen Schöpfer das Werk. Doch auch hier hüte man sich vor Verallgemeinerung: wie gerade die glühendsten Liebesbeziehungen kinderlos bleiben müssen, um ihren Sinn zu erfüllen — alle Bedeutung liegt hier nur darin, was ihre Liebe für die Liebenden selbst bedeutet —, so ist nicht jeder, der sich in geistigen Beziehungen auslebt, geistig schöpferisch. Der Kontemplative, der Gottestrunkene, auf niederster Stufe der Kunstgenießer entspricht auf der Ebene geistigen Erlebens dem Liebhaber im Unterschied vom Gatten, oder aber dem Weibe im Gegensatz zum Mann. Und man schätze den tief Erlebenden, aber Nicht-Schöpferischen ja nicht deshalb geringer ein: im lebendigen Kosmos entspricht der Kontemplative dem Täter, der begeisterte Zuhörer dem Dichter, der Verstehende dem schöpferischen Philosophen, der Gläubige dem Religionsstifter im Sinne echter organischer Korrelation.

Wir werden die Behandlung des für das persönliche Leben entscheidend wichtigen Problems der Polarisierung im nächsten Kapitel fortsetzen und soweit als möglich zu Ende führen. Halten wir hier vor allem dieses fest: auch als geistige Persönlichkeit ist der Mensch eine „Beziehung“ und keine „Monade“; niemals ist er allein und nichts vermag er aus sich selbst allein. Um persönlich zu wachsen und voran- und höher hinaanzukommen, bedarf er der Mitwirkung der ganzen Welt. Eben deswegen kann er im Höchstenfall deren Angel sein.

VI.

WELTFRÖMMIGKEIT

Georg Groddeck, jener merkwürdigste aller Ärzte, der eine Laotse-artige Mensch, der mir begegnet ist, improvisierte einmal auf einer Darmstädter Tagung der Schule der Weisheit eine Rede, in welcher er gegen Geist und Seele eiferte und als Höchsta Ausdruck des Lebens das — Ei feierte: was dies vermöchte, ginge über die Kraft jeder anderen Lebensform. Seither ist mir diese Erinnerung das beste Sinnbild dafür, was der Deutsche meint, wenn er das Werden dem Sein vorzieht, das Dunkle dem Klaren, das Ungestaltete der Gestalt. Es ist nicht so, wie so viele Franzosen denken, daß die Deutschen eben noch „jung“ wären: junge Völker sind meist am starrsten in ihrer Form (AV, VIII). Für das deutsche Bewußtsein liegt der Nachdruck, selbst im Falle höchster Kultiviertheit, auf dem Germinalen, mit welchem Begriff sich der allgemeine Sinn dessen, was Groddeck am Ei pries, wohl am besten fassen läßt. Und der Nachdruck liegt dort, weil die deutsche Seele tatsächlich germinaler ist als die irgendeines anderen mir bekannten lebenden Volks. Die besondere Anlage, in der sich dieses Allgemeine äußert, ist das deutsche Gemüt.

Dieses ist durchaus nicht gleichbedeutend mit Gefühlsfülle oder -reichtum oder -kraft, oder mit Emotivität oder Sensitivität oder Leidenschaftlichkeit: in jeder einzelnen dieser Eigenschaften stehen andere Völker den Deutschen zum mindesten gleich. Gemüt ist auch nicht gleichbedeutend mit Seelenfülle oder Seelenhaftigkeit, obgleich letzteres Wort auf deutsch einen ähnlichen Sinn hat wie gemütvoll; denn zweifelsohne eignet vielen anderen Völkern nicht weniger Seele.¹ Das Wesentliche

¹ Woher die allein den Deutschen eigentümliche Kultur der Gemütsinnigkeit stammt, hat Alfred Weber in seiner *Kulturgeschichte als Kultur-*Keyserling, Leben 18*

am deutschen Gemüte ist, daß es ein Nicht-Differenziertes ist; es ist das seelische Ei, aus dem sich die bestimmten Funktionen, für welche alle Sprachen Worte haben, im Lauf der Entwicklung herausdifferenzieren. Deswegen ist es auch ein Irrtum, Gemüt speziell als Gefühlsanlage zu verstehen. Gemüt ist ein viel Umfassenderes; ja es ist ein psychisch Allumfassendes. Daß das Wort in jedem ein emotionales Echo weckt, hängt damit zusammen, daß die Urform des spezifisch menschlichen Psychismus eben die Emotivität ist; beim Menschen tritt diese zu den Ureigenschaften alles Lebens, der Sensibilität und Irritabilität, hinzu, in ihr liegt der Mittelpunkt seines Erlebens; dies ist ein anderer Ausdruck für unseren in einem früheren Kapitel be-

soziologie (Leiden 1935, S. 287) meines Wissens zum ersten Male richtig beleuchtet. Zur Ergänzung unserer allgemeinen Betrachtungen, die ich im Text nicht durch Einzelheiten beschweren möchte, bringe ich in einer Anmerkung ein längeres Zitat: „Es sind (in Deutschland und anliegenden nordalpinen Ländern) die städtischen Schichten, die das geistige Leben tragen — aber, inmitten jener demokratischen Freiheitswelle, die geschildert wurde, ganz anders als die Renaissancestädte in Italien. Es mögen die Patrizier, die Zünfte, es mögen die Verlagsarbeiter politisch entscheidend werden, die Stadt mag ihre Autonomie behalten oder sie verlieren, für ihren kulturellen Lebensatem wird überall ausschlaggebend der kleine Mann, der mit dem Felleisen als Handwerker in die Stadt gekommen ist, besitzlos, auf Gemeinschaft und gemeinschaftliche Nahrungssicherung eingestellt. Er, der von Handarbeit in Selbstverwaltung dieser Arbeit lebende Genosse und sein sozialer Nachschub bestimmt seit etwa 1350 die Atmosphäre, in der man kulturell und geistig schafft. Man schafft im seelischen Bereich einer Lebensdemokratie, die, mochten größere oder geringere Teile der Handwerkerschaft aufgestiegen sein und zu Wohlhabenheit gelangen, in ihrem Wesen unverändert blieb. Sie ist als solche Lebensdemokratie ein einzigartiges Phänomen unter den Hochkulturen der Weltgeschichte. Die unteren Schichten der italienischen Renaissancestädte waren wie einst die unteren Schichten in der antiken Polis gewiß seelisch-geistig durchgeschlagen. Sie waren aber durch das Geld und die überlegene Geistigkeit überwältigt und, wie besprochen, in der Renaissance kulturell bedeutungslos geworden. Im Norden aber wurden die handwerklichen breiten Massen wenn nicht die Schöpfer so doch die Träger des Geistes der Kultur. Sie wurden dadurch Träger einer — sieht man tiefer — wegen der ungebrochenen Lebensspannungen im letzten Grund in den Flutungen der religiösen und sozialen Freiheitskämpfe rebellischen Kultur mit starken

gründeten Satz, daß es die Seele ist, welche den Menschen macht. Im übrigen kennzeichnet den normalen Deutschen gerade, daß seine Gefühle undifferenziert sind. Aus noch Undifferenziertem kann freilich grundsätzlich alles nur mögliche Differenzierte werden. Daher der unter lebenden Völkern unerreichte Reichtum und die wunderbare Vielfalt ausgestalteter Sonderbegabungen, welche das deutsche hervorbringt. Daher die unerreichte Größe seiner größten Söhne: wenn sich Geist Eihaft Seelischem einbildet, dann können Verkörperungen seiner von so hoher Originalität entstehen, wie solche differenziertes Seelentum ob seiner Festgelegtheit nicht hervorzubringen vermag. Daher die große deutsche Lyrik. Die Deutschen sind

seelischen Reaktionen, die aus den unteren Schichten kommen. Daher: Auf die furchtbaren Heimsuchungen der Pest seit 1348 antwortet die Zeit aus ihren Tiefen mit Flagellantentum und Geißelbrüdern, aber auch mit Tanzmanien. Ihre Kämpfe führt sie mit schwer überbietbarer Bestialität, mit Rädern der politischen Gegner, lebendigem Begraben und dergleichen. Im Dasein läßt sie drastische Derbheit gelten, die leicht ins Obszöne geht. — Plastik und Bild verkörpern statt der ragenden Gestalten des 13. Jahrhunderts einen kleiner gewachsenen, deutlich von unten gekommenen Menschenschlag. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts bricht auch ein anderer Ausdruckswille durch, dort wo nicht höfische Einflüsse eingreifen, wie in Burgund. Statt stolzer Gehaltenheit wie früher, ein Hinabstürzen in rücksichtslosen Gefühlsausdruck, wenn auch gepaart mit immer größerem Können, der am Ende der Periode seinen Gipfel in Grünwalds hemmungslos gewaltigen Explosionen findet. Die Kunst, die Schönheit schließlich nicht mehr kümmert, ist in ausgesprochener Weise wieder erdgebunden, voll der Angst der Kreatur: ein Christus, der wie steifgefroren über die Kniee einer Madonna hingestreckt ist, rücksichtslos das Furchtbare der Erstarrung darstellend, diese Madonna mit einem Schmerzensausdruck von nicht mehr zu übersteigernder Letzttheit, Empfindungsverdichtungen und Aufgeregtheit ausdrückende zerknitterte Gewänder — derartiges setzt sich fort durch anderthalb Jahrhunderte. Es ist hohe Kunst gewordene primitive Lebensangst, die sich an alles heftet, an den Ausdruck größter Tiefe, die erhabene Haltung, wie auch an Massivität und Grobheit. Das wunderbare deutsche Volkslied quillt in dieser Zeit auf, die Balladendichtung, von der wir heut noch leben — die Marienlieder in ihrer Innigkeit und Süße. Aber dicht daneben wächst die Unflätigkeit und hohle Spottlust. An den Kirchen sind über den frommen und gehaltenen Heiligen unten die anscheinend aus dem Urschleim entquollenen Wasserspeier oben.“

durchaus kein Volk von Dichtern: das Volk bringt nur besonders viele solcher als Ausnahmen hervor. Und ebenso steht es mit der deutschen Musik. Als Volk sind die Russen musikalischer; den meisten Russen fällt musikalisch-Eigenes ein, die meisten können improvisieren, die meisten bloß nach dem Gehör, ohne jegliches Üben, in vielstimmigem Chore richtig singen. Demgegenüber vermögen die allermeisten Deutschen nur Fremdes nachzusingen, und was sie nicht geübt haben, das können sie nicht. Von allen Völkern jedoch hat das deutsche bisher die größten musikalischen Genies hervorgebracht.

Das deutsche Gemüt ist also ein wesentlich Primordiales, mit differenzierten Funktionen und Anlagen Unvergleichbares. Und da das Gemüt den Deutschen macht, so genügt diese eine Erwägung zur Erklärung dessen, warum der Deutsche von anderen Völkern so schwer verstanden wird und warum der große Deutsche, welcher als Wert einleuchtet, allemal untypisch wirkt. Doch auch der Deutsche selbst versteht sich schwer. Nur differenzierten Inhalten ist Verstand gewachsen, und was den Deutschen als differentielles Wesen macht, ist gerade sein Undifferenziertes. Immerhin kann dieses beschrieben, und vom erkannten Irrationalen her kann weiter gedacht werden. Und da das Gemüt die Angel alles Deutschtums ist, so hat solches Weiterdenken im Zusammenhang eines Buchs vom persönlichen Leben für Deutsche sehr eindringlich zu geschehen. Hierbei aber kann ich vom emotionalen Aspekte des deutschen Gemüts beinahe absehen, weil dessen Bedeutung und Wert am wenigsten mit ihm zusammenhängen. Nur soviel sei hier darüber gesagt. Da ich über die Probleme des persönlichen Lebens für Franzosen schrieb, gab ich dem Buch den Untertitel *essais proximites*, den ich dahin erläuterte, daß der Franzose einen besonderen Sinn für das persönlich Naheliegende hat; die ganze hohe französische Gefühlskultur ist insofern proximitisch. Doch solcher Proximitismus ist nur möglich von ausgestalteter Person zu ausgestalteter Person. Von Ei zu Ei ist Verkehr schwierig. Jedes Ei trägt eine Schale: so erlebt der Deutsche ursprünglich alles für sich allein, als Monade ohne Fenster. Zusammenhang

kennt er normalerweise nur nach dem Ausgekrochensein, in Form von Bruthitze und Nestwärme; und richtig auskriechen aus einer Eierschale muß der Deutsche in der Tat allemal, wo er Zusammenhang fühlen will. Daher das typischerweise Explosive jeder deutschen Annäherung, welche allemal als ungeheures Erlebnis empfunden wird; das Zerbrechen der Schale ist in der Tat ein katastrophaler Vorgang. Aus diesen kurzen Betrachtungen leuchtet ohne weiteres ein, warum Gefühlskultur dem Deutschen schwerer als anderen erreichbar ist: es fehlt die Voraussetzung distanzierter und zugleich doch naher Beziehung. Daher andererseits das besondere deutsche Bedürfnis für nächste Nähe, für aller kleinste Kreise, für Geheimes und Inniges. Daher die besondere Wärme des Zusammenhangs von Deutschen, wo solcher besteht; daher die einzigartige Innigkeit deutscher Weihnachtsstimmung. Daher aber auch die Gemütlichkeit, deren Wort-Zusammenhang mit Gemüt allein schon beweist, daß es sich hierbei um ganz anderes handelt als englischen Comfort. Gemütlichkeit bedeutet immer auch Formlosigkeit, Sich-Gehen-Lassen. Sie ist nie Werteschöpferisch, sie bedeutet ein Aus-Lassen von Ur-Natur. Ziehen wir jetzt nochmals „Entsprechungen“ unter anderen Völkern heran, dann wird uns vollends klar, ein wie Sonderliches und Einzigartiges das deutsche Gemüt in seinem emotionalen Aspekte ist und warum sich die Frage von Gemütskultur eigentlich nicht stellt. Der französischen *émotion* entspricht beim Deutschen *mutatis mutandis* Erschüttertheit und Ergriffenheit, und Berührtheit ergibt gleich Rührung — ein psychischer Ablauf, welchem man bei Romanen selten begegnet. Der Gott Israels erbarmte sich, wenn er's zu arg getrieben hatte; der antike Römer war hochherzig, Mitleid kannte er nicht; Franzosen und Spanier sind generös: Gerührtsein als Grundmotiv findet man bei Deutschen allein. Das aber beweist, daß das germinale Gemüt buchstäblich auf- und umgerührt wird; es kann sich dem Einfluß nicht entziehen und muß dem Gefühle nachgeben, um sich zu behaupten. Hierbei aber handelt es sich um eine so totale Reaktion des gesamten Organismus, daß sie auf klare und bestimmte Vorstellungen gar nicht zurückzuführen ist.

Wenn wir tief verstehen wollen, was Gemüt ist, müssen wir uns demnach anderem zuwenden als dem, was gewöhnlich unter diesem Wort verstanden wird. Wir müssen zur Einführung vielmehr auf die allgemeinen Seiten des Deutschtums ausführlicher eingehen, bei denen ich im Deutschland-Kapitel des „Spektrums Europas“, dessen Kenntnis ich hier im übrigen voraussetze, nicht verweilt habe. In seiner Zeitschrift „Die Arche“ schrieb der gleiche Groddeck, mit dessen Erinnerung ich dieses Kapitel einleitete, einmal das Folgende: „Der Kannegießer (so nennt Groddeck sich selbst) weiß, daß dieses Volk in ganz anderem Sinne als die Engländer am Leben schafft. In ewiger Fruchtbarkeit niemals alternd, jung wie am ersten Tage, schenkt es als Mutter der Welt dem Gedeihen der heiligen Rasse der Weißen schaffende, fügsam geduldige, streitbare und nimmer müde Kinder. Was geht diese Mutter das Gezänk der Staaten an? Seit Jahrtausenden strömen von ihr fort Menschen und Völker, aus ihr geboren, hierhin und dorthin, nach Osten und Westen und Süden und Norden. Es bricht ihr das Herz nicht, wenn ihre Söhne von ihr abfallen, wenn sie sich, wie jüngst die Engländer, gegen die Mutter wenden; sie leidet, aber im Innersten unversehrt wendet sie den Blick vom Tage ab der Zukunft entgegen. Und kaum vernarben die Wunden, die ihre Kinder ihr schlugen, vergißt sie, was man ihr tat, und sendet neue Scharen von Angelsachsen und Franken und Alemannen und Schwaben in die Welt. Sie hat es nicht nötig, Herrin zu spielen, die Welt zu erobern, mit Heldentaten und Abenteuern ihren Namen in der Leute Mund zu bringen, sie braucht nichts zu werden, sie ist.“ Es ist gewiß nicht nötig, aus dem Tatbestand, daß Deutschland eine ewige junge Mutter sei, die Folgerungen zu ziehen, welche Groddeck im Jahre 1927 aus ihm zog. Doch zu verstehen ist das deutsche Schicksal nur aus diesem Germinalen. Jeder einigermaßen bedeutende Deutsche ist ein in höherem Grade aus der Art Geschlagener, wie der bedeutende Mensch es unter allen Völkern ist; im Höchstfall wirkt er als richtiges Mutationsprodukt. Und jeder fühlt an erster Stelle seine Verschiedenheit. Daraus ergibt sich leicht Feindschaft und Verrat, wie solche

unter anderen Umständen nie entstehen könnten. Wegen der gleichen Germinalität geht der Deutsche so leicht in fremden Völkern auf und assimiliert seinerseits andere so schwer. Als innerlich noch Ungestalteter nimmt er leicht und gerne fremde Gestalt an; solche „Bekehrung“ von Volkstum zu Volkstum ist innerhalb nicht allzu fern verwandter Völker deshalb möglich, weil diese sich nicht durch das Blut und psychische Elementarmotive, sondern durch die besondere Einstellung eines im großen und ganzen gleichartigen psychischen Organismus unterscheiden. Oder aber der Deutsche gebiert, wo er als Eroberer auswandert, aus sich selbst heraus neues Volkstum; so erwachsen nach der Völkerwanderung die vom deutschen Adel grundverschiedenen Oberschichten der meisten großen europäischen Völker aus germanischem Blut. Überall aber wirkt dieses, um seines Germinalen willen, verjüngend. Seinerseits nun kann der Deutsche, noch einmal, schwer assimilieren, weil seine Seele noch keine feste Form hat. Alle anderen Völker haben die Juden, sofern sie sich nicht grundsätzlich von ihnen distanzieren, in hohem Grade assimiliert; das macht, daß sie eine fest ausgeprägte Seele haben, die sich den Judenkindern unwillkürlich einprägt. In Deutschland sind die Juden bisher die der seelischen Form nach stärkeren, weshalb eine Verjudung Deutscher häufiger vorkommt als eine Verdeutschung von Juden. Um des gleichen Germinalen willen werden die Deutschen so leicht auch seitens solcher Völker, die an Kultur hinter ihnen weit zurückstehen, als Barbaren beurteilt: jeder Embryo mit seinen unfertigen und vorläufigen Organskizzen wirkt barbarisch, und das Ei gar hält keinerlei Vergleich mit primitivstem Gestaltetem aus; sobald man überhaupt den Maßstab der Gestalt anlegt. Doch um des gleichen Germinalen willen könnte andererseits das, was heute dem Deutschtum als tiefst-Ursprüngliches zugrunde liegt, im gleichen Sinn unsterblich sein wie das Kleinplasma. Wir wissen von der Geschichte des Menschengeschlechts noch viel zu wenig, um irgend etwas Endgültiges über Urerbe, spezifische Vererbungskräfte und Typenänderung aussagen zu dürfen. Doch wenn es wahr ist, daß viel

mehr auf Vererbung als auf Umwelt-Einwirkung zurückgeht, daß erworbene Eigenschaften kaum oder gar nicht vererbt werden und Mutationen selten sind, dann ist zum mindesten wahrscheinlich, daß die Germinalität als solche ein uraltes Gen, ja vielleicht das Urgen des Menschen darstellt. Die ganze Vorzugsstellung des Menschen unter allen Tieren in bezug auf seine besondere Fortschrittsfähigkeit beruht ja auf seiner Unfertigkeit; in den „Meditationen“ ward gezeigt, daß der ungeheuer weite Schritt voran, den der Prozeß des Einbruchs des Geists in das Naturgeschehen im Körper des Menschen gemacht hat, äußerlich damit zusammenhängt, daß des Menschen physischer Organismus auf einer früheren, weniger spezialisierten Stufe der Entwicklung stehenblieb als der aller ihm vergleichbaren Tiere, und daß das menschliche Individuum länger plastisch, das heißt jung bleibt. Der Mensch ist das wesentlich nicht spezialistische, das wesentlich sensitive, allen Einflüssen offene, feinnervige, seelisch zarte, leicht affizierbare und deshalb leicht verwandelbare Tier. So ist der Mensch „überhaupt“ wesentlich das „germinale“ Tier, denn alle Sensitivität impliziert Nichtfestgelegtheit. Fern sei nun von mir, zu behaupten, Adam sei Deutscher gewesen. Die menschliche Ureigenschaft der Germinalität hat sich im Laufe der Jahrtausende in extrem hohem Grade bei sehr verschiedenen Völkern geäußert, in jedem völkischen Sonderfall wohl plötzlich herausmendelnd, und in jedem Fall besonders spezifiziert. Trat irgendwo besondere Begabung zu germinalem Gemüt, was allemal einerseits Nicht-Festgefahrenheit, andererseits Speisung jener durch Urkräfte zur Folge hatte, so erstand allemal eine wahre Phalanx großer Neuerer. Heute nun ist unzweifelhaft das deutsche Volk das urtümlichste unter den weißen Völkern. Daher seine mögliche besondere Bedeutsamkeit in dieser Wendezeit, in der sich augenscheinlich eine neue Mutation des Menschen vorbereitet.

Doch wir müssen der Sonderpsychologie des heutigen Deutschen noch näher nachgehen, ehe wir uns dem Grundsätzlichen zuwenden, welches der eigentliche Gegenstand dieses Kapitels ist. Wir sagten, der Deutsche sei in den Tiefen seiner

Vitalität der wesentlich Unfertige: daher seine Romantik, die besondere Stimmung seines Idealismus; daher die Maßlosigkeit seines Idealisierens, seine Maßlosigkeit überhaupt. Daher seine besondere Weichheit, welche ihn einerseits schwach, andererseits aber und für die Dauer dem Harten überlegen erscheinen läßt. Nie hält der typische Deutsche, wie er sich im Volkscharakter spiegelt, „durch“, so wie dies Franzosen und Briten tun. Jedem Drucke gibt er zunächst einmal nach, er stellt sich um, fällt um, schaltet sich gleich. So sehr er sonst Individualist ist — sobald eine starke Bewegung Spannungen schafft, welche ihn in Mitleidenschaft ziehen, fühlt er sich gedrungen, mitzumachen, und fragt jeden Selbständigen erstaunt: Sie wollen sich doch nicht außerhalb stellen oder abseits stehen? Der typische Deutsche kann, im Gegensatz zum aus der Art geschlagenen Luther, immer auch anders. Diese Anlage hat freilich ihre sehr großen Schattenseiten, auf welche wir später zu sprechen kommen werden. Aber andererseits ermöglicht sie es dem Deutschen, nicht zwar durchzuhalten, wohl aber durchzuleben, was kein anderes Volk ertrüge. Weltkrieg, Versailler Vertrag, Inflation, Ruin, Erniedrigung, Schmach, Demoralisation — jedes andere Volk wäre am hundertsten Teile solcher Prüfung zugrunde gegangen. Statt dessen erstand das Deutsche nur vierzehn Jahre nach Kriegsende und mitten in und aus der Not verjüngt, verwandelt und dermaßen zukunftsgezielt, daß, nach den Äußerungen vieler Nationalsozialisten zu urteilen, viele in Deutschlands Unglück heute schon ein Glück sehen. Wirklich wäre das, was 1933 siegte, ohne alles Vorhergehende ganz und gar unmöglich gewesen. Denn nicht in der Gegenbewegung gegen Versailles und dessen Folgen liegt das historisch wirksame Wesen des Nationalsozialismus, auch nicht in der Weltanschauung, die er vertritt, sondern in dem neuen Menschentypus, in der unter Hochdruck entstandenen neuen psychochemischen Verbindung, die mit ihm zur geschichtlichen Macht zu erwachsen begonnen hat. Also ist auch das Eherne und Harte am Nationalsozialismus das Geschöpf eben der ursprünglichen Weichheit, welche den Deutschen einige Jahre

entlang bewog, sich allzuviel gefallen zu lassen. Von hier aus erscheint sogar die typisch deutsche Untreue nicht als Hemmnis auf dem Wege seines Aufstiegs. Einen gleichen äußeren Zustand hält der Deutsche, der sich als Volkstypus — was immer von Minoritäten gälte — an erster Stelle mit dem Germinalen in sich identifiziert, welches dauerndes Wachsen und Sich-Verwandeln bedingt, nie lange aus; irgendeinmal findet er alles besser als das, was heute ist. Das tut er jedoch nicht als *rerum novarum studens*, aus Neubegier oder Abwechslungsbedürfnis, sondern weil er im Wachstumsprozeß in seiner Tiefe faktisch anders geworden ist; die äußere Form, die aus einem früheren Zustand geboren ward, bedrückt ihn jetzt. Ist nun der Deutsche in der äußeren Lage, sich zu wandeln, dann belastet ihn innerlich keinerlei Vergangenheit. Sie kann ihn gar nicht beschweren, denn zu dem, welcher er jetzt ist, gehört sie wirklich nicht. Und wie sehr es sich bei jeder solchen Wandlung für das deutsche Bewußtsein um eine richtige Neugeburt handelt, beweist allein schon die immer wiederkehrende Vorstellung, daß nach einer Krise alles vollständig anders werden, ein völlig neuer Mensch entstehen müsse und werde. Solche Vorstellung ist keinem anderen lebenden Volk auch nur verständlich, geschweige denn geläufig. Sie kann nur echt sein als Ausdruck gefühlter wesentlicher Ei-Haftigkeit.

Ein Volk, das so ist, ist freilich ein Volk des Werdens, nicht des Seins; und sein tiefstes vitales Wesen ist dermaßen dynamisch, daß es kein Wunder ist, wenn sein bloßes Dasein, ob im Zustande noch so großer momentaner Ohnmacht, festgelegte Völker leicht erschreckt. Doch dieses Erschrecken ist, im großen beurteilt, nicht gerechtfertigt. Der deutsche Dynamismus mag sich zeitweilig noch so aggressiv, turbulent und gewaltsam gebärden — als Dauererscheinung ist er nicht der des feuer-speienden Berges, sondern des wachsenden Embryos; sein Wesen ist also weich. Man führe hier ja nicht den Kriegersinn, den Unternehmungsgeist, und schon gar nicht die „Tüchtigkeit“ dagegen an: weich ist beim Deutschen das tiefste Wesen, und dieses äußert sich am wenigsten in äußerer Betätigung.

Hier stehen viel festverwurzelte Vorurteile rechtem Urteil im Weg, die wohl hauptsächlich auf den Glauben zurückgehen, Deutsche seien die Urheber und Durchführer jener Völkerwanderung gewesen, welcher das Römische Reich zum Opfer fiel. Heute steht fest (vgl. besonders Gautiers „Geiserich“, deutsche Ausgabe, Frankfurt a. M. 1934, Societäts-Verlag), daß die eigentliche Völkerwanderung überhaupt nicht von den Westgermanen, den Vorfahren des heutigen Deutschen ausgegangen ist; die waren auch damals nicht wesentlich anders, als sie heute sind, und nichts lag ihnen ferner, als das Römische Reich zu zerstören; sie waren vielmehr dessen bewährteste Verteidiger. Sämtliche zerstörerischen Germanenzüge gingen von den Ostgermanen, den Goten und Vandalen aus, ursprünglich reinen Skandinaviern der Art, wie es zuletzt die Normannen waren, die sich jedoch von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr mit Alanen, Sarmaten, Skythen und anderen Stämmen, mit denen sie jahrhundertlang, bevor sie gen Westen aufbrachen, in Südrußland, Polen oder Ungarn zusammenlebten, vermischt hatten. Das waren wesentlich keine Deutschen. Sie waren auch weder germinal noch weich. Demgegenüber war der richtige Deutsche von jeher gerade als Krieger innerlich besonders weich. Das bedeutet die Eigenschaft der „Milde“, welche die Überlieferung urdeutschen Helden typischerweise zuerkennt, Gleiches das typische Höherstellen des Rechts gegenüber der Macht, das allein die eigentümliche Struktur des deutschen Mittelalters erklärt. Diese Ureigenschaft der Weichheit des deutschen Kriegers erlebte 1917/18 ihren Extremausdruck. Gegen Ende des Weltkriegs, da nicht mehr der Berufssoldat mit seinen anerzogenen Normen die Atmosphäre bestimmte, wurde nur noch ganz selten gegen Deserteure, Kriegsdienstverweigerer, Feiglinge usw. gemäß der ganzen Härte des Kriegsrechts vorgegangen. Der deutsche Kolonisator war immer der menschlichste, der deutsche Arbeitgeber der ursprünglich sozialst Gesinnte in Europa. Die deutsche Arbeitslust, fast möchte man sagen Arbeitsgier, die Ursache der deutschen Tüchtigkeit, ist ihrerseits die äußere Resultante und zugleich die Abreaktion nie still-

stehenden inneren Wachsens und Werdens, also wiederum Exponent ursprünglicher Weichheit. Alle Härte-Ideologie bedeutet bei Deutschen Kompensationserscheinung oder Wunschbild. Was aber die praktische Härte, die so leicht bis zur Brutalität geht, betrifft, so ist hier dies zu sagen. Erstens bringt jedes Volk typischerweise einen bestimmten Prozentsatz Gegentypen hervor. Zweitens ist klar, daß wo die Mehrheit weich ist, eine harte Minderheit normalerweise die herrschende Schicht stellt, so daß leicht als für ein ganzes Volk charakteristisch gilt, was im großen gerade nicht charakteristisch ist. Endlich verhält sich alles Harte in Deutschland typischerweise nicht wie das Skelett zum Fleisch, sondern wie die Schale zum Ei. Deswegen braucht jeder deutsche Sieger in Deutschland instinktiv Worte wie zerschlagen, zerbrechen, zerschmettern und handelt deren Sinn gemäß: er weiß, daß er, wenn er eine Schale zerschlagen hat, wehrlos Weiches vor sich hat, dem er nun beliebige neue Form aufprägen mag. Heile Schale hinwiederum schließt hermetisch ab. Daher das merkwürdig Starre und Sture deutschen Herrentums, die eigentümliche Blindheit deutschen Kämpfergeists. Der deutsche Kämpfer will gar nicht wissen, wohin ihn sein Kämpfen führt.

Was ich hier als Eierschalenhaft beschreibe, ist das, was man gemeiniglich „sachlich“ heißt. (Daß es sich hier um anderes handelt, als die Sachlichkeit, die an früheren Stellen mit dem Netz der Spinne verglichen wurde und auch um anderes als die schöpferische Sachlichkeit des Künstlers, liegt auf der Hand, weswegen es keiner Gegenüberstellung der verschiedenen Gedankengänge mit deren Ergebnissen bedarf.) Eine wirklich genaue Entsprechung zum deutschen Sachlichkeitsbegriff gibt es in keiner anderen Sprache, denn „Objektivität“ bedeutet ursprünglich und bei den anderen Völkern, die das Wort verwenden, nicht trockene Unlebendigkeit, sondern überpersönlich eingestelltes Leben. Ihr Begriff steht zunächst für die normale Haltung des Mannes im öffentlichen Leben; dieses gehört ebenso normal zum Manne wie das Privatleben, und seine besonderen Gesetze, welche unpersönliche Behandlung auch des

Persönlichen fordern, befolgt der Italiener, der Franzose, der Brite, ohne sich damit in Gegensatzstellung zum Persönlichen in sich zu fühlen. Die deutsche Sachlichkeit hingegen ist immer betonte Unpersönlichkeit. Sie ist immer auch Rüstung und Schutz vor dem eigenen Gemüt; sie ist bei vorhandener innerer Lebendigkeit nicht spontaner Ausdruck, sondern Rolle, auch da, wo sie einem Deutschen auf den Leib geschrieben scheint. Und da seine Sachlichkeit ihn vor der eigenen Weichheit beschützen soll, so ist sie wesentlich unlebendig, mineralisch, trocken, starr und hart. Hart eben wie eine abschließende Eierschale. Damit wäre denn die Sonderart der Härte des Deutschen, wo dieser hart ist, so genau bestimmt, als in diesem Zusammenhange nötig ist. Damit wäre zugleich erklärt, warum Härte beim Deutschen fast immer mit Engigkeit zupaar geht. Fast immer fehlt es dem sachlichen und insofern harten Deutschen an Intuition, Einfühlungsvermögen und Takt. Fast immer wirkt dessen Sachlichkeit mechanisch. Sie wird eben nicht, wie diejenige anderer Völker, vom Leben selbst gespeist. So müssen überall Programme, Systeme, Institutionen, Organisationen als solche das leisten, was zumal bei den Engländern mehr von innen heraus geschieht. Ich sage „mehr“: denn der Institutionen und Organisationen bedarf es überall, und Wirken innerhalb solcher bildet überall einen besonderen sachlichen Menschentyp, den Bürokraten, den Berufsbeamten. Doch nirgend sonst auf Erden ist der sachliche Mensch auch nur annähernd so trocken wie in Deutschland. So nun, wie sich die trockene Sachlichkeit zum weichen Gemüt verhält, verhält sich der Schulmeister zum Dichter (vom Gelehrten, dem Urtypus der Deutschen der letzten Jahrhunderte, handle ich hier nicht, da ich dies im „Spektrum“ ausgiebigst getan habe). Der Dichter ist der Typus, welcher der deutschen Anlage am besten entspricht, so wie der Staatsmann dem alten Römer. Jeder Dichter als Schöpfer neuer Welten aus eigenem Innern ist germinal. Daher die einzigartige Verehrung, welche Dichter in deutschen Landen genießen. Im Schulmeister indes versachlicht die deutsche Geistigkeit; da ist sie ganz trocken, ganz dürr, ganz unspontan, ganz angelernt.

Als Kruste strebt der Schulmeister alle Weichheit zu überdecken, und darum ist sein Ideal, immerdar und ewig zu erziehen. Alles soll durch Lernen und Üben anders werden können, als es ist. Da der deutsche Schulmeister eben auch Deutscher ist, so lebt in ihm auch die urdeutsche Werdens- und Wandels-Dynamik. Nur kann sie sich bei ihm nicht von innen nach außen zu äußern: so versucht er es umgekehrt. Doch der tiefe Wunsch, so viel als irgend möglich erzogen zu werden, welcher die meisten Deutschen beseelt, und ihr tiefer Glaube an grenzenlose Erziehungsmöglichkeit beweist, wie sehr ihnen die Sachlichkeit des Schulmeisters entspricht.

Haben wir nun verstanden, inwiefern deutsche Sachlichkeit anderes bedeutet als Objektivität, so wie andere Völker dieses Wort begreifen, so fällt auch die Bestimmung des Sonderlichen, was der typische Deutsche unter einem Charakter versteht, nicht schwer. Unter einem Charakter verstehen alle anderen Völker instinktiv den Menschen von innerem Halt und innerlich bedingter Haltung; also ein psychisches Wirbeltier. Der Deutsche hingegen versteht unter ihm allzuleicht das Krustentier. Von außen her übernommene Begriffe und Normen, Gebundenheit durch Eid oder Bekenntnis oder Pflichtbewußtsein lassen hier ein Weichtier dank einer äußeren Schale hart und fest erscheinen. Solche Art Charakter muß versagen, sobald die Schale zerschlagen wird. Und es gibt keine Schale, die nicht zerschlagen werden kann. Fehlt da im Fall des Zerschlagenwerdens ein inneres Skelett, dann ist Haltlosigkeit organisches Schicksal. Insofern ist das deutsche Umfallen oder Zusammenbrechen viel milder zu beurteilen, als oft geschieht: in erster Linie handelt es sich hier um ein organisches und kein moralisches Problem. Schlimm aber ist dies: trotzdem man längst verstanden haben könnte, worum es sich handelt, ist bis vor kurzem immer wieder versucht worden, erfolgtes Unheil durch neue Schalenbildung zu reparieren und einen besseren Zustand durch solche vorzubereiten. Immer wieder ist vergessen oder verkannt worden, daß weder institutionelle und organisatorische, noch auch in rein psychischen Bindungen bestehende Kruste innere Weich-

heit ändert. Erst der Nationalsozialismus hat die Art Erziehung in Angriff genommen, deren es bedarf, um die Entwicklung eines Seelen-Eis zum Wirbel- anstatt zum Krustentier zu lenken.

Von hier aus gelangen wir denn zum vollen Verständnis der spezifisch deutschen Treulosigkeit, auf welche wir bereits kurz hinwiesen: Treulosigkeit ist die typische Gefahr, welche von innen her weiches Gemüt bedroht, das sich durch Krustenbildung zu halten sucht. Man kann, in der Tat, nicht zwar die angeborene Treue, desto mehr aber die angeborene Treulosigkeit eines Menschen mit hoher Wahrscheinlichkeit an der Häufigkeit der Eide bemessen, die er zu schwören ein Bedürfnis fühlt. Der wesentlich Treue empfindet die bloße Zumutung, mehr sagen zu sollen als das christliche „ja ja — nein nein“ als beleidigende Zumutung; er bindet sich überhaupt nicht, braucht es nicht zu tun; er schenkt seine Treue als selbstverständlichen Ausdruck seines unbeirrbaren Wesens. Solch freies Geschenk ist ein sichererer Hort als jeder nur denkbare Zwang. Wer alle vierzehn Tage neu geloben muß, legt damit das Urteil nahe, daß das Gefühl seiner innerlichen Verpflichtetheit mit dem fünfzehnten automatisch erlöschen würde. Illustrationen dieser Wahrheit bietet Deutschlands Geschichte nur allzu viele.

Ich glaube nicht, daß wir bei diesem Zusammenhange noch länger zu verweilen brauchen. Erst im Freiheitskapitel werden wir unsere Gedanken darüber, was echter Charakter ist, so vortragen können, wie sie vorgetragen werden müssen, damit sie vollkommen einleuchten. Doch sei hier noch ein Wort über den Sonderfall deutscher Geistiger gesagt. Der böse Voltaire behauptete einmal, es gäbe drei Arten von Geistigen: *la canaille écrivante, la canaille cabalante et la canaille convulsionnaire*. Der Geistige, als der vom Zwang der Gana am wenigsten bestimmte Typ, der an allen Fragen und Dingen mehrere Seiten sieht und sich insofern schwerer als andere blind entscheidet, ist, in der Tat, vom Unteroffiziersstandpunkt beurteilt, typischerweise charakterlos; er kann Charakter nur vom Geist her bilden. Das aber kann er wirklich. Im Freiheitskapitel wer-

den wir das Wie behandeln. Hier nur ein Beispiel, *pour fixer les idées*: das doch so bewegliche Frankreich ist noch heute das Land der größten probité intellectuelle, der neidlosesten Anerkennung geistiger Überlegenheit und der sichersten Freunde, obschon die französische Naturanlage, mit ihrem Hang zur Chikane und zur Grausamkeit, zweifellos moralisch keineswegs günstiger als die deutsche ist. Deutsche Geistige hingegen sind bisher leider nur selten in irgendeinem Sinne zuverlässig, denn sie sind vollkommen labil. Jeder Stimmung, jedem Einfluß in sich und außer sich geben sie hemmungslos nach, von jedem Teufel, sei es der der Scheelsucht, des Neides, der Sucht herabzuziehen, der Schadenfreude, der Selbstpreisgabe oder der Hoffart lassen sie sich kampflos besetzen, gleich Stehaufmännchen fallen sie um und stehen sie wieder auf. Sind sie aber nicht labil, dann sind sie stur, rechthaberisch und abgeschlossen gerade dort, wo einzig vollkommene Geöffnethet ziemt. Selbstverständlich gab und gibt es viele Ausnahmen, aber daß das Gesagte von der Mehrheit aller bisherigen deutschen Geistigen gilt, ist unzweideutig erwiesen, und es bedeutet Feigheit und Würdelosigkeit, sich dies als Ausgangspunkt möglichen Mehr- und Besserwerdens nicht einzugestehen. Der Mißstand liegt auch hier an der andererseits so vielversprechenden ursprünglichen Weichheit des deutschen Gemüts. Charakter hat der subalterne Deutsche nur als Krustentier, woher die schauerliche Alternative stammt, daß dieser bisher in der Regel nur entweder Geist oder Charakter besessen hat.

Im Zusammenhange dieses Buches kommt es nicht darauf an, wie der Deutsche ist oder war, sondern wie er werden muß, auf daß sein Leben im tiefsten und höchsten Sinn persönlich werde. Und nur zu dem Ende habe ich das Negative der deutschen Uranlage so ausführlich behandelt. Überall im Leben hängen Positives und Negatives organisch zusammen: nur wer da beide Aspekte im Zusammenhange überschaut, kann richtig sehen und führen. So dürfen wir uns denn fortan ohne Rückwärtsschau noch Seitenblicke den ungeheuren Zukunftsmöglichkeiten des deutschen Menschen zuwenden. Alle unsere bis-

herigen Betrachtungen bewiesen es ja schon: wie unzulänglich der Deutsche jeweils sei — nie braucht er der zu bleiben, der er war. Wie kein zweiter lebender Menschentypus ist er erneuerungsfähig. Das Germinale seines Gemüts bewahrt ihn so absolut, wie es Absolutes im Leben gibt, vor endgültiger Festlegung, und gewährleistet ihm so absolut, als es Absolutes im Leben gibt, die Möglichkeit der Wandlung und Vervollkommnung. Wohl mag er beengendste Schalen und Krusten tragen, wohl mögen diese so zerschlagen werden, daß alles ein für alle Male aus scheint — kaum ist das Keimplasma wieder frei, so beginnt neues Leben, von keiner Vergangenheit belastet. — Dennoch zeichnet die besondere Artung des Deutschen seinen sonst nahezu unbegrenzten Möglichkeiten eine bestimmte Marschroute vor. Nur wenn er diese einhält, kann Höchstes aus ihm werden.

Im „Spektrum“ habe ich ausführlich gezeigt, daß die typische und differentielle Lebensmodalität des Deutschen die eines Er-Lebenden ist — und sehr bezeichnenderweise gibt es in anderen Sprachen ebensowenig ein Wort für Erleben, wie für Gemüt. Das dort und damals Gesagte setze ich hier voraus, und werde nur das behandeln, was im „Spektrum“ fehlt oder was in einem Buch vom persönlichen Leben in anderer Belichtung gezeigt werden muß. Unsere bisherigen Betrachtungen bestimmten nun bereits implizite die tiefste Ursache dessen, warum dem Deutschen das Er-Leben und nicht das aktive Leben das Eigentliche und Wesentliche ist. Die Seele lebt von Erlebnissen; sie nährt sich von ihnen und sie wächst an ihnen. Ist nun der differentielle Charakter eines Wesens germinal, ist demzufolge Werden und Wachsen und Wandel sein eigenstes Ziel, dann liegt auf dem Erlebnis als solchem der Wertakzent — nicht darauf, was bei ihm herauskommt oder wozu es führt. Damit verschiebt sich die Ebene der Wertung. Auf das zweckhafte westliche Denken wirkt die russische Artung, wie sie sich in der großen Literatur der Vorkriegszeit äußerte, fremd, weil dieser das Wichtigste die Aufrichtigkeit als solche ist. Kerenskij konnte die Truppen zu keiner neuen Offensive entflammen, weil seine Beredsamkeit

den Soldaten nicht aufrichtig klang. So läßt sich ein Russe kontemplativer Artung auch gern praktisch anlügen und betrügen, weil ihn vor allem interessiert, warum der andere lügt. Dem Deutschen nun kommt es bei seiner instinktiven Wertung an erster und letzter Stelle darauf an, ob etwas ein „starkes“ und womöglich ein „ungeheures“ Erlebnis ist. Er will erschüttert, durchschüttert werden. Eben deshalb sieht er in leichter Behandlung eines Gegenstandes, auch wo sie zweifellos nichts anderes als Meisterschaft bedeutet, Oberflächlichkeit: leicht nehmen an sich ist sündhaft. Und wirklich ist die innere Auseinandersetzung, welche in Ei und Embryo vorgeht, allemal ein schwerer, ja ein katastrophaler Vorgang. In diesem Willen zum Erlebnis als solchen liegen nun sämtliche Katastrophen der deutschen Geschichte und alle Fehlhandlungen in der Tiefe vorgebildet. Der Höhepunkt alles Erlebens ist der eigene Tod. Die konkordante Erfahrung aller Tiefenpsychologie beweist, daß Todesträume allemal einen für den Träumenden positiven Sinn haben. Nie träumt man solche, wenn der Tod bevorsteht: ein Todestraum bedeutet und beweist bevorstehende oder mögliche Wiedergeburt. Das germinale Gemüt nun arbeitet ähnlich dem Traumbewußtsein. So muß es bewußt den Tod als Ziel wollen. Nur aus dem Ende des bisherigen Zustands geht ja der folgende hervor. In diesem Zusammenhange ist „der Nibelungen Not“ schon dem Wortlaute nach das Urbild deutschen Schicksals, und „der Nibelungen Tod“ dessen tiefstes Sinnbild. Es ist urdeutsche Art, gerade das tragische, vom Verstandesstandpunkt sinnlose weil vermeidbare Ende herauszufordern. So kämpften unzählige Deutsche seit der Marneschlacht gerne weiter, gerade weil sie wußten, daß der Krieg verloren war. So las ich 1934 als Motto in einer deutschesten Zeitung: „Daß der Weltkrieg tragisch ausging, beweist, daß er einen tiefen Sinn gehabt hat.“ Das furchtbare Erleben war dem Deutschen an sich höchster Wert. Und daß aus einer Katastrophe entsetzlichster Art die seit Jahrhunderten ersehnte deutsche Einheit hervorgehen konnte, beweist, daß der Deutsche für sich auch praktisch nicht unrecht hat, wenn er die Katastrophe will.

So erklären sich auch die folgenden Gedankengänge, welche im „Völkischen Beobachter“ vom 14. August 1934 über den Weltkrieg zu lesen standen: „Wer sich total erneuern will, muß total kämpfen. Zum erstenmal in der Geschichte wurden wir mitten in den totalen Kampf gestellt, kämpften wir nicht gegen zwei oder drei Staaten, nein, einen totalen Kampf gegen alle und mußten so gegen die totale Welt unserer totalen Erneuerung wegen ankämpfen. Nur was im totalen Kampf sich behauptet und nicht zugrunde geht, trägt das ewige Leben in sich. Im totalen Kampfe werden alle Kräfte lebendig, die Voraussetzung für Gottbegegnen und Gotterleben sind. Nur wer den totalen Kampf besteht, kann totale Erneuerung lehren. Wer im totalen Kampf nicht unterliegt, trägt das Samenkorn unerhörter neuer Sendung in sich, weiß um totales Leid, totalen Schmerz, durchschritt die totale Glut. Den totalen Kampf nach außen hatten wir verloren. An ihn schloß sich der totale innere an; ein Kampf aller gegen alle, davon die groteske Vielheit der Parteien Zeugnis gibt, und die Toten im eigenen Land, die den zwei Millionen Toten des Krieges als Opfer folgten. Wir haben den inneren Kampf gewonnen. Und Kräfte fühlen wir einströmen, die nicht von dieser Welt sind, die uns erlösen zur totalen Einheit mit Gott und All.“ — Die ungeheure Gefährdetheit so eingestellter Menschen braucht nicht weiter betont zu werden. Aber alles Leben ist ein „Stirb und Werde!“ und je mehr der Nachdruck auf dem Neuwerden liegt, desto mehr muß der Todeswille als Symbol hervortreten. Heute nun ist die eine wirklich wesentliche Aufgabe des Menschengeschlechts — eine Aufgabe, die sich im äußeren Rahmen der Weltrevolution erfüllt, welche letztere aber nirgends Selbstzweck ist — die, über das bisherige Menschentum hinauszuwachsen. Dies bedeuten übereinstimmend die Sinnbilder des Nietzsche'schen und auch des Ouspenskyschen Übermenschen, des Gottmenschen der russisch-christlichen Philosophie, der „siebenten Rasse“ der Theosophen, welche deren Glauben nach die heute herrschende sechste abzulösen berufen sei, und vor allem die Erfahrungstatsache, daß die geistig wirklich bedeutsamen

Menschen dieser Wendezeit sich einerseits vereinsamt fühlen, nicht aber weil sie Vergangenheit verkörperten, sondern noch ungeborene Zukunft (*AV, VII*), also als Propheten, und sich andererseits über alle Grenzen hinaus untereinander verwandter fühlen, als jemals innerhalb geistiger Eliten seit dem Ende der Antike geschah. Hier denn liegt die größte, die ganz große Möglichkeit, die sich in dieser Wendezeit dem deutschen Menschen bietet.

Die eigentliche Geist-Tradition Europas ist nicht nordisch, sondern mittelländisch, das heißt im großen ganzen romanisch und nicht germanisch. Denn in der romanischen Tradition allein leben griechische Geistigkeit, griechischer Schönheitssinn, israelitisches und römisches Ethos, christliches Pathos und christliche Religion als Hauptdominanten ursprünglich und lebendig fort.¹ Nachdem Bergson zuerst, noch vor der Jahrhundertwende, bewies, daß die Erinnerung unabhängig vom Gehirn und in eigener Sphäre selbständig lebt, hat heute die Tiefenpsychologie die letzten Bollwerke des Glaubens, daß psychische Tradition und Blut notwendig und unablöslich zusammenhängen, widerlegt. Die Seele und mit ihr die Tradition ist ein dem Blut gegenüber Selbständiges, und nur ungebrochene Tradition kann Geistesinhalte fixieren, was ja, wie wir sahen, beim Menschen nur auf der Ebene der Seele gelingt. Deswegen konnte ein Pharaonenvolk ohne biologische Änderung zu einem Fellachenvolke, konnten Sarazenen zu Beduinen werden, sanken alle verelendeten Oberschichten aller Zeiten regelmäßig unter totalem Verlust ihrer Kulturvorzüge für immer in die Masse zurück. Insofern also die Tradition entscheidet, darf man sagen, daß nur die primordialsten Ausdrucksformen des Geistes, der Mut und der Glaube in ihrer spezifisch europäischen Artung, nordisches Urgut sind, und deshalb sind es bis heute diese beiden Ausdrucksformen des Geistes allein, welche als nordische Gene an der Bildung der geistigen Erbmasse Europas mitgebaut haben; denn die Sonderlichkeit des späteren europäischen Glaubens und Muts ist unzweifelhaft

¹ Das Freiheits-Kapitel wird letzteren Gedankengang zu Ende führen.

nordischer Artung. Die Werte nun, welche diesen Geist-Formen entsprechen, mag man Vitalwerte heißen, weil sie sich unmittelbar mittels des ausströmenden Lebens ausdrücken und nicht durch Distanzierung diesem gegenüber verwirklicht werden. So finden wir noch heute die englische Kultur fast durchaus an den Vitalwerten des konkreten Gentleman-Typus und erst sekundär an deren Korrelaten wie Ehre, Gerechtigkeit, fair play orientiert. Bei den heutigen Deutschen sind die Selbstvorstellungen und Wunschbilder der englischen Wirklichkeit ähnlich; von der deutschen Wirklichkeit gilt dieses jedoch nicht. Was den Deutschen macht, ist nicht, was er mit anderen nordischen Völkern gemein hat, sondern das Weiche und Germinale, und deshalb so ungeheuer für Geist Empfängliche, das wir vorhin beschrieben haben; es ist das weibliche Korrelat zum männlich-Nordischen, welches letzteres nun mehr in Form von verhältnismäßig seltenen kriegerischen und heldischen Sondertypen in Deutschland fortlebt. Doch in der weiblichen Modalität tritt der nordische Naturismus, wie man, hierin dem französischen Historiker Seillière folgend, die Orientierung an Vitalwerten wohl bezeichnen mag, desto reiner zutage, weil eben das Weib naturhafter ist als der Mann. Und dieser Naturismus ist es, von welchem jeder Deutsche in der Selbstbildung ausgehen muß. Vom Naturismus und nicht von der Geistigkeit.

Naturismus geht physiologisch notwendig mit religiöser Unbegabung zupaar. Hier kann man von den freilich vorhandenen Ausnahmen nicht einmal sagen, daß sie die Regel bestätigen: sie gehören allemal entweder einer höheren Daseins-ebene umfassenderen Menschentumes an, auf welcher die für die bisherige Menschheit typische Antithese Naturismus-Religiosität in einer Synthese höheren Grades aufgehoben und damit erledigt wird, oder aber sie betreffen aus der Art Geschlagene. Der Mensch ist nun einmal — wenn man seine Vielfalt und Vielschichtigkeit aus Zweckmäßigkeitsgründen für dieses eine Mal auf eine verkürzte Zweiheitsformel bringen will — einerseits Erd-, andererseits Geistwesen, und je nachdem, wo der Begabungs- und Bedeutungsakzent in seinem psychi-

schen Gesamtorganismus ruht, erscheint er verschieden orientiert. Ist er's dem transzendenten Geiste zu, dann bedeutet ihm die Welt seiner geistentsprossenen inneren Bilder alles, und die Natur ist ihm theoretisch Maya oder Sünde oder Fessel, praktisch mehr oder weniger gleichgültig. Solche Einstellung hat in erster Linie die Völker des Ostens gekennzeichnet, deren Anschauung zum Satze *ex oriente lux* geführt hat. Das waren alles nicht nordische oder nordisch verbliebene Völker, woher immer sie ursprünglich stammen mochten. Wir wissen heute, daß die spezifisch indische Religiosität in allen ihren noch heute lebendigen Formen im Indusdal schon lange vor der arischen Einwanderung lebte. Die (später halb oder ganz vergessenen) importierten arischen Nomaden-Götter sind kaum als echt religiöse Gebilde zu werten: sie waren in eine Überwelt projizierte sehr erdhafte Heldengestalten, den ur-germanischen und den homerischen Göttern naheverwandt, von denen das spätere „wissendere“ Indien lehrte, sie seien „diesseits der Schöpfung entstanden“ und ständen grundsätzlich, trotz größerer Natur-Gewalt, nicht über, sondern unter dem Menschen. Erst nachdem der erdzugekehrte und deshalb scharf beobachtende Ariergeist mit dem tiefen autochthon-indischen Bewußtsein des Übersinnlichen zu verschmelzen begonnen hatte, entwickelte sich jene einzigdastehende Verbundenheit (re-ligio) mit dem Transzendent-Geistigen, dank welcher der Hinduismus, was immer gegen Einzelformen desselben zu sagen sei, als bisheriger Höchstausdruck menschlicher Religiosität gewertet werden muß. Nirgends anderswo unter Menschen ist das Bewußtsein der unirdisch-geistigen Wirklichkeit im Menschen auch nur annähernd gleich hell und differenziert erwacht und so ausschließlich lebensbestimmend geworden. Das Verdienst der (gewiß nie zahlreichen) arischen Einwanderer bei diesem Prozeß erschöpft sich dabei wohl in dem freilich sehr Beträchtlichen, daß dank ihm solarer und rationaler Geist in der ursprünglich wahrscheinlich ganz irrationalen und lunaren indischen Geistigkeit mitbestimmend und dort, wo dies physiologisch möglich war, richtunggebend wurde. Doch der eigentliche nordische Naturismus

— so weit er sich nach so langen Wanderungen in südlichen Breiten noch erhalten hatte — ist in Indien restlos eingeschmolzen worden. Jeder echte Inder ist wesentlich Jenseits-, nicht Diesseits-zugekehrt.

Zwischen reinem Naturismus und reiner Religiosität, zwischen Chthonismus und Geistbezogenheit gibt es natürlich viele Übergänge und Zwischenglieder, denn Nicht-Irdisches und Irdisches gehören beide als integrierende Bestandteile zu jedem Menschen. Ein solches Zwischenglied stellt das wundervolle Welt-Gefühl Alt-Chinas dar, das zwischen Geist und Erde niemals reinlich unterschied, beide aber intensiv erlebte und von dieser „Mitte“ her eine allbejahende aber kaum differenzierende Einstellung zu allem Wirklichen gewann, auf welche kein europäischer Begriff auch nur einigermaßen paßt. Einen anderen Übergang bezeichnen die alten Perser und Juden, deren Urvorstellungen viel verwandter waren, als man gemeinlich glaubt. Beide legten den Akzent auf das ethische Problem: dieses aber ist das Grenzproblem zwischen Geist- und Erdwelt, der genaue Ort, an dem sich die letzte Inkompatibilität von Geist- und Erdnorm am allerschärfsten äußert (*W*, II, 8). Der wesentlich Religiöse stellt das ethische Problem auf solche Weise nie, wie dies denn auch Jesus nicht tat, denn sein ganzes Interesse gilt dem Transzendenten an sich. Umgekehrt ist der wesentlich Chthonische notwendig amoralisch, denn vom Standpunkt der Erde ist alles das nicht Sünde und nicht Schuld, was aller höheren Religion als solche gilt. Immerhin waren Perser und Juden tief religiös und vor allem religiös bestimmt. Fraglich ist schon, ob wir die Tibetaner, deren seltene Eigenart wir dank Alexandra David-Neel so gut kennen, als religiös bezeichnen dürfen: ich wage kein abschließendes Urteil, jedoch mein Eindruck ist der, daß sie eigentlich an nichts glauben, sondern nur auf unerhörte Weise die abnormen oder sonst selten gewordenen psychischen Natur-Kräfte beherrschen, welche sonst im Dienste der Religion stehen (man gedenke der echten indischen Yogis, welche wirklich ent-welten wollen: ihnen gegenüber wirken die tibetanischen als Sports-

leute!). Ein völlig Einzigartiges stellt die urgriechische Religiosität dar: diese Menschheit war unzweifelhaft von Göttlichem ergriffen, doch dank ihrer unerhörten, alle anderen überwuchernden bildnerischen Begabung verkörperte sich ihr Erleben sofort in Kulturen und Mythen, so daß bald nur als Kunst fortlebte, was ursprünglich echte Religion war.¹ Die nordischen, besonders die germanischen Völker nun waren im selben Sinne extrem Natur-zugekehrt, wie die Inder extrem Geist-zugekehrt

¹ Ich zitiere hierzu, was ich im Heft 24 des „Weg zur Vollendung“ über Walther F. Ottos Buch *Dionysos, Mythos und Kultus* (Frankfurt a. M. 1933) schrieb: „Am Anfang aller Religion stehe, vom Bewußtsein her geurteilt, nie der Mensch, sondern der Gott. „Durch ihn erst ist das Ziel und der Weg dahin, und auch die Not, die er wenden soll, geschaffen. Nicht weil der Mensch wünschte, erschien ihm ein Gott, um Erfüllung zu schenken: auch die Notwendigkeiten und Wünsche flossen wie die Gewährungen aus dem Wesen der Gottheit. Der Gott nun äußert sich unmittelbar im Kultus: „Der Kultus als Ganzes gehört zu den monumentalen Schöpfungen des Menschengestes. Um den richtigen Gesichtspunkt für ihn zu gewinnen, muß man ihn neben die Architektur, die bildende Kunst, die Dichtung und die Musik stellen, die alle einmal im Dienste des Göttlichen gestanden haben. Er ist eine der großen Sprachen, mit denen die Menschheit zum Erhabenen redet und aus keinem anderen Grunde redet, als weil sie reden muß. Das Erhabene und Göttliche verdiente diesen Namen nicht, wenn es den Menschen bloß einschüchtern und ihn nötigte, durch Gefälligkeiten sein Wohlwollen zu erringen. Der Beweis seiner Größe ist die Kraft, die es erweckt. Dem Gefühl seiner Gegenwart hat der Mensch das Höchste, dessen er fähig war, verdankt. Und dieses Höchste ist seine Sprachgewalt, die von der wunderbaren Begegnung zeugt, durch die sie empfangen und entbunden worden ist. Jede Offenbarung öffnet auch das menschliche Gemüt, und schöpferisches Tun ist ihre unmittelbare Folge. Der Mensch muß das Ungeheure herausagen, das ihn ergriffen hat. Das tat er einst durch den Bau der Tempel, der sich in dem Riesenwerk der Dome noch bis in die Jahrhunderte, die vor uns liegen, fortgesetzt hat. Mag man sie Wohnungen des Göttlichen nennen — mit diesem Namen wird nur ein geringer Teil ihrer großen Bedeutung getroffen. Sie sind sein Spiegel und Ausdruck, aus einem Geiste geboren, der gestalten muß, wenn der Glanz der Größe ihn getroffen hat. — Die ehrwürdigste dieser großen Sprachen ist die des Kultus. Sein Zeitalter liegt weit hinter uns. Und es ist wahrlich kein Wunder, daß gerade seine Sprache uns fremder geworden ist als alle anderen. Denn sie zeugt von einer solchen Nähe des Erhabenen, daß der Mensch unmittelbar selbst, mit Darbietung seiner eigenen Person, zu der Ausdrucksgestalt werden

waren. In der ganzen nordischen Mythologie, im ganzen nordischen düsteren Schicksalsgefühl gibt es nichts, was auch nur einigermaßen einen Vergleich mit orientalischer Religiosität zuließe.¹ Hiermit gelangen wir denn zur Begründung unserer Behauptung, daß Naturismus typischerweise mit religiöser Unbegabung zupaar geht. Zu jeder Erfahrung bedarf es spezifischer Begabung; die Behauptung, jeder könne, wenn er nur wolle, Gott schauen, ist ebenso unsinnig wie die, daß jeder in

mußte, die jene anderen Sprachen aus größerer Distanz durch das Medium der Steine, der Farben, der Töne und der Worte zu schaffen berufen waren. Darum sind sie auch mit dem Schwinden der göttlichen Nähe mächtiger hervorgetreten, während der Kultus langsam erstarbte. Aber er hat sie noch Jahrtausende begleitet, und manche seiner Formen haben selbst in Spätzeiten noch die Kraft gehabt, das Göttliche zu rufen, dessen Gegenwart sie einst erweckt hatte.“

¹ Auf eine mir ganz unerwartete und besonders aufschlußreiche Illustration dessen, worin die höhere religiöse Begabung der Orientalen besteht, stieß ich, wie ich lange nach Niederschrift obiger Zeilen T. E. Lawrence's *Seven Pillars of Wisdom* (London 1935, Jonathan Cape) las. An mehreren Stellen handelt der Verfasser, wohl der schärfste Erkenner arabischer Seelenart, von der den Arabern eigentümlichen schroffen Scheidung zwischen Fleisch und Geist, die so weit gehe, daß eine Haupt-Lust bei ihnen im Erdulden nicht nur von Strapazen, sondern von Qualen bestände. Er kontrastiert damit sein englisches Gefühl, das zwischen Leib und Geist kaum zu unterscheiden erlaubt, gelangt aber selbst zu keiner Schlußfolgerung. Indem jedoch Lawrence andererseits feststellt, die Spezialität dieser und der ihnen naheverwandten Stämme sei der Glaube, ihre wichtigste Industrie die Erfindung von Göttern oder die Ausführung göttlichen Befehls, und neben den drei großen Propheten, die Erfolg hatten, Moses, Jesus und Mohammed, hätte es Tausende gegeben, welche scheiterten, jedoch psychologisch nicht minder echte Propheten waren, gibt der Verfasser implizite die Ursache an für diesen Sachverhalt: sie liegt in der unerhörten religiösen Begabung der Wüstenvölker, aus welcher sich notwendig eine schroffe Scheidung zwischen Erde und Geist ergibt. Wer, gleich Lawrence, in erster und letzter Instanz eine Leib-Geist-Seele-Einheit erlebt, der beweist damit, daß ihm die Fähigkeit des Bemerkens und Unterscheidens der Wirklichkeit abgeht, mit welcher die Möglichkeit echter Religiosität steht und fällt. — Natürlich ist die arabische Art, Geist im Unterschied von der Erde zu erleben, nicht die einzig mögliche. Die andersartige der Inder und der Mystiker aller Länder und Zeiten ist ihr dem Sinne nach gleichwertig und de facto in vielen Fällen überlegen gewesen.

sich magische Kräfte heranbilden oder zum großen Musiker, Techniker oder Maler werden könne. Freilich sind die Hauptorgane der Erfahrung bei jedem vorhanden, obgleich schon der Unterschied zwischen Weit- und Kurzsichtigen, zwischen Hell- und Schwerhörigen viel größer ist, als die meisten glauben. Doch gerade bei der Religiosität scheinen die Dinge ähnlich zu liegen wie bei der Musik: man ist entweder musikalisch oder unmusikalisch. Es gibt Völker, welche häufiger als andere musikalische Begabungen hervorbringen; so gibt es religiös begabte und religiös unbegabte. Die nordisch-germanischen nun haben bis auf äußerst seltene Einzelfälle nie auch nur annähernd die gleiche religiöse Begabung bewiesen, wie die des Ostens und Südostens. Und für mich persönlich besteht überhaupt kein Zweifel darob, daß unter allen lebenden Germanen oder Halb-Germanen die Deutschen die religiös unbegabtesten sind. Zum Teil hängt das offenbar mit der Weichheit des deutschen Gemüts zusammen, welche festes Glauben schwierig macht. Es scheint nicht möglich, die innere Welt so zu fixieren, wie dies erforderlich ist, auf daß sie einen tief ergriffe, ohne daß eine wohlausgebildete und starke Funktion des Glaubens, welche in der Vorstellungswelt das Korrelat des Seins schafft (*U, III*), die betreffenden Vorstellungen festzuhalten erlaubte. Das deutsche Gemüt kann schwer irgend etwas festhalten, denn jedes neue Erlebnis rührt es aufs neue um. Zu diesem Gebrechen aber tritt offenbar natürliche Unbegabung. Man mißverstehe mich hier nicht: ich rede ausschließlich von religiöser Unbegabung, nicht von Irreligiosität. Gottsucher sind in Deutschland überaus häufig, nur Gottfinder sind selten. Und das Finden Gottes wird bei uns dadurch maßlos erschwert, daß nirgends anders so reichlich und so oft seitens Unberufener über Religion geredet und geschrieben wird. Welch schauerlich primitiver Götzendienst wird nicht mit dem armen Goethe getrieben! Über den Goethe-Kult der Salons, der Presse, des ganzen Bildungsphilistertums als damals populärsten Religionsersatzes schrieb in der Zeit seines Todes-Jubeljahrs Richard Müller-Freienfels treffend: „Vielleicht merken die guten Leute

selbst nicht, wie sehr dieser Kult den Religionsformen, die sie durch Goethe totschiagen wollen, ähnlich ist. Denn treiben sie nicht den gleichen Buchstabenkult, den gleichen Dogmenkult den gleichen Reliquiendienst, den sie anderen Religionen vorwerfen? Man zitiert Goethe, wie man ehemals die Bibel zitierte. Man hängt sein Bild in die Wohnungen, wie man Marienbilder aufhing. Man bewahrt seine Briefe und Wäscherechnungen als Reliquien. Es ist ein jämmerliches Schauspiel zu sehen, wie ein wahrhaft Großer also zum Religionsersatz herabgewürdigt wird.“ Aber was wird in deutschen Landen nicht also als Religion mißverstanden? Ein wirklich großer deutscher Dichter schrieb neulich in ein Stammbuch „Kunst ist Religion“ Ein weitbekannter Kritiker: „Der Theaterregisseur muß ein religiöses Verhältnis zur Bühne haben.“ Und man braucht bloß der trostlosen Kirchenstreitigkeiten der Jahre 1933/35 zu gedenken, allwo politische Gesichtspunkte als religiöse Motive anerkannt wurden, wo geradezu entsetzlich viele Gottesmänner jeden Sinn für die absolute und intrinseke Bedeutung der Religion und Religiosität unabhängig von allem weltlichen Geschehen vermissen ließen, und wo einer von ihnen gar am Karfreitag predigen konnte — man entsinne sich demgegenüber der Worte Pauli „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn nicht geschont hat“ — „am Karfreitag hat sich die schonungslose Sachlichkeit Gottes offenbart“ —: man braucht nur dieses unbestreitbar National-Typischen zu gedenken, um keine Zweifel über die religiöse Unbegabung des Deutschen übrig zu behalten. Die Deutschen sind eben kein ursprünglich religiöses Volk, sondern — soweit sie sich doktrinär für Gott interessieren — ein Volk von Theologen. Die Sehnsucht nach Religion, welche freilich in ihnen lebt, verführt sie aber leicht dazu, lyrischen Überschwang mit Religion zu verwechseln, worin der Urgrund der meisten deutschen Schwarmgeisterei zu suchen ist, oder soziale Fürsorge als religiöse Betätigung mißzuverstehen, oder in der Kirche als Anstalt deren Wesen zu sehen — einer von Luthers vielen Irr-

tüchern — oder endlich als dem Christentum gleichwertige Religion anzusehen, was nie Religion sein kann. Im übrigen hat Berdjajeff soeben (1936, in einem zunächst nur russisch erschienenen Buch „Ich und die Welt der Objekte“, S. 36/37) nachgewiesen, worin Luthers tiefstes religiöses Mißverständnis lag: er schrieb alles der Gnade zu, ließ keinerlei Raum für die schöpferische Freiheit des Menschen übrig. Berdjajeff fährt dann fort: „Bei Luther gibt es keine Wechselwirkung der zwei Naturen, der göttlichen und der menschlichen. Im deutschen Idealismus setzt diese Tendenz sich fort. Die lutherische Gnade, als einziger Quell alles Guten, wurde säkularisiert und auf die Erkenntnis angewandt. Das transzendente Bewußtsein, die Weltvernunft, der Weltgeist — alles das ist jene säkularisierte Gnade, und sie gilt als Quell der Erkenntnis, nicht der Mensch. Bei Hegel ist völlig deutlich, daß Gott selbst erkennt, die göttliche Vernunft, nicht aber der Mensch. Es ist so, als ob dieser selbst gar nichts in den Erkenntnisprozeß hineintrüge. Trotz der bis zum äußersten übersteigerten Aktivität des Subjektes (das aber nicht im Menschen liegt!) ist der Mensch passiv, er führt nur die Gebote des transzendentalen Bewußtseins aus.“ — Dieser Gedankengang Berdjajeffs, den ich hier leicht gekürzt und zusammengezogen wiedergebe, beleuchtet besonders grell sowohl die typisch-deutsche Akzentlegung aufs Er-Leben anstatt aufs Leben, welche Passivität oder Pathik bedingt, als auch die deutsche Unbegabung für Religion.

Diese nun äußert sich in der Geschichte als schlechthin durchgehendes Phänomen. Sogar zu den Zeiten Deutschlands, welche unbestritten als tief religiös gelten, war dies nicht anders. Wohl hat das Deutschtum im weitesten geographischen Verstand zeitweilig die ergreifendste religiöse Malerei und später die tiefste religiöse Musik Europas hervorgebracht. Doch das lag daran, daß die Maler und Musiker von dazumal, durch Bindung an die blind geglaubte Autorität der christlichen Heilslehre im Sinn von deren Tradition in Form gehalten, von dieser Autorität unbewußt und unwillkürlich inspiriert wurden. De facto, mit ihm

selbst oft völlig unbekanntem und unzugänglichen Teilen seines Wesens, hat ja jeder an schlechthin aller Wirklichkeit teil. So partizipiert auch jeder Deutsche an der religiösen. Doch seine besondere Veranlagung bedingt, daß diese Teilhabe in ihm nicht unmittelbar produktiv wird; erst in der Hingabe an das seiner Natur von Hause aus fremde Christentum gelang es ihm bisher — mit der einzigen Ausnahme der sämtlich aus der Art geschlagenen wenigen großen Mystiker — eine Verbindung herzustellen zwischen transzendenter Wirklichkeit und irdischem Leben. Und dann äußerte sich das Religiöse nicht direkt produktiv, sondern so, daß es andere Begabungen, so vor allem die malerische und musikalische, inspirierte. Wie durchaus diese Deutung zutrifft, erweist an erster Stelle der einzigartige Naturalismus der großen deutschen bildenden religiösen Kunst, darunter am eindrucksvollsten die geradezu naturwissenschaftlich metikulös-exakte Darstellung der Hölle; weniger deutlich, aber für den, der da weiß, was Religion wesentlich bedeutet, nicht weniger abschließend, der rein lyrische Charakter deutscher religiöser Dichtung, endlich die Tatsache, daß überhaupt die Musik zum individualisierten Sprachrohr des Göttlichen hat werden können: denn an und für sich gibt die Musik mehr als jede andere Kunst nur erdhaftes Erleben wieder; ihre Gesetze und Normen sind identisch mit denen der physischen Außenwelt, und ihre direkte Wirkung geht nicht auf den Geist, sondern die erdbedingte Seele und mittels des Rhythmus direkt auf den Körper. Aber das gleiche Fehlen einer unmittelbaren religiösen Beziehung zum Transzendenten läßt sich auf allen nur möglichen Gebieten und Ebenen nachweisen. Jeder tief und original Religiöse bedarf grundsätzlich keiner Vermittlung, um der religiösen Wirklichkeit innezuwerden: in ihrer Mehrzahl und in ihrer ganzen Lebensordnung religiös inspiriert waren die Deutschen nur, solange die Autorität der Kirche ihnen die Form gab. Dies galt zumal von der mittelalterlich-katholischen, deren Willen und Einfluß sich der damalige Deutsche hingab, wie das Weib dem Manne (wohlgemerkt: der Ur-Begriff „Autorität“ hat den Sinn von

Lebensweckung und -mehrung, Befruchtung der geistigen Existenz des Menschen). Wie nun Luther den Bau jener Kirche für seine Nachfolger niederriß, da legte er sich alsogleich auf eine Autorität als die einziggültige fest, welche kein wahrhaft Religiöser je als solche anerkennen kann: die wörtlich, ja wortwörtlich verstandene Schrift. Dem echt Religiösen kann nämlich jedes Bild, zu dem auch das Wort gehört (*SM, XI*), immer nur Sinnbild sein; die Frage des Buchstabenglaubens stellt sich ihm überhaupt nicht. So ereignete sich die schauerliche Grotteske, daß Textexegese, also Philologie, bei Deutschen eine Religion zersetzen konnte. Sobald ein bestimmter Dogmen-glaube erschüttert war, stand der Deutsche plötzlich religionslos da — ein Unglück, wie es keinem Inder, keinem Perser, keinem Russen, keinem Araber, keinem echten Juden und auch keinem sonstigen Abendländer hätte passieren können. Man wähne ja nicht, das Glauben sei eben doch geblieben und damit die Religiosität: das spezifisch deutsche Glauben als solches — hier füllen wir eine Lücke aus, die eine frühere Auseinandersetzung mit dem nordischen Anteil am Europäertum bestehen lassen mußte — ist wesentlich kein religiöses Glauben. Es ist ein Glauben der Art, wie ihn zur Zeit, da ich dieses schreibe, der Nationalsozialismus und die Person Adolf Hitlers beschwören und bannen. Mit vollem Rechte fragte einer der obersten Führer der Bewegung 1935, als er sich mit den Kirchenstreitigkeiten auseinandersetzte, wo denn mehr Glauben zu finden sei, bei den Nationalsozialisten oder den Kirchenmännern, und antwortete mit gleichem Recht: „Meiner Ansicht nach bei uns.“ Nur ist eben dieser wahrhaft lebendige deutsche Glaube kein religiöser Glaube.

Es ist absolut unmöglich, zu Irdischem eine religiöse Beziehung im selben Sinne zu haben wie zu Nicht-Irdischem. All die erdschweren Göttergestalten, die in frühen Zeiten freilich religiöses Erleben vermittelten, waren Sinnbilder für Geistiges. Mythen gar entstehen ausschließlich so, daß eine Menschheit von inneren Bildern ergriffen und überwältigt wird — vom Bewußtsein her zu schaffen sind sie überhaupt nicht. Die Tat-

sachenkomplexe, welche neuerdings Mythen geheißen werden, sind aber nichts als Tatsachen, *hard facts* im gut-amerikanischen Verstand. Wer heute von Blut spricht, meint das Blut, das man züchten, wer heute von Boden spricht, meint den Boden, den man meliorieren oder zum Erbhof machen kann. Von einer Mythenwelt her ist Organisieren schlechterdings unmöglich. Wir deuteten schon früher darauf hin, daß der Mensch den Bedeutungsakzent im Zusammenhang Geist-Erde auf verschiedene Stellen legen kann, und daß dann allemal etwas Besonderes entsteht. Im nächsten Kapitel werden wir sehen, daß das in diesem Sinn der deutschen Sondereinstellung Entsprechende nicht Religion, sondern Weltanschauung ist. Hier nur soviel darüber. Vor etwa einem Jahrzehnte gab es in Deutschland Tausende, die sich so fanatisch, als hinge ihr Seelenheil davon ab, dazu bekannten, daß gemäß Hörbigers Welteislehre die Sterne nicht heiß, sondern kalt sind. In sehr ähnlichem Sinne war im germanischen Norden die Kirchenlehre des Mittelalters weit mehr Weltanschauung als Religion. Die Heilsordnung ward damals als wissenschaftlich-objektiv existent verstanden, und der Teufel, das Grundmotiv mittelalterlichen Vorstellungslbens, als die wissenschaftlich feststehende Tatsache, mit welcher der Mensch an erster Stelle zu rechnen hatte. Alle eigentliche und arttypische Religion in Deutschland wirkt auf mich als hybrides Gebilde, als Mischung von eigener Sehnsucht, Lyrik, Weltverbesserungstrieb, Urange, Weltanschauung und dann von Anempfundenem. Nur bei den römisch-katholischen Deutschen ist dies vielfach wirklich wesentlich anders: dies liegt aber nicht an ihrer Uranlage, sondern an der fortlebenden orientalistisch-mediterranen Tradition.

Hier wie überall gilt es, so man erkennen will, in erster Linie, die „Bezeichnungen richtigzustellen“ Religion und Religiosität sind etwas ganz Bestimmtes, nicht notwendig Vorhandenes, und es bedeutet Unfug, um eines verehrten Wortes willen die Tatsachen zu vergewaltigen oder zu verdrehen (*W, II, 9*). Was ist nun das Positivum, das dem bisher gezeichneten Negativum der deutschen Uranlage entspricht? Es ist die Weltfrömmig-

keit. Es ist eine Beziehung zur Natur in ähnlich innigem Sinn, wie religiöse Frömmigkeit solche zu Transzendente darstellt. Unter gar keinen Umständen aber sind beide auf einen Generalnenner zu bringen. Weltfrömmigkeit bedeutet niemals Gottverbundenheit. Sie bedeutet auch nicht Naturverbundenheit überhaupt: Weltfrömmigkeit ist das Gefühl der Weltverbundenheit, wie es ein germinales, Ei-artiges Wesen haben muß, welches in andauerndem Erlebnis-Kontakt mit der ganzen ihn bedingenden Welt steht.

Zunächst sei hier ein weiteres landläufiges Mißverständnis richtiggestellt: Selbstverständlich ist es nicht wahr, daß das bezeichnete besondere deutsche Gefühl die einzig mögliche echte Naturverbundenheit bedeutete — woraufhin sie anders organisierten Völkern fehlen sollte. Noch kein Deutscher hat sich so tief in den Geist einer Landschaft versenkt wie ein altchinesischer Maler. Keiner liebt seinen Acker mehr und versteht ihn lebendiger als der chinesische Bauer. Kein Mensch ist sich der Schönheitsmöglichkeiten der Natur so innig bewußt wie der Japaner. Heiß ist die Liebe zur bearbeiteten Scholle beim Italiener und beim Südfrenzen, und das nächste Verhältnis zur Erde überhaupt unter Europäern hat der Spanier (*SM, IV*). Was das deutsche Naturgefühl ausschließlich kennzeichnet, ist nicht einmal der so oft hervorgehobene besondere Sinn für wilde Natur, welchen der Deutsche mit vielen Wald- und Bergbewohnern teilt — es ist ein besonderer Sinn für Wasser, Sumpf, Zwielficht, Mondschein und Waldeskühle. Diese nun sind „Entsprechungen“ des Germinalen: das Keimplasma ist kalt. Von hier aus finden wir denn den Weg zur eigentlichen Differentialbestimmung der Weltfrömmigkeit. Diese bedeutet überhaupt keine Beziehung des erwachsenen Menschen zum Geist oder zur Natur oder zu irgendeinem besonderen Teil der Wirklichkeit mittels differenzierter Organe und Funktionen: sie bedeutet ein integrales Erlebnis-Verhältnis eines Eihaften oder Embryonalen zur als unauflöslicher Ganzheit erlebten Totalität dessen, was ihn umgibt und bedingt, beeinflußt und gestaltet, sonach zum Weltall als Mutterleib. Und eben darum ist keine heraus-

gestellte Geist- und Seelenform, und sei diese noch so bedeutend, des Erlebenden eigentliches Ziel: es ist immer und überall das persönliche Wachsen und Mehrwerden. Von hier aus erhellt denn, inwiefern das Wort Weltfrömmigkeit richtig gebildet ist: letztere bedeutet nicht Religiosität, und doch bedeutet sie persönliches Heilstreben. Sie bedeutet Heilstreben im Sinn eines Fortschritts auf dem Wege der Gesamtentwicklung des Weltalls. In ihrem statischen Aspekte ist sie fast tierhafte Identifizierung mit dem Naturverlauf, so wie z. B. Hermann Wirth im bloßen Erleben des Kreislaufs der Jahreszeiten als das „Gottesjahr“ Religion sieht — wo es sich hier doch offenbar nur um Meteorologie handelt. Ist Weltfrömmigkeit mit Irrealität des Geists gepaart, dann ergibt dies Romantik im Sinne irgendeiner ihrer vielen Arten und Abarten, die aber alle die gleiche Grundbedeutung haben. Im Falle milden Dynamismus ist Weltfrömmigkeit Heidentum Goethescher Artung. Bei extremem Dynamismus nun aber ist sie das Stimmungskorrelat zu möglicher Mutation, z. B. vom Menschen zum Übermenschen, wie sie der a-religiöse aber weltfromme Nietzsche prophezeite. Das Wesentliche bei der Weltfrömmigkeit ist aber auf jedem Stadium ihr Naturismus. Nie geht sie von der Voraussetzung aus, daß sich der Geist von der Natur befreien könne; die Natur selber vielmehr soll sich höher hinauf entwickeln.

Das muß sie nun freilich, wenn der Geist einen höheren Grad der Verkörperung auf Erden finden soll. Meinen zweiten Vortrag auf der großen Darmstädter Weisheitstagung des Jahres 1927, „Mensch und Erde“,¹ betitelte ich „Der sich wandelnde Planet als Einheit“ Dort zeigte ich die lückenlose Vollständigkeit des Zusammenhangs aller Bestandteile und Glieder der Schöpfung durch ihre sämtlichen Phasen auf. Genau wie jede vergangene geologische Epoche durch eine ihr und nur ihr genau ent-

¹ Deutsch ist dieser Zyklus bisher nur im Leuchter-Buch *Mensch und Erde* (Darmstadt 1927, Otto Reichl Verlag) veröffentlicht worden. Aber meine vier Vorträge auf jener Tagung habe ich der englischen, spanischen und amerikanischen Ausgabe von *Wiedergeburt* einverleibt und gleiches wird bei einer Neuauflage der deutschen Ausgabe letzteren Buchs geschehen.

sprechende Fauna und Flora gekennzeichnet gewesen ist, genau so müsse auch der Mensch sich organisch wandeln, nicht bloß eine neue Weltanschauung oder einen neuen Glauben gewinnen, um in neuer Konstellation zu bestehen und höher zu gelangen, als er bisher gelangt war. Alle Yoga, alle Selbstvervollkommnungstechnik wußte dies von je: gerade der Körper muß verwandelt werden, damit Geist und Seele wachsen können. Die deutsche Weltfrömmigkeit geht von den gleichen Grundvoraussetzungen aus. Doch ist ihr der Begriff der Askese völlig fremd, denn sie vertraut auf organisches und damit selbsttätiges Werden; einseitige Geisteskonzentration und Willensanspannung kennt sie nicht. Hieraus erklärt sich abschließend die deutsche Unbegabung für echte Religion: nur reine Geistinitiative verbindet das einsame Selbst mit Gott und keinerlei „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ Eben hieraus erklärt sich der eigentümliche Mangel an großen ethischen Persönlichkeiten unter Deutschen. Doch Kinder sind weder religiös noch ethisch, das ist Sache der Erwachsenen; und andererseits können Kinder allein als Ganzheiten zu mehr erwachsen, als sie in ihrem gegebenen Zustande sind. Daher die ungeheure Bedeutung weltfrommer Anlage zu jeder Wendezeit, allwo es kosmische Einflüsse seelisch aufzunehmen und in Korrelation zu ihnen einen neuen Gleichgewichtszustand zu gewinnen gilt.

An diesem Punkte können wir unsere allgemeinen Betrachtungen über das Problem der Polarisierung, welche Anfang und Ende des vorigen Kapitels ausfüllten, zu Ende führen. Wir fragten damals, wie jenes Wachstum der geistigen Persönlichkeit zustande kommt, welche jeder Geistbewußte als Ziel seines persönlichen Lebens anerkennt, und unsere erste Antwort lautete: Sie kommt nie aus der Initiative des Einzigsten allein zustande, sondern allemal durch Polarisierung mit dem, was er selbst nicht ist. Weiter unterschieden wir zwischen Entwicklung und Schöpfung. Während jene entwickelt, das heißt ausführt, was gegebene Voraussetzungen vorausbestimmt oder impliziert hatten, setzt jene neue Voraussetzungen als Ausgangspunkte neuartiger Entwicklung in die Welt. Neue Voraus-

setzungen aber entstanden auf Erden ausschließlich als Ergebnis von Polarisierung. Alle Schöpfung auf Erden sei Produkt eines Polarisationsprozesses, so wie das Kind aus dem Zusammenwirken von Mann und Weib entsteht. So drücke sich die Tatsache, daß der Mensch wesentlich eine „Beziehung“ und keine „Monade“ ist, im vorliegenden Zusammenhang so aus, daß die Steigerung des Menschen über einen gegebenen Zustand hinaus allemal eine Spannung zu anderem voraussetzt, welche Spannung nicht etwa zu einer Lösung oder einem Ausgleich führt, sondern zur Geburt eines Neuen. Und wir schlossen unsere damaligen Betrachtungen mit den Sätzen: „Niemals ist der Mensch allein, und nichts vermag er aus sich selbst allein. Um persönlich zu wachsen und voran- und höher hinanzukommen, bedarf er der Mitwirkung der ganzen Welt. Eben deswegen kann er im Höchstfall deren Angel sein.“ — Bedeutet unter diesen Umständen die Germinalität, wie sie das deutsche Gemüt kennzeichnet, und die ihr entsprechende deutsche Grundstimmung der Weltfrömmigkeit nicht die nahezu ideale Voraussetzung für jene Mutation des Menschen, welche offenbar in dieser Wende fällig ist? Nur germinales Gemüt kann grundsätzlich, in der Tat, all die neuen kosmischen Einflüsse in sich aufnehmen und verarbeiten, die auf den Menschen heute einströmen. Und nur aus solch eihafem Menschentum kann laut dem alles Organische beherrschenden Gesetz, daß alles Neue aus Undifferenziertem entsteht und nichts Ausgestaltetes sich über seinen Zustand hinaus zu entwickeln vermag, die Gestaltung des Menschentums erwachsen, welche der neuen kosmischen Phase entsprechen wird. Selbstverständlich behaupte ich damit nicht, daß notwendig Deutsche die größten Vorbilder der neuen Ära stellen würden: grundsätzlich ist und bleibt Deutschland, wie im „Spektrum“ ausführlich gezeigt ward, das „Laboratorium der Welt“; so mag es auch dieses Mal so kommen, daß Deutsche, genau wie in der Reformationszeit, alle wichtigsten Vorarbeiten leisten, daß dann aber die vollendeten Endgestalten anderswo erwachsen werden. Doch auf das Endgültige und historisch Entscheidende kommt es vom Stand-

punkt des persönlichen und als solchen einzig wesentlichen Lebens niemals an. Es ist lächerlich, zu behaupten, ein Volk sei um einiger weniger Genien willen da: hier hat Jesus Christus mit seiner Theorie vom absoluten und unendlichen Wert jeder einzelnen Menschenseele das einzig und ewig Richtige gelehrt. Wohl aber hat die allgemeine Möglichkeit für jeden eine ungeheure Bedeutung: so kann jedes, auch das sonst bescheidenste Leben, das sich der Bedeutung der Weltenstunde bewußt wird, einen persönlichen Sinn gewinnen, dergleichen es nur an seltenen Wendepunkten der gesamten Menschengeschichte je gehabt hat. Zeichnen wir denn nunmehr die Hauptumrisse der neuen Aufgabe des Menschen in der Welt in großen Strichen hin, und beginnen wir dabei mit dem historisch Nächstliegenden.

Das Menschengeschlecht durchlebt zur Zeit (dies schreibe ich 1935) die Phase der Rückflut nach der großen Flut der Französischen Revolution im Rahmen einer Periode allgemeiner Reaktion auf die ausschließliche Geistbestimmtheit der christlichen Ära, die im intellektualistischen Zeitalter ihre äußerste Zuspitzung und Übersteigerung erfuhr. So drängen die langverdrängten uralten Erdkräfte gewaltsam ins Bewußtsein zurück, und viele primordiale Erscheinungen, welche die meisten, die an der europäischen Geisttradition teilhaben, in vorge-schichtlicher Zeit für immer überlebt glaubten, bestimmen das Bild jüngsten Geschehens. Das ungeistige Leben fordert erneut sein Recht, die blinde Gana will wieder in ihrer Eigenart anerkannt werden, die emotionale Ordnung sucht sich erneut als selbständige Ordnung zu konstituieren: ein solches Zeitalter der „Revolte der Erdkräfte“, wie ich den Prozeß in meinem Buche über die Weltrevolution hieß, fordert offenbar die Umstellung vieler Probleme, welche die letzten Jahrhunderte endgültig gelöst glaubten. Und zwar fordert es diese Umstellung mit vollem geistigen Recht: denn der ganze Mensch lebt, immer tut er das als integrale Ganzheit, und hat das Verhältnis der in verschiedenen Dimensionen in ihm wirkenden Kräfte sich verändert, dann gelten die Lösungen aus früherer Zuständ-

lichkeit für ihn nicht mehr. So erledigte die Emanzipierung des Intellektes seinerzeit organisch so manche an sich vollkommene Ausdrucksform des Verhältnisses des Menschen zur Welt aus früherer Zeit, da die irrationalen Funktionen die vital entscheidenden waren. Heute fordert der Kairós gerade vom geistigen Menschen eine Neueinbeziehung der im christlichen Zeitalter verdrängten Erdkräfte in sein Bewußtsein: nur soweit solches gelingt, wird der geistige Mensch sich halten. Andererseits: wenn solche Einbeziehung gelingt, dann kann eine viel höhere Kultur entstehen, als es die letzte war: eine Kultur ähnlich allseitiger Vollkommenheit, wie es die antike war, nur jetzt auf höherer und breiterer Verstehensbasis. Alles das habe ich in meinem Buche über die Weltrevolution genau ausgeführt und verweise hier darauf. Im Zusammenhange dieser Betrachtungen aber dürfte jetzt schon dieses Wichtigste einleuchten: Die deutsche Weltfrömmigkeit stellt die beste unter den heute gegebenen Menschheitsanlagen dar, um den Übergang zu vermitteln von der intellektualistischen Kultur zur möglichen integralen, sämtliche Kräfte des Menschenwesens organisch in sich zusammenfassenden, welcher die Zukunft gehört.

Doch damit die Anlage zu ihr entsprechenden Leistungen führe, muß der Deutsche fortan so bewußt und energisch als irgend möglich seine Weltoffenheit betonen, pflegen und steigern. Leider ist es ja (wie wiederum im „Spektrum“ ausführlich dargetan ward) deutsche Art und Neigung, das Kleine gegenüber dem Großen zu überschätzen und sich in möglichst enger Enge festzulegen: auch dies gehört mit zur natürlichen Einkapselungstendenz des Eis. In weiten Zusammenhängen zu leben, hält der bisherige Deutsche, welcher nicht alt-gezüchteter Oberschicht angehört oder kein universeller Geist ist, schwer aus. Es ist erstaunlich, wieviele deutsche Hausbesitzer in der Krisenzeit seit dem Weltkriege es intensiv genossen, auf Grund ihrer Verarmung möglichst alle Zimmer vermietet zu haben und sich auf kleinsten Raum zu beschränken. Es ist für jeden, welcher nicht im Reich geboren ward, kaum verständlich,

wie begeistert der typische Deutsche nach jedem, auch nach dem allgeringfügigsten Vorwand greift, um sich von anderen abzuscheiden. Das ist nicht Individualismus: die ausgeprägte Persönlichkeit strahlt aus, bezieht möglichst vieles in sich selbst hinein, erobert, ist darum großen Gesichtspunkten zugänglich. Es ist die Furcht, daß das weiche Germinale Schaden nehme, was zu möglichst beschleunigter Schalenbildung drängt. Gleichsinnig gibt der typische Deutsche, auch wenn er sozial hoch aufsteigt, den engen Rahmen sichernder Kleinbürgergewohnheiten ungen auf; tut er es jedoch, so verliert er gar leicht alle Form. Gleichsinnig leben die deutschen Kolonien überall wie abgeschlossene Eier. Nicht nur das Vereins-, auch das Sekten- und vor allem das Parteiwesen hat hier seinen wichtigsten vitalen Grund. Aber Krustenbildung bedeutet beim Deutschen auch jedes feste Begriffssystem — was immer es an sich und sonst sei —, alles bejahte Fachmanntum, alle hermetische Scheidung zwischen Wissenden und Laien, alle Vorliebe für Rückversicherung im Amtlichen, Doktrinären, Ständischen und Klassenhaften, aller Partikularismus überhaupt, worauf immer dieser sich beziehe. Da sollte denn jeder Deutsche, der in diese Wende schöpferisch hineinwachsen will, an erster Stelle erkennen und anerkennen, daß sein bisheriger Partikularismus und alles, was mit ihm zusammenhängt, absolut ohne jede geistige oder seelische Bedeutung ist, daß er nie anderes als Beschränkung beweist. Und daß es die schlimmste aller Beschränktheiten bedeutet, wenn er sich positiv zu ihm stellt. Wer da innerlich germinal ist, hat keinerlei Grund und überhaupt keine Entschuldigung dafür, wenn er den Wertakzent auf die Kruste legt. Freilich mag er irgendeiner Kruste zum Schutze und zum Halt bedürfen. Ich denke nicht daran, ein Einschmelzen aller Krusten zu predigen, nicht allein, weil solches keinesfalls gelänge, sondern vor allem, weil der innerlich Weiche nur dann in Form sein kann, wenn er äußerlich geschützt ist. Sogar Goethe bekannte sich zur Kruste, insofern er den Satz „äußerlich begrenzt, innerlich unbegrenzt“ zur Devise wählte. Aber

Goethe strebte eben nach dem Ziel, innerlich unbegrenzt zu sein, und das wird derjenige niemals werden, welcher den Nachdruck in sich auch nur im allergeringsten auf die Kruste liegt. Letzteres nun tat bisher die überwältigende Mehrheit aller Deutschen. Und das muß anders werden. Es kann aber auch anders werden, denn weiches Gemüt ist von der Erkenntnis her leichter als jedes andere zu formen.

Dieser Weltkairós fordert sonach als Resultante aller Zeitbewegungen das genaue Gegenteil dessen, was das Geschichtsbild zur Zeit, da ich dieses schreibe, in allzu vielen Ländern bestimmt: nicht Verengung, nicht Selbstgenügsamkeit, nicht Abschluß, sondern einen weiten und entscheidenden Schritt voran auf allen Gebieten auf dem Weg zur vollkommenen Welt-offenheit. Auf der schon erwähnten Darmstädter Tagung „Mensch und Erde“ prägte Max Scheler, aus dem Geist des überpersönlichen Zusammenklangs der Themen und Persönlichkeiten heraus, in seinem Vortrag „Die Sonderstellung des Menschen“ (später als Broschüre unter dem Titel „Die Stellung des Menschen im Kosmos“ neuveröffentlicht) die bisher glücklichste Differentialbestimmung des Menschen unter allen erdebewohnenden Lebewesen: er sei „das weltoffene Tier“ Vergleicht man den Menschen, in der Tat, mit dem zweiten bisherigen Höchstausdruck organischen Lebens, dem Geschlecht der Ameisen, Termiten und Bienen, dann fällt als erstes die Gegensätzlichkeit der zwei Entwicklungsrichtungen auf. Die genannten Insekten verkörpern höchste Vollendung in Form vollständiger Festgelegtheit und Bindung; alles am Menschen hingegen ist darauf angelegt, dem Geringstmaß an Festlegung als Ziel zuzustreben. Daher die Atrophierung des Instinkts zugunsten der freiwählenden und -entscheidenden Intelligenz — eine Atrophierung, welche wohl schon bei der ersten Menschwerdung eingesetzt und schon damals einen der heutigen nahen Grad erreicht haben dürfte; denn das allermeiste dessen, was man heute noch bei Menschen „Instinkt“, „instinktiv“ heißt, gehört nicht der Sphäre des tierischen Instinktes an. Daher die Fähigkeit zum Irren, die Möglichkeit von Sünde und Schuld. Darum das uner-

sättliche Streben nach Freiheit. Daher das langsame und späte Erwasen. Daher vor allem der protoplasmatische Charakter der Psyche, der beim Menschen allein die Plastizität eignet, welche sein Körper, verglichen mit niederen Tieren, welche verlorene Arme und Beine oder gar Köpfe regenerieren, verloren hat. Dieser protoplasmatische Charakter der Psyche wird nun im Sinn gesteigerter Nicht-Festgelegtheit ergänzt durch potentielle vollständige Weltoffenheit. Der Mensch ist grundsätzlich nicht ein für allemal an eine bestimmte und qualifizierte Um- und Merkwelt gebunden, sondern zur Totalität dessen, was es gibt, kann er ein vitales Verhältnis gewinnen; und alle Werte, welche jeder Mensch instinkthaft anerkennt, gehören einer Skala an, deren Kulminationspunkt absolute Weltoffenheit wäre. Jeder Mensch erkennt instinktiv ein weites Herz, einen weiten Horizont, universellen Geist, allumfassende Liebe, alle Grenzen überschreitendes Streben als ein Höheres an, denn jede Engigkeit. Jede große Krisis in der Menschheitsgeschichte hat, falls sie gut endete, den Endsinn gehabt, daß ein höherer Grad von Weltoffenheit und von Freiheit Allgemein-Erreignis ward. Eben das war der Sinn des Sieges der christlichen Nächstenliebe über das heidnische Herrenethos, der Renaissance, welche wiederum christliche Engigkeit sprengte, der Aufklärung, welche das Denken befreite, der Französischen Revolution, mit der die im 14. Jahrhundert von einem obskuren, als Narr verlachten und bald im Irrenhaus eingesperrten englischen Pfarrer zuerst behaupteten Menschenrechte zum Glaubensartikel aller Menschen wurden, was sie fortan bleiben werden. Und erst recht wird sich der Endsinn der Weltrevolution, in der wir mitten drin stehen, als Schritt voran auf dem Weg zu größerer Weltoffenheit erweisen. Gerade in dieser Krisis ist es restlos ausgeschlossen, auch nur ein wesentliches nationales oder internationales Problem auf partikularistischer Basis zu lösen. Unmöglich sind die logischen Folgerungen möglicher schneller Freizügigkeit und der erhöhten gegenseitigen Abhängigkeit der verschiedenen Völker voneinander rückgängig zu machen. Unmöglich kann gegenseitiges Sich-voneinander-Abschließen für

die Dauer anderes bewirken, als noch größere Katastrophen, als es der Weltkrieg und seine Folgen waren. Nur als Kriegs- oder Belagerungszustandsunvermeidlichkeiten sind abgeschlossene Lebensformen heute für das Bewußtsein des Menschengeschlechts auf der Stufe seiner heute bestimmenden Vorhut überhaupt noch tragbar; und unter dem Druck staut sich der Wille zur Weltoffenheit zu immer größerer Gewalt auf. Nur zu bald wird übereinstimmende Erfahrung endgültig bewiesen haben, daß kein Bienen- und kein Ameisenideal dem Menschen frommt. Hier können wir auf das in der Einführung Gesagte zurückverweisen. Zweifellos schließt sich der Mensch zunächst fortschreitend insektenhafter ab, je weiter die Umwelt wird, die er sich erobert; er tut es aus Selbsterhaltungstrieb, denn zunächst ist er dieser inner-organisch nicht gewachsen. Doch auf dem Wege dieser Verengerung verdirbt er: alle Zukunft des Menschen auf Erden hängt davon ab, daß er seinen inneren Organismus proportional den weiten Möglichkeiten höherentwickelt, so daß er also, um nur dies eine Beispiel zu nennen, fähig wird, trotz aller Schnelligkeit in der Fortbewegung ebensoviel zu erleben, wie der Fußgänger.¹

Was nun von der Praxis gilt, gilt erst recht von der Gesinnung. Es ist vollkommen ausgeschlossen, daß irgendeine partikularistische oder Partikularistisches betonende Weltanschauung irgendeinem Volk noch für die Dauer Heil brächte. Jeder Partikularismus setzt, im Gegensatz zur Menschenbestimmung, Abgeschlossenheit als Wert, was immer er vorgebe und sogar ehrlich denke. Da alles bestimmte Bewußtsein einen Gegenstand braucht, der es weckt und wach erhält und von dem es sich abhebt, so muß jede bejahte Grenze innere Beschränk-

¹ Über dieses besondere Problem hier noch so viel. Selbstverständlich bedeutet die wachsende Technisierung des Menschen keinen Abweg, sondern den Beginn einer neuen, von mir in *Amerika* „Das geologische Zeitalter des Menschen“ getauften Weltphase. In diesem Zusammenhang hörte ich selten Geistreicheres, als was mir der Mythenforscher Philipp Metmann kürzlich sagte: seiner Ansicht nach würde die Technik unserer Zeit nach Jahrtausenden als ein Analogon dessen beurteilt werden, was uns die Felsenbilder der Frühkulturen bedeuten. —

heit schaffen oder festigen. Leider schlägt die schöne Theorie, daß wer seine eigene Begrenztheit höchstachtet, eben dadurch auch vollkommenes Verständnis für fremde Begrenztheiten haben müsse, sämtlichen Gegebenheiten der Menschennatur und sämtlichen Erfahrungen der Geschichte ins Gesicht: unvermeidlicherweise hält jeder, der überhaupt auf seine Eigenart zufrieden pocht, die seine für besser als alle anderen, und damit ist jeder nur möglichen Engherzigkeit und jedem nur möglichen Vergewaltigungswillen grundsätzlich Tor und Tür geöffnet. Hier fassen wir einen neuen tiefen Grund der tiefen Unmenschlichkeit dieser Übergangszeit. In Wahrheit kann heute, genau wie dazumal, da der Christus-Impuls die Welt verwandelte, nur eine neue und menschlichere Gesinnung zu einer positiven Lösung der Zeitprobleme führen. Diese Gesinnung aber kann nur die einer größeren Welt-Offenheit im ganzen weiten und tiefen Sinne dieses Wortes sein, als sie die ganze bisherige Geschichte gekannt hat.

Wenden wir uns jetzt endgültig der konkreten Aufgabe zu, welche sich jedem Menschen persönlich stellt. Zur ersten Einführung diene ein Zitat aus dem Epilog zu meinem Erstlingswerk, dem „Gefüge der Welt“, das ich als Dreiundzwanzigjähriger schrieb — man verzeihe es dem Manne, der schon so manches Jahr mehr als ein halbes Jahrhundert Leben hinter sich hat, wenn er sich der Wiederanknüpfungsmöglichkeit mit erster Jugendleistung freut: „Die ganze Wahrheit, die Beziehung der Menschheit zum Weltall, die Wahrheit, die jedem gemäß wäre, weil sie alle Einzelwahrheiten umfaßte, kann in abstracto nie bestimmt werden; denn sie ist unendlich, grenzenlos. Die größtmögliche Vielheit denkender Geister wird sie nie und nimmer abgrenzen können; denn aus der Vielheit läßt sich die Einheit, aus dem Werden das Sein nicht unmittelbar erschließen. Vom Standpunkte der Vielheit ist die Wahrheit ein Werden — ohne Endziel; aber sie wird lebendig und seiend und wirklich innerhalb der Grenzen der genialen Persönlichkeit Was ist es, was das Genie zum Weltweisen macht? — Die größte Geisteskraft an sich bietet dafür keine

Gewähr; denn sie kann das Weltall in so besonderer, für andere Augen verzerter Perspektive schauen, daß die Menschheit bei aller Ehrfurcht und Bewunderung durch die tiefsten Einsichten solcher Männer keine Erkenntnisförderung erfährt. So sind gerade exzessive Begabungen sehr oft vollkommen unverständlich, mehr verwirrend denn aufklärend. Jedes Philosophen erlebte Weltanschauung ist für diesen notwendig und insofern wahr, ob aber für die Menschheit? — Höchst selten, wie die Erfahrung lehrt. Welcher Art müßte der Mann sein, dessen persönliche Wahrheit für die Menschheit gelten könnte? — Der Mensch kann nur das erfahren, was er erfahren muß, wie jeder Organismus nur auf dasjenige reagiert, was ihn selbst, sein Leben, abgrenzt und bedingt. Je bedingter er ist, desto größer sind seine Fähigkeiten, desto schärfer seine Waffen, desto feiner sein Empfinden. So ist der Kulturmensch unendlich bedingter als der Wilde, der Ästhet in ungeheurem Maße abhängiger von der Art seiner Umgebung als der Philister. Und wenn wir uns nun dessen erinnern, daß kein Genius aus sich selbst heraus zu schaffen vermag, daß die Spontaneität nur auf empfangene Eindrücke reagiert, nur das gestaltet, was sie erlebt, daß die vollkommene Geistesschöpfung zu ihrer Möglichkeit gegenseitige Wahlverwandtschaft und Kompensation von Phantasie und Stoff voraussetzt — nach dem Worte Flauberts: „le secret des chefs-d'oeuvre est là, dans la concordance du sujet et du tempérament de l'auteur“; wenn wir weiter wissen, daß der Mensch nur davon beeindruckt werden kann, was ihn bedingt, beschränkt, sein Leben ermöglicht: dann muß bei einem Genius, der für die Menschheit denken kann, dessen Einsichten so umfassend sind, daß sie als objektive Wahrheit geglaubt werden dürfen, wohl folgende Voraussetzung erfüllt sein: sein Geist ist der gesamten Natur wahlverwandt, denn er ist von ihrer Gesamtheit bedingt. — Der Weltweise — der bedingteste Mensch! Das heißt, von der anderen Seite her betrachtet, der weiteste Geist. Goethe schreibt: „Wer in dem immer fortdauernden Streben begriffen ist, die Sachen in sich, und nicht, wie unsere lieben Landsleute, sich

nur in den Sachen zu sehen, der muß immer vorwärtskommen, indem er seine Kenntnissfähigkeit vermehrt und mehrere und bessere Dinge in sich aufnehmen kann.“ In der Tat, aus sich selbst kann keiner heraus, und darum ist jedes Streben nach farbloser Objektivität unfruchtbar und nur solchen förderlich, welche keine wahre innere Förderung erfahren können. Darum sind alle Wahrheiten individuelle. Ihr Wert hängt aber von der Art dessen ab, der sie erkannte. Das Ich der meisten ist so eng, daß es nur sich selbst umfaßt — solche Leute können natürlich nur „sich in den Sachen“ sehen. Das Ich kann aber auch so weit sein, daß es das Universum umspannt und insofern die „Natur in sich“ zu schauen vermag. Auf die Weite, mit anderen Worten das Maß und den Grad der Eindrucksfähigkeit des Geistes kommt es an. Diese aber ist dem Grade der Bedingtheit genau proportional.“

Zur zweiten Einführung diene ein Hinweis auf das Darmstädter Zentrum, welches den Namen „Schule der Weisheit“ führt, dessen Sinn bis heute nur von ganz wenigen verstanden worden ist. Ich gründete diesen Mittelpunkt besonderer Artung aus der Überzeugung heraus, daß heute die Zeit einseitigen Denkertums, persönlichen Partikularismus und aller überkommenen Scholastik endgültig um ist. Nur Erweiterung des Menschen über seine bisherigen Grenzen hinaus kommt noch als ontologischer und insofern echt-philosophischer Wert in Frage; alle Philosophie, welche noch von den Voraussetzungen, deren Quellen im 17. und 18. Jahrhundert liegen, von fernerer Zeit zu schweigen, ausgeht, ist von Hause aus Papierkorb-reif, so klug die Verjährtes vertretenden Geister immer seien. Denn es sind die ersten Voraussetzungen, welche eine Weltphase von einer früheren abscheiden; zwischen beiden liegt immer ein Unstetigkeitsmoment, das durch keine Entwicklungs-Konstruktion anders als fiktiv überbrückt wird. So gilt es heute in erster Linie neue Voraussetzungen zu schaffen. Diese können heute aber nur in Menschen eines neuen weiteren Typus, in keinen abstrakten Theorien bestehen. Nun erfolgt alle Neuschöpfung auf Erden gemäß dem Schema der Polarisation:

nur indem sich bedeutende lebendige Menschen als solche, ganz einerlei was und wie sie theoretisch denken, miteinander polarisieren, kann in den Seelen der Protagonisten selbst sowohl als derer, die am Prozeß als Mit-Erlebende teilnehmen, eine Mutation eingeleitet werden. Die Schule der Weisheit hat sich grundsätzlich nie für irgendeine bestimmte Theorie als solche interessiert, sondern nur für die Echtheit der Menschen, die beliebige vertraten. Sie hat in ihrem Bannkreis niemals geduldet, daß diskutiert, das heißt um Bestehendes gekämpft wurde, sondern solche Einstellung gefordert und geschaffen, daß verschieden-Seiende (nicht bloß verschieden-Denkende!) schöpferisch aufeinander einwirkten, wie Mann und Weib (A. *Einführung*), und damit an einander anders und weiter würden. Die Schule der Weisheit hat niemals anerkannt, daß irgend jemand allein im Recht sein könnte, sondern sie hat gelehrt und im Leben gezeigt, daß und wie jeder echte Mensch mit Recht einen ganz bestimmten „Ort“ im Geisteskosmos einnimmt, und daß alles darauf ankommt, diesen richtig zu erkennen und von solcher Einsicht her in rechte Beziehung zu ihm zu treten. Sie hat vom ersten Tage an und durchaus gelehrt, daß das denkerische Individuum das letzte nicht ist und daß ein Überindividuelles hinter jedem Einzelnen mit seinen An- und Einsichten steht. Damit aber hat sie jeden, welcher zu solcher Befreiung rief und berufen war, den Weg aus dem Gefängnis seines kleinen Ich hinausgewiesen. Die Schule der Weisheit lehrt ihre Schüler mittels der von ihr geschaffenen Technik bewußt gerichteter Polarisation, jedes Du zum Ich hinzuzunehmen, sich vollkommen jedem anderen zu öffnen und so ihr Leben auf höherer Ebene zu begründen, als es die ist, wo sich die Fragen der „einzig richtigen Weltanschauung“, des „absolut Recht-habens“ usw. stellen. Damit aber lehrt sie das genaue Gegenteil von Relativismus: sie weist vielmehr den Weg zu bestimmtem Sein und bestimmter Weltanschauung höherer Ordnung, in der sich die meisten überkommenen freilich erledigen. So ging die Schule der Weisheit von vornherein bewußt davon aus, daß es heute einen neuen konkreten Menschen zu schaffen gilt, einen

Menschen höherer Art, und daß neben dieser gewaltigen Aufgabe alle Schulfragen überhaupt nicht ins Gewicht fallen. Plastische Sinnbilder für den erforderlichen Polarisationsprozeß, aus welchem Einheiten höherer Ordnung hervorgingen, schufen die großen Darmstädter Tagungen, wo bedeutende Menschen im Rahmen eines bestimmten Generalthemas orchestriert, d. h. vom Ganzen her nach Persönlichkeit und geforderter Fragestellung genau eingestellt, in musikalisch-organischen Zusammenhang gebracht wurden: wer diese Tagungen wirklich erlebte, in dem wurde allemal Neues und Weites wach, der fühlte sich befreit, beschwingt und über die Ebene seiner bisherigen Daseinsform, auf kurze Zeit wenigstens, hinausgehoben. Doch auch mein ganzes sonstiges, so ganz untheoretisches, nur auf Impulse-austeilen eingestelltes Wirken verfolgt das gleiche Eine Ziel: die Vertiefung und Erweiterung des Menschen durch Polarisierung mit allem, was es gibt, seien es Theorien, Künste, Männer, Frauen, Völker, Zeiten, Revolutionen und Schicksals-schläge.¹ — Dieses Zentrum konnte ich allein in Deutschland gründen, weil eben nur hier das germinale Gemüt als Normalerscheinung lebt, welches die organische Voraussetzung des Neuwerdeprozesses darstellt, welchen allein ich in dieser Wende ernst und wichtig nehme. Diese Wahrheit wird nicht im minde-

¹ Die klarste „Erkenntnistheorie“ meiner besonderen Methodik enthalten die Kapitel „De la juste désignation“ „De la concentration“ „De l'art oratoire“ „De la polyphonie“ und besonders „Du mystère de la polarisation“ meines französischen Buchs *Sur l'art de la Vie* (Paris 1936, Librairie Stock). Alle Grundgedanken, welche meinerseits in Darmstadt über die Zielrichtung der Schule der Weisheit ausgesprochen wurden, stehen in *Schöpferische Erkenntnis* und *Wiedergeburt*, die gesammelten Tagungsvorträge 1920—1927 in den Leuchter-Büchern 1920—1927 (im Reichl Verlag, Darmstadt, veröffentlicht), sonstige genaue Berichte und Abwandlungen der Themen in den Heften des „Weg zur Vollendung“, von denen bisher 25 erschienen sind. An Material zur Rekonstruktion des noch so Einmaligen fehlt es also nicht. Programmatisches über die Schule der Weisheit, welche heute genau so fortbesteht, wie sie geplant war, obschon sie von 1930 bis 1935 wenig von sich hören ließ, enthält deren Prospekt, welcher von deren Geschäftsstelle, Darmstadt, Prinz-Christians-Weg 2, auf Wunsch versandt wird.

sten dadurch in Frage gestellt, daß der Sinn der Schule der Weisheit in Deutschland weniger als irgendwo anders bisher begriffen worden ist: der deutsche Geist erlebt mehr in vorstellender Rückschau, als in der unmittelbaren Gegenwart.

Nachdem wir nun also, vom Autobiographischen her, das grundsätzliche Problem, welches jeden angeht, konkretisiert haben, wird es unschwer gelingen, die großen Züge dessen, was in diesem Kapitel noch zu sagen bleibt, in kurzen und dennoch unmittelbar einleuchtenden Sätzen zusammenzufassen. Es ist nicht wahr, daß heute eine neue Religion, eine neue Weltanschauung, ein neues soziales Programm als solches der Menschheit das Heil bringen könne. Und es ist nicht nur darum nicht wahr, weil, wie ich's schon vom Reisetagebuche an vertreten habe, die Zeiten bestimmter Dogmen deshalb um sind, weil sie samt und sonders „durchschaut“ werden können, weswegen es nur noch die Ebene des „Sinnes“ und nicht mehr diejenige bestimmter Form ist, auf welcher sich weltzeitgemäßes Geistesleben konstituieren kann: es ist vor allem deswegen nicht wahr, weil heute nur Neuwerden des ganzen integralen Menschen Heil bedeutet. Die beste innere Vorbedingung zu diesem Neuwerden nun aber ist weder Religiosität, noch metaphysischer Tiefsinn, noch guter Wille in sozialem Verstand, sondern Weltfrömmigkeit. Vom Offenbarungsbegriffe her werden wir das, was letztlich not tut, am leichtesten verständlich machen. Kant lehrte: Alles Wissen stammt aus der Erfahrung. Besser hieße es — hier greifen wir das schon im ersten Kapitel verlaubliche Leitmotiv wieder auf —: alles Wissen stammt aus Offenbarung, weil letzterer Begriff nicht allein alles das einschließt, wie derjenige der Erfahrung auch, sondern überdies die Möglichkeit, daß etwas sich nur dann offenbart, wenn es selber will. In unserer Tradition nun wird der Offenbarungsbegriff ausschließlich auf den transzendenten Geist, das Objekt der Religion, angewandt: kein Wunder, denn der Einbruch dieses völlig Erd-Fremden in die vorherbestehende Erdenwelt (*SM, XI*) war ein so gewaltiges Ereignis, daß es noch heute in der Menschheitserinnerung erschütternd fortwirkt. Aber tatsächlich muß

sich die Natur einem genau so offenbaren wie Gott, auf daß man sie erkenne. So war das naturwissenschaftliche Zeitalter recht eigentlich das der Offenbar-werdung der bisher nicht beachteten äußeren Erd-Wirklichkeit. Mit der „Revolte der Erdkräfte“ ward auch die innere Erd-Wirklichkeit des Menschen diesem als ihm persönlich zugehörig bewußt. Gerade jetzt, da ich dieses schreibe, ist die Zeit reif für die Erkenntnis der Vielfalt und Vielschichtigkeit des Menschenwesens, welche dieses Buch schildert. Doch was es letztlich gilt, ist, den ganzen oder integralen Zusammenhang als solchen, welcher den Menschen macht, so wie er ist, differenziert und unlöslich zugleich, zu erleben. Mit anderen Worten: nach der einseitigen Offenbarung des Geists, nach der ebenso einseitigen Offenbarung der Natur gilt es zur integralen Offenbarung zu gelangen. Dies nun ist einzig und allein auf dem Wege des radikalen Realismus zu erreichen, welchem die Forderung unmittelbaren Innewerdens aller Wirklichkeit, so wie sie ist, entspricht. Solches radikalen Realismus ist aber einzig und allein der Weltfromme fähig, welcher das Weltall als Mutterleib erlebt und sich ihm vertrauensvoll hingibt, um an ihm und mit ihm mehr zu werden. Wir müssen ganz und gar und vollkommen überzeugt ja sagen zum oft zitierten Nietzsche-Satz, der Mensch sei etwas, das zu überwinden ist. Wir müssen uns der Welt öffnen, wie sich noch kein Menschentypus ihr geöffnet hat. Dann wird das Neu- und Tiefer- und Weiterwerden ganz von selbst erfolgen.

Doch eben diese frohe Botschaft schließt auch die kompensatorische Warnung ein. Selbstverherrlichung, Selbstgerechtigkeit, Selbstbespiegelung bedeuten absolute Hindernisse auf dem Wege zur Selbstverwirklichung, und dies nicht allein aus den von jeher erkannten und betonten geistigen oder moralischen Gründen, auf welche hier gar nicht einzugehen ist, sondern aus dem physiologischen Grund, daß diese Haltungen innerlich festlegen, abschließen und absperren. Mag die vollendete Frau recht haben, die ihre nicht mehr zu steigernde Schönheit nur pflegt, oder das Endprodukt alter Kultur, das sich nur mehr verfeinern, aber nicht mehr wandeln kann und dementsprechend nur End-

Werte anerkennt — für Germinales verkörpert einzig künftige, niemals gegenwärtige Form das Ziel. In bezug auf den Geist wußte dieses von jeher jede große Religion und jede tiefe Ethik; daher deren Imperative. Als Geist ist kein Menschenwesen jemals festgelegt, denn der Geist ist wesentlich frei, und je mehr er sich von Naturbanden enthaftet, desto mehr äußert sich und desto machtvoller behauptet sich seine schöpferische Initiative. Doch fortan sollte jeder noch Entwicklungs- und Wandlungsfähige entsprechende Imperative für sein ganzes Wesen anerkennen. Es ist in keiner Hinsicht und auf keiner Ebene nötig, sich bei den Grenzen zu bescheiden, die man in sich vorfindet. Greifen wir hier nochmals auf das in der Einführung Gesagte zurück: es beweist Irr-Sinn, um der gefährdeten Seele willen die Erregenschaften der Wissenschaft und Technik verleugnen zu wollen — das einzig sinngemäße Ziel ist vielmehr, den inneren Organismus den erweiterten äußeren Möglichkeiten entsprechend zu verändern, zu erweitern und zu vertiefen. Es gilt also gerade, auch den Körper zu verwandeln, anstatt zu versuchen, durch Einkapselung das traditionelle Seelentum zu retten. — Hat aber also Nicht-Festgelegtheit im Sinn größtmöglicher Weltoffenheit das Ziel zu sein so folgt daraus mitnichten, daß charakterlose Ablehnung jeder Entscheidung das Ideal wäre. Es folgt daraus vielmehr das genaue Gegenteil. Durch alle Betrachtungen dieses Buchs hindurch erklang als Grundmotiv alles Fortschritts- und alles Vollendungsstrebens das „Soll“, sich alle Wirklichkeit genau als das einzugestehen, was sie ist, und alle ganz so anzuerkennen, wie sie ist. Das nun erfordert kein Ausweichen vor Entscheidungen: es fordert, im Gegenteil, jeden Augenblick gewärtigen und höchsten Mut zur Entscheidung. Nur nicht zur Entscheidung für gegebene Grenzen als ein Positivum, sondern als klar erkannte und anerkannte Grundlagen zu einem Mehr- und Besserwerden, ein wie Beengendes und Schlimmes sie an und für sich auch seien. Und es handelt sich auch nicht um Entscheidung für neue feste einfür allemalige Grenzen, sondern für eine so große und starke innere Freiheit, daß sie jedes Vorläufigkeits-, Unsicherheits- und Ver-

gänglichkeitsgefühl aushält; daß sie es — um das Wesentliche in einem Wort zu sagen — aushält, daß es überhaupt keine „letzten Worte“ gibt, daß alles und jedes im Menschenleben nur Etappe ist und sein soll.

Um ein wie umwälzend Wichtiges es sich bei dieser Umstellung des Problems handelt, erweist am schnellsten und einleuchtendsten wohl eine kurze Betrachtung über den Willen, recht zu haben oder im Recht zu sein. Unser zweites Kapitel machte klar, daß Recht als solches nie Anderes noch Besseres bedeutet als Fixierung, weswegen die Behauptung, unbedingt im Recht zu sein, grundsätzlich ein Bekenntnis zu spiritueller Ungerechtigkeit darstellt. Wie viele Menschen vertragen es nun, ein Unrecht einzugestehen, oder auch nur anzuerkennen, daß sie nicht absolut im Rechte sind? Wie viele sind fähig, sich freudig zu entschuldigen oder freiwillig wiedergutzumachen, wofern sie anderen Unrecht antaten? Selbst unter Edelgesinnten gibt es da erschreckend wenige. Das liegt daran, daß sie sich an ihr „Recht“ als an die ihnen einzig mögliche innere Form, die ihnen den Halt gibt, klammern, daß sie zu schwach sind, um sich in schwebender Freiheit sicher zu fühlen, daß sie befürchten, psychischen Selbstmord zu üben, wenn sie ihr „Recht“ preisgeben — so gut sie meist selber wissen, daß es sich hier um kein Recht im Sinne von Gerechtigkeit handelt. Von hier aus erscheint zunächst klar, warum Jesus, welcher einzig spirituellen Aufstieg als Wert anerkannte, den Gerechten vor allen Menschentypen hassen und Sünderbewußtsein als erste Bedingung der Erlösung fordern mußte: nur wer sich nicht an die Grenzen seines gegebenen Zustands klammert, kann mehr werden, als er war. Doch genau Gleiches gilt auf schlechthin allen Ebenen. Insofern es nun dem Menschen bitter schwerfällt, das „Recht“ seiner Beschränktheit nicht zu behaupten, ist klar, daß viel mehr Charakter und sehr viel mehr Mut zur Entscheidung dazu gehört, seine Grenzen preiszugeben, als dazu, noch so tapfer für sie zu kämpfen. Denn jenes erfordert den unnatürlichsten aller Mute: den Mut zur unbedingten Wahrhaftigkeit. Von Natur aus neigt jeder dazu, sein Erkenntnisvermögen und seine

Entschlußfähigkeit in den Dienst seiner Gana zu stellen. So fallen jedem ohne die geringste Gedankenanstrengung beliebig viele Gründe und Hintergründe ein, welche sein Sosein und Tun unter allen Umständen rechtfertigen.

Eben hier nun liegt, wenn nicht der tiefste, so doch der unterste Sinn des Soseins beinahe aller bisherigen Moral- und Rechtssysteme und einer der Urgründe fast aller durch Denken zustande gekommenen Weltanschauungen. Sie alle sind insofern Kinder der Selbstbelügung und nicht des Wahrheitsstrebens. Sie alle sind insofern Ergebnisse entweder von Aberglauben oder Vorurteil oder endlich von fälschendem Nachdeuten. Solche Unwahrhaftigkeiten bedeuten nicht bloß ein Minus an Wahrheit und Richtigkeit — in erster Linie sind sie konkrete Gestaltungen innerhalb der Psyche, welche den Menschen von seiner eigenen Wirklichkeit sowohl als derjenigen der Welt buchstäblich, das heißt genau wie dies materielle Schranken tun, absperren. Hier liegt, vom Erdenleben her geurteilt, der lebendige Grund des ganzen Wahrhaftigkeitsideals. Grundsätzlich ist zunächst nicht einzusehen, warum beschönigender Lüge in dieser häßlichen Welt nicht der Vorrang zukomme, und tatsächlich hat sich der Geist auf Erden nicht allein zuerst, wie in den „Meditationen“ gezeigt ward, als Ver-Steller manifestiert — die meisten das Subjekt des Menschen betreffenden Geistkonstruktionen sind noch heute Kinder der Lüge. Nichtsdestoweniger bedeutet der Weg des Menschengeschlechts von der ursprünglichen Tierhaftigkeit zu ausschließlichem Menschsein einen einzigen Feldzug gegen Aberglauben, Vorurteil und Mißdeutung. Dies muß so sein, weil eben der Mensch wesentlich das welt-offene Tier ist und er deshalb rechte Einstellung zur Welt und Gleichgewicht innerhalb derselben nur dann findet, wenn nichts ihn am wahrhaftigen Erleben aller Wirklichkeit hindert, so wie diese ist. Hindern daran aber tut in seinem Fall die eigene Unwahrhaftigkeit. Freilich ist auch beim Menschen seine Welt die Art von Wirklichkeit, welche Uexküll die spezifische „Merkwelt“ eines Organismus heißt; das bedeutet Kants ewig gültiger Satz: „Meine Welt ist Vorstellung.“ Doch die menschliche

Merkwelt ist, im Unterschied von derjenigen aller Wesen, welche wir sonst kennen, nicht ein einfürallemaliger Ausschnitt aus dem Universum, sondern potentia dessen Totalität. Was der Mensch nicht durch angeborene Organe an ihm erlebt, das kann er sich durch Instrumente oder Denken oder Phantasieleistung zugänglich machen; insofern ist seine angeborene Art zu schauen buchstäblich Weltanschauung. Deswegen kann er sich, je mehr er sich als Mensch und zum Menschen entwickelt und abklärt, desto weniger bei Aberglauben, Vorurteil und Mißdeutung bescheiden; und dies zwar nicht aus bloßem Erkenntnistrieb, sondern aus gebieterischer Lebensnotwendigkeit seines gesamten Wesens. Von hier aus sehen wir denn, inwiefern die Fortschrittsideologie doch unbedingt und ewig recht hat. Es war wirklich ein seinem Wesen nach stetiger, wenn auch zeitlich oft unterbrochener Prozeß des Niederlegens verbauender, beengender und verfälschender Schranken, welcher mit Sokrates anhebend das Denken emanzipierte, welcher Prozeß im Kampf der Aufklärung gegen Bindung durch Buchstabenglauben, als welcher immer Aberglaube ist, auch wo er recht hat, seinen bisherigen Höhepunkt erlebte. Doch eben hierher gehört der Kampf gegen jede Unechtheit und gegen jede Unvollkommenheit. Falsch kann nicht nur Erkenntnismäßiges, falsch kann auch ethische Norm und Zielsetzung, kann die Qualität von Wille und Gefühl, ja ästhetische Erscheinung sein: alle Unvollkommenheit im Ausdruck, welche die Auswirkung des tiefsten Menschenwesens hemmt oder fälscht, gehört in die Sphäre des Irrtums oder der Lüge. So bedeuten alle Fortschritte zu ethisch und religiös Besserem genau so sehr Schritte voran auf dem Wege zu vollkommener Weltoffenheit, wie dies vom Fortschritt auf dem Weg exakter Erkenntnis gilt. Vor allem gilt dies gerade vom Christentum, dessen tiefsten Sinn das Kapitel „Leiden“ ausführlich behandeln wird: die von Jesus gepredigte Nächstenliebe, zu welchen Nächsten alle Menschen gehören sollten, bedeutete gegenüber der lieblosen Abgeschlossenheit aller heidnischen Gruppen in erster Linie gesteigerte Weltoffenheit. Blicken wir nun kritisch zurück, so sind alle Kämpfe um freiere

Menschlichkeit bisher Sondergefechte gewesen: sie richteten sich gegen bestimmte Sonderschranken. Integrale, allumfassende, überallhin gerichtete Weltoffenheit war in der bisherigen Geschichte noch niemals Ziel. Dieser den Weg zu bereiten, ist die Aufgabe der jetzt heranwachsenden und reifenden Generationen. Es gilt im Geiste der Weltfrömmigkeit zur integralen Offenbarung zu gelangen. Zu einer Offenbarung, welche dem Menschen nicht nur alles, was ihn von außen her affiziert, offenbar macht, sondern auch seine sämtlichen inneren Kräfte weckt, die ihm fortan alle gleich nahestehen und gleich bewußt sind, seien sie irdischer, mineralischer, pflanzlicher, tierischer, seelischer oder göttlicher Artung; so daß der Mikrokosmos, welcher der Mensch ist, wirklich zum Bewußtseins-Spiegel würde des Makrokosmos. So kann denn die Gabe und Pflege der Weltfrömmigkeit am schnellsten zu dem führen, was wir von Beginn dieses Buches an als Hauptziel alles künftigen Fortschrittsstrebens hinstellten: zu einer Verpersönlichung des Sachlichen, zu einer Intimisierung des öffentlich Herausgestellten, zu einer Vermenschlichung des auf dem Wege der Insektifizierung Verderbenden, zu einer neuen Vorherrschaft der persönlichen Seele und des persönlichen Geists — nur jetzt nicht unter Verleugnung oder Ablehnung des Nicht-Seelischen und Nicht-Geistigen, sondern unter Einbeziehung alles, was dem Menschen zugehört, in seine Persönlichkeit. Denn alle Umsätze im Eihaften des Gemütes sind intimster Art. Keine Form entsteht hier, die nicht Ergebnis und Ausdruck integralen Erlebens wäre. So bedeutet denn der Höchstausdruck germinalen Gemütes, die Weltfrömmigkeit, so naturistisch diese an sich sei, auch den besten, ja den einzig möglichen Ansatzpunkt zur Erlangung neuen höheren Geist-Bewußtseins und zur Heranbildung einer neuen, höheren und freieren Religiosität.

VII.

WAHRHAFTIGKEIT

Auf einer Außenhandelstagung sprach eine einflußreiche Persönlichkeit 1933 oder 1934, unter Beifallstürmen, ungefähr das Folgende aus: Außenhandel muß sein; nicht wegen der Wirtschaft, nicht um des Handels, des Unternehmers willen, auch nicht, weil dies für den Arbeiter notwendig ist, sondern um der Weltanschauung willen. Zu keiner Zeit trat wohl das primäre Philosophentum der Deutschen so rein und allgemein zutage als in dieser, wo allem Intellektualismus und Rationalismus Fehde angesagt ist. Den Deutschen interessiert wirklich primär die Weltanschauung. Er ist nicht religiös orientiert, auch nicht primär auf Zwecke oder Tatsachen bedacht: primär interessiert ihn der „Sinn“ im Doppelverstande des möglichen geistigen Urgrunds und der geistigen Bedeutung, welche Dinge und Ereignisse für ihn persönlich haben.

Hierin liegt nun an sich durchaus keine Anomalie. Die vielleicht wichtigste prinzipielle Errungenschaft der Kulturkunde ist die, daß der Mensch primär nie von realer Erfahrung, sondern von Subjekt-geborener Vorstellung ausgeht, die nicht die geringste Beziehung zur Realität, so wie sie die Wissenschaft versteht, zu haben braucht. „Jeder natürliche Vorgang“, schreibt Leo Frobenius,¹ „hat einmal in das Bewußtsein des Menschen eintreten müssen (nämlich um überhaupt bewußt zu werden, K.); solches erfolgte stets erstens als Ausdruck, zweitens im Zustande der Ergriffenheit und drittens auf dem Umwege über eine Identifikation und erst auf dem langen Umwege über die Eingliederung oder Einfügung gelangte es in einer Spätzeit wieder zur Anwendung, das heißt zur wahren Naturbedeutung, die nun aber bewußt ward.“ So wurde — ich greife einige Bei-

¹ *Kulturgeschichte Afrikas*, Zürich 1933. S. 161.

spiele aus verschiedenen Überlieferungen heraus — sogar der Geschlechtsverkehr zuerst nicht direkt erlebt, sondern erst von der Vorstellung der Kopulation von Himmel und Erde her gelangte der Mensch zur Vorstellung seines eigenen Geschlechtsaktes; so wurden die Gestirne zuerst als Rinder oder Antilopen vorgestellt, und dann erst die Rinder oder Antilopen als solche vom Bewußtsein rezipiert. Das zitierte Werk von Frobenius enthält eine große Menge solcher Feststellungen auf dem Gebiet der Frühkulturen, und sie alle beweisen, daß das geistige Erleben damit beginnt, daß eine aus dem eigenen Innern geborene Vorstellung auf ferne Dinge projiziert und von diesen auf das Nahe und Nächste zurückübertragen wird, so daß der Mensch erst von seiner Vorstellung her sehr langsam und auf vielen Umwegen zum Bewußtsein der Wirklichkeit gelangt, so wie sie ist. Das heißt: das, was er als Naturwesen von jeher selbstverständlich sah und tat und litt, wurde ihm erst durch den Umweg über Projektion und Deutung zum persönlich-menschlichen Erlebnis. In diesem Sinne war die „Tatsache“ eine seiner spätesten Entdeckungen, und die „Materie“ gar hat erst die Wissenschaft der letzten Jahrhunderte durch Abblendung der übrigen Gegenstände innerer Erfahrung im Bewußtsein zum Erlebnis gemacht.

Von den grundsätzlichen Einsichten her, die das Kapitel „Einbruch des Geists“ der „Südamerikanischen Meditationen“ darlegt, ist dieser Zusammenhang ohne weiteres zu verstehen. Das Geist-Bewußtsein ist zunächst ein Bewußtsein der eigenen inneren Bilder, welche für sich mit keiner Natur-Gegebenheit direkt zusammenhängen. Je primordialer ein Zustand, desto weniger besteht Anpassung und Angleichung zwischen Geisteswelt und Natur; unter uns beweisen das die Kinder. Doch selbst bei größter Natur-Angepaßtheit bleiben die eigenen geistigen Voraussetzungen dem Menschen ein a priori. Newtons *hypotheses non fingo* bringt reinen Aberglauben zum Ausdruck. Von allen weißen Menschen dieser Zeit sind die Angelsachsen der Tatsachen-Welt am angepaßtesten, aber andererseits sind gerade sie am wenigsten von Vorurteilen frei. All' ihr Wirk-

lichkeits-gerechtes Handeln geht von bestimmten und sonderlichen geistigen Voraussetzungen aus, in deren Licht sie alles sehen, die jedoch in der Natur nicht enthalten sind und auch dem Eigen-Sinn ihrer Praxis nicht immer entsprechen. Der besonderen Anlage dieser Menschenart gemäß sind diese Voraussetzungen hauptsächlich religiöser und moralischer Art; denn auch der Fortschrittsbegriff ist ursprünglich ein moralischer; auf intellektuelle Höherentwicklung ist er erst sekundär übertragen worden. Die religiös-moralischen Voraussetzungen der Engländer sind durch ihre Natur, die von den herrenhaften Normannen geprägt wurde, mitigiert; daher auch ihre nationaltypische Selbstironie, ihr Kultus des Humors: der eigenmächtige Seeräuber rettet sich vor unbequemen Gefühlen inneren Widerspruchs dadurch, daß er in moralischen Normen letztlich Spielregeln sieht. Die Nordamerikaner gleichen oder doch sehr ähnlichen Bluts haben, im Gegenteil, im wesentlichen die sehr andersartigen alttestamentlichen Voraussetzungen übernommen, gemäß denen der Mensch arbeiten soll und am erworbenen Reichtum die Gnade Gottes spürt, betontes Herrentum aber als Hoffart zu verurteilen ist. Die Australier endlich, vielleicht die reinblütigsten aller britischen Auswanderer, verachten oder hassen die Arbeit, weil diese in ihrem Unbewußten mit der Zwangsarbeit des Sträflings assoziiert ist. Es gibt wohl keine denkbare Voraussetzung, in deren Licht nicht irgendein Volk die Welt gesehen hätte. Chinesen, Inder und Juden sehen in jeder Gewaltanwendung ein Böses und Niedriges. Den historischen Germanen galt Arbeit als erniedrigend; erst dank Benedikt von Nursias Ordensregel gewann sie in Europa langsam an Ansehen. Jeder echt-nordische Edelmann hat die Anschauung im Blut, daß Erobern anständiger ist als Verdienen. Offiziell ist Rußland marxistisch und materialistisch, doch die Materie, wie Rußland sie heute versteht, entspricht dort, wie Nikolai Berdjajeff gezeigt hat, in ihrer aktivistischen Lebendigkeit, wenn nicht unserem Geist-, so jedenfalls unserem Lebensbegriff. Im übrigen wird in Sowjetrußland vorausgesetzt, daß zwischen der objektiven Wahrheit und dem Klassen-Subjektivismus des

Proletariats Identität besteht. Voraussetzungslose Wissenschaft gibt es dort noch weniger als im mittelalterlichen Europa; so werden, gemäß dem gleichen Berdjajeff, die Elektronen-, Quanten- und Relativitätstheorie als bourgeoise Vorstellungen von Sowjetrußland abgelehnt. — Einige Völker gehen davon aus, daß der Mensch nur vom Vater, und andere, daß er nur von der Mutter abstammt, und entsprechend sehen sie ihre Kinder. Wieviel gerade hier auf Vorurteil ankommt, beweist die Tatsache, wie selten Väter merken, wenn ein Kind nicht von ihnen gezeugt worden ist. Je mehr das Sosein eines Menschen primordiale Zustand entspricht, desto vollständiger lebt er in einer bildhaften Mythenwelt, die er auf alle äußere Wirklichkeit überträgt. Das letzte großartige System dieser Art, das unter weißen Menschen noch lebendig ist, ist das der katholischen Kirche, welche die Natur einer vorausgesetzten übernatürlichen Ordnung restlos einfügt. Solange diese dem lebendigen Zustand ganz entsprach, gab es eigentlich auch keine geistigen Probleme.¹ Problematisch wurde die Welt allemal erst dank Wucherung einer bestimmten Funktion unter Rückbildung anderer; so dankt die modern-europäische Problematik der Steigerung des Erkenntnistriebs bei gleichzeitiger Abschwächung der Glaubensfunktion sowie der Intensität des Bilderlebens, dank welcher Abschwächung die Bilder an Evidenz einbüßten, ihre Entstehung. Doch Problematik kann offensichtlich verschiedensten Ursprungs und Charakters sein: moralischen, praktischen, wissenschaftlichen, weltanschaulichen, religiösen; dies hängt von der vorherrschenden Anlage ab. Praktische Probleme kennt notgedrungen jeder Mensch, welcher überhaupt arbeiten muß, um zu leben, moralische jeder, dessen persönliche „Form und Ordnung“ nicht mit der zusammenfällt, die das Leben der Gruppe, welcher er zugehört, bestimmt. Religiöse Problematik kennt nur der besondere Typus des „Gottsuchers“;

¹ Inwiefern das Christentum selbst seit Augustin den Glauben mit dem Zweifel in notwendigen Zusammenhang brachte, so daß die spätere bestimmend gewordene Problematik dennoch Tochter des kirchlichen Christentums ist, lese man bei Alfred Weber (o. c. 176, 241 ff.) nach.

denn daß sie der, welchen bestimmter Glaube ganz besitzt, nicht kennen kann, ist klar. Doch auch die allermeisten derer, welche über das Wesen der Religion oder den Wert dieses oder jenes Dogmas spekulieren und rasonnieren, sind religiös unproblematisch, einfach weil sie nicht religiös sind; sie haben keine direkte und vitale Verbindung mit dem Göttlichen; sie sind in Wahrheit nur wissenschaftlich interessiert, und der Gegenstand ihres Interesses ist zufällig die Religion.

Soviel über diesen allgemeinsten Aspekt des Problems des Primats geistigen Bild-Erlebens gegenüber der äußeren Erfahrung. Der folgende speziellere ist für das praktische Leben noch wichtiger. Die ursprüngliche Beziehung des denkenden Geistes zur Natur ist — immer aus den gleichen schon angeführten allgemeinen Gründen — keine gegenständliche, sondern eine utopische (*AV, VII*). Als Erstergebnis des bemerkten Widerstreites zwischen äußeren und innerlichen Wirklichkeiten entsteht normalerweise keine Vorstellung, welche eine Anpassung jener an diese bedeutete, sondern eine Utopie; der „psychologische Moment“ ihres jeweiligen Geborenwerdens ist der gleiche, wie der des ethischen Problems, als welches sich niemals stellen würde, falls zwischen den beiden Ordnungen von Wirklichkeiten kein Widerstreit bestände. Infolge des Primats des Bewußtseins der eigenen Innen- gegenüber dem von der fremden Außen-Welt ist die erste Reaktion des Menschen auf allen Widerstreit die Forderung, die äußere Wirklichkeit im Sinn der inneren umzugestalten. Und diese Forderung erscheint desto erfüllbarer, je simplistischere Intellektualität sie stellt. So kann man denn die Utopie leidlich genau als erstgeborene Tochter intellektueller Verallgemeinerung bestimmen, die theoretisch wie praktisch alles das, was nicht in ihr System hineinpaßt, ignoriert oder abweist oder im Grenzfall ausrottet. Da nun der Verstand als solcher kein höheres Ideal kennt als dies, in einer Welt zu leben, in welcher seine Normen allein gälten, und da ferner dem Verstand desto mehr, je primitiver und undifferenzierter er ist, elementarste und einfachste Systeme als plausibelste einleuchten, so ergibt sich daraus a

priori, was alle Erfahrung bestätigt, daß simplistische Utopien die größte Werbekraft beweisen müssen. Daher zunächst die unausrottbare Werbekraft jedes Aberglaubens, welcher Unzusammenhängendes in einfachen Zusammenhang bringt, gegenüber jeder dem verwickelten Charakter der Wirklichkeit Rechnung tragenden Theorie. Daher das unausrottbare Vorurteil zugunsten der Einheit oder Einheitlichkeit, jene Mutter aller philosophischen und sonstigen Systematik. Daher jene so leicht widerlegbaren Vorstellungen, deren ungeheure Macht die Geschichte von Adam an bis heute gleichwohl eindeutig beweist (ich wähle nur wenige Beispiele unter Hunderten aus), daß das Böse endgültig von dieser Erde verbannt werden könnte, daß das Heil im Siege dieser oder jener ausschließlichen Religion oder Weltanschauung liege, daß Armut und Krankheit auszurotten seien, daß ein Reich oder eine Sprache oder ein für alle gültiges politisches System besser sei als viele usf. — Daher ferner aber auch die Werbekraft, die in der Härte, ja Grausamkeit jedes Utopismus liegt. Warum und inwiefern rücksichtsloses Bekenntnis zur Macht als solches in der trägen Gana Bereitschaft zu Gehorsam weckt, sahen wir im zweiten Kapitel. Hierzu aber tritt ein anderes, die Werbekraft der Härte noch sehr erheblich steigerndes Moment. Für den reinen Verstand gibt es „Falsches“ einfach nicht, oder existiert es, so „sollte“ es nicht dasein. So kann der reine Intellektualist oder Moralist (was psychologisch und praktisch auf das gleiche hinausläuft) in der „Liquidierung“ dessen (dieser in Sowjetrußland übliche Ausdruck sollte allgemein beibehalten werden, denn von allen möglichen ist er der sinngemäße) nichts Übleres erblicken, als die Ausmerzung einer in eine richtig angesetzte Gleichung versehentlich hineingeratenen falschen Größe. Daher ferner der rücksichtslose Imperialismus jeder Weltanschauung, welche nicht grundsätzlich Ausschließlichkeit fordert. Was einstmals an der christlichen und islamischen erlebt ward, erleben wir heute in gesteigertem Maße an der amerikanischen, marxistischen und kommunistischen.

Doch bei diesen negativen Bestimmungen dürfen wir nicht

stehenbleiben. Die menschliche Innenwelt hat nun einmal den Primat gegenüber der äußeren Erfahrung. Deswegen ist es psychologisch nicht möglich, daß der Geist in seinem rationalen Aspekt an erster Stelle zu gegebener Wirklichkeit in andere als utopische Beziehung träte. Denn auch die harmlosesten „Arbeitshypothesen“ sind, psychologisch geurteilt, in erster Linie Utopien; es „soll“ so sein, daß die Naturgesetze allgemeingültig seien und daß die letztgefundene Theorie das letzte Wort bedeute. In Utopien aber wurzeln vor allem auch sämtliche Weltverbesserungsbestrebungen. So wäre ohne ursprünglichen Utopismus jedes Fortschrittsstreben gerade in positivem Sinn psychologisch unmöglich geblieben. Aus allen diesen Gründen stellt sich die Frage, den Utopismus auszurotten oder über ihn ein für allemal hinauszuwachsen, überhaupt nicht: es stellt sich einzig die, die gegebene Uranlage besser als bisher geschah zu nutzen.

So bedeutet denn der Primat, welcher der „Weltanschauung“ im Geistesleben der Deutschen zukommt, durchaus keine Anomalie. Wohl aber bedeutet er ein spezifisch Deutsches. „Weltanschauung“ ist dem Deutschen das, was anderen Völkern bestimmter religiöser Glaube oder bestimmte sakrale Ordnung oder bestimmte praktische Lebenshaltung bedeutet. „Weltanschauung“ ist der Niederschlag der Gesamtschau, welche alles totale Erleben, dessen germinales Gemüt fähig ist, als Endergebnis bedingt. Und eben darum hat das betreffende Wort keinen eindeutigen Inhalt und kann in andere Sprachen überhaupt nicht übersetzt werden. Als allgemeingültig kann nur das Folgende behauptet werden: „Weltanschauung“ ist das national-typische geistige Vor-Bild, von welchem her der Deutsche zur Wirklichkeit in Beziehung tritt. Und deswegen muß „Weltanschauung“ eine desto größere Rolle spielen, je frischer und jünger die bestimmenden Volksschichten sind. In meinem 1927 geschriebenen „Spektrum Europas“ konnte ich die Deutschen noch als Volk von Gelehrten charakterisieren. Das war möglich und richtig, weil damals, als Erbe langer Vergangenheit, ein Traditions-gebundener und rückwärtsgewandter Gei-

stestypus bestimmte. Seit dem Siege des Nationalsozialismus ist das deutsche Volk unzweideutiger denn jemals früher in seiner Geschichte ein Volk von Weltanschauern geworden.

Welcher Weltanschauer der Vergangenheit kann nun, von der genauen Erkenntnis der Urgründe her, als für Deutschland an erster Stelle artgemäß gelten? Keinesfalls Goethe. Der war einer der größten und radikalsten Realisten aller Zeiten, das genaue Gegenteil eines romantischen Illusionisten oder philosophischen oder religiösen Doktrinärs. Er suchte allezeit „gegenständiglich“ zu denken; nie hat er seine persönlichen Vorurteile der Welt aufzuoktroyieren getrachtet. Die Phantasie, welche er forderte, war die „für die Wahrheit des Realen“ Wohl aber gibt es einen anderen allgemein anerkannten ganz großen deutschen Geist, in welchem die deutsche Eigentümlichkeit einen bisher nicht überstiegenen geistigen Gipfel erreicht hat: das ist Hegel.

Hegel war, in der Tat, der Mann, in dem die besondere Weltanschauung, welche deutscher Art entspricht, ihren sowohl höchsten als extremsten Ausdruck gefunden hat und in dem sich gleichzeitig der Primat der Weltanschauung für den Deutschen am bisher eindrucksvollsten zeigt. Hegel sagte einmal, wenn die Tatsachen gegen mich sind, dann desto schlimmer für die Tatsachen. Ihm war nicht religiöse Beziehung zu einem Jenseits, sondern denkerische Erfassung des „konkreten Allgemeinen“ Sinn und Höchstaussdruck zugleich des Menschenlebens. Seine Weltanschauung war das Ergebnis der Ergriffenheit durch das Sinnhafte der Welt. Aber dieses stellte er dann wieder heraus und postulierte von der Herausstellung her, daß sich die Wirklichkeit seiner Voraussetzung gemäß verhalte. Keiner hat je so großartig und großzügig wie er von der Vernunft her dekretiert. Zwar ist Hegel niemals so weit gegangen, wie ein neuerer deutscher Philosoph, der da lehrt, es könne keinen Gott geben, weil dies der Würde der Menschen widerstritte, oder auch wie der alte Bodinus, welcher die Idee der Erbsünde ablehnte, weil Adam von der Menschheit keine Vollmacht hatte, in ihrem Namen zu reden und zu handeln. Doch

Hegels Grundvoraussetzung, „alles Wirkliche ist vernünftig, und alles Vernünftige ist wirklich“, erlaubte ihm, aus der Vorstellung die Welt selbst zu entwickeln bis in alle Zukunft hinaus. Er lehrte die Identität von Denken und Sein. Gott sei wesentlich Resultat; inzwischen realisiere sich die Welt, indem sie sich selbst im Kopf des größten Denkers dächte.

Ich habe hier leicht karikierend referiert, damit Hegels Einzigartiges so scharf als irgend möglich hervortrete — denn das Eigentümliche der Karikatur ist ja, daß sie das Wesentliche der Verdeutlichung halber übersteigert. Das Interessante nun ist, daß Hegels Philosophie trotz allem Gesagten absolut nicht illusionistisch oder phantastisch ist, sondern eine der Wirklichkeit-nächsten, die es je gab. Das macht, daß seine Weltanschauung das Ergebnis totaler Ergriffenheit eines unerhört reich und differenziert erlebenden deutschen Gemüts durch die Totalität der Welt war. Daß Hegels lebendigstes Welterlebnis sich in Form eines panlogistischen und höchst abstrakten Systems äußerte, lag an der Eigenart des Ausdrucksmittels, mit dem die Natur ihn begabt hatte; grundsätzlich geurteilt, hätte er bei der Darstellung seines Weltbildes von aller Logistik und Dialektik absehen können. In Wirklichkeit und letztlich war Hegels Philosophie verdichtete Erfahrung, wie sich solche aus Weltfrömmigkeit ergibt. Daher das unerhört Visionäre seiner Geschichts- und Zukunftsschau. Daher seine für einen Philosophen einzig dastehende Fortwirkung in Form politischer Willensbildung, vom preußischen Staate seiner Zeit bis zu den revolutionären Parteien unserer Tage. Hegels Weltanschauung hatte eben im allerhöchsten Grade den Erlebnis-Charakter, welcher dem Wort für das deutsche Bewußtsein eignet. Nun aber kommt das ganz Besondere, was die Geburt deutscher Weltanschauung aus dem Gemüt bedingt. Alles Ei-hafte ist höchst lebendig und erlebnisfähig, aber es ist blind; es ist eine abgeschlossene Monade ohne Fenster und ohne direkten Kontakt mit der Außenwelt. Unter diesen Umständen muß der Deutsche mittels Hilfskonstruktionen den Zusammenhang mit der Welt für sein Bewußtsein herstellen, der ihm ursprünglich fehlt. Damit gewinnt

die Projektion des Innerlichen eine vitale, ja beinahe viszerale Bedeutung, welche sie bei anders Veranlagten nicht hat — nicht unähnlich der Bedeutung, welche dem Netz im Fall der Spinne zukommt. Alle menschliche Innenwelt und damit alles Geistige lebt sich in Projektionen aus. Doch im Fall der meisten Völker erschöpft sich deren Rolle in Form unbewußt wirkender Voraussetzungen oder nicht diskutierter Glaubensdogmen, oder aber in Form von Bildern, deren Erleben Selbstzweck ist. Der Deutsche kann nur von in klarer Materialisierung vorgestellten Projektionen her an äußere Wirklichkeit überhaupt heran. So ist seine Weltanschauung dem Deutschen nicht nur in dem Verstande lebenswichtig, wie das Netz der Spinne, sondern auch wie die Brille dem Kurzsichtigen. An dieser Stelle können wir eine wichtige Lücke füllen, die das vorhergehende Kapitel vom Standpunkt vollständigen Verstehens deutschen Wesens hinterließ. Bestimmen wir das Gemüt als weiches Ei, welches zum Schutze einer harten Schale bedarf, so leuchtete aus diesem Gleichnis heraus nicht ein, wie das Gemüt überhaupt anders als innerlich verarbeitend, im inneren Umsatz aufgehend und insofern blind, auf Umwelteinflüsse antworten kann. Das Bild stimmt auch nicht durchaus. Tatsächlich kann das Gemüt durch seine Schale hindurch bewußt und sehend zur Welt in Beziehung treten — nur eben, wie gesagt, einzig mittels in klarer Materialisierung vorgestellter Projektionen. Dies gilt auf allen Gebieten. Hier hat alle deutsche Organisations-, Disziplin- und Systemsucht ihren tiefsten lebendigen Grund, hier das urdeutsche Führerprinzip: von jeher, seitdem es Deutsche heutiger Artung gibt, war jeder typische Deutsche, sobald er überhaupt ein Gemeinschaftsleben führte, nur dann nicht allein anderen, sondern auch sich selbst gegenüber richtig eingestellt, wenn er entweder führte oder geführt wurde. Das heißt, von jeher bedurfte er eines Soll-Motivs, eines von außen her nach innen zu Wirkenden, ob er es befehlend herausstellte oder gehorchend hinnahm oder als kategorischen Imperativ anerkannte (die Gebote der Treue, der Pflichterfüllung usf.), um seine eigene Wirklichkeit im Gemeinschaftszusammenhang zu meistern.

Sogar sich selbst also muß der Deutsche „befehlen“ oder „erlauben“, sogar sich selbst „gehorsamen“, sogar mit sich selbst muß er sozusagen amtlich und dienstlich verkehren, wenn er in Form sein und bleiben und Haltung wahren will; stellt er sich anders zu sich, dann erscheint letztere durch den inneren Umsatz in seinem Gemüt, das alle Formen wieder und wieder einschmilzt, immerdar gefährdet. Aber eben hier hat auch die Lauthheit deutschen Gefühlsausdrucks oder allgemein der deutsche Exhibitionismus seinen lebendigen Grund, eben hier das Bedürfnis, fremde Lieder zu singen, fremde Gedichte zu lesen oder aufzusagen; eben hier sogar, in leicht zu verstehender Übertragung, das Bedürfnis, fremde Landschaft und fremdes Volkstum zu erleben. Überall meint der Deutsche sich selber, wenn er sich mit Äußerem und Fremdem abgibt.

In manchen Hinsichten bedingt diese Anlage offenbar schwer zu behebende Unzulänglichkeit. Andererseits aber leuchtet gerade in diesem Zusammenhang die Wahrheit des Goetheworts: „Nur das Unzulängliche ist produktiv“ besonders deutlich ein. Sicherlich würden die Deutschen nicht so viel forschen, nicht dermaßen viele Erfahrungen sammeln und zusammenfassen, wenn sie aus ihrem Instinkt oder ihrem unmittelbaren Lebensgefühl heraus zu leben vermöchten; da kumulierte Erfahrung immer weiser ist, als jeder nicht geniale Einzelne, und planmäßige Arbeit überall, wo große Zahlen in Frage stehen, mehr leistet als der noch so geniale Impuls, so müssen die Deutschen auf allen den Gebieten, die ihre Anlage ihnen als ihren natürlichen Wirkungskreis zuweist, mehr zustandbringen, als an sich glücklicher Veranlagte. Ähnlich steht es mit der deutschen Geistigkeit überhaupt. Der Deutsche ist im Durchschnitt durchaus nicht der geistig begabteste Europäer. Doch das Geistige bedeutet ihm mehr als allen anderen, weil er nur vom Geiste her einen bewußten Zugang zu sonstigen Wirklichkeiten findet. Vor allem aber liegt hier der Urgrund der deutschen Befähigung zur Weltanschauung. An dem Satze anknüpfend, daß Weltanschauung bei den Deutschen ähnlich lebenswichtig ist, wie dem Kurzsichtigen die Brille,

kann man freilich, sofern man boshaft ist, zunächst die Folge-
 rung ziehen: dieser und kein anderer Umstand erklärt, warum
 alle Deutschen, sogar die allerdümmsten unter ihnen, Philo-
 sophen sind: da stehen sie, sie können nicht anders. Doch das
 Entscheidende ist, daß diese Anlage und sie allein bewirkt, daß
 der Deutsche wirklich primär die Welt anschaut und sich nicht
 bei der praktischen Meisterung eines Ausschnittes ihrer be-
 scheidet. Seine angeborene Kurzsichtigkeit bewegt ihn dazu,
 immer neue und bessere Sternenteleskope zu erfinden.

An Hegel also hat das besondere innere Müssen des Deutschen,
 das ihn eine Weltanschauung zu haben zwingt, von welcher
 her er denken und handeln kann, seinen vorbildlichen Ausdruck
 gefunden. Die Hegelsche Staats- und Rechtsphilosophie halte
 ich ihrem tiefsten Ur-Sinne nach für die platonische Idee aller
 deutschen Weltanschauung überhaupt. Das Individuum erfüllt
 sich im Staate; das persönliche Wollen erfüllt sich im Recht:
 grundsätzlich ist das die bestmögliche Synthese von Vorstel-
 lung und gelebter Wirklichkeit, deren ein Wesen fähig ist, das
 nur von der Herausstellung her zu sich selbst sowohl als zur Welt
 findet. Denn es ist ganz falsch, im Hegelschen Staat ein Über-
 Ich zu sehen, wie dieses einige Theoretiker des Fascismus
 tun, und im Recht eine metaphysische Substanz (als wir beide
 jung waren, sagte der Dilthey-Schüler Bernhard Groethuysen
 mir einmal „vor dem Sein ist das Recht, da zu sein“ .):
 für derartige Mythenbildung war Hegel viel zu realistisch. Er
 erkannte, daß der Deutsche seine Subjektivität am besten inner-
 halb eines objektiven Rahmens, welchen bestes Wissen erschuf,
 auslebt, und das Gute am sichersten nicht allein tut, sondern
 will, wenn er sich auf der Bahn eines herausgestellten Rechts
 bewegt, welches bestes Gewissen erfand. Über die Gültigkeit
 von Hegels allgemeiner Theorie der Identität von Denken und
 Sein läßt sich streiten: sicher ist, daß der Deutsche, um in
 Form zu sein, es nötig hat, daß Denken und Sein so weit als
 irgend möglich zusammenfallen; auf Instinkte und Impulse
 und Gewohnheiten ist bei ihm nicht zu bauen, außer im ganz
 kleinen Kreise gemütvoll-innigen und sinnigen Heim- und

Heimatlebens. Daraus folgt für den Deutschen einmal mehr die Notwendigkeit eines Primats der Weltanschauung. Und hieraus, noch einmal, die einzigartig prototypische Bedeutung Hegels.

Hegel lebt, in der Tat, als Leitbild im Deutschen wie kein zweiter Geist. Von hier aus ersieht man denn vollendet klar, wie unvergleichlich geistig Deutschland ist, und wie sehr die irren, welche wännen, Deutschland hätte sich in Gestalt des Dritten Reichs vom Geiste abgewandt. Es vertritt nur, wieder einmal in einer Verjüngungsphase begriffen, jungen Geist. Aber dieser ist, trotz seinem Bekenntnis zu Blut und Boden, genau so universalistisch, wie es der mittelalterliche war. Echten und zugleich nicht universalistischen Geist gibt es überhaupt nicht. Der Ausdruck des deutschen Universalismus in seiner nationalsozialistischen Form ist dessen Totalitätsanspruch. Mag sich deutsches Denken seiner Absicht nach noch so sehr auf eine Idee beschränken — das war einmal die allgemein-christliche, dann die spezifisch-katholische oder protestantische, ist heute die Synthese des Nationalen mit dem Sozialistischen: allemal wurde die noch so eng definierte Idee aus innerer Notwendigkeit ihrer selbst heraus, dank dem selbständigen Weiterdenken jedes einzelnen Deutschen, auf die Dauer weltumspannend. So wie die Deutschen einmal sind, ist es eben gänzlich ausgeschlossen, ihnen ihren Universalismus und ihre Problematik zu nehmen, denn jede Weltanschauung ist ihrem Anspruche nach weltumfassend, und alles Denken geht von Problematik aus.

Von hier aus erscheint klar, warum das auf romanische Völker so konfus und abstrus wirkende deutsche Mittelalter trotz aller seiner Nachteile und alles seines Versagens Deutschlands bisher deutscheste Epoche bedeutet. Es tut dies nicht wegen seines Partikularismus, sondern wegen seines Universalismus. Ist einmal letzterer die Grundanlage, wie dies beim Deutschen angesichts seiner angeborenen Weltfrömmigkeit mit wahrscheinlich einzigartiger Ausschließlichkeit der Fall ist, dann muß eine Weltanschauung, welche auch äußerlich universalistisch ist, entsprechend dem Korrelationsgesetz von Sinn und Aus-

druck (*SE, I, I, 2*), notwendig echter, weil sinngemäßer wirken, als eine äußerlich enge, dann müßte die einzige buchstäblich allgemeingültige Weltanschauung, die ihrem eigenen Begriff nicht widerspräche, eine solche sein, die alle nur möglichen Sonderweltanschauungen auf höherer Ebene in sich begriffe und damit vorwegnähme oder erledigte. Das wäre eine kosmisch zentrierte, allen allzumenschlichen Vorurteilen überlegene. Aber an dergestalt Allgemeingültiges zu glauben, ist der beschränkte Mensch nicht fähig. So stellt sich sogar der indische metaphysisch-religiöse Universalismus, der umfassendste und weitherzigste von allen, praktisch als Summe unzähliger nebeneinander als gleichberechtigt anerkannter Sondersekten dar. Im deutschen Mittelalter war dies bis zu einem gewissen Grade anders. Die buchstäblich universale, nichts ausschließende übernatürliche Ordnung des damaligen Christentums entsprach in dessen Blütezeit dem deutschen Weltanschauungsbedürfnis beinahe ideal; damals war der kritische Verstand noch nicht genügend erwacht und entwickelt, um eine reinliche Scheidung zwischen Religion, Weltanschauung und Lebensgefühl zu fordern und vorzunehmen: so interferierten und störten einander die verschiedenen Normen für die verschiedenen Funktionen von Geist und Seele kaum, und von undifferenziertem Totalitätsempfinden her konnte auch das deutsche Weltanschauungsbedürfnis befriedigt erscheinen. Heute ist das sehr anders geworden. Den entscheidenden Schritt zur Zerstörung der mittelalterlichen Totalität bezeichnet die Reformation.

Nichtsdestoweniger wird der Protestantismus — auch vom Katholizismus her gesehen — völlig falsch beurteilt, wenn er nur als Zerstörer des mittelalterlichen Totalismus beurteilt wird: er ist in erster Linie die urdeutscheste Geistes-Erscheinung. In ihm erst nämlich ist das Christentum aus dem deutschen Gemüte wiedergeboren worden; mit ihm erst wurde es, über seine religiöse Bedeutung hinaus, dank Betonung der persönlichen Überzeugung, zu einer Frage persönlicher Weltanschauung. Damit wurde das vormals gebundene persönliche letztverantwortliche Denken frei. So wurden sich erst im prote-

stantischen Geist die urdeutsche Problematik und damit das geistbestimmte Deutschtum überhaupt ihrer selbst ganz bewußt. Diese protestantische Problematik hat dann in Kontaktmetamorphose auch den Katholizismus eingedeutscht, welcher letzterer in Deutschland überall, bis zu der Grenze, wo ein unzweideutiges Dogma dem Selbstdenken Halt gebietet, genau so weltanschaulich (im Gegensatz zu rein religiös) und genau so problematisch ist, wie der Protestantismus. So ist das deutsche Philosophentum recht eigentlich das Kind der Reformation. Die Deutschen sind wesentlich „Weltanschauer“, genau so wie die Inder wesentlich religiös gestimmte Metaphysiker sind; und erst Luther hat diesen ihren Urtypus freigelegt. Somit besteht das Urteil, daß Luther der Freisetzer des eigentlichen Deutschtums sei, in einem viel tieferen Sinne noch zurecht, als die es meinen, welche es am häufigsten aussprechen. Erst mit Luther gelangte der Bedeutungsakzent im Deutschen dorthin, wo er liegen muß, auf daß der Deutsche im besten Sinne national erscheine. Eben darum begann auch mit der Reformation die Epoche der großen und originalen deutschen Musik: erst vom betonten Persönlichen her konnte diese sich ihrer tiefsten Eigenart gemäß entwickeln. Daß im übrigen Luthers Reformgeist nicht allein die Kirche entzweite, sondern den Keim säte zur heutigen Entchristlichung, war bei der deutschen Anlage unvermeidlich: die Deutschen sind eben kein Volk der Glaubenden, sondern der Denkenden. Es war kein Zufall, daß die Zerstörung der katholischen Gemeinschaft den rein sekulär gesinnten Landesfürsten zugute kam, so daß die protestantische Kirche sich äußerlich gar bald zu einer irdischen Anstalt unter anderen verfestigte, von Gott eingesetzt ad majorem principum gloriam. Echte und zugleich national-typisch deutsche Religiosität gibt es in Deutschland nur in Form der Mystik, zu welcher immer nur wenige befähigt sind und die jeder kirchlichen Erfassung entrinnt. Schon Luther wußte das zutiefst. Die gesamte lutherische Religiosität, soweit sie nämlich als solche gelten darf, läßt sich von den übrigen christlichen durch die eine Tatsache ihrer eigentümlichen Innigkeit differenzieren; das per-

sönliche Verhältnis zu Gott und die Rechtfertigung durch den Glauben sind ihre Grundzüge. Es ist aber ganz unmöglich, auf diesem extrem Subjektiven eine hieb- und stich-feste Gemeinschaft aufzubauen.

Luther hat aber nicht allein die deutsche Musikalität und das deutsche Philosophentum — er erst hat auch die deutsche Wissenschaftlichkeit ganz freigesetzt, denn auch sie ist ein notwendiger Bestandteil der Befähigung zur Weltanschauung. Hier können wir denn unsere im vorigen Kapitel (S. 305) nur kurz hingeworfenen Gedanken über den deutschen Wahrheitsfanatismus, der ein ganz anderes als Glaubensfanatismus ist, zu Ende führen und damit eine Koordinate mehr hinzeichnen zur Bestimmung der deutschen Unbegabung für Religion. Wir erinnerten damals an die vielen Tausende, die sich um 1925 so energisch zu Hörbigers Weltelehre bekannten, als hinge ihr Seelenheil davon ab, daß ein Teil der Sterne nicht heiß, sondern über alle Begriffe kalt sei; zeitweilig bildeten sie eine gewaltige Bewegung. Diese Anomalie erklärt sich daraus, daß es sich hier um Für-wahr-Halten und eben nicht um Glauben handelt, also um Weltanschauung und nicht um Religion. Mit Für-wahr-Halten hat nämlich echter Glauben auch nicht das allergeringste zu tun. Der Glaube „setzt“ einfach ein bestimmtes Sein, das eben durch solches Setzen für das Bewußtsein existent wird: er behauptet aus eigener Machtvollkommenheit nicht-irdischer Erfahrung entnommene Wirklichkeit. Und das Ergebnis dieses Aktes ist in Gedanken-geborener Sprache allerdings schwer anders wiederzugeben, als so, daß das Gelaubte eben für wahr gehalten wird. Nichtsdestoweniger ist die reale Funktion des Glaubens etwas völlig anderes als die des Für-wahr-Haltens (*U, III*), worüber sich übrigens in den „Bekanntnissen einer schönen Seele“ des im ganzen nicht eben religiös begabten Goethe schöne und treffende Aussprüche finden. Kein echt Religiöser stellt jemals die Frage nach wissenschaftlicher Wahrheit und Exaktheit, keiner die nach Zusammenstimmung zwischen innerer Gewißheit und äußerer Erfahrung. Denn religiöser Glaube im einzig wahren Wort-

verstand ist die Funktion, die das einsame metaphysische Selbst direkt mit überirdischer metaphysischer Wirklichkeit verknüpft; sie ist also eine Anlage *sui generis*, welche dort, wo sie nicht angeboren ist, wohl gelegentlich durchbricht, was dann vom Betroffenen als Katastrophe oder als Gnade empfunden wird, jedoch ebensowenig angelernt oder durch anderes ersetzt werden kann wie Musikalität.

Doch daß der Deutsche so einzigartig frenetisch an wissenschaftliche (oder auch vermeintlich wissenschaftliche) Wahrheit glauben kann, hat noch andere Ursachen als die bisher angeführten. Solange ein Deutscher eine Weltanschauung für wahr hält, sieht er die ganze Welt innerhalb ihres Rahmens oder durch sie hindurch und ist er insofern identisch mit ihr; seine Identität aber will keiner verlieren. Doch das ist noch nicht alles, was hier zu sagen wäre. An wissenschaftlichen Wahrheiten erlebt man nie „Enttäuschung“, falls sie sich als unwahr erweisen. Das nun ist bei der deutschen Anlage über alle Maßen wichtig. Zu Hörbigers Weltelehre kann man sich ohne Sorge bekennen, was von keiner Religion gilt. Warum? Weil sich hier die Frage möglichen peinlichen Umfallens und möglicher Treulosigkeit überhaupt nicht stellt und es demzufolge keiner Selbstbelügung und keiner Überkompensation noch sonstiger Machenschaften bedarf, um im Wandel sein Gleichgewicht zu behaupten. Diese eine Erwägung genügt zur Erklärung dessen, warum die Deutschen sich so gern, scheinbar fanatisch, zu einer Weltanschauung bekennen: sie fühlen, daß sie ihrer Neigung nachgeben dürfen, ohne daß sie dies häßlich machte — und häßlich mag keiner sein. Umgekehrt erklärt sich die so oft beobachtete Treulosigkeit in menschlichen und Glaubens-Beziehungen zu einem erheblichen Teil daraus, daß der Deutsche alles am Maßstab der wissenschaftlichen Wahrheit mißt. Kein Glaubens-Ideal und kein persönliches hält jemals der Kritik stand, wo nicht die Glaubensfunktion so stark ist, daß Kritik den Glauben grundsätzlich nicht zersetzt, sondern ihn, umgekehrt, stärkt, und dies zwar desto mehr, je berechtigter sie scheint und je heftiger und machtvollkommener sie sich äußert. Man gedenke des Mahdi,

der als Messias Oberägyptens zehn Jahre lang die Engländer im Schach hielt, des Anzettlers der chinesischen Taiping-Revolution, des letzten Juden-Messias Sabbatai Zewi: alle diese versagten vollkommen, betrogen ihre Anhänger auf das schmachlichste, nutzten deren Glauben auf gemeinste Art zu persönlichem Wohlleben aus. Nichtsdestoweniger blieben ihnen Abertausende bis zum Ende treu. Die Völker, zu denen sie gehörten, vermögen eben primär und stark zu glauben. Deutsche können, ihrer Anlage gemäß, unmöglich in diesem Sinne treu sein. Darum vor allem überbetonen sie die Treue so sehr.

Wir haben jetzt die meisten Fäden beisammen, um an das eigentliche Thema dieses Kapitels heranzutreten: das Problem der persönlichen Weltanschauung, wie es sich jedem einzelnen Deutschen stellt und damit der Wahrhaftigkeit. Früher konnten wir das nicht tun, weil allzu wenige wissen, was Weltanschauung überhaupt im Zusammenhang des Menschenwesens bedeutet. Nach dem Vorhergehenden ist klar, daß jeder Deutsche eine Weltanschauung haben muß. Und da die wenigsten schöpferische Philosophen sind, so leuchtet ferner ein, daß die allermeisten eine vorgegebene Weltanschauung übernehmen müssen. Da nun Weltanschauung allemal aus spezifischer Ergriffenheit des Gemüts entsteht, so gibt es keinen rational-objektiven Maßstab im üblichen wissenschaftlichen Verstand, an dem die Möglichkeit oder Unmöglichkeit dieser oder jener zu messen wäre. Weltanschauung ist nicht Erkenntnistheorie. Freilich gibt es Deutsche, die ohne Rickert, Heidegger oder Husserl, wie man's von einem geliebten Mädchen sagt, nicht leben zu können behaupten. Doch das sind allemal trockene Gelehrtennaturen, denen das Herbarium mehr wert ist als die lebende Blume; die sogenannte Weltanschauung solcher zu Sachen ausgedorrter Menschen erschöpft sich im Geist polizeilicher Verordnung, welche diese oder jene Straße sperrt. Ganz im Gegensatz zu diesem Fall ist die Weltanschauung der meisten Deutschen ein höchst Subjektives. Sobald dieses nun gilt, dann kann und muß man sagen: eine allgemeingültige „objektive“ Weltanschauung ist ein Unding, ein höl-

zernes Eisen. Hier kann Allgemeingültiges ausschließlich in Hinsicht auf die Normen subjektiven Erlebens sowie das richtige Verständnis von dessen Sinn ausgesagt werden. Dies nun kann geschehen. Und nicht nur dies: solche „Richtigstellung der Bezeichnungen“ ist für jeden Deutschen von lebenswichtigster Bedeutung. Wir wollen zum Abschluß dieser Betrachtungen versuchen, in gedrängter Form das zu bestimmen, was in diesem Zusammenhang jedermann nützt oder frommt.

Wir beschrieben Hegel als Prototyp und Höchstaussdruck zugleich eines deutschen Weltanschauers. Letzteres war er dank seinem bewunderswerten Realismus. Darunter verstehe ich nicht etwa die Richtigkeit seiner abstrakten Lehren, die ich persönlich nur in wenigen Fällen anerkennen kann: ich verstehe darunter die Exaktheit, mit der er die Beziehung seiner Subjektivität zum realen Weltganzen bestimmt hat. Er war logischer Denker, ging von bestimmten Zeitvorurteilen aus: mag ihn das zu wissenschaftlich verfehlter Theorie verführt haben, die Theorie war als Seinsausdruck echt; sie drückte exakt und angemessen aus, wie Hegel kraft seiner Sonderart die Welt erlebte und erleben mußte. Die meisten Deutschen nun machen sich nicht allein Illusionen über ihre Beziehung zur Welt: sie sprechen sich selbst ein Recht zur Selbstfälschung und Selbstbelügung zu. Das aber bedeutet eine Sünde wider den Geist sowohl als wider das Leben.

Knüpfen wir bei den grundsätzlichen Eingangsbetrachtungen dieses Kapitels wieder an. Es ist dem Menschen unmöglich, ohne geistige Voraussetzungen, welche aller Erfahrung gegenüber ein a priori darstellen, an die Welt heranzutreten. Da sich der Einbruch des Geists in die Naturordnung stufenweis vollzieht, so kann es nicht anders sein, als daß zwischen den gemäß den Eigennormen des Geists entstandenen inneren Bildern und der Objektwelt zunächst so gut wie vollständige Inkongruenz besteht. Daher das vom Standpunkt der Wissenschaft Phantastische aller frühesten Mythen, Welt- und Naturdeutungen, sozialen und politischen Ordnungen. Je weiter der Prozeß des

Einbruchs des Geistes fortschreitet, desto mehr gelangt das Grundgesetz der Geistverwirklichung auf Erden zur Geltung, nämlich das der Korrelation von Sinn und Ausdruck (*SE, I, 2*). Da nun die Korrelation an sich die Hauptsache bei dieser Beziehung ist und nicht ihre wissenschaftlich erweisbare Sinngemäßheit, so ist vollendete Befolgung des besagten Korrelationsgesetzes auf allen Stufen der Entwicklung möglich. Das Weltbild eines Primitiven kann eine genau so exakte Beziehung zwischen Mensch und Welt, so wie beide tatsächlich sind, darstellen, wie das des wissenschaftlich klarsten Geistes. Doch je mehr sich die geistig-seelischen Funktionen differenzieren, desto mehr hängt die Exaktheit der Beziehung vom Verwirklichungsgrade des Wahrheitsideales ab; denn alle geistig-seelische Differenzierung erfolgt im Zeichen tieferer und schärferer Erkenntnis, sei diese spirituuell, intellektuell, emotional oder sensoriiell. Diese Wahrheitsforderung gilt sowohl nach innen wie nach außen zu: in bezug auf die richtige Erkenntnis des eigenen inneren Sinnes wie auf die richtige Erfassung der äußeren Gegebenheit. Dem Ideal der Wahrhaftigkeit — dem spirituellen Ausdruck des Wahrheitsideals — ist also auf höherer Entwicklungsstufe nicht mehr Genüge getan, wenn jemand sich zu falschen Vorstellungen über sich selbst und die Welt bekennt, die er nicht zu haben brauchte. Hieraus folgt, daß auf der heutigen Erkenntnisstufe jede Weltanschauung, welche in irgendeiner Hinsicht auf Täuschung aufgebaut ist, eine Lüge darstellt.

Mit letzterem Satze wäre eine Forderung aufgestellt, die fortan gebieterisch ist, bis heute jedoch noch niemals klar und genau zugleich bestimmt ward. Erst in diesem Buche ist sie vom ersten Kapitel an gestellt und im Verlauf der späteren Betrachtungen so weit erkenntnismäßig unterbaut worden, daß wir das theoretische Problem jetzt grundsätzlich stellen und auch lösen können. Daß die betreffende Forderung früher nie klar und genau zugleich bestimmt ward, liegt daran, daß im modernen Europa bisher für selbstverständlich galt, daß die Frage nach der Wahrheit und die nach der Wahrhaftigkeit gesondert und

unabhängig voneinander gestellt und beantwortet werden dürfe. Diese Dissoziation hatte einerseits kulturhistorische Ursachen: im Unbewußten der Menschen des christlichen Kulturkreises lebt heute noch, als Erbe aus der Konfliktzeit zwischen Offenbarungsglauben und selbständigem Denken, die Bereitschaft zu einem durch oberflächliche und ungenaue Abgrenzung zwischen Wissen und Glauben zustande gekommenen faulen Kompromiß: Wissen beträfe das Gewisse, von keiner persönlichen Zustimmung Abhängige, Glauben hingegen sei ein Für-wahr-Halten von unter Umständen erkenntnismäßig Unhaltbarem, das aber dennoch auf besondere Art und auf besonderer Ebene vom Subjekt behauptet werden darf und soll. Andererseits erklärt sich besagte Dissoziation aus der gleichfalls im Unbewußten fortwirkenden Erinnerung, daß primitives Bewußtsein den Anblick der Wirklichkeit, so wie sie wirklich ist, nicht aushält und sich darum durch Trugbilder vor ihm schützen muß. Solch atavistischer Bereitschaft nachzugeben, hat nun der vollentwickelte heutige Mensch kein organisches Recht mehr. Der heutige Kairós fordert die Zusammenschau von Wahrheit und Wahrhaftigkeit, denn fortan ist sie organisch möglich von einem lebendigen Zustande her, in dem Wahrhaftigkeit und Wahrheit einander gegenseitig fordern und bedingen.¹ Deswegen hängt die subjektive

¹ Zur Ergänzung des oben und früher Gesagten sei hier ein kleiner Aufsatz *Der wahre Sinn der Lüge* wieder abgedruckt, den ich 1925 im zehnten Heft des „Wegs zur Vollendung“ veröffentlichte: „Es ist nicht ohne weiteres klar, warum Lügen verwerflich sein soll; und wirklich verbieten die mosaischen zehn Gebote, der allgemeinen Meinung zuwider, nicht die Lüge an sich, sondern nur das falsch Zeugnis reden wider seinen Nächsten. Tatsächlich bedingt die Notwendigkeit des Irrealisierens der menschlichen Beziehung, die ich am Schluß des Aufsatzes ‚Heilkunst und Tiefenschau‘ (in *Wiedergeburt*) behandelte, zwangsläufig Unwahrhaftigkeit, und man sage, was man wolle: schon das Verschweigen dessen, was man denkt, unterliegt deren Begriff. Wobei weiter die Erfahrungstatsache zu berücksichtigen ist, daß nur (wenigstens unbewußt) verschlagene Menschen Fanatiker des die Wahrheit-Sagens sind: sintemalen die entsprechende Forderung im normalen Verkehr nicht zu erfüllen ist, so beweist sie bei dem, welcher sie aufstellt, allemal, daß er sein Gewissen aus Mangel an

Berechtigung einer Weltanschauung fortan mit ihrer objektiven Richtigkeit organisch zusammen. Dies gilt, obzwar es eine „allgemeine“ und zugleich bestimmte Weltanschauung nicht geben kann. Solche wäre dann allein möglich, wenn sämtliche Subjekte und alle Subjektivitäten, um einen prägnanten Ausdruck neueren politischen Jargons auf die Erkenntnistheorie zu übertragen, gleichgeschaltet werden könnten. Aber die Exaktheit und Angemessenheit einer Weltanschauung hängt in keiner Weise davon ab, daß sie auch die „einzig richtige“ sei: sie muß nur die rechte Gleichung herstellen zwischen einem wahrhaftigen Selbst und einer von dessen Standort aus exakt bestimmten Welt; in anderen Worten: die de facto verschiedenen Weltanschauungen müssen gleichwohl Gleiches bedeuten. Aus dieser Erkenntnis ergibt sich die theoretische Möglichkeit einer unbegrenzten Anzahl verschiedener und dennoch gleich richtig

Mut, eine Schuld auf sich zu nehmen, im rein Formellen rückversichert. Hier wurzelt die Psychologie des Puritaners, als welcher immer ein unbewußter Heuchler ist, und die des Engländers überhaupt, sofern er dem Cant huldigt. Nun beweisen die Notwendigkeiten eines herkömmlichen Verkehrs gewiß nicht ihre ideale Berechtigung, zumal zwischen individueller Ethik und sozialer Moral überhaupt, wie ich's im Kapitel ‚Mensch und Menschheit‘ der *Unsterblichkeit* dartat, und Albert Schweitzer neuerdings in seinem Buch *Kultur und Ethik* besonders klar formuliert hat, ein unlösbarer Widerstreit besteht. Überdies bewegt sich der ethische Fortschritt zweifelsohne einem allgemeinen Zustand zu, wo die bleibende Notwendigkeit der ‚Irrealisierung‘ keine solche der Unwahrhaftigkeit mehr implizierte. Trotzdem bleibt letztlich unklar, warum man nicht lügen soll. Desto unklarer, als jeder dieses „Soll“ instinkthaft anerkennt.

Dessen Sinn ist von einer Ethik her, die von unbegründbaren Forderungen oder unverstandenen Tatsachen ausgeht, auf keine Weise zu fassen. Er ist es dagegen ohne weiteres aus dem Geist des Korrelationsgesetzes von Sinn und Ausdruck. Sinnesverwirklichung ist die Grundforderung alles Lebens, wo sie nicht schon erfüllt ist, weil Sinn nur im Ausdruck hienieden wirklich wird. Diese kann weiter nur dort als vollendet gelten, wo die Ober-töne des Sinnes in bezug auf den Grundton in bestmöglichen harmonischen Verhältnis stehen. Daher das letzte Versagen aller östlichen Weisheit in der Lebensgestaltung, ihr Unterliegen gegenüber unserer viel oberflächlicheren Zivilisation: insofern sie unexakt ist, verkennt sie den Eigensinn der Sinnesverwirklichungsmittel. Daher umgekehrt unsere Erdgewaltig-

angesetzter Gleichungen. Praktisch jedoch besteht diese Möglichkeit nicht. Dies liegt daran, daß die platonische Unterscheidung zwischen *δόξα* und *ἐπιστήμη*, zwischen Ansicht und Einsicht, wie die platonische Intention vom heutigen Bewußtseinsstandpunkt her wohl am richtigsten zu übersetzen wäre, sowohl nach innen wie nach außen zu besteht. Nach beiden Richtungen hin muß die Forderung unbedingter Exaktheit im Sinn verstandesgemäß richtig wiedergegebenen echten Erlebens gestellt werden.

Hieraus ergibt sich denn die Notwendigkeit einer Kritik, welche im heutigen *Kairós* im selben Grund-Sinne fällig ist, wie es ihrerzeit die Kantsche war. Kant leitete eine neue Ära ein durch seine Kritik der Vernunft: wessen es heute bedarf, ist eine Kritik der Weltanschauung. Nicht zwar eines gelehrten Buches über Weltanschauungslehre — deren gibt es übergenug,

keit: des letzten Sinnes noch so unbewußt, haben wir, wie keine Kultur vor uns, Sinn und Ausdruck in der Sphäre jener zur Kongruenz gebracht. Das genannte Korrelationsgesetz bedingt nun im konkret-psychologischen Zusammenhang, welchen wir hier behandeln, die Tatsache, daß erst im Sagen die Meinung selbst wirklich wird; daß also Nicht-Sagen oder Nicht-Eingestehen Verwirklichung verhindert und Falsch-Sagen den Sinn selbst verändert. Frauen kennen den Unterschied zwischen Ausgesprochenem und Unausgesprochenem sehr wohl. Eine gestandene Liebe, und sei vorher noch so viel erraten, schafft eine völlig neue psychologische Situation. Gleiches gilt aber auf jedem Gebiete möglicher Aussprache. Erst der gefundene vollendete Ausdruck macht eine Wahrheit ganz bewußt, und ist sie dies geworden, dann ist die Grundlage möglichen Weiterdenkens verändert; daher die Bedeutung großer Geister. Die erwähnten Tatsachen sind nun in diesem Zusammenhang, über die abstrakte Notwendigkeit der Korrelation von Sinn und Ausdruck hinaus, konkret dahin näher zu bestimmen, daß der äußere Ausdruck einen integrierenden Bestandteil des fraglichen Sinneszusammenhanges darstellt. Wie konnte von Naturforschern behauptet werden, wir seien traurig, weil wir weinen? Wie konnte ein Darwin die Ausdrucksbewegungen für ein Primäres halten? Nur deshalb, weil der Ausdruck so sehr zum Gefühle selbst gehört, daß das nicht ausgedrückte Gefühl nicht dasselbe ist wie das ausgedrückte, weshalb denn freilich eine Erziehung von innen nach außen, wie die des Soldatendrills, die durch Bewegungen gleichsam Gesinnung schafft, gelingen, und verdrängtes oder zurückentwickeltes Gefühlsleben

und sie sind wohl alle letztlich überflüssig —, sondern der Mitteilung der lebendigen Kunst richtigen Diskriminierens zwischen dem, was bei jedem, wer immer er sei, als Weltanschauung stimmt, dieweil es echt ist, und was nicht stimmt. Insofern rechte Weltanschauung nie anderes sein kann, als rechte Beziehung zwischen Wahrheit und Wahrhaftigkeit, stellt sich das Problem der Kritik der Weltanschauung nur in konkreto. Die rechte Lösung des jeweiligen konkreten Problems ist aber dennoch jeweils allgemeingültig, weil jeder, welcher die Dinge in der gleichen Perspektive richtig sieht und wahrhaftig erlebt, zu gleichen Lösungen gelangen muß. Phantasie aber vermag von

durch systematisches Ausdrücken ins Bewußtsein zurückgehoben und höher gebildet werden kann. Nun, wenn dem also ist, dann wird auch der Sinn der Verurteilung der Lüge klar. Jeder Religions- und Weisheitslehrer verlangte von seinen Schülern unbedingte Wahrhaftigkeit; in bezug auf andere duldete mancher unter ihnen Kompromisse, in bezug auf sich selber keiner. Dies mußte also sein, weil inneres Fortschreiten dort allein rein technisch möglich erscheint, wo kein Widerstreit zwischen Sinn und Erscheinung einerseits die Einwirkung des vorgestellten Ideals auf das tiefste Selbst, andererseits das Sich-Auswirken dieses hindert. Wer da lügt, verzerrt und verbiegt damit seine eigene Gestalt. Aus eben diesem Grunde wird Verschlagenheit immer, wahre Offenheit hingegen, wo aggressive Hintergründe fehlen, kaum jemals übelgenommen. Eben deshalb darf der innerlich Vollendete anderen alles sagen, ohne anzustoßen — aber auch er allein. So betrifft denn die Wahrhaftigkeitsforderung zutiefst nichts anderes als metaphysisches Selbstinteresse. Denn Unwahrhaftigkeit macht Sinnesverwirklichung unmöglich.

Hieraus folgt, daß man um seiner selbst willen nicht lügen soll. Das Problem der Lüge anderen gegenüber liegt auf anderer Ebene. Gewiß ist vollkommene Wahrhaftigkeit auch in der Gemeinschaft das Ideal. Aber so lange und so oft eine Gemeinschaft nicht aus vollkommen Wahrhaftigen besteht, verlangt eine Forderung, die zwischen verschiedenen Lebewesen eine höhere als die der Wahrhaftigkeit darstellt, Kompromisse: die Forderung der Ehrfurcht. Man darf niemandem schaden. Die Wahrheit, die einer nicht vertrüge, darf man ihm nicht sagen. Hier bietet das Verhältnis zu Kindern das Urbeispiel. Und hieraus folgt weiter, daß nur der von Herzen Höfliche, der wesentlich Taktvolle, das innere Recht hat, anderen gegenüber ganz wahrhaftig zu sein. Woraus sich denn erklärt, warum die größten unter den ganz Wahrhaftigen die höflichsten aller Menschen waren: so allen voran der Buddha.“

Standpunkt zu Standpunkt hinüberzuspringen, und so ist keiner grundsätzlich unablöslich an seine naturbedingte Beschränktheit gekettet. Hieraus ergibt sich denn, trotz aller aufgezählten Einschränkungen, die Möglichkeit einer Kritik der Weltanschauung überhaupt: die Elemente der Wirklichkeit und deren ursprünglicher Ur-Zusammenhang sind für alle Menschen heutiger Zuständigkeit gleich geartet; persönlicher Gleichung bleibt nur die bestimmte Perspektive vorbehalten, in der sie angeordnet erscheinen.

Eben diese Elemente und deren ursprüngliche Zusammenhänge beschreibt vorliegendes Buch. An allen lebenswichtigen Problemen sucht es zu erweisen, daß es möglich ist, die Wirklichkeit so zu sehen, wie sie wirklich ist, und daß es demzufolge nie vonnöten und insofern nicht mehr erlaubt ist, eine Weltanschauung zu bekennen, welche entweder nach innen oder nach außen zu unwahr oder unwahrhaftig wäre. Auf unserer heutigen Wachheitsstufe ist es nicht mehr notwendig, zum Ich zu rechnen, was Nicht-Ich ist, und umgekehrt. Es ist nicht mehr notwendig, Unabänderliches ändern zu wollen, andererseits aber auch nicht, Unabänderliches als solches nicht anzuerkennen. Die Vorhut der heutigen Menschheit ist innerlich stark genug dazu geworden, um die Ur-Angst vom autonomen Geiste her nicht nur in Schach zu halten, sondern zu besiegen. Sie ist auch innerlich stark genug dazu geworden, um nicht mehr dem primitiven Triebe nachzugeben, durch Verallgemeinerung und Vereinheitlichung und ein für allemalige Festlegung ein künstliches Gleichgewicht zu schaffen, als welches letztlich auf feiger Selbstbelügung beruht und daher unabänderlich mit einer Katastrophe enden muß. Über alles primitive „entweder — oder“, alle Notwendigkeit der Rückversicherung in einem „letzten Wort“ ist sie hinaus. Bloßer Wortglauben ist denen, die fortan noch in der Geistesentwicklung zählen wollen, nicht mehr erlaubt. Ebensowenig erlaubt ist es fortan irgend jemand, der als Persönlichkeit ernst genommen zu werden beansprucht, anderen die Verantwortung für die vertretene Wahrheit zu überlassen. Wer heute noch auf mittelalterliche Art an Dogmen glaubt, ist entweder ein Zurückgebliebener, ein Feigling oder

ein Schelm. Seitdem der vorgeschrittene Geist Mythen zu durchschauen gelehrt hat, ist es unehrlich, an durchschaubare zu glauben (W, I, B). Seitdem exakte wissenschaftliche Erkenntnis sich der Natur gewachsen erwiesen hat, im Sinn des Verständnisses sowohl als in dem der Meisterung, beweist es bösen Willen, so einer wissenschaftliche Wahrheit einem Vorurteil zuliebe bekämpft. Seitdem die wahren Verhältnisse der so vielfältigen und -schichtigen Menschennatur erkannt sind, gibt es keine Entschuldigung mehr dafür, diesem Tatbestand nicht Rechnung zu tragen und Neigung zu Illusionen nicht zu bekämpfen wie einen Hang zum Laster. Schon 1920 schrieb ich einmal, erschüttert von der Irrealität des deutschen Geists, welche ihn jedes Illusionismus physiologisch fähig macht: „Ansichten zu haben ist unmoralisch; nur Einsichten darf sich der Mensch erlauben.“ Nun gibt es ja viele Völker in Europa, welche unkritisch an mindestens ebenso absurde Voraussetzungen glauben, wie so viele Deutsche. Doch in diesem Falle trüben die noch so falschen Voraussetzungen selten ihren Blick, weil „Weltanschauung“ diesen Völkern auch nicht annähernd das bedeutet, wie jenen. Die Deutschen finden, gemäß dem früher Dargelegten, nur auf dem Umwege über geistige Erfassung den Weg zu sich sowohl als zu der Welt. Unter diesen Umständen ist jede falsche Weltanschauung in ihrem Falle eine unmittelbar lebensfeindliche Sache. Bei Deutschen beruht unexakte und unwahrhaftige Weltanschauung immer auf Selbstbelügung, habe sie Faulheit, Feigheit oder bösen Willen zur Ursache. Die einzige Entschuldigung bietet hier die *ignorantia invincibilis*, so wie die katholische Kirche letzteren Begriff versteht. Doch gerade diese Entschuldigung können Deutsche seltener als andere für sich anführen, weil alle es im Blut haben, dort, wo sie sich zu eigenem Urteil nicht berufen fühlen, das Urteil als kompetent erwiesener Autoritäten als für sich letztinstanzlich bindend anzuerkennen.

Nun aber gelangen wir zum entscheidenden, zu dem im ursprünglichen Wortverstand crucialen Punkt. Insofern dieses Kapitel den Sinn von Weltanschauung überhaupt bestimmt

hat, ist es für den, welcher diesen erfaßte, nicht mehr unvermeidlich, die Frage von Weltanschauung überhaupt an falschem Ort zu stellen. „Weltanschauung“ hat Sinn nur als geistige Voraussetzung bestimmten Menschenlebens, so wie es wirklich ist. Das heißt, eingefügt in die objektive kosmische Ordnung, wie sie sich unabhängig von allen geistigen Voraussetzungen darstellt und vom Menschen als solche klar erkannt zu sein hat; dann aber als wahrhaftiger Ausdruck des wahren Seins des Menschen. Damit ist jeder Selbsttäuschung das Urteil gesprochen. Auf wenigstens teilweiser Selbsttäuschung nun beruht alle bisherige Philosophie. Weder ist Geist alles (Hegel), noch ist es das Gefühl (Goethe in seinem romantischen Stadium), noch sind es ökonomische oder politische Erwägungen, noch ist es der Wille oder die Vorstellung oder das Sein oder das Werden. In der Möglichkeit fehlerfreier logischer oder dialektischer Konstruktion liegt nicht die allergeringste Gewähr für Wirklichkeit oder Wirklichkeitsgemäßheit. Vor allem aber ist das Folgende der Fall: es bedeutet Selbsttäuschung, zu glauben, daß überhaupt „Weltanschauung“ das ganze Sein und Handeln des Menschen bestimmen könne und dürfe. Daß sie das bei keinem anderen großen Volke dieser Zeit tut, ist gewiß. Sogar die Inder sind den Deutschen hierin nicht ähnlich, denn deren Voraussetzungen sind metaphysisch und nicht weltanschaulich; Weltanschauung im genauen deutschen Wortverstand kann es nur von naturistischer Anlage her geben: unter allen Umständen erkennt Weltanschauung die Welt als wirklich an; ob sie auch den Gegenstand religiösen Glaubens und metaphysischen InnenWerdens der Weltwirklichkeit zurechnet — diese Frage bleibt grundsätzlich offen. Hier müssen wir unsere Betrachtungen über die Utopie wieder aufnehmen, um ganz richtig zu sehen, und dabei wird es zweckmäßig sein, den typischen Utopisten dem echten Propheten im Rahmen noch so kurzer Betrachtung gegenüberzustellen (eine genaue Untersuchung dieses Gegenstandes enthält *AV, VII*). Der echte Prophet ist wesentlich überhaupt kein Vorausseher oder Voraussager und schon gar kein Weltverbesserer von rationaler Einsicht her: er ist ein

Voraus-Seiender. Souverän schöpferischer Geist erscheint bei ihm mit abnormer Empfänglichkeit für alle Welteinflüsse, so nach mit Weltfrömmigkeit vermählt, so daß sein Sein einen entweder im absoluten oder im zeitlich-historischen Verstande vorgeschrittenen Typus darstellt. Dieser wirkt sich dann spontan durch all' seine Äußerungen hindurch aus; das „Wunderbare“ der Leistung beruht darauf, daß eben als solches nie definierbares Sein wirkt, unwillkürlich ausstrahlend und von innen heraus verwandelnd. Demgegenüber ist der typische Utopist nur ein Theoretiker, der vom Verstande her ein ihm besser erscheinendes System ausdenkt, welches „zufällig“ mögliche Zukunft und nicht festgestellte Vergangenheit betrifft; aus letzterem Grunde darf man ihn einen Gelehrten heißen, welcher den Schöpfer spielt. — Es liegt nun auf der Hand, daß der „Weltanschauer“ als Typus dem reinen Utopisten nähersteht als dem Propheten. Er lebt nicht ungeborenes höheres Sein leibhaftig vor, er strebt vielmehr danach, alles und jedes von bestehenden festen und damit der Vergangenheit angehörigen Voraussetzungen aus zu begreifen. So ist der „Weltanschauer“, immer als Typus beurteilt, eine Mischung von souveränem Geist-Setzer- und von Anpassertum an die Außenwelt, also von Dichter- und Gelehrtentum.¹ Doch überwiegen tut in ihm der Gelehrte; sogar beim größten Weltanschauer, den wir kennen, bei Hegel, war dies der Fall.

¹ Zur Verdeutlichung dessen, was ich unter Geist-Setzertum verstehe, sei hier der Schlußabschnitt des ersten Kapitels der *Südamerikanischen Meditationen* wiedergeben:

„Die Tatsachen sind nichts für sich Bestehendes; sie sind Kunstprodukte willkürlicher Abstraktion. Ursprünglich gibt es nur unauflöbliche Gesamtsituationen, zu deren Bestandteilen unter anderem das gehört, was mehr oder weniger alle mehr oder weniger gleichmäßig feststellen können, wenn sie sich mehr oder weniger gleichen Bedingungen unterwerfen. Freilich mag der Nachdruck auf diese Konstanten gelegt werden. Doch dann schrumpft die Welt zusammen. Es vergeht das, was das Gemälde von der Palette unterscheidet, es schwindet das Erlebnis, der Sinn verflüchtigt sich, und der Einzigkeitscharakter geht verloren. Kein Brasilianer antwortete auf taktloses Insistieren je mit gleicher Vergrämung, wie das Weltall. Wer diesem mit Festlegung und Statistik kommt, dem verwandelt es sich in eine Rumpelkammer. Wogegen es sich beglückt, wie ein Weib, der Dich-

Da gilt es denn dies zu erkennen — und hiermit gelangen wir endgültig zur geforderten Kritik der Weltanschauung, aus der sich weiter, ganz von selbst, die Richtigstellung der Bezeichnung des Wahrhaftigkeitsideals ergeben wird. Zum ersten: es ist grundsätzlich ausgeschlossen, daß irgendein philosophisches System als solches je Welt-gerecht sein könnte. Alle Systematik hat ihren letzten Seinsgrund in den Eigengesetzen des Verstandes und der Vernunft, welche alles ein für alle Male wissen und in geordnetem Zusammenhange überschauen wollen. In der Welt gibt es aber überhaupt kein „ein für allemal“; nicht alles Wirkliche ist dem Verstande wißbar; das Weltall und mit ihm der Mensch ist in perpetuellem Werden begriffen (*U, VII*), so daß jede Festlegung auf bestimmte Voraussetzungen grundsätzlich die Möglichkeit rechter Erkenntnis zerstört. Ein nur ganz geringer Teil der Welt ist rationalisierbar, weswegen die vernunftgerechte Einheitlichkeit und Widerspruchslosigkeit eines Systems, sofern es „Wahrheit“ zu vertreten beansprucht, nie Besseres als mangelnden Wirklichkeitssinn bei dem beweist, welcher es aufstellt, sonach Begabungsmangel und folglich Inkompetenz. Im übrigen gibt es unter gar keinen Umständen so etwas wie ein „einzig mögliches“ philosophisches System,

tung jedes echten Liebhabers angleicht. Und zwar handelt es sich hier wie dort um echte Verwandlung. Deswegen behielt jeder, der eine wirklich eigene Welt zur Welt trug, nicht nur für sich recht: war er zum Liebhaber berufen, das heißt verstand er den Gegenstand in seiner Tiefe, dann verlangte das Universum allemal, mit wiederum weiblicher Parteilichkeit, daß alle es so sähen wie er. Bis einmal ein besserer kam. Das ist der Sinn des Gestaltwandels der Götter. Primitive Kosmogonie schob einem ersten Urheber alle Verantwortung für alles Geschehen zu, und was dann aus dem Rahmen erster Planwirtschaft herausfiel, entwirklichte sie als Sünde. Logischerweise behielt der Mensch im Fall des starrsinnigsten Gottes der Geschichte für ewig schuld vor ihm. In Wahrheit lagen und liegen hier die Dinge ebenso, wie im Fall des Reigens, welchen Sonne und Erde miteinander tanzen: es ist nicht möglich, letztgültig zu bestimmen, wer sich um wen dreht. Schöpfer und Schöpfung stellen eine unauflösliche Gesamtsituation dar, die sich jeden Augenblick in allen Dimensionen wandelt oder wandeln kann. Mag sonach alles im Anfang so gewesen sein, wie dies die Buchführung des Siebentagerwerkes darstellt: sobald anderen als dem

sondern es gibt deren grundsätzlich so viele, als den Eigen-
normen des Geists nicht widersprechende Voraussetzungen
denkbar sind; von diesen aber bedeutet schlechthin jede, sofern
sie von Vernunft oder Verstand gesetzt und nicht aus integralen
Welterleben geboren ist, psychologisch eine Utopie. Aller „welt-
anschauliche“ Wert, welchen Daten der äußeren Erfahrung
haben können, hängt ganz und gar von ihrer wissenschaftlich
exakten Bestimmung im Zusammenhang alles Erfahrbaren
ab — hier ist also für Subjektivität überhaupt kein Raum, der
exakte Wissenschaftler hat das letzte Wort. Endlich hat Denk-
notwendigkeit als solche — von den Wünschen und Neigungen
des Gemüts zu schweigen — gerade weltanschaulich nicht die
geringste Bedeutung. Alles Denken ist einschichtig und stammt
aus nur einer Schicht des so vielschichtigen Menschenwesens.
So kompetiert es a priori sicher nur in seiner eigensten Sphäre,
derjenigen der Logik, Mathematik und Erkenntniskritik, und
nach bisheriger Erfahrung (die aber durch neue widerlegt wer-
den kann!) in ziemlich hohem Grade auf dem Gebiet der anorga-
nischen Naturvorgänge. Ich sage absichtlich „in ziemlich hohem
ersten Urheber eigenes einfiel, wurde alles anders. Schon die kleine Intrige
zwischen Schlange und Weib erschütterte den ersten Plan. Dann mußte
das Paradies verlassen werden, bei dem es doch bleiben sollte; es geschah
das vom Standpunkt der Ur-Ordnung höchst Bedenkliche, daß den Ver-
triebenen eigene Arbeit geboten ward, welches allen nur möglichen Initia-
tiven freies Spiel gab; bald erschien der vollends planwidrige Kain, und
so ging es fort und fort, zu solchem Verdrusse derer, die am Vorurteil des
,Ein-für-alle-mal‘ festhielten, daß heute nur noch blinder Glaube die Pole
Schöpfer und Schöpfung in ihrer ursprünglichen Konstellation zusammen-
hält. Blinder Glaube als ‚Religion‘, das heißt als Behauptung der Bindung
des Einen an das All, ist aber der äußerst denkbare Ausdruck der Verzweif-
lung. Er bedeutet, daß die lebendige Bindung verloren gegangen ist. Denn
diese besteht ganz und gar und einzig und allein im organischen Zusammen-
hange mit der Schöpfung, wie sie wirklich ist, nämlich ein sich immerfort
Verwandelndes. Wohl setzt die Wahrung dieses Zusammenhanges Glaube
als letzte subjektive Instanz voraus — nicht aber Glauben im Sinn des Ge-
horsams gegenüber Festgelegtem, sondern in dem des Hinzutragens des
Eigenen zum Anderen. Echter Glaube ist Selbstbehauptung der Phantasie.
— Es gibt so viele Welt-Möglichkeit, als es Phantasie gibt. Es hat so viele
Weltwirklichkeiten gegeben, als Phantasien sich durchsetzen konnten.“

Grade“: denn die jüngsten und bewährtesten Grundauffassungen vom Weltgefüge, zu denen die Naturwissenschaft gelangt ist, entsprechen — verglichen mit dem, was man vor zwanzig Jahren noch für gewiß hielt — schon recht wenig verständlicher (im Unterschied von formal konstruierbarer) Verstandesforderung.

Indem wir nun — auf dem Hintergrunde des ganzen bisherigen Inhalts dieses Buchs — auf die Einschichtigkeit des Denkens hinwiesen, haben wir den eigentlichen Denker als ernst zu nehmenden Typus erledigt. Der bloße Denker ist genau nur das, als welchen ihn Rodin aus dem Instinkt seines hohen Schöpfungstums heraus so eindrucksvoll abbildete: ein beschränkter Kerl, der sich den Kopf zerbricht. Es ist ganz und gar unmöglich, durch bloßes Denken zu Wirklichkeitserkenntnis zu gelangen. Kant wußte das: in der Begründung gerade dieser Einsicht liegt das Unsterblichste seiner gesamten Kritik. Leider aber ist gerade die jüngste Zeit wieder tief unter Kants erhabenen Standort hinab- und zurückgesunken. Bevor ich dieses Kapitel schrieb, nahm ich mir die Mühe, das Werk einiger der berühmtesten deutschen Philosophen jüngster Zeit, das ich noch nicht oder nur wenig kannte, genauer anzusehen: ich kann nur sagen, daß ich über den diesen Leistungen zugrunde liegenden Irr-Sinn erschrocken bin. Sicher sind viele darunter tiefe Denker, und als Bekenntnisse mittels des bloßen Gedankens mit der Welt-Wirklichkeit verzweifelt Ringender sind ihre Ergüsse oft psychologisch hochinteressant und moralisch ergreifend. Doch daß begabte Menschen noch heute oder vielmehr heute wieder, über hundert Jahre nach Kant, darauf verfallen könnten, die Weltwirklichkeit aus dem Gedanken herauszuspinnen — das hat mir klargemacht, daß der Denker-Typus als solcher heute überlebt ist und nun, verendend, sich selber karikiert, so wie sich Ammoniten und Saurier vor ihrem Aussterben in bizarrsten Formen jüngerem Leben zur Schau stellten. Denkertum bedeutete, vom Kosmos her geurteilt, von jeher geistige Selbstbefriedigung, aber gerade diese beziehungslose Selbständigkeit ermöglichte es dem Verstande, aller Möglichkeiten seiner Autonomie innezuwerden und so die Funktion des Denkens bis

zu dem heute verwirklichten Grade auszubilden. Doch schon zu Kants Zeiten war der kritische Punkt erreicht, da evident ward, daß vom Denken als solchen kein selbständig Gutes mehr kommen könne. So vollendete sich schon damals die deutsche Gestalt, welche den Denker erdgeschichtlich abzulösen berufen war: Goethe, der radikale Realist. Schon seit Kant und Goethe könnte und sollte allen klar sein, was vorliegendes Buch vertritt, daß der Mensch wesentlich keine Monade, sondern eine „Beziehung“ ist zwischen Selbst und Weltall, daß nur Polarisierung mit Fremdem Mehr-Werden einleitet, daß der Mensch in keiner einzigen positiven Hinsicht allein dasteht und daß gerade vom philosophischen Erkenntnisstreben her die Forderung gilt, restlos weltoffen zu sein und nicht aus der Abgeschlossenheit des Gehirns spinners heraus zu konstruieren. So stellen die sich als vorgeschrittenst gebärdenden modernen Denker in Wahrheit Rückfälle in frühe Zustände dar — wie solche ja in Zeiten allgemeiner Verjüngung bei allen Organismen typischerweise kurzlebig in die Erscheinung treten. Im heranbrechenden Weltenzeitalter stellt kein Problem sich mehr so, wie es sich dem einsamen Denker stellt. Nur dank integraler Offenbarung, der sich ein radikal realistischer Geist ganz öffnet, nicht bloß mit seinem Verstande, sondern mit allen seinen Funktionen, mit Haut und Haaren, mit seiner Reptilität und Mineralität, kann fortan als Geistes-Einfall die Wahrheit Form gewinnen, welche der rechten und wahrhaftigen Beziehung zwischen Selbst und Weltall Ausdruck verleiht. Alle Definitionen, alle Postulate, alle Imperative, welche Denker aufstellen, sind restlos irrelevant, sofern sie nicht den Niederschlag integralen Welterlebens darstellen.

Große Erlebende, nicht Denker, und insofern, als Techniker, Meister der Polarisation (*AV, IV*), waren denn auch alle die Philosophen, welche in der Geisteserbmasse des Menschengeschlechts als Gene fortleben (*W, II, 5*). Deswegen allein hängt ihre Bedeutung so ganz und gar nicht davon ab, ob ihre Theorien richtig waren oder nicht: durch alle ihre Gedanken hindurch wirkt ein Lebendigeres, Tieferes, Wesentlicheres, schlechthin Echtes. Daß dies von denen des hellenischen Altertums gilt,

liegt auf der Hand. Nicht anders steht es mit sämtlichen großen Weisen des Ostens, als welchen das Denken und dessen Ergebnis niemals Selbstzweck war, sondern nur ein Mittel zu substantieller Selbstrealisierung, das heißt zu innerlichem Mehr-Werden. Alle Selbstverwirklichungstechnik des Ostens kommt grundsätzlich einer Kunst sinngerechter Polarisierung mit dem nicht-irdischen Geiste gleich und alle philosophischen Theorien sind unterwegs zum praktischen Ziel, als Niederschlag realer Erfahrung, entstanden. Genau so waren auch die wahrhaft großen Philosophen des gläubig-christlichen Zeitalters letztinstanzlich keine Denker. Ihr Glaube schuf von innen her, ob ihnen dies bewußt war oder nicht, ein Gebundensein an das Weltall einerseits, eine Hinordnung auf Gott andererseits, was intensivste Polarisierung ergab, so daß ihre wesentlichen Gedanken ihnen nicht als Produkte bewußt gerichteter Reflexion kamen, sondern als schöpferische Einfälle, das heißt als lebendige Geburten aus der Tiefe. Und so beruht weiter der ganze Wert des nicht mehr christlichen modernen wissenschaftlich-philosophischen Denkens, wo solcher anerkannt werden kann, darauf, daß er das Ergebnis der Polarisierung tief erlebender Menschen mit den früheren Philosophen nicht bekannten Ergebnissen der exakten naturwissenschaftlichen und historischen Forschung darstellt. Alles, was Kant an Unsterblichem geleistet hat, hat seinen Seinsgrund in seinem leidenschaftlichen Interesse für die Natur und deren Gesetze. Denn jene besondere Kritik, deren Initiator Kant war, bedeutet in Wahrheit die erste Etappe auf dem Weg zu einer Weltanschauung, welche den Menschen vom Kosmos her begriffe und damit allen möglichen Antropomorphismus überwände und überstiege. Im gleichen Sinne hat der ganze Wert von Hegels Philosophie seinen Grund in seiner grandios-konkreten Weltvision, die er nur nachträglich in sein logistisch-dialektisches System hineinzwängte. Aber alles ist endlich und zeitlich begrenzt auf dieser Welt. Eine gleich vitale Polarisierung mit der exakten Wissenschaft, wie solche Kant und Hegel kannten, ist heute nicht mehr möglich. Die letzten deutschen Philosophen, die dank ihr noch zu erheblicher Leistung gelang-

ten, waren Driesch und Scheler. Der erstere hat von der Biologie her Wesentliches im Sinn des radikalen Realismus geleistet. Scheler jedoch, als Begabung nur ein ungeheuer scharfer und beweglicher Verstand, der aber so gut wie auf jede Weise „konnte“, ohne geistige Linie, die im schöpferischen Sein des Geistes ihren Grund gehabt hätte, war eine dämonische Natur von ungeheuer starker Erlebnisfähigkeit. Dank dem ist die gebrochene Linie seines Geisteslebens trotzdem höchst bedeutsam. Scheler bedeutet viel mehr, als die Summe seiner klugen Reflexionen und geistreichen Theorien — wie denn bloße Theorien, die bis zum Ende der Zeiten alle irgend einmal überholt erscheinen werden, immer das Unwichtigste auch an der theoretischsten Philosophie sind. Max Scheler verkörperte zutiefst ein sehr gefühlvolles, gemühtiefes, aber unseliges und erlösungsbedürftiges Sein, das sich von allen bösen Mächten dieser Welt bedrängt fühlte, und dieses Sein läßt Schelers Gestalt so wichtig und wirksam erscheinen in einer unseligen Zeit. Die neuesten deutschen Denker nun stehen als Ontologen oder Ontiker oder besser Seins-Denker völlig beziehungslos da. Manche von ihnen haben sonst, als Psychologen, Historiker und Kritiker Bedeutendes geleistet. Ihre eigentliche Philosophie stellt ein Verzweiflungsprodukt dar. Da stehen sie, in ihrem Denken allein begründet, ratlos und wurzellos, „geworfen“ in eine öde beängstigende Fremde. Ja ihre Philosophie ist der reinste Ausdruck wörtlich verstandener Selbstbefriedigung der Vernunft, von dem ich in der Geschichte weiß. Kein konkretes, echtes und wahrhaftiges Welterleben kann zur Theorie führen, daß der Mensch aus rein subjektiver Existenzsphäre „geworfen“ sei in ein ihm ursprünglich fremdes Schicksal, daß keine ursprüngliche Beziehung bestände zwischen Existenz und Welt, daß die Sorge Urattribut des Seins wäre usf.: alle solche Theorien sind buchstäblich Hirngespinnste, ein Erdachtes und Erklügeltes. Die sogenannte Existentialphilosophie hat nur einen positiven Sinn: den einer Wegbereiterin zu neuem unmittelbarem Innewerden des Metaphysisch-Wirklichen als solchen, das durch ausschließliche Aufmerksamkeit auf die Objektwelt

zeitweilig verbaut worden war. Sie stellt insofern eine Embryonalphase dar (*AV, VIII*). Doch von Existenz zu künden hat derjenige allein ein inneres Recht, dem sie offenbar ward, als Erlebnis, nicht als Reflexions- und Abstraktions-Ergebnis; dessen Metaphysik ein „Leben in Form des Wissens“ ist, wie ich mich vor über dreißig Jahren ausdrückte (*PN, V*). Dies nun gilt von keiner mir bekannten Metaphysik eines Existentialphilosophen. Deswegen stellt die Existentialphilosophie nichts unmittelbar Vorwärtsweisendes dar: so wie sie sich heute darstellt, bedeutet sie einen Rückfall hinter Kant.

Nunmehr sind die Grenzen sinnigerer Weltanschauung in ihren großen Zügen, und damit auch die großen Züge der philosophischen Zukunftsaufgabe unschwer zu bestimmen. Das erste und elementarste Ziel, welches sich hier jedem erkenntnisdurstigen Einzelnen stellt, ist demjenigen der Aufklärungszeit beinahe genau entgegengesetzt: es gilt die Einschmelzung dieses Mal nicht durch irrationale Funktionen, sondern durch Verstand und Vernunft geschaffener Schranken, Gerüste und Krusten. Der westliche Mensch und in Sonderheit der Deutsche steht heute in seinen begrifflichen Herausstellungen und deren Materialisierung in Programmen und Institutionen nicht weniger gefangen da, als der mittelalterliche in seinem emotional fundierten Glauben gefangen war. Dem Abbau dieser Krusten und Schranken ist der geistig befähigte Teil der echten Revolutionäre des 20. Jahrhunderts zugewandt, und hierin besteht das Positive der Intellektfeindschaft, die sich in der Revolte der Erdkräfte äußert (*RM, I*). Doch abgesehen davon, daß hier meist des Guten schon viel zuviel geschieht — mit diesem Abbau allein ist noch nicht neues Positives erzielt: allzu leicht kann die Folge seiner die zeitweilige Restauration seitens der Vorhut der Menschheit längst überlebter Zustände werden. Das mögliche Positivum des heute beinahe allein in die Erscheinung tretenden Negativen ist ein anderes: die Begründung vollkommener Weltoffenheit auf dem Wege vollkommen hingegebenen, von Vorurteilen freien und auf verfrühtes Deuten verzichtenden Erlebens der Totalität der Wirklichkeit, so wie diese ist. Aus dieser

Weltoffenheit nun und nicht aus einem Sich-Abschließen vor mißliebiger Wirklichkeit können allein neue weltzeitgemäße Weltanschauungen hervorgehen. Weltanschauungen als solche wird es für Menschen deutscher Artung immer geben müssen. Doch können sie fortan das werden, was ich an anderer Stelle in bezug auf die Utopie (AV, VII) „inklusiv“ an Stelle von „exklusiv“ hieß. Sie können und müssen von schlechthin allen Wirklichkeiten im richtig erkannten gegenseitigen Verhältnis derselben zueinander Kenntnis nehmen und diese geistgerecht einrahmen und sich ihnen wiederum naturgerecht aufprägen. Das Korrelationsgesetz von Sinn und Ausdruck muß fortan restlos befolgt werden. Die Weltanschauungen, welche fortan Geltung beanspruchen, müssen nach außen zu restlos exakt sein — so wie dies von den Gleichungen der höheren Physik gilt, welche die Wirklichkeit auch nicht abbilden, was auf der Ebene des Verstandes unmöglich ist, sondern dieselbe zu meistern gestatten. Als Korrelat der Exaktheitsforderung nach außen zu steht aber fortan die Forderung unbedingter Wahrhaftigkeit nach innen zu. Damit fällt die bloße Idee einer „allgemeingültigen objektiven Weltanschauung“ für alle Zukunft in den Papierkorb. Wohl kann es einheitliche Religion, einheitlichen religiösen Glauben und einheitliches Lebensgefühl geben. Die geistig-geistliche Zersplittertheit der Spätantike konnte freilich in die eine christliche Kirche einmünden, denn diese beruhte auf geglaubter Offenbarung eines Tatbestandes, welcher nach damaliger Auffassung ebenso unabhängig vom Bewußtsein existierte, wie für unsere Begriffe die Eigenart des Schwefels. Deswegen fühlte sich das eigene und unabhängige Denken durch die Autorität der Kirchenlehre nicht mehr gehemmt, wie das unsrige durch das Bekanntwerden einer neuen Naturtatsache, welche neue Begriffe zu ihrer Bewältigung erfordert, gehemmt wird; so lebte sich die antike Geistesfreiheit, bis daß sie aus anderen Gründen den Todesstoß erhielt, nach der Christianisierung in Exegese und Sektenbildung aus. Gleichsinnig hat es wieder und wieder einheitliche Lebensstimmungen und Lebensgefühle gegeben, welche den Allgemeinzustand größerer Men-

schengruppen zu bestimmter Zeit wirklichkeitsgerecht spiegeln. In diesem Sinne zweifele ich nicht daran, daß wir in Deutschland in eine Ära bestimmenden nationalsozialistischen Lebensgefühls als Teilausdrucks des allgemeinen kollektivistisch-sozialistischen Lebensgefühls, das diesen Kairós kennzeichnet, eingemündet sind. Nimmer aber kann es fortan für die letztlich zählende Vorhut der Menschen eine für alle gültige einheitliche philosophische Weltanschauung geben. Denn hier entscheidet letztinstanzlich die wirkliche persönliche Überzeugung, über welche keine Außenwelt direkte Macht hat.

Hier können wir denn den letzten und wichtigsten Punkt nachtragen, welcher gegen philosophische Systematik spricht und den zu berühren wir damals, als wir die Frage zuerst behandelten, absichtlich unterließen. Weltanschauung kann und darf ausschließlich persönliche Weltanschauung sein und damit intime Überzeugung. Die Zeit bestimmender Sachlichkeit ist um. Es war wohl unvermeidlich, daß der Mensch, nachdem sich sein Verstand emanzipiert hatte, zwischen objektiver Wahrheit und subjektiver Wahrhaftigkeit zuerst allzu reinlich unterschied, so daß „die Wahrheit“ persönlich unverbindlich scheinen konnte: es war unvermeidlich, da jene Emanzipation von einem ebenso festen Glauben an eine Gott-gewollte Heilsordnung erfolgte, wie wir selbstverständlich Naturtatsachen anerkennen. Dieser primitive religiöse Glaube ist historisch tot. Und damit ist für eine Weile der schauerliche deutsche Satz „frei-bleibend und unverbindlich“ zur Devise der ganzen denkenden weißen Menschheit geworden. Hier liegt eine der wichtigsten Ursachen der heutigen Demoralisation sowohl als der allgemeinen Neigung, zu längst überlebten Festlegungen zurückzukehren. Doch das Heil liegt niemals in einer Restauration. Wie ich die Schule der Weisheit gründete, da verfaßte ich (1919) eine Programmschrift „Was uns nottut, was ich will“ (SE), deren Grundgedanke der war, daß Geist und Seele neu verknüpft werden müßten; das heißt geistig-Objektives und persönlich-Subjektives müßten eine neue psychochemische Verbindung eingehen. Und mein erster Vortrag auf der Eröffnungstagung

der gleichen Schule (23. November 1920) führte den Titel „Seins- und Könnens-Kultur“ (*SE*). Dessen Grundidee war die, daß die Zeit unpersönlichen Könnens und rein objektiv zu beurteilender Leistung um sei: das Niveau lebendigen Seins allein werde in Zukunft entscheiden. Diesem Ziele sind wir heute, da ich dieses schreibe, schon erheblich näher als vor fünfzehn Jahren, wenn auch wohl noch mindestens weitere fünfzehn verstreichen dürften, bis daß mein damaliges Programm aktuell werden wird. Die Zukunft gehört dem letztlich Selbstdenkenden, Selbst-Verantwortlichen, dem Menschen, der alles Äußerliche in seine Persönlichkeit hineinbezieht und von ihr her persönlich beseelt und begeistert — und ihm allein gehört sie. So müssen sich beim führenden Menschen der Zukunft Sein und Können, Sein und Glauben, Geist und Leben, Sinn und Ausdruck, Wahrheit und Wahrhaftigkeit vollkommen entsprechen. Die Zeit der typischen Schizophrenie des Geistigen ist weltzeitmäßig um. Dem typisch Deutschen „Hier stehe ich, ich kann auch anders“, wird fortan für alle, welche geistig zählen wollen, für immerdar das lutherische „Hier stehe ich, ich kann nicht anders“ Platz machen müssen. Alle bloß objektiven Erwägungen über rechte Weltanschauung bedeuten Verjährtheiten. Ein neuer persönlicherer und wahrhaftigerer Mensch ist im Begriff, die geistige Herrschaft an sich zu reißen, und nimmer wird er sie, immer Weltzeit-gemäß geurteilt, wieder aus der Hand geben.

Selbstverständlich wird in diesem Kampfe all' das untergehen, was nur Ansicht, nicht aber Einsicht, was nur Meinen und nicht fester Glaube war. Doch das ist gut so. Und ein wahrer Segen, einer der unzweideutigsten Segen innerhalb der ganzen Menschheitsgeschichte ist es, daß der freie und unabhängige Geist in der kollektivistischen Zwischenzeit um seine Existenz wird kämpfen, hart und bitter kämpfen müssen. Der geistige Verfall des Westens rührte vor allem daher, daß es der Geist seit anderthalb Jahrhunderten zu leicht gehabt hatte. Jetzt versprechen alle Sterne ein neues, großes, tief-innerliches, von der souveränen Persönlichkeit bestimmtes Zeitalter.

VIII.

EINSAMKEIT

Wie ich im Zusammenhange dieses Buches dem Problem der Einsamkeit nachzusinnen begann, fiel mir immer wieder jener Liedanfang

Einsam bin ich, nicht alleine

ein. Der Dichter meinte ganz anderes, als was ich im folgenden auszuführen gedenke; doch gerade letzterem könnte ich obigen Vers als Motto voranstellen. Ich wüßte nicht, wie sich ein Mensch jemals allein fühlen könnte. Allenfalls mag dies inmitten sehr vieler gleichgültiger Menschen vorkommen, weil Gleichgültigkeitsbewußtsein isoliert: je einsamer einer, äußerlich gerurteilt, ist, desto weniger, nicht desto mehr, ist er allein, denn desto reicher und deutlicher wird die Welt seiner inneren Bilder. Gingen Propheten und Anachoreten in die Wüste, so war es auch nicht, um allein zu sein, sondern um Gesichte zu schauen. Und so suchen wohl gar viele äußeren Verkehr, um inneren Gesichtern zu entrinnen. Manchmal will mich bedünken, die Außenwelt, ob Trug oder Wirklichkeit, jedenfalls aber Maya, so wie die Inder es verstanden, sei ursprünglich dazu geschaffen worden, um dem Menschen vor dem unheimlichen Reichtum der Fauna seiner Seele Zuflucht zu gewähren. Und manchmal wiederum denke ich, die sogenannte objektive Wirklichkeit verdanke ihren Ursprung nicht einem Verwirklichungs-, sondern einem Entwirklichungsprozeß: nur das Abgelebte ist festgelegt, fest umrissen, haltbar, faßbar. Mit fünfundzwanzig Jahren fiel mir einmal der Satz ein: „Nur wem die Welt zum Traume wird, kann die Wirklichkeit halten.“ Unzweifelhaft entscheidet überall das Innerliche letztlich. Und das Vorbild innerer Wirklichkeit ist dem Menschen der Traum.

Was sich nun da offenbart, ist zusammenhängende Vielfalt. Sie ist nicht logisch zusammenhängend, nicht kausal geordnet, nicht übersichtlich. Daher die Vorstellung eines ursprünglichen Chaos, von dem ein Fragment des Empedokles das unheimlichst-eindrucksvollste Bild gibt:

Und viele Köpfe sprossen ohne Hälse,
 Und lose Arme irrten ohne Schultern,
 Und Augen schweiften einsam ohne Stirnen.

Doch heute wissen wir, daß die Traumwelt auf der Ebene des Psychischen ähnlicher Wirklichkeit entspricht, wie Ei und Embryo auf derjenigen der Physis. Und so verstehen wir besser, was Schiller letztlich meinte, als ihm das Urteil einfiel, der Dichter sei der einzig wahre Mensch. Aus dem Grunde seiner Seele wachsen immer neue Gestalten, die allemal er selbst sind und dann doch wieder nicht. Am dichterischsten aller Dichter, an Shakespeare, erscheint die Grenze, jenes echte *no man's land*, erreicht, wo jenseits des Menschlichen das Göttlich- oder Dämonisch-Schöpferische beginnt. Shakespeare war insofern ein Grenzmensch, als ein ganzer Kosmos aus ihm sprach und er als empirisch-persönlicher Mensch offenbar auch nicht annähernd so bedeutend schien, wie als Dichter; wäre es anders, es könnte unmöglich Streit toben über sein Dasein. Er glich einerseits dem mythischen Christus, der in geringer Menschen-gestalt Gott gewesen sein soll; andererseits aber einem reinen Medium, und nie wird auszumachen sein, welcher Vorstellung er besser entsprach. Bei Shakespeare möchte man sagen, unter anderen Gestalten fiel ihm auch der leibhaftige William Shakespeare ein, und sie war die beste nicht. Sie war nur die starrste, festgelegteste, unlebendigste. Die Seele, welche so viele Welten gebar, war nun ganz zweifellos Kosmos, nicht menschliches Individuum. Sie war ein Einfallstor der Wirklichkeit, die wir am Ende des dritten Kapitels die Menschheit im Menschen hießen. Deswegen äußert sich diese oberste Wirklichkeit in Shakespeare in Form einer Folge von Dramen, in denen alle Gestalten jeweils so notwendig zusammenhängen, als seien sie

die verschiedenen Facetten eines Diamanten, von welchem Zusammenhänge im realen Leben die Korrelation der Typen im Beruf einen vergrößerten Abglanz gibt. Von hier aus mag man wohl sagen, die Geschichte sei eine Entwicklung solcher Gesichte, wie sie Shakespeare hatte. Deren ganz große Momente waren ja auch immer dramatische Augenblicke so künstlerischer Art, als hätte ein Dichter sie gestellt. So mag man wohl auch denken, daß sich der eigentlich wirkliche trojanische Krieg zwischen den Göttern abspielte. Wahr ist unter allen Umständen der Satz des Heraklit: „Der Seele Grenzen kannst du nicht auffinden, und ob du jegliche Straße abschrittest: so tiefen Grund hat sie.“

Das im Zusammenhänge dieses Buches wesentliche an dem, was ich hier mehr in den Seelen meiner Leser evozieren als selbst materialisieren wollte, ist dies, daß jeder Mensch nach innen zu offenbar einer ähnlich weiten und über ihn hinausreichenden Wirklichkeit angehört, welcher er als Vorstellender gegenübersteht, wie nach außen zu. Es ist schwer zu sagen, genau wo nach außen zu das Menschenwesen aufhört, denn ein großer Teil der Außenwelt gehört unablösbar zu ihm, ähnlich wie das Meer bei Cölenteraten und Echinodermen die gleiche Rolle spielt, wie bei uns das Blut, und andererseits ist der größere Teil des nachweislich eigenen Wesens Nicht-Ich. Noch schwerer ist gleiche Abgrenzung nach innen zu. Denn in der psychischen Sphäre ist der Mensch so vielschichtig, von so verschiedenartigen Faunen bewohnt, die Übergänge sind so stetig und das Bewußtsein ist trotzdem ein so einheitliches Feld, daß vollständige Übersicht und richtige Unterscheidung unerreichbare Ziele sind. Zweifellos sind die meisten Einfälle eines Menschen nicht persönlichen Ursprungs; mittels seines Unbewußten kommuniziert er mit sehr vielem, wenn nicht mit allem, was gleichzeitig lebt, auch mit vielem, was vormals gelebt hat, und so ist jedermann auch Medium für fremde Kräfte. Diese Kräfte sind zum Teil gewiß richtige Subjekte, die mit dem eigenen Subjekt des Betreffenden nicht zusammenhängen. Sie sind Subjekt im genau gleichen Sinn, wie es das äußerlich gegebene Du

ist, mit dem man ja auch nur von innen her kommunizieren kann, mittels des nie begreiflich zu machenden Verstehens des Fremdseelischen. Dann sprechen unterindividuelle Energien und Wesenheiten die Seele an oder durch sie durch, so daß man oft wirklich verleitet ist, mit Lichtenberg zu sagen: „Das Ich anzunehmen, zu postulieren, ist praktisches Bedürfnis.“ Nichtsdestoweniger hatte Lichtenberg nicht recht. Das empirische Ich ist ein ganz bestimmtes und genau abgegrenztes Organ im Menschen, mit selbständigem Zentrum; im Grunde ist es ein richtiger Komplex, wie ihn die Psychoanalytiker verstehen, das meist überbetonte Bündel bestimmter Triebe und Strebungen. Doch das ändert nichts an seiner Selbständigkeit; soll es überwunden werden, dann muß es als Mittelpunkt richtig sterben. Und so ist jenes Selbst, mit dem der Mensch sich letztlich identifiziert, welchem er, sofern er überhaupt strebt, zeitlebens zustrebt, welches Selbst ursprünglich außer ihm lebt, als Stimme oder gefühlte Be-Stimmung, als Daimonion oder geistiger Führer, ein vom Standpunkt des Erlebenden absolut letztes, mit keinem anderen zusammenfallendes, auf nichts weiter zurückführbares Bezugszentrum. Von diesem Selbst gilt denn der Vers:

Einsam bin ich, nicht alleine.

Ein Alleinsein gibt es im Seelenraum noch weniger als im Raum des Körperlichen. Sonst wäre nicht die Angst vor den eigenen Vorstellungen menschliches Grundmotiv. Wohl aber ist jeder als Selbst letztlich einsam. Und darum ist das letztpersönliche Problem für jeden seine letzte Einsamkeit. Die aber ist ebenso unendlich wie die Nicht-Einsamkeit.

Das einsame Selbst ist rein geistiger Natur. Andere spüren dasselbe meist früher an einem Menschen, als er es selber tut. Nur bei Vollendeten beherrscht es den ganzen empirischen Menschen, so daß dieser allein und durchaus von seinem tiefsten Wesen geformt scheint, so wie ein antikes Erzbild aus dem Künstlergeist; und nur beim Reifen fallen Bewußtsein und Selbst zusammen. Doch keimhaft leuchtet es schon aus den Augen des Neugeborenen. Dieses Selbst ist der Inbegriff von

eines Menschen Einzigkeit. Zuerst ganz unbewußt, nur anderen sichtbar, äußert es sich später lange Stadien entlang in passiver Seinsmodalität, im *quale* des Reagierens, nicht Agierens; auch hier weiß der Mensch nicht ursprünglich, was er will, soll, denkt und ist. Und erwacht dann das erste unmittelbare Selbst-Gefühl, dann treibt ihn die Angst vor der Einsamkeit gar leicht zum Untertauchen in die Gemeinschaft. Doch als Unter- und Hintergrund des Menschen ist das Selbst von vornherein da; nicht zwar als verwirklichte Tatsache, sondern als Kraftzentrum. Dieses Selbst „führt“ das Leben, sowenig letzteres dies spüre. Es tut dies nach Art des unsichtbaren Bauplans, der die Entwicklung des Eis und Embryos regiert. Und seine Ur-Qualitäten sind Einzigkeit, Einsamkeit, ursprüngliche Initiative und schöpferische Wandlungs- und Verwandlungsfähigkeit.

Die Einzigkeit, welche ich hier meine und die allein als letztinstanzliche Wirklichkeit in Betracht kommt, hat nichts mit Verschiedenheit von anderen zu tun, obgleich sie sich mittels dieser manifestiert; sie besteht überhaupt nicht in bezug auf irgendwen oder irgendwas, sondern an sich. Was den einen vom anderen bloß unterscheidet, ist ein ganz Oberflächliches; wer auf diesem seinem Sonderlichen insistiert, verfängt sich nur im Gefängnis seines Ich. Wer Selbst-Bewußtsein hat, vergleicht sich überhaupt nicht mit anderen, kann es gar nicht tun; denn als Selbst ist er ebenso wesentlich unvergleichlich, wie er auf tiefer gelegenen Ebenen wesentlich vergleichbar ist. Als Einziger gehört er auch keinerlei empirischen Gemeinschaft an, er wohnt oberhalb sowohl der Kollektiv- als der Individualtriebe und -strebungen. Als Einziger kann er auch nichts nehmen, er kann nur geben. D. h. auch bei seinem Nehmen ist das Ausstrahlende das, worauf es eigentlich und letztlich ankommt. Insofern ist das Selbst ursprüngliche und reine Initiative. Es ist genau so initiatorisch, wo es nicht fragt, sondern antwortet, nicht schafft, sondern versteht, denn auch Antworten und Einsehen sind, vom Selbste ausgehend, auf anderes als eben dieses Selbst nicht zurückführbar. Die Gana ist nur träge, die emotionale Ordnung

die Sphäre der Leiden-Schaft, die Seele ist beliebig von außen her zu beeinflussen und zu verwandeln; das Selbst ist weder träge noch erleidend, noch anders beeinflussbar als so, daß seine freie Initiative angeregt wird. Die aber entscheidet immer nur dem Selbst gemäß. Das Selbst ist eben rein geistiger Natur, und damit ist es wesentlich frei und initiatorisch und schöpferisch. Es ist sonnenhaft und deswegen vom Erd- und Mondstandpunkt nicht weiter abzuleiten. Da der Prozeß des Einbruchs des Geistes in die Erd-Welt stufenweis verläuft, ist klar, daß man überall in der Natur auf Erscheinungen mehr oder minder direkter Teilhabe stößt; worüber Näheres im Kapitel „Einbruch des Geists“ der „Meditationen“ zu lesen steht. Geist bildet sich ein, wo nur die Gana rezeptiv und plastisch genug ist, um ihn auszuprägen. Das Märchen berichtet von redenden Tieren: mediale und unbewußt verstehende gibt es jedenfalls. Und das an sich dem Erd-Leben zugehörige principium individuationis ist dem Geist das gegebene Verkörperungsmittel seiner Einzigkeit, die sich, noch einmal, desto stärker ausprägt, je plastischer die Gana. So reifen begabte Rassen langsamer als unbegabte, das heißt sie bleiben länger plastisch; so sind höhere, wie Gustave Le Bon gezeigt hat, dadurch ausgezeichnet, daß sie typischerweise eine große Anzahl höherer aus der Art geschlagener Einziger hervorbringen. Denn der Einzige als solcher ist immer aus der Art geschlagen; genauer, er gehört überhaupt keiner Art an, weil er oberhalb jeder west. Daher seine letzte, seine unermeßliche, unergründliche Einsamkeit.

Der Beginn der Verschmelzung dieses Selbsts mit dem Bewußtsein ist der Urgrund jener entsetzlichen, alles in ihren Bann schlagenden Angst, welche allen frühen oder zu neuer Primitivität verjüngten Menschen eignet. Denn frühe Menschen erleben das Selbst halb außer, halb in sich, sie sind einerseits bewußt naturgeborgen im Kollektivum, und andererseits nicht mehr, und daraus ergibt sich frenetische Flucht in die Gemeinschaft, deren Normen nie starr genug sein können, und mit dieser zusammen in ein System objektivierter vorstellungsmäßiger Zusammenhänge, von Riten, Kulturen und erlebten

Mythen, welche den Einsamen gegen seine persönlichen Gesichte sichern und ihn seine Einsamkeit vergessen lassen sollen. Diese transponierte Urangst ist vom Standpunkt des Tiers das Differentialkennzeichen des Menschen;¹ eben weil es keiner solchen Transposition bedarf, erscheint das Tier dem frühen Menschen geborgener, höherstehend und ehrwürdiger als er selbst. Die Angst vor der Einsamkeit kann, in der Tat, erst schwinden, nachdem das Ich oder allgemeiner das jeweilige persönliche Bewußtseinszentrum mit dem Selbst verschmolzen ist; dann hört sie automatisch auf, denn dem Selbst ist seine Einsamkeit ebenso normaler Lebensraum, wie dem Ich die Gemeinschaft. Diesem Ziele nun führt ein stetiger Verwandlungsprozeß zu, und dessen Sonderart erweist über allen Zweifel hinaus, daß es sich beim Selbst um eine andere Wesenheit handelt, als beim Ich, und daß jene Wesenheit für den Menschen das Ausschlaggebende, weil sein Letzt-Persönliches ist. Der fragliche Verwandlungsprozeß geht nämlich ausschließlich durch persönliche Entscheidungen hindurch. Von selbst wird da nichts. Das tiefste Selbst ist als irdisches Erreignis ein Selbsterzeugtes und Selbstgeborenes zugleich; es erwächst mittels einer Reihe von Verwandlungen, von Neu- und Wiedergeburt, als immer neuentstehendes Kind der eigenen Taten. Daher die eigentümliche Bedeutung des Sich-Durchkämpfen-Müssens. Es bedeutet einen Irrtum, wenn Menschen in bezug auf einen, der sich zuletzt als großer Mann erweist, über die, welche ihn bekämpften, sagen, sie hätten sich geirrt. Sie hatten sich nicht geirrt, denn zum großen Manne wurde er erst durch Sieg und Leistung; bis dahin war nur seine Möglichkeit da. Und auch letztere hatten die Gegner weniger verkannt, als alle Gleichgültigen: die spontanen und sachlich übertriebenen Abwehrbewegungen, welche jeder werdende wirklich große Mann

¹ Meinen Begriff der Ur-Angst hat René Fülöp-Miller in seinem Buche *Führer, Schwärmer und Rebellen* (München 1934, F. Bruckmann) recht glücklich zur Durchleuchtung der Massen-Psychosen, -Angsträume und -Wunschbilder der ganzen Geschichte verwendet; allerdings hat er andererseits zu viel auf ihn zurückzubeziehen versucht,

erzeugt, und welche anhalten, bis daß er innerhalb der Seelen gesiegt hat, bedeuten, daß die Gegner das Werden eines Großen sehr wohl spüren; es ist der Fall des bethlehemitischen Kindermords. Niemandes eigener Machttrieb duldet gern die Verschiebung der Machtverhältnisse. Der zur Selbstverwirklichung Strebende nun braucht die Widerstände für sich absolut, denn an ihnen entsteht allererst das Selbst als aktualisierte Kraft. Hier liegt der Fall genau gleich, ob es sich um Staatsmänner, Künstler oder Heilige handele. Daß der Täter an seinen Taten buchstäblich wächst, ist so lange schon regelmäßig beobachtet worden, daß „an seiner Stellung wachsen“ eine allgebräuchliche Redewendung ist. Man stelle sich Friedrich den Großen ohne Widerwärtigkeiten und Schicksalsschläge vor: nie wäre er der geworden, welcher er ward. Ebendeswegen sucht der Große die Schwierigkeiten, welcher er bedarf; wo sie ihm nicht entgegentreten, provoziert er sie. So brach Friedrich der Große die schlesischen Kriege vom Zaun. Es ist gänzlich verfehlt, das Schöpferische in das zu verlegen, was von außen her, als Erlebnis, Hemmung oder Widerwärtigkeit an den Menschen herantritt. Jeder Vorsehungsglaube, der sich auf dieser Vorstellung gründet, ist (wie im Freiheits-Kapitel ausführlich dargetan werden wird) nichts Besseres als krasser Aberglaube, der zum Beweggrund hat, den Menschen von letzter Verantwortung zu entlasten. Fast allen Menschen fallen reichlich ebensoviele Schwierigkeiten und Gelegenheiten zu, wie sie in großen Männern schöpferisch wurden — nur lösten sie bei jenen nichts aus. Jedermann bedarf der äußeren Reize, Anlässe, Aufgaben, Gegen-Stände, Vorwände und Ziele, damit seine Freiheit zur Tätigkeit angerufen werde und sich auswirke. Denn auf der Freiheit allein ruht aller Nachdruck. Äußere Schwierigkeiten im buchstäblichen Verstande braucht der Mann der Tat unter allen Umständen, denn sie allein bieten ihm einerseits das Material, dessen er bedarf, andererseits den vitalisierenden Reiz. Bei zu geistiger oder geistlicher Größe Berufenen liegen die Dinge nur auf der Ebene der Erscheinung anders, dem Sinne nach jedoch identisch. Die ersteren verwirk-

lichen sich von Werk zu Werk. Jedes derselben stellt eine innere Entscheidung dar und diese materialisiert einen neuen Ausgangspunkt (*PK, XIV; SM, XII*). Überdies aber beschwört der Kampf um Anerkennung immer erneut die eigenen Tiefenkräfte, konkretisiert, stählt und richtet diese aus und zwingt zur Klärung und immer schärferen Bestimmung. Der Weg des geistlich Großen, des Heiligen führt nicht über das Werk, sondern direkt zu tiefster Selbstrealisierung. Er kämpft nicht mit und auch nicht innerhalb der Welt, deren Konflikten er fern bleibt, er sucht sich auch nicht durch Leistung durchzusetzen: er kämpft nur mit den fremden und dunklen Mächten seines eigenen Innern, bis daß er ganz von hellstem Geisteslicht durchstrahlt ist. Von Konfuzius wird die folgende schöne Geschichte überliefert: Einer seiner Schüler bemerkte auf der Stirne des Meisters drei Falten, von denen die eine klein, die andere mittelstark, die dritte tief und klaffend war, und fragte ihn nach dem Grunde dieser Verschiedenheit. Konfuzius antwortete: „Die kleine Falte ist eine Erinnerung an jene Zeiten, wo das Leben mich bald hierhin, bald dorthin verschlug. Die mittelstarke verdanke ich meinen treulosen Freunden. Die tiefe und klaffende habe ich mir selber beigebracht im Kampfe mit den bösen Mächten meiner Seele.“ Allemal aber ist mit dem Siege nicht allein eine Willens-Entscheidung getroffen, sondern der Mensch selber ist ein anderer geworden. Und solches Anderswerden bedeutet eben Realisierung des Selbst.

Es sind oft wunderbare, providentiell wirkende Zufälle, welche also durch Kampf und Widerwärtigkeit zur Selbst-Geburt führen. Und nicht allemal lassen sie sich dadurch erklären, daß der bedeutende Mensch sie unter beliebigen selber auswählt: ohne Zweifel „begegnen“ sie ihm oft, ohne daß er das geringste, auch nur in Gedanken, dazu getan hätte. Zum Teil hängt dies mit der Sonderart von Schicksal zusammen, die ich in den „Meditationen“ ausführlich beschrieben und gedeutet habe und dessen Urbild das des Aales ist: ohne bestimmte Zufälle, welche freilich nicht einzutreffen brauchen, vollendet sich bestimmtes Schicksal nicht (siehe auch *PK, XI*). In bezug auf

solche Fälle kann man sagen, daß die Geschichte nur die Erinnerung solcher aufbewahrt, die unterwegs nicht scheiterten. Doch hiermit ist nicht der ganze Tatbestand bestimmt: es gibt Menschen, welche buchstäblich Glück, und andere, welche unzweideutig Pech haben. Bei allen Staatsmännern abenteuerlichen Aufstiegs hat auf anderes unzurückführbares Glück haben eine an kritischen Punkten entscheidende Rolle gespielt, so sehr, daß die Antike das Glück als ausgesprochene Fähigkeit im Sinne von Begnadung begriff und es in einer der uralten kaukasischen Sprachen nur ein Wort für Glück und Mut gibt. So gibt es sicher ein vom Geist her „vorgesehenes“ Schicksal — allerdings aber haben nur solche als tätige Subjekte an ihm teil, welche Geist schöpferisch verkörpern. Diese Schicksalhaftigkeit geistbestimmten Lebens, an welcher kein großer Mann jemals gezweifelt hat, weil nur der Schicksalsbegriff für die einmaligen und einzigartigen Situationen, ohne die er nie zu dem geworden wäre, der er ward, ein nicht von Hause aus unzulängliches Erkenntnisinstrument schafft, ist im Rahmen der alle irdische Erfahrung beherrschenden Gesetze überhaupt nicht zu verstehen. Die meines Wissens erste Annäherung an eine verständliche Deutung hat P. D. Ouspensky in seinem „Tertium Organum“ in Form des folgenden Bildes gegeben: Die Geschehnisse verlaufen so, als bewege sich das eigentliche Leben in einer vierten Dimension, wo der Mensch nur im Rahmen von dreien zu denken fähig ist. Man mag das bildlich so darstellen, daß er, indem er sich tatsächlich zwischen Pyramiden, Kuben, Zylindern bewegt, nur die Stellen bemerkt, wo diese seine flache Erlebnisebene durchschneiden. Diese Schnittpunkte als solche sind natürlich unzusammenhängend: daher der Eindruck des Zufälligen, Glück- oder Gnadehaften, die gerade die wesentlichsten Ereignisse eines Lebens machen. Eine andere Eigentümlichkeit wesentlichen Lebens hat Jakob Böhme einmal in folgendem Gebote (das ich hier freilich aus dem Englischen zurückübersetzen muß) zusammengefaßt: „Wo der Weg am schwersten ist, dort wandle du, nimm das auf, was die Welt verwirft; was die Welt nicht tut, das tue du. Wandle im

Gegensatz zur Welt in allen Dingen. Und so gelangst du auf kürzestem Wege zu Gott.“ Es sind eben andere Gesetze als die der erfahrbaren Erd-Wirklichkeit, welche das Werden und Wachstum geistiger Persönlichkeit regieren; der nächste Zusammenhang, der sich zwischen beiden feststellen läßt, ist allen Anzeichen nach der, daß die größte Spannung zur Erdnorm (wie sie die Begriffe Glück, Zufall, Schwierigkeit, Widerwärtigkeit hindeutend bestimmen) Geistesverwirklichung am meisten fördert. So gelangen wir denn auch von diesen besonders geheimnisvoll wirkenden Zusammenhängen aus am schnellsten zum Kernproblem der Wesensart geistiger Persönlichkeit und zu dessen Bestimmung, wo nicht Lösung. Geistige Persönlichkeit ist eine Macht, welche auf eigener besonderer Ebene wirkt. Und zwar wirkt sie auf die Weise, welche von jeher, mit diesen oder jenen Worten, im Unterschied von anderen Wirkungsarten, als magisch bezeichnet worden ist.

Das Wesen magischer Wirkung besteht darin, daß Geist unmittelbar wirkt, ohne die Vermittlung materieller Machtmittel und Kräfte im weitesten Verstand. Dieser eine Satz besagt, daß hier nicht Suggestion entscheidet, so stark sie in der Regel mitbeteiligt sei. Suggestion ist nichts Geistiges. Ihre Möglichkeit beruht auf der Entsprechung bestimmter aktiver seelischer oder ganischer Kräfte des Suggestioneurs mit bestimmten passiven oder sonst schwächeren seines Objektes, welches nun mitschwingt, so wie eine Saite mitanklingt, wenn eine gleichgestimmte in gebührender Nähe stark angeschlagen ward. Hier handelt es sich nie um freie Entscheidung der Persönlichkeit, sondern um Muß- oder Bannwirkung, um Zwingen, Verfallen und Unterliegen. Die suggestiv wirkenden Kräfte gehören höchstensfalls der niederen Seelenregion an, meist aber der menschlichen Unterwelt. Deswegen ist der Urtypus des Suggestioneurs nicht der Führer, sondern der Verführer. Es kann der allerminderwertigste Mensch über die beträchtlichsten Suggestionenkräfte verfügen; ja gerade der Minderwertigste verfügt häufig über die allerbeträchtlichsten, weil er die niederen und kriminellen Triebe, welche in jedem in der Verdrängung

leben, weckt und zum Anklingen bringt. Den neuesten und für diese Wendezeit symptomatischsten Fall dieser Art verkörperte Ivar Kreuger. Doch die eklatantesten Beispiele bieten die religiösen Scharlatane, die von Urzeiten an immer wieder begeisterte und fanatische, durch nichts zu beirrende Gefolgschaft gefunden haben. Solche Leute sind meist auch religiös begabt. Doch ihre Macht über Menschen beruht auf Bannkräften, welche den Sphären der Erotik,¹ des Machttriebs oder des Sicherungsbedürfnisses gegen die Urangst angehören; im übrigen verführen sie, indem sie auf dem Mechanismus des Erlösungsbedürfnisses spielen. Demgegenüber ist das Wesen magischer Wirkung, noch einmal, dies, daß hier echter Geist unmittelbar und ohne Machtausübung waltet. Hier wirkt nichts Seelisches, nichts Ganamäßiges, nichts Unterweltliches: hier wirkt unmittelbar der Sinn als Substanz. Bei Kindern und Tieren tritt die Möglichkeit solchen Wirkens elementar zutage: auf sie wirkt immer nur das Intentionale und nie der Ausdruck; diesen verstehen sie entweder nicht, oder aber sie durchschauen ihn. Ich habe nun schon oft begründet und brauche es darum nicht noch einmal zu tun, daß auf dem Gebiet des geistbestimmten Lebens der Sinn den Tatbestand schafft und nicht umgekehrt; daß es ein Korrelationsgesetz von Sinn und Ausdruck gibt, nach dem erst vollendeter Ausdruck den Sinn vollständig realisiert. Ich habe ferner gezeigt, daß nur ein personaler Sinnträger Sinn ausdrücken kann (*MS, V; W, II, 5*), daß aller Sinn, der sich in der Erscheinung manifestiert, auf ursprünglicher Sinngebung beruht (*SE, I, 2, III, 1*): die ganze Phänomenologie des Wirkens geistiger Persönlichkeit im Unterschiede von empirischer ist in diesen Sätzen enthalten. Die

¹ Hierzu ist auch die besondere Macht zu rechnen, die ein Mann dadurch erlangt, daß er die Begeisterung von Frauen nicht erotisch ausnutzt. Frauen sind so überzeugt von ihrer Unwiderstehlichkeit, daß das Keuschheitsgelübde des Priesters auf sie als übermenschliche Leistung wirkt. Viele Männer haben hauptsächlich deshalb Macht über Frauen, weil sie ihnen aus Opportunitätsgründen widerstehen. Und sehr viele Impotente profitieren von der gleichen Psychologie. So lag der Fall Häußers und wohl sehr vieler ähnlicher Propheten.

geistige Substanz, die das persönliche Selbst bedeutet, wirkt unmittelbar auf Substanzen gleicher Ordnung ein; hier liegt überhaupt kein Problem vor, denn auf allen Ebenen des Wirklichen ist Gleichartiges dem Einfluß von Gleichartigem geöffnet. Ebenso wenig problematisch sind in vorliegendem Zusammenhang die besonderen Normen, denen dieses Geschehen gehorcht, als da sind die Gesetze der Hierarchie, der geistigen Gravitation, der Entsprechung, Kompatibilität, Synergie und Sympathie. Anderen Ebenen angehörige Wirklichkeiten nun beschwört geistige Substanz magisch. Das Wort „beschwören“ erscheint hier als das gegenständlichste, denn jedermann weiß vom Märchen her, daß und wie Geister gezwungen werden können, zu erscheinen, und hier handelt es sich um ein genau gleichsinniges Phänomen. Es sieht äußerlich magnetischer Anziehung ähnlich, oder auch elektrolytischer Scheidung und Bannung. In Wahrheit aber handelt es sich um ein keinem Naturprozeß Vergleichbares, denn es ist eben Geist, welcher ohne Naturzwischenagentien direkt auf Natürliches einwirkt, oder aber sich diesem einbildet. Letzteres mirakulöse Phänomen ist jedermann aus der Art vertraut, wie bei ihm selbst ein Gedanke Ausdruck findet — es ist ihm so vertraut, daß es ihm gar nicht wunderbar vorkommt: es fällt ihm „Sinn“ ein, dieser aber beschwört von sich aus die ihm entsprechenden Sätze, Worte und Buchstaben, welche für sich einer ganz anderen Dimension des Wirklichen angehören. Das Prototyp geistiger Einwirkung ist der von Coué in seinem Elementarausdruck beschriebene gesetzmäßige Vorgang: die bloße vorgehaltene Vorstellung, also ein Bild, löst in den unbewußten Seelenkräften einen ihr entsprechenden Wandlungsprozeß aus. Solchen Wandlungsprozeß einzuleiten, war das Ziel jeglicher Meditation, und gleichsinnig hat jeder große Ehrgeizige sein Ziel unablässig im Herzen getragen, das heißt meditiert und damit seine Seelenkräfte bewegt, ununterbrochen und unwillkürlich, jede Gelegenheit augenblicklich nutzend, im Sinn des Zieles zu handeln.

Die Möglichkeit des Wirkens von Geist auf Nicht-Geist ist an sich nun ein Urphänomen und als solches nicht weiter ab-

zuleiten. Da es jedoch immer spezifischer Aufnahmefähigkeit bedarf, da sich nicht jede Seele jedem Geisteseinfluß öffnet und da dieses Öffnen nie erzwungen werden kann, so bezeichnet man es besser mittels des Begriffes der „Entsprechung“, als dessen der Gravitation, obgleich der fragliche psychische Zusammenhang mit Gravitationswirkung unzweifelhaft Analogien aufweist. Den Entsprechungs-Begriff zu verwenden ist schon deshalb angezeigt, weil ihn die mittelalterliche und Renaissance-Medizin in eben dem Sinne benutzt hat, wie wir ihn hier anwenden. Daß die Gesetze von Sympathie und Antipathie, von Kompatibilität und Inkompatibilität — welche Begriffe Provinzen des weiteren Entsprechungs-begriffes abgrenzen — das psychische Leben bestimmen, ist klar. Aber Gleiches gilt auch in bezug auf scheinbar Unlebendiges. Kann chemische Substanz auf die Seele und durch sie hindurch auf den Geist spezifisch wirken, so gilt auch das Umgekehrte. Es gilt das Umgekehrte in bezug auf grundsätzlich alle nur möglichen Bereiche. Hier wurzelt denn die Fähigkeit zum Glück. So wie es Menschen gibt, welche Tieren und Pflanzen gegenüber eine „glückliche Hand“ haben, weil diese auf jede Be-Handlung sympathetisch antworten; wie gewissen Köchen jede Speise glückt, ohne daß sie wüßten, warum, weil sie irgendwie spüren, was jede Speise „will“, so mag einer auch in bezug auf finanzielle und politische Konjunkturen direktes Glück haben. Daß hier tatsächlich ein sympathetisches Verhältnis vorliegt, ersieht man daraus, daß der, welcher diese Fähigkeit besitzt untrüglich fühlt, wann eine gute Stunde für ihn da ist. Die Entsprechung oder Sympathie als solche besteht natürlich in der seelischen Sphäre; aber diese ist ihrerseits dem Geisteinfluß zugänglich, und auf diese Weise ist magische Einwirkung auf beliebige Abläufe möglich, kann magischer Kontakt mit beliebigen Welten und Geschehnissen erfolgen und bestehen. Geist und Seele sind nun ferner von Raum und Zeit in hohem Grade unabhängig; genauer ausgedrückt: in der psychischen Sphäre gibt es letztere bis zu einem gewissen Grade nicht. Darum bietet Fernwirkung, gegenüber der Nahewirkung, überhaupt kein Sonderproblem.

Nun aber gelangen wir zur Hauptsache, deren Bedenken der Gedankengang, der implizite zu einer Negierung der Vorsehung im fraglichen Zusammenhang führte, abschließt: die Initiative liegt allemal beim Geist; bei dem, was dieser von sich aus tut, nicht bei dem, was ihm widerfährt. Man lasse sich durch den Typus des „Hans im Glück“ nicht beirren: bei diesem liegen die Dinge so, daß seine sympathische Unbeholfenheit und Naivität die helfende Initiative anderer herausfordert; er ist also gleichsam Patient des Glücks. Noch kein Hans im Glück wurde zum großen Mann.

Von hier aus fassen wir denn den letzten Sinn der Erforderlichkeit des Kampfes. Dieser macht einerseits magischer Wirkung die Bahn frei. Da es zu solcher allemal des Geöffnet-Seins der anderen bedarf, so muß in allen Fällen außer dem ganz seltenen dermaßen gewaltiger Persönlichkeit, daß sie jeden, der ihr begegnet, unwiderstehlich zur Anerkennung, zur Mitarbeit oder zum Gehorsam zwingt, deren „Autorität“ so selbstverständlich wirkt, daß von Hause aus keine Notwendigkeit materieller Machtanwendung für sie besteht, die Bereitschaft geschaffen werden, sich zu öffnen. Die aber wird durch den Erweis anderer Tugenden geschaffen: des Muts, der Konsequenz, der Lauterkeit, der Überzeugungstreue. Dann aber ist magische Kraft kein Handliches, zu Kommandierendes. Sie ist nicht immer aktionsbereit, und alle, welche ausschließlich auf sie bauten, mußten, wohl oder übel, mehr oder weniger, schwindeln oder Paraphernalien anwenden. Also muß dem Korrelationsgesetz von Sinn und Ausdruck Rechnung getragen werden. Gemäß diesem ist erst ein vollendet zum Ausdruck gebrachter Sinn der Erscheinungswelt als selbständiger Energieträger einverleibt; hier besteht eine nahe Analogie damit, daß erst der erwachsene Mensch, und nicht schon der Embryo, auch nicht das Kind, Geschichte macht. Da nun aber die Ausdrucksmittel allemal der Außenwelt zugehören, so muß sich der Mensch diese erkämpfen; hier bietet nicht der Dichter, sondern der Staatsmann, welcher zur Macht strebt, das Prototyp.

Doch der Fall liegt also nicht allein in bezug auf äußeren Sieg oder Erfolg: entsprechend dem gleichen Korrelationsgesetze realisiert Sinn sich selbst vollkommen allererst im vollendeten Ausdruck. Das heißt hier: erst die geistige Persönlichkeit, welche sich auf der empirischen Ebene restlos ausgeprägt hat, ist für den Menschen selbst ganz realisiert, ganz da. Und solche Realisierung ist unmöglich ohne Kampf mit den Widerständen der Natur. Ob dieser sich nach außen zu oder innerhalb der Seele abspielt oder abgespielt hat, bleibt sich nicht allein an sich, sondern auch in bezug auf die ausstrahlende Wirkung gleich. Vom Heiligen, der überhaupt keine äußeren Konflikte mehr kennt, geht aber die allerstärkste Strahlkraft aus. Dessen Strahlen sind nicht allein wegen der Tiefe, aus der sie stammen, die durchdringendsten, sondern auch deshalb, weil sie sich auf keine Medien beziehen, welche Widerstand leisten, und weil keine Verteidigungsaktion diese Wirkung der reinen Geist-Strahlung durch die Interferenz mit anderen Strahlen schwächt; so verbraucht sie sich überhaupt nicht am Widerstand. Freilich werden die Heiligen und Weisen gemeinlich desto stärker angefeindet, da die gespürte Konkurrenzlosigkeit der Kraft, welche von ihnen ausgeht, sowie die Unmöglichkeit, sich dieselbe zu erklären, gar leicht den puren Vernichtungswillen des Niederen beschwört. Insofern spricht beim geistig oder geistlich Bedeutenden das Wort „Viel Feind viel Ehr“¹ noch wahrer, als beim Mann der Tat; der Geist, der nie verleumdet, nie verfolgt, nie lächerlich gemacht ward, repräsentiert ganz sicher keine echte Kraft.¹ Nichtsdestoweniger gehört

¹ Trotz dem hier Gesagten warne ich davor, Feindschaft und Vernichtungswillen ohne zwingenden Grund auf Geistiges zurückzuführen: in der überwältigenden Mehrzahl der Fälle sind da reine Gana-Motive im Spiel: Brot- oder allgemeiner Lebensneid, die Angst, einen Konkurrenten gewähren oder wachsen zu lassen oder zu gegebener Zeit Gott sei Dank noch niedrig stehende Aktien durch ein positives Wort in die Höhe zu treiben. Wie elementar die Motive der meisten Feindschaft auf Erden sind, ersieht man aus dem Haß, den jeder einigermaßen begabte Hochgewachsene in gleichfalls begabten Kleingewachsenen weckt, oder die Ahnung von Potenz in weniger Potenten, oder starke Vitalität in weniger Vitalen. Das eine, was

weder Tun noch auch Leiden zu seinem Wesen. Er braucht nur dazusein. Sein Sein ist das Eine und Einzige, worauf es ankommt. Das haben auch alle tiefen Völker zu ihren tiefen Zeiten wohl gewußt: das bloße Dasein eines Heiligen bringt Segen, das bloße Dasein eines Helden schafft Kraft und Mut, das bloße Dasein eines großen Glaubenden schafft Glauben, eines großen Vertrauenden Vertrauen. Im übrigen aber ergibt stille und kampflöse Seins-Ausstrahlung die größte Fernwirkung. Dies hat sich sowohl im Raum als in der Zeit vieltausendfach er-

es nie und unter gar keinen Umständen gibt, ist sachlich begründete Feindschaft. Selbstverständlich gibt es sachlich begründete Gegnerschaft. Doch steht wirklich sie und nur sie in Frage, dann fehlt notwendigerweise jeder böse Wille gegenüber der Person; es besteht für einen nur einigermaßen von der Natur her wohl geratenen oder moralisch gebildeten Menschen nie der allergeringste Grund, aus sachlicher Gegnerschaft die Konsequenz des angemessenen Rechts auf persönliche Verunglimpfung zu ziehen. Im Gegenteil: elementares Selbstachtungsgefühl gebietet hier, den Gegner zu ehren, dem Ritterlichkeitsgebot gemäß. Gerade böser Wille nun beseelt leider allzuvielen sogenannten sachlichen Gegnerschaft unter Deutschen. Daher die Häßlichkeit, Gehässigkeit und Gesinnungsniedrigkeit, die sich bei uns gerade unter dem Banner der sachlichen Gegnerschaft austobt. Weil dem also ist, weil mit genau der gleichen Gewißheit, wie zwei mal zwei vier machen, der Wille persönlich zu schaden, bösen Willen beweist, — deswegen habe ich die längste Zeit meines Lebens nie auf irgendeinen Angriff geantwortet, und schon gar nie eine Verleumdung jemals widerlegt: wer Verleumdungen in die Welt setzt, ist unter allen Umständen keiner Berücksichtigung wert, außer seitens der Justiz. Und wer den Ruf eines Menschen Schädigendem Glauben schenkt, ohne sich vorher von sich aus, was bei bekannten Persönlichkeiten eine leichte Sache ist, nach dem wahren Sachverhalte zu erkundigen, wer da meint, wer nicht dementiert, sei ipso facto schuldig, oder der mit Schmutz Beworfene sei verpflichtet, sich vor anderen, neutral beiseite stehenden zu rechtfertigen, der beweist die gleiche Seelenqualität wie der Verleumder. Und ich kann meine Leser versichern, daß ich mich in meinem ganzen Leben nie auch nur annähernd ähnlich elend gefühlt habe, als da ich mich in einer für mich gefährlichsten Periode, dem Drängen von Freunden schließlich nachgebend, zur Sicherung meiner Familie dazu herablassen mußte, die Lügen und Verleumdungen und sonstigen Versuche, meine materielle und moralische Existenz zu vernichten, die eine Weile zahllose Zeitungen füllten, öffentlich als das hinzustellen, was sie waren.

wiesen. Je weiter fort ein Geistverkörperer lebt, je unzugänglicher er ist, desto tiefer und intimer wirkt er. Das Sprichwort vom Propheten in seinem Vaterland besagt im Grunde nichts Nachteiliges über dieses: da die geistige Persönlichkeit eines Menschen ein anderes ist als ein Empirisches, so muß die Nähe nicht verdeutlichend, sondern umgekehrt verundeutlichend wirken. Und Gleiches gilt in der Dimension der Zeit. Hier scheint ein großer Geist desto näher und lebendiger, je länger er tot ist. Von Jahr zu Jahr versteht man Goethe besser. Stand das Goldene Zeitalter am Anfang der Geschichte, und war der erste Mensch zugleich der größte, dann wird man diesen erst am Ende aller Zeiten verstehen.

Wie sehr das Sein letztlich entscheidet, könnten übrigens Deutsche dieser Zeit besser wissen, als irgendwelche frühere Menschen. Denn das ungeheure Prestige und die Bedeutung Hindenburgs beruhte auf dessen bloßem Sein mit einer Ausschließlichkeit, wie dies, soweit meine Geschichtskennntnis reicht, kaum ein zweites Mal der Fall war. Von seinen Feldherrngaben abgesehen, welche ja nur ein Bruchteil seiner Bedeutung erklären, hatte Hindenburg eigentlich gar keine besonderen Talente. Er war kein geistig oder geistlich Großer. Nichtsdestoweniger war es nichts Blut- und Erdhaftes, dem er sein einzigartiges Prestige dankt — daß dieses Urteil zutrifft, beweist allein schon die Verehrung, die er bei allen Nicht-Deutschen und Deutschlandfeinden genoß. Zweifellos war Hindenburg auch deutsches Urelement; vor Jahren drückte ich das einmal so aus: vor Wotan, vor Siegfried war schon Hindenburg. Daher seine Volkstümlichkeit: irgendwo, in seiner elementaren Tiefe, erkannte und erkennt sich gerade jeder einfache Deutsche in ihm wieder. Doch Gleiches gälte von Tausenden, falls sie bemerkt würden. Das Einzigartige an Hindenburg war, daß deutsche Elementarnatur in ihm für primordialen Geist, dessen Urausdrücke Mut und Glauben sind, vollkommen transparent geworden war. Und zwar war dies auf dem einen Wege geschehen, auf dem alle Selbstverwirklichung erfolgt: von persönlichem Entschluß zu persönlichem Entschluß, von persönlicher Ent-

scheidung zu persönlicher Entscheidung, von Verantwortung zu Verantwortung, von Opfer zu Opfer. So war er zu einer ganz großen und erhabenen moralischen Kraft erwachsen, welche durch ihre bloße Ausstrahlung unwillkürlich wirkte. Er genoß nicht allein, er schuf Vertrauen. Er war Deutschlands leibhaftiger Kredit. Von allen Deutschen seit vielen vielen Jahrhunderten war so Hindenburg, an sich ein reiner Soldatentyp, dem Ideal des chinesischen Herrscher-Weisen, dem Kaiser Shun, am nächsten gekommen, von dem überliefert wird: er habe bloß dagesessen, sein Antlitz gen Süden gewandt, und es herrschte vollkommene Harmonie.

Am großen Manne leuchtet ohne weiteres ein, daß es das Persönliche und nicht das Sachliche ist, welches beim Geist entscheidet. Im Gelehrtenzeitalter Deutschlands wurde Geist rein sachlich verstanden; so hat Max Scheler noch kurz vor seinem Tode die Ebene des Geists als die des Sachlichen bestimmt. Dies war vollkommen und restlos falsch; der Irrtum erwuchs aus der — freilich an sich schon ungeheuerlichen, schlimmsten Verkennen beweisenden — Verwechslung des lebendigen Geists mit seinen herausgestellten Inhalten, welche nie mehr als Präzipitate oder Eliminate seiner, oder aber Instrumente der Erkenntnis sind. Doch nicht einmal das Erkennen an sich ist primärer Geistesausdruck; wie in den Meditationen gezeigt ward, gehört dieses für sich noch dem Erd-Leben an. Die ursprünglichen Ausdrucksformen des Geistes sind, wie es Hindenburg so großartig versinnbildlicht hat, Mut und Glaube, und die sind anders denn als Ausfluß persönlicher Substanz schlechterdings nicht vorzustellen. Wir sagten nun, daß das geistige Selbst überhaupt nicht nehmen, sondern lediglich geben kann: dies liegt am rein Ausstrahlenden seines Wesens. Eben hierauf beruht in erster Linie seine Einsamkeit. Jenseits des Strahlungszentrums gibt es für das Ausstrahlende keine Instanz, das Ausstrahlen aber ist seinerseits Selbstzweck und damit un-interessiert. So fehlt jede Gebundenheit an ein Nicht-Selbst. Von einer Liebe, welche aus dieser Quelle strömt, gilt Goethes Vers: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?“

Erkenntnisstreben gleichen Ursprungs ist gänzlich zweckfrei, Mut gleichen Ursprungs ist reiner Opfermut, Geben ein reines Verschenken, ein Geben ohne Wieder-Nehmen-Wollen. Der also Schenkende lebt oberhalb der Ebene, auf welcher der Satz gilt, daß die Wirkung der Gegenwirkung gleich sei; er ist allen denen, welche innerlich letzterer Ebene zugehören, überlegen. Deswegen ertragen die meisten den Generösen nicht und unterschieben gerade ihm die selbstsüchtigsten Beweggründe: es ist den meisten bekanntlich viel schwerer, Geschenke anzunehmen als Geschenke zu machen. Nur seitens des von ihm als höherstehend Anerkannten und entsprechend Verehrten erträgt der Niedere die schenkende Tugend. Hier aber wiederum beweist das Idealisierungsbedürfnis, welches wohl keinem Menschen fehlt, daß geistige Persönlichkeit ein Oberhalb der Natur darstellt und daß jeder sie in sich verwirklichen können sollte: keiner zweifelt im tiefsten Herzen daran, daß es Höheres gibt; in jedem lebt die Bereitschaft, dessen Bild auf irgend jemand zu übertragen; jeder möchte zutiefst einen Menschen in diesem Sinn verehren können. Freilich hat diese Medaille ihren Revers. Vom Idealisierten fordern die Allermeisten unermeßlich, ja unmenschlich viel, und die geringste Enttäuschung, die er ihnen zu Recht oder Unrecht bereitet, lassen sie ihn furchtbar büßen: indem sie ihm zugestehen, daß er mehr sei als sie, gestehen sie ihm vom Standpunkt der irdischen Elementar-Natur so Ungeheures zu, daß sämtliche Dämonen der Unterwelt mit einem „Kreuzige ihn!“ losbrechen, wenn ein Grund für Enttäuschung auch nur gewittert wird. Hier liegt die Ursache des meisten Schwindels in dieser Welt: die wenigsten wagen es, zu enttäuschen. Von den Menschen, die in der Idealisierung fortleben, war vielleicht — wenigstens soweit die Überlieferung ein Urteil gestattet — nur Jesus, der gegen alle Vorurteile der Juden verstieß, der das Gesetz des Sabbats brach, Wein trank, mit Zöllnern und Ehebrecherinnen Verkehr pflegte und sich unbefangenen Wutanfällen überließ, ganz wahrhaftig. Demgegenüber sind nur ganz wenige unter den vielen Männern, die sich die Idealisierung, welche liebende Frauen ihnen zuteil werden lassen, zu rechtfertigen

versuchen, um also ein für sie schmeichelhaftes Bild immerwährend am Leben zu erhalten, nicht verächtliche Schwindler.

Doch dies nur nebenbei. Was vom ganz großen Geiste gilt, gilt auf irgendeinem Niveau von jedem Menschen. Jeder ist, noch so keimhaft, einzige Persönlichkeit. Jeder ist grundsätzlich der Erlösung, das ist der letzten Erleuchtung und Durchleuchtung fähig. Und bei jedem entscheidet letztlich das Persönlich-Einziges und -Einsame. Das Kraftfeld nun, das diese Einzigkeiten schaffen, ist der eigentliche Lebensraum der Menschen. Alles übrige ist, von der Tiefe her beurteilt, äußerlich; es könnte anders sein, ohne daß sich dadurch für sie viel änderte. Deswegen kann man die bewegenden Kräfte aller Geschichte nicht allein, sondern auch alles persönlichen Lebens, wie der Roman es schildert, auf relativ wenige Personen letztinstanzlich zurückführen. Nie entscheidet weder die Gesamtheit noch das Volk oder die Masse oder die Klasse oder die Gesellschaft: immer entscheiden geistige Persönlichkeiten entsprechend ihrem spezifischen Gewicht. Solange bestimmte Menschen überhaupt da sind, ob sichtbar wirkend oder unsichtbar, verläuft das Geschehen anders, als es sonst verlief. Anderen überlegene Persönlichkeiten wirken allem sachlich Nachweisbaren zum Trotz. Man lehne sie ab, soviel man mag, ja man beweise ihre Irrelevanz: sie sind dennoch lebendige Kräfte. Man erledige sie, wie immer man wolle, sie kommen doch wieder hoch, wenn keine auf gleicher Ebene Stärkeren ihnen entgegentreten.

Gegenüber allem Empirischen und Sachlichen ist geistige Persönlichkeit in der Tat die überlegene Macht. Sie erweist sich als solche besonders, wenn sie böse ist und alle anerkannten Normen gegen sich hat: dann zeigt es sich schlagend, daß lebendiger Geist mehr bedeutet, nicht allein als Materie, sondern sogar als alle herausgestellte Wertnorm. Deswegen war Tötung an Wendepunkten der Geschichte allemal die *ultima ratio* — sie war es genau in gleichem Sinn, wie der Krieg die *ultima ratio* der Politik ist. Es gibt wirklich kein Mittel, einer echten geistigen Persönlichkeit ihre Macht zu nehmen, als sie aus der Welt zu schaffen. Von hier aus ersieht man nun klar, eine wie un-

geheure Errungenschaft der letzten Jahrhunderte es war, daß Mord in ihnen als positive Möglichkeit für das Bewußtsein ausgeschaltet war: es bedeutete Verzicht des niederen Lebens zugunsten des Geists. Von hier aus begreift man ganz, inwiefern Christus mit seiner Lehre vom unendlichen Werte jeder Menschenseele und mit seinem Gebot, den Nächsten zu lieben wie sich selbst, das heißt als einzigartige Persönlichkeit, Epoche machen konnte, und warum es undenkbar ist, daß das Menschengeschlecht jemals für die Dauer in einen vorchristlichen Zustand zurückfallen könnte: mit Christus ist zum erstenmal, aber andererseits für immer, ganz bewußt geworden, was den Menschen zum Menschen macht. Nämlich die allemal einzige geistige Persönlichkeit, welche in jedem lebt. Das Anti-Christliche dieser Zeit beweist im übrigen aber weniger Übles, als es den Anschein hat. Es entspringt keinen niedrigen Motiven, es ist vielmehr die Reaktion auf ein Niedriges: nämlich die Verwechslung der Nächstenliebe, welche Christus meinte, mit der Anerkennung dessen, daß jeder ein Recht auf höchstes materielles Wohlergehen und grenzenloses Ausleben seiner Ichsucht hätte. Auf die Ebene des Empirischen bezieht sich Jesu Forderung überhaupt nicht. Jesus lehrte, das Ich zu töten, nicht zu mästen, auch nicht, um es nachher zu schlachten. Er nahm den Tod als solchen überhaupt nicht tragisch, denn ihm bedeutete er das Tor zur Wiedergeburt. Und wirklich hat kein Selbst-Bewußter den Tod je tragisch genommen. Ist das Ich nichts Wesentliches, kann es ohne Selbstverminderung restlos aufgegeben werden, dann ist auch der Tod nichts letztlich Wesentliches, denn nur das Ich fürchtet sich vor ihm. Tatsächlich setzt jeder Selbst-Bewußte sein Leben leicht ein und aufs Spiel. Hier, wo es sich um das Elementarste handelt, stellt der Krieger das allgemeingültige Sinnbild dar. So wie er sein Ich opfert, so opfert jeder Geistbestimmte sein Empirisches höherem Sein. Ganz selbstverständlich bedeutet seine Aufgabe ihm mehr als jenes, denn sie und deren Erfüllung gehört mehr zu seinem persönlichen Leben als alles, was an ihm Erd-entsprossen ist. Deswegen ist die Vorzugsstellung des Helden unter allen

Idealtypen die natürlichste Sache von der Welt. Doch nicht um dessentwillen ist sie natürlich, daß der Held für sein Volk und Land sein Höchstes hingegeben hätte, sondern daß er sich ganz und gar und ausschließlich zur Geisteswelt bekennt. Der Held ist in seiner Tiefe nicht der mit der Gemeinschaft verbundenste, sondern im Gegenteil der allereinsamste aller Menschen.

Die Inder haben auch hier die Wahrheit am tiefsten verstanden. Wir wiesen zuerst auf das monumentale Urbild des Helden hin, auf daß allen deutlich werde, daß es für jeden ein Höheres als das eigene Leben gibt. Die Upanishad aber erhob das intimste Leben von jedermann zu gleich bedeutendem Sinnbild. Sie lehrt: „Nicht um des Gatten willen ist der Gatte lieb, sondern um des Selbstes willen ist der Gatte lieb.“ Nachdem wir gesehen, daß die Ehe-Bindung der geistigen Ebene angehört, leuchtet im Zusammenhang mit dem vorhin Gesagten ohne weitere Erläuterung ein, inwiefern auch ihr letzter Sinn Selbstverwirklichung ist. Die indische Weisheit lehrte nun weiter, daß die Ehe als Erden-Norm die Vorbereitung zur — Einsamkeit zu sein habe. Der Mensch müsse alle Stadien durchlaufen: rechtes Kind sein, gehorsamer und keuscher Schüler, verantwortungsbewußter Gatte und Vater; wer seine Erd-Energien nicht auswirkte, so daß er sein Erdenschicksal ganz und treu erfüllte, der würde nur im Fall außerordentlicher spiritueller Begabung reif zur direkten Vereinigung mit dem Geist und zum Aufgehen in ihm. Nachdem ihm aber ein Enkel geschenkt ward, dann, aber nicht früher, sollte er sich von allen Banden lösen, als Heimatloser durch die Wälder pilgern, seiner letzten Einsamkeit bewußt werden und sich in ihr erfüllen. Tatsächlich ist das Selbst, vom Standpunkt alles dessen, was der Erde zugehört, schlechthin einsam. Es ist aber zugleich das Tiefst-Persönliche. Es ist der alleinige Träger aller Werte. Und dieses einsame Selbst allein kann unsterblich sein.

Den meisten fällt es über die Maßen schwer, ihrer Vielfalt und Vielschichtigkeit innezuwerden und dieselbe anzuerkennen. Und doch gibt es keinen anderen Weg zum Heil; es gibt kein anderes Mittel, zu wahrhaft persönlichem Leben zu

gelangen. Wir betrachteten gesondert das Nicht-Ich des Körpers, der untersten Triebphären, der Kollektiv-Bindungen, die emotionalen der Seele, das spirituelle Band der Ehe. In den folgenden Kapiteln begründeten wir die Notwendigkeit totalen Erlebens und unbedingter Wahrhaftigkeit als fortan einzig möglicher Vorbedingungen zur Selbstverwirklichung. Hier nun betrachten wir gesondert den Kern der Persönlichkeit. Ohne rechte Anatomie ist Übersicht nicht zu gewinnen, und ohne klare Erkenntnis des Eigen-Sinnes jeder Sonder-Ebene des Lebens ist es unmöglich, die dem Wahrheits- und Wahrhaftigkeitsideal zugleich entsprechende höhere Synthese des seiner Integrität bewußten voll erwachten Menschen aufzubauen, welche jeder ganz selbstverständlich, aus dem Ahnen seines Unbewußten heraus, als Ziel seines Lebens anstrebt. Denn auf dem Gebiet des Geistes und der Seele schafft jedes Mißverstehen ihm entsprechende falsche Tatsachen, jeder Irrweg führt vom persönlichen Ziele ab, und jede falsche Akzentlegung verbildet die Gestalt. Im folgenden müssen wir uns der Frage eben dieser Akzentlegung zuwenden. Doch vorher ziemt es uns, nachdem wir den Zusammenhang des Lebens in seiner Simultaneität dargestellt haben, uns ein zusammenfassendes Bild vom Sinne seines Ablaufs zu machen. Erst nachdem wir auch diese Koordinate hingezeichnet haben, werden wir den Sinn der letzten Einsamkeit unmißverständlich bestimmen können.

Seinem Wesen nach ist das Menschenleben kein Fortschrittliches, so wie das Fortschrittszeitalter das Wort verstand, und nicht das *happy end* bedeutet seinen normalen Ausklang: das Menschenleben ist tragisch (*W*, 137 ff.). Tragisch heißt man ein Schicksal, wenn ein Mensch sich selber gegenüber nicht wahrhaftig sein, noch anderen gegenüber besten Willen bekunden kann, ohne mit Normen, die er im übrigen anerkennt, in Konflikt zu geraten; wenn er recht hat in dem, was er tut, und in seinem Unternehmen scheitert, von Widersachern besiegt, welche gleichfalls nicht im Unrecht, sondern im Rechte sind. Alles Leben, ob individuell, ob kollektiv, findet sein genau stimmendes Gleichnis an der Musik (*W*, 119 ff.). Jede Melodie

verfließt in der Zeit, von der Vergangenheit in die Zukunft hinaus. Jede Melodie ist ein endliches Ganzes, dem Sinne nach abgeschlossen, ohne möglichen direkten Übergang zu anderen; von Augenblick zu Augenblick verwirklicht sie sich mittels des Verklingens und das heißt Sterbens der einander ablösenden Einzeltöne; und dieser Fortschritt von Tod zu Tod ist ihr Wesen und ihr einzig denkbarer Weg. Der große Bichat definierte exakt, da er schrieb: „Das Leben, das ist der Tod.“ Denn jeder lebendige Augenblick hat zwei Aspekte, welche allemal und immerdar gleichzeitig bestehen und unlöslich zusammenhängen: der eine bedeutet Geburt, Wachstum, Aufbau, der andere Zerstörung, Vergehen, Tod. Und zwar ist jeder Tod endgültig, wie der jedes verklingenden Tons; denn klingt, objektiv geurteilt, der gleiche Ton wieder an, so handelt es sich doch nie um persönliche Identität. So muß jedes Gestern sterben, und zwar für immer sterben, auf daß ein Morgen geboren werde. Was nun im Falle der Musik gleichgültige Form ist, was auch vom lebendigen Kollektivum her geurteilt als normaler und unproblematischer Weg des Geschehens erscheint, bedeutet für das erwachte persönliche Bewußtsein eine Tragödie von namenloser Furchtbarkeit, und einen Zwang zu nichtgewollter Sünde, vor dem es kein Entrinnen gibt, welchen Zwang der irrationale Begriff der Erbsünde, gerade wegen des schauerlichen Widersinns, der in ihm liegt, am präzisesten faßt. Es gibt schlechterdings keinen Ausgang aus dem folgenden Dilemma: aller Wert im Leben bezieht sich aufs Konkrete, Persönliche und Einzige, und alles Konkrete, Persönliche und Einzige ist von Anbeginn an zum Tode verurteilt. Das ethische Problem, das sich doch jeder stellt, ist unlösbar (*W*, 448 ff.). Lösbar könnte es nur sein, wenn es auf der Ebene tätig-verantwortlichen Lebens eine Annullierung der tragischen Schuld oder der Sünde gäbe — und die gibt es nicht. Es ist unmöglich, so zu leben, wie dieses der eigene Geist aus eigenem Gesetz heraus fordert. Es ist unmöglich, anders zu leben als auf Kosten und zum Nachteil vieler anderer. Es ist unmöglich, sich zum Besten anderer preiszugeben, ohne die andere nicht minder als sich selbst dadurch zu schädigen. Es

ist unmöglich, all das Gute zu tun, das man will, noch so viel Böses zum Guten zu wenden, als man möchte. Und nicht einmal all das Böse, das man anstrebt, kann man tun: unwillkürlich führt es auf irgendeine unerwartete Weise schließlich Gutem zu. Wie grauenhaft tragisch die Dilemmen sind, welche sich jedem von Augenblick zu Augenblick stellen, erhellt vollends aus den folgenden Überlegungen: im Fall des Lebens, wie in dem der Musik, setzt die spezifische Wirklichkeit ein erlebendes Subjekt voraus. Wie Musik nur „wirklich“ ist, sofern sie gehört wird, so ist das Wesentliche am Leben sein Erlebt-Werden, das heißt sein Subjektives; deswegen bezieht schon die Grammatik alles mögliche Objektive auf das Subjekt als letzte Instanz zurück. Subjektiv erleben nun kann jeder nur allein für sich. Daraus ergibt sich denn als der Tragödie letztes Wort auch die letzte Einsamkeit dessen, der sie bewußt erlebt. Als tiefstes Subjekt ist jeder letztinstanzlich einsam. Da muß er mit allem selber und alleine fertig werden. Niemand kann ihm etwas abnehmen, auf niemand kann er sich hier stützen. Über diese evidentente Erfahrung-Tatsache hilft keinerlei theoretische Überlegung hinweg, und auch das Gottvertrauen, so echt und fest es sei, annulliert sie nicht und nimmt ihr nichts von ihrem spezifischen Gewicht. Denn nur eben das einsame Selbst kann sich auf Gott verlassen, als welcher ihm niemals in dem Sinne zugänglich ist ~~und~~ und damit Sicherheit gewährt wie eine menschliche Stütze; Gottvertrauen setzt eben den Glauben voraus, dessen nur das schlechthin einsame Selbst fähig ist. An diesem Grund-Tatbestande ändert auch die Gemeinschaftsidee der Kirche nichts, die im Zusammenhang dieser letzten Betrachtungen als „Gesammeltheit“ (S.165ff.) der letztlich Einsamen bezeichnet werden müßte: die kirchliche Gemeinschaft besteht nur für Anschauung und Denken, nicht das ursprüngliche innere Erleben oder von diesem her. So können wir denn, zusammenfassend, sagen: jeder Mensch lebt sein eigenes Leben, erleidet sein eigenes Leiden, schmeckt seinen eigenen Tod. Und was andere betrifft, affiziert ihn persönlich wiederum nur insofern, als es für ihn einzige Werte schafft, in Frage stellt oder vernichtet. So gibt

es hier überhaupt keinen Ausweg aus dem tragischen Schicksal außer diesem: die Tragödie bewußt auf sich zu nehmen und von der akzeptierten Tragik des Lebens her alle Probleme neu zu stellen.

Doch das haben nur große Menschen und große Zeiten je vermocht, weil es dazu tiefster Erlebnisfähigkeit, letzter Wahrfähigkeit und größten Muts bedarf. Und der Fortschrittsglaube der letzten Jahrhunderte beweist vor allem dies: Flucht vor dem Heute in ein Morgen, welches man sich beliebig rosig ausmalen mag. Was kann es angesichts der wahren und so furchtbar ersten persönlichen Probleme, die sich von Augenblick zu Augenblick stellen, bedeuten, daß ferne Geschlechter noch besser telephonieren, noch schneller reisen und im ganzen vielleicht einige Jahre länger und in besserer Gesundheit diesen Planeten bewohnen werden als wir? Wer ist denn wirklich von aller Selbstsucht dermaßen frei, daß ihm die Vorstellung des materiellen Wohlergehens anderer das eigene Elend erträglich macht? Nie herrschte ähnliche Lüge und ähnliche moralische Feigheit wie gerade im Fortschrittszeitalter. Das wahre Motiv des Fortschrittsglaubens hat auch nicht das allergeringste mit dem Besserergehen anderer zu tun, dem sich der gegenwärtig Lebende hochherzig aufopferte: es ist nichts Besseres als der Drang zur Flucht vor dem gewissen Heute in ein imaginäres Morgen. Gleichsinnig beweist die Idealisierung rastloser Arbeit oder nimmer aussetzenden Kämpfens zutiefst nichts Besseres als den Drang, das Bewußtsein um jeden Preis zu betäuben. Denn der Schuftende hat keine Zeit zur Selbst-Besinnung, nicht einmal zum Erlebnis seiner eigenen Schufterei. Und so bedeutet sogar die Über-Betonung des Gemeinschaftswohls, wie solche seit der Zeit, da die Massen erwachten, zur Haupttriebfeder der Geschichte ward, zutiefst nichts Besseres als einen Versuch, durch die Suggestion des nachweisbaren objektiven Vorteils für die Gemeinschaft das persönliche Erleben aus dem Bewußtsein hinauszudrängen. Doch solches Verdrängen kann nichts Besseres bewirken als Entmenschung, einen Rückzug auf das Ameisen-Ideal. Es muß die Seele töten, denn der Mensch steht

und fällt mit seinem persönlichen Gefühl. Daher die Mißachtung des persönlichen Lebens in allen seinen Äußerungen, welche den Ausklang des Fortschrittszeitalters assyrischen Tagen so schauerlich angleicht. Die Wirklichkeit läßt ihrer nicht spotten. Falscher Optimismus, vorgespigelter Altruismus und Idealismus als verkleidete Feigheit in ihrem Zusammenwirken konnten nur dies erreichen: die Tragik des Menschenlebens noch grauenhafter erscheinen zu lassen, als sie vorher erschien.

Jetzt ist wohl klar, daß der Ablauf des Lebens einzig dem unter zu vollem Bewußtsein erwachten Menschen erträglich sein kann, der die richtig erkannte Tragödie als Basis akzeptiert und auf ihr sein persönliches Leben aufbaut. Dies ist die anti-buddhistische Lösung; die buddhistische, nach welcher der Sinn dieses leidvollen Lebens seine Aufhörbarkeit wäre, ist aber andererseits die einzige, welche neben der hier von uns vertretenen überhaupt Berücksichtigung verdient, denn nur der Buddhismus unter allen überlieferten Religionen und Heilsystemen ist auf vollkommener Wahrhaftigkeit im Sinne restlosen Sich-Eingestehens der leidvollen Wirklichkeit gegründet, so wie diese ist.¹ Was bedeutet es nun in konkreto, wenn einer die Tragödie auf sich nimmt und auf ihr sein persönliches Leben aufbaut? Auch dies wird am Gleichnis der Musik am schnellsten deutlich. Bei der Musik beachtet der Hörer nicht das frühe und tragische Ende der Töne, die eine Melodie zusammensetzen, sondern deren zusammenhängende Ganzheit, die sich mittels des Anklingens und Verklingens der Töne verwirklicht. Diese Ganzheit vermag sein Verstand einzig als „Sinn“ des Zusammenhangs der empirischen Elemente zu assimilieren. Nun, genau so ist der Sinn des Lebens des Menschenlebens tiefste Wirklich-

¹ Ich mache hier auf die Schriften des schon früher genannten letzten wirklich echten und großen Buddhisten aufmerksam, der Buddhas reine Lehre im tiefsten Sinn verdeutscht das heißt für deutsches Bewußtsein verständlich gemacht hat: des 1927 oder 1928 verstorbenen Paul Dahlke. Vgl. besonders seine Schriften: *Buddhismus als Religion und Moral*, Oskar Schloß Verlag, München-Neubiberg 1932; *Buddhismus als Weltanschauung*, Oskar Schloß Verlag, München-Neubiberg; *Buddhismus*, Verlag G. Braun, Karlsruhe 1928.

keit. Worauf es jedem an erster und letzter Stelle ankommt, ist die sinnhafte Vollendung seiner Lebensmelodie. Dieser geistige Sinn aber erfüllt sich mittels irdischer Tragik.

Hiermit ist implizite bestimmt, worauf sich der ursprüngliche und wahre Fortschrittsbegriff bezieht. Den Fortschrittsbegriff als solchen zu verwerfen, wie in Reaktion auf das 19. Jahrhundert so oft geschieht, ist nicht allein absurd, sondern grotesk, denn bezöge er sich nicht auf tiefe Wirklichkeit, die Sprache konnte ihn nicht von Urbeginn an; überdies hat Fortschritt im modernen oberflächlichen und falschen Verstand nur den Glauben eines geringen Teils der Menschheit höchstens hundertfünfzig Jahre lang gebannt. Der Fortschrittsbegriff bezieht sich ursprünglich sowohl als wesentlich auf den inneren Fortschritt; das heißt den Fortschritt in der Sinnesverwirklichung (*SE, 188 ff.*). Stellt einer nun die Frage so, dann verlieren die Tatsachen des Lebens ihre Eigen-Bedeutung. Dann gilt all das Positive, was wir anlässlich unserer Betrachtungen über die Ehe bereits ausführten und was wir deswegen nicht zu wiederholen brauchen. Aber zugleich leuchtet jetzt eines ohne weitere Erläuterung als evident ein, was wir im damaligen Zusammenhang unberücksichtigt lassen mußten: daß auch in der Ehe der letzte und tiefste Akzent bei jedem auf seiner Einsamkeit liegt. Nicht allein gehört das tiefste Selbst keinerlei empirischer Gemeinschaft an: auch innerhalb der spirituellen Bindung der Ehe, welche der Geist schuf, ist das letztmögliche persönliche Bezugszentrum in jedem einzig und einsam. Auch in der Zweisamkeit lebt jeder Mensch letztlich sein eigenes einsames Leben, erleidet er sein eigenes einsames Leid, stirbt er seinen eigenen einsamen Tod.

So beginnt denn das große und tiefe und deshalb schöne Leben nicht schon damit, daß der Mensch die Tragik des Lebens im allgemeinen auf sich nimmt, sondern erst da, wo er ja sagt zur Tragik seiner Einsamkeit. Das aber ist das Schwerste. Es ist schwer vor allem darum, weil der Einsame nie zugleich alleine ist und dergestalt niemals äußere Gelegenheit hat, seine Einsamkeit ganz ohne Beziehung, ganz ohne Vergleich zu reali-

sieren. Immer wieder muß er, wie immer er sich stelle, seine Einsamkeit als Absperrung empfinden. Darum sind sogar sehr hoch hinauf gelangte Menschen von der Angst vor der eigenen Einsamkeit nur selten frei. Bei den allermeisten äußert sich hier, auch wo sie sonst überwunden war, die uralte Ur-Angst. So flüchtet gar mancher nach einem Leben souveräner Selbstverantwortung zuletzt doch noch in irgendeine Kirche oder in irgendein Kloster, deren Dogmen und Normen ihm die letzte Selbstverantwortung abnehmen und deren noch so schweigsam-unverbundenes Gemeinschaftsleben ihn über seine letzte Einsamkeit hinwegtäuscht.

Das letzte innere Bezugszentrum persönlichen Lebens, auch wo es in heißester Liebe einem Du oder der Gemeinschaft verbunden ist, ist also das einsame Selbst. Auf dieses bezieht sich alle Hinzunahme des Nicht-Ich zum persönlichen Ich. Und sei die Angst vor der letzten Einsamkeit auch noch so groß: jeder Mensch strebt andererseits doch gerade nach ihr, gleichwie die Braut nach der gefürchteten Vereinigung. Denn nur auf der Ebene des einsamen Selbstes erledigt sich die Angst. Sie erledigt sich, weil die Angst Urausdruck des Ganalbens und dieses mit dem Durchbruch des Selbstes besiegt und dem Geiste unterworfen ist.

Angesichts der Popularität der Philosophien Jaspers und vor allem Heideggers, welche Angst und Sorge als Urattribute des Seins darstellen, tat es wohl not, ein wenig länger bei diesen Tatsachen zu verweilen, obschon sie, wie alle höheren Religionen beweisen, von der Urzeit an allen tiefen Menschen sinngerecht bewußt gewesen sind. Furcht und Angst sind Ureigenschaften des erdbedingten Lebens, als welches jeden Augenblick gefährdet ist und unabwendbarer Auflösung entgegensieht (*SM, II*). Doch nur der Erdteil des Menschen kennt sie andererseits. Je mehr nicht-irdischer Geist im Menschen bestimmend wird, desto mehr macht Mut der Angst, spielerische Leichtigkeit der Erdschwere und Freudigkeit der Traurigkeit Platz (*SM, X, XII*). Denn nichts Irdisches kann den Geist an sich gefährden, der Begriff des Todes ist von ihm aus ohne Inhalt,

und die irdischen Konflikte sind ihm nicht Hindernisse, sondern Mittel zur Selbstverwirklichung. Der substantielle Geist kann auch keine Sorge kennen, denn nicht allein das Gesetz seines Handelns, auch das seines Erleidens schreibt er sich selber vor. Er kann endlich keine Furcht vor dem Ende kennen, denn „Sinn“ kann gar nicht sterben: er kann nur hinaustreten aus der Erscheinung. So kann man denn die Geistigkeit eines Menschen mathematisch genau am Grade und an der Qualität seiner inneren Freudigkeit messen. Diese ergibt sich einerseits aus der Eigenart des Geists, welcher nach indischer Lehre Sein, Wissen und Glückseligkeit, nach urchristlicher Liebe, Weisheit und Seligkeit zugleich ist, andererseits aus der Ausschaltung aller Leidmotive. Was letztere betrifft, so sei über das schon Gesagte hinaus noch auf das Folgende hingewiesen: das geistige Selbst ist nicht nur allen irdischen Konflikten, sondern auch allen Vergleichen entrückt. Es ist ja wesentlich einzig und damit unvergleichlich: wie sollte es da Neid kennen, wo solcher nur aus dem Vergleich entstehen kann? — Doch dieses wesentlich freudige einsame Selbst ist andererseits niemals alleine, und so kann das Einsame von sich aus alles nur mögliche zu sich ziehen und auf sich beziehen. Wenn der Mystiker, wie er es oft formuliert hat, im Einen aufgeht, so bedeutet das nicht, daß er als Tropfen im Meere unterginge, sondern umgekehrt: daß der Tropfen das Meer aufsaugt und insofern selbst zum Meere wird. Doch dieses Bild ist nicht ganz gegenständlich: ich verwendete es nur, weil es ob seiner Üblichkeit die erforderliche Gedankenverbindung leichter macht. Die Einheit des Geists besteht in der Dimension der reinen Intensität, und in ihr allein; deswegen hebt keinerlei geistige Einheit irgendwelche sonstige Vielheit auf. Das Selbst ist extensionslos. Doch es richtet und ordnet, als tiefster lebendiger Sinn jedes besonderen Lebens, von sich aus die Entfaltung innerhalb von Raum und Zeit. So verhält es sich zur Tragödie des Lebens wie der tragische Dichter, der die Tragödie schafft. Dieser beschwört deren Sondergestalten, er kontrapunktiert die Konflikte, gibt aller Handlung den eigentlichen Sinn, welcher von außen her oft erst am Ende faßbar

wird. — Ist einmal dieser Zustand erreicht, dann kommt es natürlich nicht mehr darauf an, ob ein Leben „an sich“ glücklich oder unglücklich, reich oder arm sei: nur darauf kommt es an, ob es seinen Sinn erfülle. Dann ruht auf diesem Eigenen und Nur-Eigenen aller Nachdruck, und dieses Nur-Eigene kann vom Geiste her unter allen Umständen, wie immer das äußere Geschick verlaufe, von tiefstem Sinn erfüllt werden. Dann gibt es buchstäblich nichts, was dem Leben seinen Sinn nehmen könnte. Dann wirken die Widerwärtigkeiten des Lebens leicht geradezu als Gnadengeschenke, denn wie nichts Positives beschwören gerade sie die Eigenkräfte des Geists ins Leben hinein.

Und im Tiefsten weiß dies auch jeder Einzelne. Käme es auch nur im allermindesten auf des Lebens objektiv-empirischen Gehalt an, keiner hielte ein anderes als das äußerlich gesegneteste aus, und Neid und Mißgunst grassierten Milliarden mal mehr noch auf Erden, als sie's tatsächlich tun. Es war vielleicht das ungeheuerlichste Mißverständnis des Fortschrittszeitalters, daß es auf allen Gebieten das Besondere vom Allgemeinen her bestimmen zu können glaubte — weshalb kein Wunder ist, daß kein Zeitalter neidzerfressener, mißgünstiger und wahrer Größe feindlicher gesinnt war als eben dieses. Bestimmung des Besonderen vom Allgemeinen her ist möglich allein in bezug auf die rationalisierbare Außenseite des Lebens, und damit allein in bezug auf den alleräußerlichsten Aspekt des Nicht-Ich. Sobald es wahrhaft Persönliches gilt, stellt sich keine einzige allgemeine Frage mehr. Dann entscheidet einzig und allein das dem jeweils einzigen Fall Gemäße. Je schwieriger das Äußerliche des Lebens sich darstellt, oder je mehr es gleichgeschaltet wird, desto leichter gelingt es, den ganzen Nachdruck auf das Innerlich-Persönliche zu legen. Deswegen sind die Probleme des intimen Lebens in dieser Wendezeit, deren eigentliches und letztes Ziel keine neue Sozialordnung, sondern ein weiter Schritt voran in der Weltoffenheit, Wahrhaftigkeit und damit Geistbestimmtheit ist, unvergleichlich viel wichtiger, als alle nur möglichen historischen.

Aber andererseits ist das Folgende wahr: eine glückliche Lösung des Lebensproblems gelingt immer schwerer, je weiter der Umkreis des Bewußtseins wird, und je mehr es sich differenziert. Wer jeweils von nur einer Dominante seines Innenlebens gänzlich erfüllt ist, wie der materiell Aufstrebende vom Erwerbstrieb, der Verliebte von seiner Liebe, der Kämpfer von seinem Siegeswillen, dem ist sein Leben, trotz alles seines Schweren, ein geistig leicht zu bewältigendes Problem, denn dieses löst sich dann immer erneut von selbst. Jede Gana-Melodie ist endlich (*SM, VII*), und ist sie verklungen, dann ist sie damit vergessen oder überlebt. Da löst das praktische Aufhören der Verliebtheit das Problem der Liebe, da sterben mit dem Kriegsende die Leidenschaften, welche den Krieg im Gang erhielten, da erledigt sich alle Trauer durch Ver-Schmerzen. Und so hat es auch mancher ganz von seinem Glauben besessene christliche Märtyrer kaum gespürt, wenn ihn die Löwen zerrissen. Den heutigen Menschheitszustand kennzeichnet, trotz aller zeitweiligen und noch so heftigen Reaktionsbewegungen, wie solche nicht ausbleiben können, ein in aller Geschichte unerhört erweitertes und waches Allgemeinbewußtsein. Deswegen kann der heutige Mensch nicht umhin, sich wie nie früher der Vielfalt und Vielschichtigkeit seines Wesens bewußt zu sein oder in wachsendem Maße zu werden, was denn uralte Konflikte auf neuer Basis erneuert und die Lösungen des Lebensproblems annulliert, deren Möglichkeit an weltanschauliche Voraussetzungen gebunden war, welche die Sachlage einfacher und anders erscheinen ließen, als sie ist. Es ist lächerlich, die Psychoanalyse als „erledigt“ zu bezeichnen, weil nicht alle Lehren ihrer Pioniere haltbar sind: sie ist nur „erledigt“, insofern ihre Grunderkenntnisse zu so selbstverständlichen Voraussetzungen aller historisch bestimmenden Menschen geworden sind, daß kein ernsthaft Denkender sich mehr vorstellen kann, wie es ohne sie mit seinem Erleben bestellt wäre. Es beweist nichts als Blindheit, den Klassenkampf bereits für überwunden zu halten, weil gewisse neue Gemeinschaftsformen ihn ausschließen — auf lange hinaus wird bei den meisten Europäern das Ich- über das

Wir-Bewußtsein vorherrschen (ich verweise hier nochmals auf Künkels so aufschlußreiche „Grundzüge der politischen Charakterkunde“, welche gerade dieses Problem besonders scharf beleuchten). Es beweist Beschränktheit, zu wähnen, wir seien schon auf dem Weg zu höherer Charakterbildung, bloß weil alle Welt sich theoretisch für Charakterkunde interessiert. Tatsächlich leben wir in einem Zeitalter schicksalsmäßig sich steigern-müssender Triebpathologie. Das war zu allen tiefrevolutionären Zeiten so. Aber andererseits ist schon heute allen auf der Höhe der Zeit Stehenden wieder klar, was alle großen Zeiten wußten, was jedoch viele Geistesgrößen um die Jahrhundertwende nicht wahrhaben wollten: nämlich daß sich das Menschenwesen in seinen Trieben nicht erschöpft. Als persönliches Wesen steht der Mensch, potentiell und virtuell wenigstens, über ihnen; von seinem eigentlichen Wesen her kann er seine Triebe beherrschen und verwandeln. Die Charakterkunde bedeutet insofern ein nur die Oberfläche des Menschen Betreffendes und nur als Material für Erziehungstechnik Wertvolles. Dadurch nun, daß wir heute wieder wissen, daß die eigentliche Substanz des Menschen ihren Ort oberhalb seiner Triebphäre hat, wissen wir andererseits auch wieder, was alle vorwissenschaftliche Psychologie wußte, nämlich, daß in der Seele des Menschen vieles lebt und wächst, was mit seinem persönlichen Wesen nicht zusammenfällt. Nur das gehört endgültig zum Menschen, wofür er sich in sich persönlich entschieden hat. Es bleibt wahr, was Jesus Christus lehrte und was jede tiefliebende Frau im Fall des geliebten Mannes gewußt und gefühlt hat, daß das Sündige und Schlechte an einem Menschen nie das letzte Wort und daß Bekehrung zu Besserem und Höherem allezeit möglich ist. Letztlich kommt alles auf die frei vorgenommene Akzentlegung an.

Hiermit wären wir bei dem im Zusammenhange dieses Kapitels entscheidendem Probleme angelangt, eben dem der Akzentlegung. Es ist das entscheidende Ur-Phänomen des bewußten Seelenlebens, deswegen weder weiter abzuleiten noch näher zu begründen, doch eben darum als Urtatsache hinzu-

nehmen, daß es dem Menschen freisteht, sich entschließend den Akzent in sich so oder anders zu legen. Und es ist Ur Tatsache, daß die Elemente, welche der Mensch in sich dergestalt betont, damit vitalisiert werden und wachsen. Als psychisches Wesen ist er, formell geurteilt, nicht viel anders gebaut, denn als physisches. Es gibt psychische Elemente in ihm, die dem Gehirn, andere, welche dem Herzen, wieder andere, die Bauch, Niere, Gedärmen und deren Produkten entsprechen. Nur daß in der psychischen Sphäre alles verfließt, keine Grenze fest, kein Organ weder anatomisch noch physiologisch festgelegt ist und Wandlungen und Verwandlungen möglich sind, wie sie kein Märchen je phantastischer geschildert hat. Von diesem oder jenem Menschen wird gesagt, er lebe seinem Gaumen oder seiner Gesundheit oder seinem Besitz, seiner Macht, seiner Liebe, seinen geistigen Interessen: bedenkt man, daß es möglich ist, den ganzen Akzent seines Erlebens auf seinen Körper oder gar einen Teil seiner zu legen, daß dieser dadurch bewußter und damit lebendiger wird, als er sich sonst darstellt, und daß diese Akzentlegung unmittelbar doch nur Psychisches, das heißt nur die Vorstellung vom Körper betreffen kann, dann leuchtet ein, daß im Bereich des Nur-Psychischen buchstäblich alles möglich sein muß. Man kann alles in sich betonen, was es nur gibt. Was aber betont wird, das rückt zur Dominante auf und verwandelt auf die Dauer alle übrigen Elemente sich selbst gemäß. Denn da sämtliche Teile der Psyche — noch so viel loser als die des Körpers — zusammenhängen, so bedingt jede derartige Vitalisierung eines Elementes eine Verwandlung aller. Von hier aus steht denn der Weg zur Erkenntnis dessen offen, wie sich die Elemente der Seele letztlich zum persönlichen Wesen verhalten. Sie sind alle von Hause aus Nicht-Ich, mit der einzigen Ausnahme des funktionalen Zentrums, welches den Akzent legt. Dieses allein ist ursprünglich und rein persönlich. Doch es kann andererseits alles und jedes auf sich und in sich hinein beziehen, es kann sich allem und jedem einbilden und verhaften. So mag ein ursprünglich geistiger Mensch, ohne seine Identität zu verlieren, zum reinen Trieb-

wesen werden, oder ein Triebmensch geistig. So mag einer als Trieb- oder Geistmensch auf die verschiedenste Weise zentriert, und damit real so oder anders sein. Tatsächlich durchläuft jede Entwicklung im oben skizzierten Sinn verschiedene Phasen, und es gibt keinen Zustand, welcher nicht dank Bekehrung oder Zerbrechen oder Umschmelzen der Persönlichkeit urplötzlich in einen ganz anderen übergehen könnte. Allemal ist dies eine Frage der Akzentlegung und des durch diese eingeleiteten inneren Wachstums oder Schwunds.

Unter diesen Umständen ist klar, daß der Mensch, in christlicher Ausdrucksweise, seine Seele sowohl verlieren als gewinnen kann, daß es ihm freisteht, vollkommen unpersönlich, bis zum Ebenbild der trockensten, ärmsten, dürrsten, dürftigsten „Sache“ zu werden, oder zu einer so reichen Persönlichkeit auszuschielen, daß kein Nicht-Ich übrigbleibt, welches das Selbst sich nicht einverleibt hätte und von innen her begeisterte. Doch von hier aus wird vor allem klar, was es mit der letzten Einsamkeit des Menschen allerletztlich für eine Bewandnis hat. Sie bedeutet überhaupt nichts Negatives, sondern dies Absolute, daß jeder nur für sich, strikt persönlich, entscheiden und verantworten kann, daß es jenseits dieses Selbstes keine persönliche Instanz gibt und daß dieses Selbst als solches für das Bewußtsein, als letztmögliches Bezugszentrum, beziehungslos und damit einsam ist. Dieses reine „an sich“ und „für sich“ ist sein tiefstes und letztes Wesen. Mit ihm steht und fällt des Menschen tiefstes und letztes Identitätsgefühl. Dieses sein Einsames ist aber wiederum niemals alleine. Und zur Kategorie des Alleinseins und nicht derjenigen der Einsamkeit gehört nicht nur alles Gemeinschaftsbedürfnis, sondern auch alles das, was Gemeinschaft dem Einzelnen gegenüber als ein „mehr“ erscheinen läßt.

Hiermit hätten wir die letzte Schwierigkeit, welche das Problem des Zusammenhangs eines einsamen Selbstes mit einer andererseits notwendig zu ihm gehörenden Gemeinschaft aufgibt, grundsätzlich gelöst. Die subjektive Einsamkeit und das ihr entsprechende Gefühl stellen die spezifische Qualität des

Zentrums im Menschen dar, das seine persönlich-letzte Instanz ist. Nur von der persönlichen Einsamkeit her gibt es tiefe Beziehung zu Gott, Menschen und Welt. Nur das letzte Einsamkeitsbewußtsein macht so hochnotpeinliche Problematik möglich, wie solche erforderlich ist, auf daß das Individuum den gebieterischen Drang spüre, sich andererseits Gott zu öffnen und in wiederum einer anderen Dimension der Welt. So bedeutet es denn ein reines Mißverständnis, die letzte Einsamkeit als Absperrung zu empfinden: im Gegenteil, sie und sie allein bildet das Tor zu aller nur möglichen Gemeinschaft. Denn da das persönliche Selbst nach innen zu die letzte Instanz ist, so gelten alle nur möglichen lebendigen Beziehungen, welche ein persönliches Wesen haben kann, nur von ihm her und niemals auf ihn hin.¹

¹ Ich drucke hier, zum Teil des historischen Interesses halber, aber auch deshalb, weil dieser Aspekt mir für Deutsche besonders wichtig scheint, den größten Teil eines Aufsatzes vom Jahre 1922 „Von der Grenze der Gemeinschaft“ ab, der im dritten Heft der Mitteilungen der Schule der Weisheit „Der Weg zur Vollendung“ veröffentlicht ward: „Die, welche Gemeinschaft fordern, haben durchaus recht. Nur irren sie ebenso durchaus in der Annahme, daß Gemeinschaft ‚gemacht‘ werden könne: durch äußere Vereinigung, Statuten, Tagungen, Aussprachen und ähnliches mehr; sie kann allein erwachsen. Dieses aber gelingt am schwersten dort, wo man unmittelbar auf Gemeinschaft hinzielt.

Denn solche bedeutet innere, nicht äußere Einheit. Insofern ist es zunächst belanglos, ob sie äußerlich überhaupt zutage tritt; von den wesentlichsten, tiefsten Gemeinschaften hat die Menge noch nie das mindeste gemerkt. Dann aber: wie entsteht innere Gemeinschaft? Allein dadurch, daß die Tiefen sich finden. An der Oberfläche tobt unabänderlich der Daseinskampf; dort ist Konkurrenz Gesetz, lebt ein Wesen notwendig auf anderer Kosten; man zergliedert, so scharf man nur kann, das Getriebe der Natur: keinerlei Gemeinschaftssinn läßt sich in ihr entdecken, der nicht durch inneren organischen Zusammenschluß begründet wäre, also durch etwas, was jenseits der unmittelbaren Erscheinung liegt. Folglich kann Gemeinschaft allein von innen nach außen erwachsen. Soweit dürften viele zustimmen. Nun aber kommt die Hauptfrage: Kann solche überhaupt erwachsen, wo das Innere dem Bewußtsein unerschlossen blieb? Sie kann es nicht. Also beruht das Scheitern aller Gemeinschaftsbestrebungen, wie wir dies täglich, zumal innerhalb der Jugendbewegung, erleben, auf dem einen entscheidenden Umstand, daß die Betreffenden ihre eigene Tiefe nicht ent-

Anders gesagt: nur von der Einsamkeit her stellt sich überhaupt ein Gemeinschaftsproblem, nur von ihr her kann es sich stellen. Wer also sich selbst bejaht, bejaht damit auch seine letzte Einsamkeit, und wer die Gemeinschaft bejaht, kann es auch nur von der letzten Einsamkeit her tun. Damit wären denn zwei wichtigste Mißverständnisse auf einmal aufgedeckt. Zum ersten bedeutet es ein radikales Verkennen des wahren Sachverhalts, wofern der Einsame ob seiner Einsamkeit Angst spürt: das, was sich überhaupt fürchten kann, ist gar nicht das Einsame und damit Letzt-Persönliche. Es ist vielmehr das im Menschen, welches sterben muß, auf daß das eigentlich-persönliche Selbst sich zum Mittelpunkt des Bewußtseins konstituiere: nämlich das sogenannte kleine Ich. Dieses ist, wie im Kapitel „Traurigkeit der Kreatur“ deckt haben. Wer wahre Gemeinschaft will, muß zuerst nach Selbstverwirklichung streben, nicht unmittelbar nach jener: denn nur im Innersten hängt die Menschheit wesentlich zusammen. Weshalb denn die Weisheit aller Zeiten und Völker lehrt, wer sein Selbst gefunden habe, der werde eben dadurch selbstlos, zu einem Borne reinen Gebenwollens, reiner Liebe. Demgegenüber hat kein Tiefer je die Meinung vertreten, daß Vergesellschaftung als solche vertiefe. So gelangen wir denn zu einer Einsicht, die zunächst paradox klingen mag. Allerdings ist das Fehlen jeder Gemeinschaft unter den Menschen das Grundgebrehen dieser Zeit; es ist der eigentliche Exponent ihrer Oberflächlichkeit. Aber um zur Gemeinschaft zu gelangen, dürfen wir, sofern wir oberflächlich geworden, nicht unmittelbar nach ihr streben; wir müssen vielmehr Föhlung gewinnen mit unserem einsamen Selbst; wir müssen uns einsam auf uns selbst besinnen. Das Tiefste im Menschen ist zunächst ein schlechthin Einsames; niemand kann von ihm aus kommunizieren im üblichen Verstand, wo der Zusammenhang dadurch zustande kommt, daß man aus sich selbst in eine andere Einheit hinaustritt. Die wahre Kommunion entsteht nur dadurch, daß sich eine tiefere Einheit in einem selbst erschließt, jenseits, nicht di esseits der letzten Einsamkeit. Also ziele, wer die Gemeinschaft will, zunächst auf Abgeschiedenheit.

Hieraus ergibt sich denn die völlige und grundsätzliche Verfehltheit der meisten modernen Gemeinschaftsbestrebungen, so edel deren Ziel immer sei. Nie auf ein ‚Wohin‘ allein auf ein ‚Woher‘ hin ist Gemeinschaft möglich. Es ist völlig gleichgültig vom Standpunkte dieser, ob zwei Menschen gleiches erstreben, wofern sie von verschiedenen inneren Regionen herkommen. Es ist völlig und grundsätzlich verfehlt vom Stand-

der „Meditationen“ gezeigt ward, das Ergebnis der ersten Gefangennahme und Einkerkung des Selbst durch die Gana, welche sich verzweifelt wehrt gegen den Verlust ihrer Selbständigkeit. Um dieser Verzweiflung willen ist dieses kleine Ich so hart und seine Angst so groß. Das innere Selbst hingegen ist über alle Angst hinaus. So ist es zu verstehen, daß der alttestamentliche Gott seine Erwählten, wenn er sich zeigte, zuerst mit den Worten „fürchte dich nicht“ ansprach und warum dieser Zuspruch in jedem, der metaphysischen Erlebens fähig ist, ein so erschütterndes Echo weckt. — Zum zweiten bedeutet es radikales Verkennen der wahren Stellung des Menschen im Kosmos, falls ein Mensch im Aufgehen in der Gemeinschaft Ziel und Ideal sieht. „Das Einsame“ im Menschen, als das allein mit dem Weltgeist unmittelbar Verbundene in ihm, ist viel punkt des Einzelnen, wenn er, einen bestimmten inneren Trieb verspürend, in einen Bund entsprechenden Programmes eintritt, der nun im Zusammenleben und in der Aussprache das Innere zu fördern hofft. Solches Vereinswesen kann dieses nur schädigen. Das Ausgesprochene wirkt nicht mehr im Innern fort, das Tiefe wird an die Oberfläche gezogen, hinausprojiziert, das Besprochene eben dadurch zerredet. Sehr jungen Schülern, die ihrem Alter entsprechend Anlehnung suchen und dazu nach ‚Gesinnungsgenossen‘ ausschauen, rate ich allemal, sich doch ganz unbefangen auf Grund ihrer Jugend zu vergesellschaften und die Frage gleichen geistigen Strebens in diesem Zusammenhang möglichst ungestellt zu lassen. Lernten sie von diesem zu schweigen, im übrigen Sport treibend, tanzend, wandernd nach Herzenslust, so wären sie eben dadurch dem Gemeinschaftsziel erheblich nähergerückt.

Gibt es demnach gar keine mögliche Wesensförderung durch äußere Vereinigung? O ja; doch genau nur insoweit, als diese die Einsamkeit befruchtet. Dies vermag jedes schon bestehende höhere Niveau, ob in einem Einzelnen oder einer Atmosphäre verkörpert; dies vermag aber nur ein Höheres, dem man sich unterordnet. Nur Vorhandenes kann wirken. Ein vorhandenes höheres Niveau pflanzt sich, als solches erkannt, auf andere fort. Wo aber nichts da ist, kann nichts Positives erfolgen. Die meisten schließen sich auf Grund von nicht Vorhandenem zusammen, auf ein ersehntes, noch unerlebtes Ziel hin. Solche Bünde verflachen. Es vertiefen indessen die und die allein, die sich um kein ‚Wohin‘, sondern ein ‚Woher‘ herum gruppieren. Gemeinschaft ist möglich nur im Schein eines schon brennenden inneren Lichts. Zu seiner Entzündung aber führt nicht Verkehr, sondern allein die Abgeschiedenheit.“

mehr als es Milliarden von Mitmenschen sind, die nicht bewußt in gleicher Tiefe Wurzel gefaßt haben. Daher die Ideale des Genius, des Vorbilds, des Führers, ja zuletzt des Gottes, dem man sich hingeben oder überantworten soll: alle diese Imperative beruhen auf der Voraussetzung, daß — um an diesem einen Beispiel den Sinn aller aufzuzeigen — der berufene Führer in tieferem Sinn das Volk ist, als die Summe aller Volksgenossen. Er ist es aber eben als Verkörperer jenes Einsamen, welches jedem Menschen als Tiefstes zugrunde liegt und dessen Sieg über alle anderen Schichten des Menschenwesens letzte Selbstverwirklichung bedeutet; durch ihn hindurch, indem sie sich dem Vor-Bild, das er für sie darstellt, hingeben, es meditieren und im Herzen tragen, gewinnen alle an ihrer eigenen tiefsten Wirklichkeit teil. So bleibt es bei der Lösung des ursprünglichen Gemeinschaftsproblems, welche wir im dritten Kapitel gaben. Hinzugekommen ist dank später gewonnenen Einsichten aber dies: nur insofern der zutiefst einsame Mensch, der in seiner Einsamkeit seine persönlich letzte Instanz sieht, sich mit anderen Schichten ganz zu dem Kollektivum bekennt, dem er de facto angehört, wird er von seinem Einsamen her begeistert und nur insofern kann er persönliche Erfüllung erreichen.

Jetzt können wir die Eigen-Wirklichkeit sowohl als die besondere Wirkungsart des einsamen persönlichen Selbstes soweit exakt bestimmen, als dies die Grenzen möglicher Begriffsbildung erlauben. Das Selbst ist das Letztentscheidende im Menschen. „An und für sich“ ist es unfaßbar; man kann nicht einmal behaupten, daß es in irgendeinem irdisch-begreiflichen Sinne „ist“ Doch man darf das Folgende behaupten, und dieses ist zu verstehen: der Mensch „ist“ letztlich das, wofür er sich in sich entschied. Wir sagten früher: das persönliche Selbst ist ein Selbsterzeugtes und Selbstgeborenes zugleich; die Persönlichkeit ist das Kind ihrer Taten; dies ist auch der wahre Kern des Karma-Gedankens sowie aller sonstigen Wiedergeburtstheorien. Solche Entscheidung bedeutet zunächst eine Stillstandsge-

bärde¹ im unaufhaltsamen Fluß des Werdens, eine Stillstandsgebärde, die wie die Konstituierung eines Gravitationszentrums in einem kosmischen Nebel wirkt, aus dem sich fortan ein Sonnensystem entwickelt. Nun schließen sich alle Elemente der Seele mehr und mehr um diesen Kern herum. Doch nie ist der Prozeß vollendet, es sei denn am Ende des Lebens. Deswegen entscheidet letztlich erst der letzte Sinn, welcher erst am Schlusse offenbar wird; deswegen kann eine Bekehrung in extremis allem vorher Geschehenen einen neuen Sinn geben. Unterwegs aber verläuft alle Entwicklung von persönlicher Entscheidung zu persönlicher Entscheidung, von persönlicher Verantwortung zu persönlicher Verantwortung. Daher die Verurteilung des Zweiflers, des Lauen seitens aller höheren Religionen: wer sich für das Höhere in sich nicht entscheidet, der verscherzt sein Heil. Daher deren Idee einer letzten Verantwortlichkeit des Menschen: nur als Verantwortender existiert er metaphysisch. Daher das Glaubens-Gebot aller höheren Religionen: nur die innere Festlegung, die man eben Glauben heißt, schafft die Entscheidung, welche das Selbst in der Erscheinung verwirklicht.

Hiermit hätten wir einen plastischeren und farbigeren Begriff der Selbstverwirklichung gewonnen, als wir ihn bisher besaßen. In allen entscheidenden Zeiten sind die Geschicke der Menschen von Glaubenden bestimmt worden. Daß es hier nicht auf den Inhalt des Glaubens ankommt, beweist nicht allein die Vielfalt solcher, welche gleich gewirkt haben, sondern vor allem die Tatsache, daß die allermeisten Glaubenden, welche Geschichte gemacht haben, Monomane und sehr viele buchstäblich Wahn-

¹ Das Problem der inneren Entscheidung behandelt auch von meinem heutigen Standpunkt im wesentlichen richtig und vollständig mein 1919 geschriebener Aufsatz „Erscheinungswelt und Geistesmacht“ (jetzt in *Philosophie als Kunst* abgedruckt); näher kommt meiner heutigen Lösung der dritte Vortrag im Freiheits-Zyklus von *Wiedergeburt*. Mit dem Problem der „Stillstandsgebärde“ befaßt sich der gleichfalls 1919 entstandene Essai „Worauf es ankommt“ (jetzt in *Schöpferische Erkenntnis*). Über das Problem des Glaubens habe ich schon 1906, in *Unsterblichkeit*, das von meinem Standpunkt Entscheidende verlautbart.

sinnige waren. Es waren die Tiefe und die Kraft des Glaubens als solche, welche ihnen ihre Macht über die Menschen gab. Dies nun hängt folgendermaßen zusammen. Im Glauben und erst im Glauben wird die Persönlichkeit mit dem, was sie vertritt, identisch und damit dieses zum Ausdrucksmittel ihres ganzen Wesens. Im Glauben werden Vorstellung und Sein, Subjekt und Objekt eins. Damit sammeln sich alle nur möglichen Strahlen, die von einem Selbste ausgehen, in einem Brennpunkt. Und gilt der Glaube diesem Selbste selber, dann, aber dann erst äußert sich dessen ganze magische Kraft. So erklärt es sich, daß schlechthin jeder, welcher an sich glaubt, und sei er der größte Schwindler oder Schuft, leicht Gläubige findet, welche sich zu ihm bekennen, und keiner, welcher an sich selbst in seiner Tiefe zweifelt. Beim Glauben kommt es eben nicht nur auf die Richtigkeit des Geglaubten, sondern sogar auf das subjektive Für-richtig-Halten dessen, was er vertritt, seitens des Glaubenden verhältnismäßig wenig an: an erster Stelle kommt es darauf an, daß er an sich glaubt. Daher die ungeheure Suggestionskraft, welche Wahnvorstellungen wieder und wieder bewiesen haben: es war in Wahrheit die Suggestionskraft des Glaubens an sich selber derer, welche sie vertraten. Wie ich in Nord-Indien weilte, behauptete eine arme Frau, wie das dort nicht selten geschieht, sie hätte einen Avatar (einen Gott) geboren. Das ganze Städtchen glaubte ihr sofort, und zwar war die Überlegung aller Frauen, welche damals, wie meist, den Glauben propagierten, höchst einfach: ich habe nie behauptet, einen Gott geboren zu haben, warum sollte also Lakschmi es sagen, wenn es nicht wahr wäre? Die Bereitschaft im großen schafft das ungeheure Erlösungsbedürfnis aller Menschen und die tiefe Sehnsucht aller nach dem Wunder. Glaubte einer nur an sich, und besitzt er starke Suggestionskraft, dann ist alles möglich. Dann ist auch die Unechtheit und die Lüge kein absolutes Hindernis zur magischen Wirkung: nur Wirkung im Guten hindert sie.

Kommt es dermaßen wenig auf Wahrheit in wissenschaftlichem Verstande an, dann ist vollends klar, daß es sich bei der Macht der Persönlichkeit allein um das handelt, was wir oben

magisch heißen. Es entscheidet absolut das irrationale geistige Sein als Substanz und das irrationale Bekenntnis zu ihm, das man eben Glauben heißt. Und so entzieht sich auch der Weg der Persönlichkeitswerdung so gut wie ganz dem Begreifen im Rahmen rationaler Normen. Dieser Weg ist ein einziges Aufsichnehmen von Risiko, eine einzige Herausforderung des Unvor-aussehbareren, eine einzige Überraschung, und zwar nicht allein für andere, sondern auch für die Persönlichkeit selbst. Der Weg der geistigen Persönlichkeit zu ihrer Vollendung verläuft nicht allein, wie oben gezeigt ward, von Tat zu Tat oder von Werk zu Werk, mittels welcher der Schöpferische sich durch Festlegung immer neue Ausgangspunkte schafft: er verläuft von Entschluß zu Entschluß, und deutliche Vorausschau frommt dabei genau nur insoweit, als sie durch Rückblick unbelastet ist. Denn jedes Zurückblicken widerstreitet dem Wesen schöpferischen Ausstrahlens; es wirkt zum mindesten verlangsamend, und Verlangsamung der Fahrt mag, wie beim Radfahren, die Sicherheit des Fahrers gefährden. Selbstbespiegelung aber wirft die Strahlen zurück, so daß diese ihre Kraft einbüßen; daher allein die Verdammung der Eitelkeit, welcher Tugend ja sonst die meisten Annehmlichkeiten dieses Lebens zu danken sind; wer nicht gefallen will, ist selten liebenswürdig. Die Selbstverwirklichung vollzieht sich, noch einmal, ausschließlich mittels der Ausstrahlung; je verschwenderischer diese, desto reicher manifestiert sich das Selbst. Hier gilt das genaue Gegenteil der physikalischen Wahrheit, daß die Verausgabung das Kapital verringert.

Von hier aus wird nun vieles vormals Dunkle klar. Das persönliche Selbst wirkt am Anfang der Entwicklung ähnlich dem unsichtbaren Bauplan, welcher den Aufbau des physischen Organismus vom Ei bis zur Endgestalt regiert. Es ist ein funktionales Zentrum und mag „das Führende“ genannt werden. Später konkretisiert es sich, immer noch außerhalb der Ich-Sphäre, und dann äußert es sich, gleichzeitig oder abwechselnd, in zwei Formen, welche dem Sinne nach nicht zusammenfallen, die jedoch beide sinngerecht sind: als Vorbild und als Führer.

Das Vorbild als solches führt überhaupt nicht: im buchstäblichen Sinne des Zeitwortes leuchtet es ein, sofern es überhaupt wirkt. Einem Vorbilde kann man weder folgen noch es nachahmen noch sich ihm willentlich hingeben: einer tieferen Schicht als alles Empirische angehörend, ergreift es, wenn überhaupt, unwillkürlich von innen her, indem sich entweder das geistentsprossene Bild dem Erdgeborenen einbildet, oder aber dieses sich von jenem hinangezogen fühlt. Der seinem ursprünglichen Sinn gemäß verstandene altgriechische Begriff des Enthusiasmus, der Eingottung, gibt den Höchstaussdruck dieses Geschehens wohl am besten wieder. Gleichsinnig richtig verstand (und versteht zum Teil noch heute) die griechische Kirche die wahre Bedeutung Christi für jeden Menschen: Er kann nicht nachgeahmt, es kann und soll Seinem Beispiel nicht gefolgt werden, wohl aber verkörpert Christus jedem das Sinnbild seines eigenen höchsten Zieles. Genau so nun bedeuten Eltern, welche das sind, was sie sein sollen, ihren Kindern nicht Führer, sondern unwillkürlich durch den eigenen Geist hindurch wirkende Vorbilder. Vorbild in gleichem Sinne war und ist endlich jeder große Geist, der in der Geschichte fortlebt. Daß es eben sein „Bild“ als Sinnbild ist, nicht seine Tatsächlichkeit, auf die es ankommt (*MS, IV*), beweist die Tatsache, daß die ganz Großen beinahe allemal nicht so, wie sie tatsächlich als historische Erscheinungen gewesen waren, schöpferisch fortleben, sondern als Mythen, die nur ganz selten mit den Ergebnissen exakter Forschung übereinstimmen, oder genauer, als Gegenstände vieler, sich vielfach widersprechender Mythen. Der Mythos ist eben das Urbild lebendigst-geistiger Wirklichkeit. So konnte ich in „Kant, der Sinneserfasser“ (*MS, 188*), schreiben: „Es ist sinngemäßer, die Tatsachen am Mythos, als diesen an jenen zu berichtigen.“ Der Urausdruck des Geistes ist überall das Bild (*SM, XI*). So übt die Ikone auf die meisten stärkere geistige Wirkung aus als der leibhaftige Heilige, welchen nur wenige als solchen erkennen, wenn sie ihm gegenüberstehen.

Bedeutet nun die tatsächliche Wirklichkeit großer Persönlichkeit gar nichts? Sie kann freilich höchste Bedeutung haben,

nicht aber im Sinn eines Vorbildes, sondern eines Führers. Des Führers Betätigungsart ist nicht still, geheimnisvoll und unwillkürlich, sondern energiegeladen, zwingend, mitreißend und empirisch nachweisbar. Sie verläuft ganz und gar durch Entschlüsse, Taten, Entscheidungen und Verantwortungen hindurch. Doch auch im Fall des Führers wirkt der tiefste Geist auf für den Verstand geheimnisvolle Art. In seinem Fall ist es nämlich die Entscheidung als solche, und nicht der Erfolg den sie hat, welche magische Kraft ausstrahlt. Wie über Buddha die Erleuchtung kam, da begleiteten diesen Vorgang, so berichtet die Legende, Katastrophen in den Reichen der Natur, der Dämonen, ja sogar der Götter; Ähnliches soll sich ereignet haben, da Jesus den Kreuzestod starb. Diese Mythen geben dem Tatbestande Ausdruck, daß aus der Tiefe mit großer magischer Kraft begabter Persönlichkeit erfolgte Entscheidungen auf alle ausstrahlen, die mit ihr *en rapport* stehen, und in ihnen verwandte Metamorphosen einleiten. Eine besonders lehrreiche Illustration dieses gesetzmäßigen Vorgangs bietet Adolf Hitler. Wie bei wenigen Rednern der Geschichte war bei ihm, in der Zeit der großen Entscheidungskämpfe, das Wort magisch geladen; wie wenige Volkstribunen stand er *en rapport* mit dem Unbewußten von Millionen. Damit griffen die Entscheidungen, welche Hitler in sich und für sich getroffen hatte, ganz von selbst auf diese Millionen über, und ein weit größerer Prozentsatz Menschen, als die Überklugen glauben, ist seither wirklich so verwandelt worden, daß sie das Leben anders sehen als vorher, die Probleme anders stellen, in einem neuen Lebensrhythmus schwingen und über neue und neuartige Entschlußkraft verfügen. Ist der Führer einer Gruppe nun wirklich ihr geborener und berufener Führer, dann ist auch er es wirklich, welcher für sie die ihr gemäßen Entscheidungen trifft — denn die seinen strahlen dann auf die anderen aus; dann verantwortet er tatsächlich für alle. Eines solchen Führers Tun und Lassen ist allemal real symbolisch: mit der Hinrichtung eines Rebellen wird Entsprechendes in der Seele aller, die zum Bannkreise des Führers gehören, hingerichtet, durch sein Schöpferisches wird

seiner ganzen Gefolgschaft Schöpferisches, soweit vorhanden, geweckt, durch seine Entscheidung für einen Weg wird dieser schließlich für alle zu dem Wege. Dies erklärt das plötzliche Entstehen ganzer Reiche, ganzer Weltreligionen, ganz neuer weltumfassender Lebensformen, welches reflektierender Verstand so schwer begreift, die aber wirklich allemal in unglaublich kurzer Zeit durch die Zusammenarbeit neuer Menschen, von denen niemand früher etwas wußte und die nun für ihre neue Aufgabe von langer Hand vorbereitet scheinen, erwachsen sind.

Liegt nun vom Standpunkt des persönlichen Lebens die Tragik jedes, welcher als Vorbild wirkt, darin, daß nicht seine Tatsächlichkeit, sondern sein Mythos die ungeheure Wirkung ausübt, weswegen sich wenige für den lebendigen Menschen, für sein Kämpfen und Leiden, sonderlich interessieren, so besteht die Tragödie des Führers, zumal des politischen, darin, daß er bewußt verzichten muß, um seine Aufgabe zu erfüllen. Als Führer eines Volkes kann jeder, so reich ausgeschlagen er im übrigen sei, offenbar nur „das Führende“ ausleben, und das ist auf der Ebene des Empirischen immer nur ein geringer und oft unpersönlicher Bruchteil seiner; daher das Symbolische alles dessen, was ein Führer als solcher tut und tun muß, das Zeremoniale und Amtliche seines Auftretens. Weniges von dem allen kann ihm persönlich viel bedeuten, und umgekehrt kann ihm ungeheuer Vieles dessen, was er tun muß, als Menschen nicht liegen. Hieraus folgt denn einmal mehr — jetzt aber in großartiger Symbolik herausgestellt — die letzte Einsamkeit des Geists. Sogar der Mensch, welcher am meisten mit der Gemeinschaft zu tun hat, ist letztlich einsam; desto mehr, als gerade er niemals allein ist. Ja gerade er ist der einsamste von allen Menschen.

IX.

LEIDEN

Kein Mensch heutiger Bewußtheitsstufe, welcher das Schwabenalter erreicht hat, ist als geistig-seelisches Wesen ernstzunehmen, sofern er leugnet, daß dieses Leben ursprünglich und wesentlich leidvoll ist. Die meiste Jugend ist von den sie jeweils beherrschenden Trieben und Impulsen besessen, die sie damit ganz ausfüllen und vergessend einander ablösen, so daß es vergleichendes und urteilendes Erleben vital nicht gibt. Zwischen dreißig und vierzig, wo sich die Umstellung vollzieht von einem Dasein gern zugestandenem Nehmens zu dem verantwortenden Gebens, mag dieser Prozeß mit seinen erreichbaren positiven Zielen die Aufmerksamkeit dermaßen bannen, daß der Gemeinplatz „Schwierigkeiten sind dazu da, um überwunden zu werden“ echtes Erleben vollständig spiegelt: vom vierzigsten Jahre ab kann nur der Oberflächliche, der Feige oder Verlogene sich verhehlen, daß der weitaus größere Teil dieses Lebens leidvoll ist. Für Nicht-Erfüllung der Forderung, sich dieses einzustellen, bietet auch aktivistischer Zeitgeist keine Entschuldigung: wer überhaupt den Anspruch darauf erhebt, als Persönlichkeit ernstgenommen zu werden, der darf sich keiner äußeren Konjunktur je innerlich anpassen; für den ist die Wahrhaftigkeitsforderung unbedingtes Gebot. Für den Wahrhaftigen aber gibt es überhaupt keinen Zeitgeist, der seine Weltanschauung beeinflussen oder gar bestimmen könnte. So wie Welt und Leben einmal, von einer bestimmten realen Erlebnis-Basis her erfahren, sind, so sind sie, völlig einerlei, wieviel von dieser Wirklichkeit geltende Religionen, Philosophien und Programme zeitweilig abblenden oder verfälschen mögen.

Daß der Buddha, der erste vollkommen erwachte Mensch, welcher den Mut hatte, vollkommen wahrhaftig sich selbst

gegenüber zu sein, um dieses unbestreitbaren Tatbestandes willen nicht unabhängig von aller Konfession allen Menschen als eins der allergrößten Vorbilder gilt, beweist allerdings, wie wenige Menschen als moralische Persönlichkeiten ernstzunehmen sind. Wie das verstehende Bewußtsein zuerst erwachte und bald darauf dessen gewahr ward, Welch furchtbarer Art die Wirklichkeit ist, in welche unerbetenes Schicksal den Menschen hineingestellt hat, da ging der größere Teil der Schöpferkraft der Psyche sehr natürlicherweise zunächst daran, Mittel und Wege zu ersinnen, um durch Täuschungs-Mechanismen und -Manöver die Erträglichkeit des blinden Urstandes auf sehender Basis so gut als möglich wieder herzustellen. Und da die meisten Menschen auch heute nicht die Kraft haben, die Wirklichkeit so zu ertragen, wie sie ist, so leben noch heute die meisten ein zum größeren Teil auf Fiktionen beruhendes, wenn nicht gar durchaus von Fiktionen regiertes Leben. Doch von Jahrhundert zu Jahrhundert bedeuten solche künstlich Erblindete weniger — von denjenigen ganz zu schweigen, die einen überlebten Zustand natürlicher Blindheit fortvererben. Von Jahrhundert zu Jahrhundert ist das Menschengeschlecht immer mehr im Erwachen begriffen, geben die jeweils wachsten immer mehr den historischen Ton an. Seitdem aber das Organ des Intellektes voll entwickelt ist, erweist sich häufig schon von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, ja in kritischen Phasen gar von Jahr zu Jahr mit wachsender Deutlichkeit, daß einzig Weltoffenheit und Wahrhaftigkeit den Weg zum Heil bereiten. Immer ausschließlicher zählen innere Entscheidungen. Immer schneller werden bloß von außen her herbeigeführte rückgängig gemacht — man denke an Deutschlands Wiederaufstieg seit Versailles —, immer kürzere Beine haben alle Lügen, immer kürzere Zeit hält sich Vorspiegelung falscher Tatsachen als geglaubte Wahrheit; Zwangsbekehrung gibt es heute schon als verlässlichen historischen Faktor überhaupt nicht mehr. Nicht anders nun steht es mit dem spezifischen Gewichterechter Eingestelltheit gegenüber fehlerhafter. Immer erfolgreicher erweist sich Weitblick, immer werbungskräftiger Weitengefühl, immer verhängnisvoller Engigkeit. Vor-

mals wurden Illusionen nicht allzu teuer bezahlt, denn eine erledigte Illusion machte nur einer anderen Platz, und die Frage der nackten Wahrheit stellte sich nicht oder kaum: heute drängt sich die Wahrheit als zwangsläufige Folge auf, falls der Mensch sie allzulange nicht berücksichtigt. So waren die Schrecknisse des Weltkriegs und der Weltrevolution die Straf-Antwort der tiefsten Menschennatur darauf, daß einige Völker sich eingebildet hatten, daß man von den Fiktionen her, daß der Mensch ursprünglich gut und grenzenlos fortschrittsfähig sei, das Leben gestalten könne. So können wir heute, durch bittere Erfahrung belehrt, apodiktisch behaupten: der Weg der Lüge und der Selbstbelugung ist für den Menschen kein Weg zum Heile mehr, in welchem Sinn auch immer. Die Neubestimmende Synthese von Wahrheit und Wahrhaftigkeit verbietet sogar, überhaupt noch zwischen Mitteln und Zwecken zu scheiden. Vom spirituellen Standpunkt kann zwischen beiden — wir sagten es schon in anderem Zusammenhang — selbstverständlich nicht unterschieden werden: hier ist allenfalls, wie Berdjajeff einmal schrieb, den Mitteln der Primat zuzusprechen, denn deren Wahl kennzeichnet einen Menschen sicher richtig, während Ziele selten in so großer Annäherung erreicht werden, daß man von ihnen auf die tiefste Intention schließen darf. Doch ist einmal die Synthese von Wahrheit und Wahrhaftigkeit bestimmend geworden, dann gilt Gleiches auch auf empirischem Gebiet.

Was wir hier sagen, faßt die Einsichten, welche wir früher in bezug auf erforderliche Weltoffenheit und Wahrhaftigkeit gewannen, unter der Akzentlegung neu zusammen, welche der Buddha-Lehre ihren besonderen Grundton gibt. Und das ist freilich möglich. Erleben im menschlichen Verstand setzt Wachsein überhaupt voraus, wahrhaftiges Erleben einen Grad von Wachheit, welcher deutlich zu unterscheiden erlaubt, integrales Welterleben jedoch, so wie wir es forderten, ist möglich nur im Zustand jenes vollkommenen Erwachtseins, welchen der Buddha als Heilsziel predigte. Gehen wir nun also vom Begriff der Wachheit aus, dann können wir die diesen Zusammenhän-

gen zugehörigen Einsichten der beiden vorhergehenden Kapitel folgendermaßen umfassen: seitdem der Geist überhaupt in die Menschennatur einbrach, und fortschreitend mehr so, je tiefer und vollständiger er sich ihm einbildet, gibt es nur mehr einen Weg, das Heil zu finden: den Weg zu bejahetem vollkommenem Erwachen. Nur vollkommenes Erwachen und kein Rückfall in die Blindheit kann das leidende Menschenwesen erlösen, denn vollkommenes Erwachen allein schafft das Gleichgewicht zwischen Selbst und Welt, welches dem tiefsten Menschenwesen gemäß ist. Grundsätzlich aber war dem vom ersten Augenblick an so, wo der Geist in dieses einbrach: deswegen ward das Wahrhaftigkeitsideal schon in der ersten Morgenröte des Geistbewußtseins als Kardinaltugend herausgestellt nicht allein — es leuchtete auch von vornherein, noch so unverstanden, als solche ein. In empirischem Zusammenhange geurteilt ist nicht einzusehen, warum Wahrhaftigkeit besser sein soll, als Belügung anderer und seiner selbst. Die meisten Wahrheiten sind unerfreulich, die ganze emotionale Ordnung und das ganze Gebiet der Delicadeza sind auf das Wahrheitsideal weder zurück- noch hinaufzubeziehen (*SM, VIII, IX*). Nichtsdestoweniger drängt sein tiefstes einsames Wesen jeden Menschen, der sich seiner auch nur ahnungsmäßig bewußt ist, über jede Festlegung auf übersteigbarer empirischer Ebene hinaus. Ein solcher fühlt: Ich soll das Leben ganz so sehen, wie es wirklich ist, denn im Tiefsten will ich es. Ich soll ein neues inneres Gleichgewicht finden in der Wahrhaftigkeit, denn ich muß es tun, um meine Selbstverwirklichung zu erreichen. Doch zur Erfüllung dieses Gebots ist auch der tiefste Mensch als Ganzheit von Hause aus nicht reif; nur eine Metamorphose schafft in ihm den geforderten und zugleich ersehnten neuen Zustand. Dieser Prozeß aber ist schmerzlich. Hier liegt der ganze tiefe Sinn des Leids.

Der Buddha ist, wenigstens im Westen, menschlich selten verstanden worden, weil alle Lehre vom Leide und vom Mitleid von der Mehrheit unwillkürlich im Geist irgendeines Sentimentalitätsanspruchs verstanden wird, und der Buddha augenscheinlich gänzlich unsentimental war. Seine Lehre vom Leben

als Leiden und von der möglichen Aufhebung des Leidens hatte eben überhaupt kein Wohlbefinden im irdischen Verstand zum Ziel: aufs Erwachen allein und auf den Weg zu ihm war sie bedacht. Doch als der große Exoteriker, der er war, benutzte er als praktische Angel seiner hohen Vervollkommnungslehre den Wunsch, welchen tatsächlich jeder hegt: das ist eben der Wunsch nach Aufhebung des Leidens. Die Unvermeidlichkeit des Hinnehmen-müssens auferlegten Leidens konnte er dabei auf Grund der traditionell-indischen Karma-Lehre erträglich erscheinen lassen. Der letzteren moralischen Anästhesierung bedürfen wir heutigen Abendländer nun nicht. Wir sind heute innerlich stark genug, um diese üble Wirklichkeit so zu sehen, wie sie tatsächlich ist, und um dort keine Wiedergutmachung zu erfinden, wo nüchterne Erkenntnis keine zu erwarten nahelegt.

Körperlicher Schmerz als solcher ist, vom Geiste her beurteilt, natürlich vollkommen sinnlos und damit ein reines Übel. Seine ursprüngliche biologische Bestimmung ist die eines Warnungssignals. Doch es tut unverhältnismäßig viel mehr weh, denn was als Warnung frommen kann: da bedeutet Anästhesierung und Narkotisierung die einzig sinngemäße Korrektur einer offenbar unvollständigen Leistung der Natur. Es gibt wenige unsinnigere Behauptungen als die, daß die Natur immer weise und im Rechte wäre. Mag sie's vielleicht bei Pflanzen und Tieren sein: beim Menschen — wir sahen's zuerst bei Behandlung des Moralproblems — leistet sie nur einen Teil dessen, was zu erträglichem Gleichgewicht vonnöten ist; hier muß Einsicht vollenden, was Natur nur anfang. Was nun auf dem Gebiet des Körpers gilt, gilt gleichermaßen auf dem von Geist und Seele: Schmerz „an und für sich“ ist auch hier vollkommen sinnlos. Wer da bei seinem Sosein geistig verweilt, wie es z. B. die vielen Literaten taten, die um die Jahrhundertwende durch „Leiden am Leben“ Tiefsinn zu beweisen trachteten, der ist im schlimmsten Sinne oberflächlich, denn auf der Ebene des ursprünglich gegebenen Tatsächlichen gibt es keine geistigen Probleme. Doch auch auf dem Gebiet der Seele fehlt jede ursprüngliche Problematik: solche entsteht allemal da-

durch allein, daß freier Geist an sich Sinnlosem einen Sinn erteilt. Hierum in erster Linie handelt es sich bei allen Deutungen des Leidens im Sinn von Karma, Prüfung, Läuterung, Strafe, Sühne. Freilich kann Leiden auf jede dieser Weisen aufgefaßt werden, und dann wirkt es auch so, doch die Auffassung schafft hier den ihr gemäßen Tatbestand, auch dort, wo sie sinngemäß erscheint: sinngemäß ist sie nämlich immer nur in bezug auf den leidenden geistbestimmten Menschen, und dann schafft der Sinn aus sich heraus die ihm gemäßen Tatsachen, welche ohne ihn nicht wären. Die meiste Deutung aber ist überhaupt kein Ausdruck von Geistbestimmtheit, sondern nur von Schwäche. Dem Menschen als intellektuellem Wesen ist logische Begründbarkeit recht eigentlich Lebensnotwendigkeit: so hält er Unerklärbarkeit aus ähnlichen Gründen schwer aus, wie als körperliches Wesen physischen Schmerz. Deswegen ist ihm die erste beste Erklärung so leicht gut genug, wenn sie nur alles sofort und ohne Umschweife erklärt, ohne daß er sich dabei durch Nachdenken anzustrengen hätte, und damit die Beschwerde behebt. Daher allgemein die Unausrottbarkeit des Aberglaubens: der tiefste Sinn des Aberglaubens — wir sagten es bereits — ist der, daß er auch dort Kausalzusammenhänge setzt, wo keine vorliegen, und dabei Zusammenhänge solcher Art, wie sie primitiver Intellektualität am schnellsten einleuchten. Um freie Sinnggebung einem an sich Sinnlosen gegenüber handelt es sich nun, noch einmal, im Fall des Leidens auch dort, wo die Deutung zutrifft, denn das Leid als solches, als „bloß Wehetuendes“, entbehrt schlechterdings jedes Sinns; es ist nur als Naturtatsache da. Deswegen bedeutet Verweilen beim Leiden als solchem auch vom Standpunkt der Seele, im Unterschied vom Geiste, Oberflächlichkeit. Eines tiefen Menschen würdig ist einzig solche Haltung, welche das Sinnlose als sinnlos gelten läßt und die Erkenntnis aushält, daß nicht alles in Rücksicht auf menschliche Wünsche geschaffen worden ist und daß es auf Erden viel schlechthin Sinnloses gibt.

So sind denn die meisten großen Worte, welche von jeher dem Schmerze und dem Leid an sich gewidmet wurden, hohl. Fast

deren gesamtes Pathos beruht auf dem sehr unpathetischen Umstand, daß sie es dem Hörer oder Leser ermöglichen, sein eigenes dumpfes Leiden in der klaren Vorstellung von fremdem abzureagieren, welches fremde Leid erfreut, eben weil es nicht das eigene ist, so daß ein Quentchen Schadenfreude die an und für sich nicht geringe Wollust der Rührung würzt. Hier hat der männliche Heldengeist, der es schimpflich findet, überhaupt beim Leiden zu verweilen, unbedingt recht; nur irrt er, insofern er sich für spezifisch männlich hält: Frauen ertragen Leiden in der Regel viel standhafter als Männer, ob sie gleich leichter weinen. — Allerdings aber kann Leiden, wie Meister Eckhart sagt, das schnellste Roß sein, welches den Reiter zum Ziele trägt. In diesem und nur in diesem Sinn, welchen wir bald genau bestimmen werden, muß jeder, welcher ein tiefes persönliches Leben führen will, durch das Leid hindurch. Das ist das *mysterium magnum* des Kreuzes.

Dieses Buch soll von möglichst allem absehen, was nicht dem persönlichen Leben jedes frommen kann. Doch das Problem des Leidens zwingt mich zu einigen religionspsychologischen Betrachtungen. Wo einmal die heute bestehende Basis möglichen Verstehens objektiv erreicht ist — ich sage objektiv, weil die Vorhut der Menschheit ihre bessere und tiefere Einsicht in gemeinverständlichem Ausdruck objektiviert hat — besteht kein Recht mehr dazu, über religiöse Wahrheit durch historische Kritik und Textexegese entscheiden zu wollen. Nicht daß letztere auf ihrer Ebene nicht recht hätten oder haben könnten: ihr Recht-haben ist irrelevant. Jedes religiöse Sinnbild, welches Kraft beweist und Glauben weckt und findet, ob lebendige Gestalt, Ikone, Dogma oder Lehre, ist zunächst einmal Sinnbild einer von dem Gläubigen erahnten Wahrheit. Es ist unmöglich, daß Nicht-Wirkliches so wirkte; kein Mensch ward je von einem geistigen Inhalt tief gepackt, ohne daß Entsprechung bestanden hätte zwischen dem Tiefst-Eigenen und dem Vor-gestellten. Damit sind alle dogmatischen Fragen von der Ebene wissenschaftlicher Wahrheit, auf die sie allzulange gestellt wurden, verbannt: ihre Wahrheit gehört einer anderen Dimension an;

sie bezieht sich auf die innerliche Beziehung jenes tiefsten Selbstes, welches nie zum Objekt werden und nie überhaupt seine eigenste Sphäre verlassen kann, zu transzendenter Wirklichkeit. Und der Wert des Ausdrucks, welchen diese Beziehung findet, ist seinerseits niemals ein Eigenwert: er hängt von dem Grade der Verwirklichung jener Beziehung ab, welche er einleitet, und insofern ganz und gar von den Raum-Zeit-bedingten Bereitschaften der Geister und der Seelen.

Von hier aus nun kann man über historische Kritik und Text-exegese, ohne zu übertreiben, das Folgende behaupten: sie erweisen vor allem, wie phantastisch unabhängig religiöse Bedeutung von wissenschaftlicher Wahrheit ist. Sogar die parteiischste Dogmengeschichte kommt um zwei Tatsachen nicht herum: erstens, daß zweifellos christliche Frömmigkeit sich zu so verschiedenen Deutungen der gleichen Urworte bekannt hat, daß von Vereinbarkeit auf der Ebene möglicher Wissenschaft keine Rede sein kann; zweitens, daß lebendiges Christentum an Wahrheiten geglaubt hat und auch heute glaubt, welche nicht allein Paulus, sondern auch Jesus selber nicht gelehrt hat. In dieser Hinsicht ist Albert Schweitzers „Mystik des Apostels Paulus“ (Tübingen 1930), welche wissenschaftlich auf höchster Höhe stehen dürfte, besonders lehrreich: Schweitzers Feststellungen erweisen, daß die Begründer des Christentums persönlich in ungeheurem Maß in Vorstellungen befangen waren, die uns als wesentlich vorchristlich gelten und die infolgedessen kein moderner lebendiger Christ mehr bekennt. Ich brauche absichtlich die Worte: zweifellos christliche Frömmigkeit, lebendiges Christentum, lebendiger Christ: das Wesentliche, welches es einzusehen gilt, ist eben dies, daß nicht die Vorstellungen und Deutungen religiöse Wahrheit machen, sondern ein Tieferes, und daß jene samt und sonders zeitbedingt sind. Deswegen ist auch nicht die erste anerkannte Lehre notwendig die wahrste: die wahrste ist die sinngemäßeste. Religiöse Sinngemäßheit aber hängt von keinem Dogma an sich selbst, sondern von der Exaktheit des Ausdrucks für die wahrhaftig erlebte Beziehung zwischen dem tiefsten Selbst und der transzendenten Wirklichkeit

ab. Will man überhaupt eine notwendige Beziehung statuieren zwischen Lehre und religiösem Sinn, dann ist unter traditionellen die katholische Auffassung zweifellos die richtigste. Gemäß dieser stellt die wachsende und sich verwandelnde Kirche mit der Gesamtheit der in ihr lebendigen Tradition die höchste Autorität dar. Doch die letztlich wahre Wahrheit ist eine noch weitere. Alle Ausdeutungen des Evangeliums nicht allein — sämtliche Äußerungen des christlichen Geistes und der christlichen Seele gehören notwendig als Zweige oder Blätter oder Blüten zu dem Stamm, dem sie entsprossen sind — nicht anders, wie alles geistige und geistliche Inderleben dem Hinduismus zugehört. Die besondere und einmalige Mentalität des europäischen Mittelalters ermöglichte es, dieser Wahrheit jahrhundertlang im Totalitätsanspruch der einen christlichen Kirche entsprechenden Ausdruck zu verleihen. Doch die fortlaufenden, immer mehr sich verzweigenden Schismen der späteren Zeit, der Bedeutungsverlust der Kirchen überhaupt, die Verselbständigung der Wissenschaft, der Philosophie, die innere Loslösung von der Kirche alles dessen, was nicht unmittelbar zu Gottesdienst oder zu geistlichem Leben gehört, beweisen durchaus nicht, daß die christliche Ära um wäre, sie beweisen nur dies: daß die Kirche, als Allgemeinbegriff verstanden, mit ihrer kodifizierten historisch gewordenen Theologie und ihrem Machtanspruch, diese sehr spezielle Schöpfung, die aus der Rezeption orientalischer Religiosität durch legistischen Römergeist und germanischen Institutionalismus erwuchs, der Ganzheit christlichen Lebens nicht mehr die Form gibt noch geben kann. Der lebendige Geist Jesu war freilich der tiefste Urheber der christlichen Welt, aber er war und ist nicht ihr einziger Urheber. Das wahre Christentum als Erscheinung ist die lebendige Synthese alles dessen, was letztlich auf den Christus-Impuls zurückgeht oder später auf ihn zurückbezogen worden ist. Als Wesen aber steht und fällt er mit einer bestimmten Tiefenlage und Form zugleich metaphysischen Erlebens, welche der Phase im Prozeß des Einbruchs des Geists entspricht, deren Sinnbild für unseren Kulturkreis Jesus Christus ist.

Dieses Erlebens als Ausdrucks bestimmter kosmologischer Zuständlichkeit ist schlechthin jeder in irgendeinem Grad teilhaftig, welcher dem christlichen Kosmos, als dem Bereich bestimmten Geistes-Einbruchs verstanden, innerlich zugehört. Nicht auf das Glauben, schon gar nicht aufs Für-wahr-Halten kommt es hier an, sondern auf Sein. War es hiermit früher vielleicht wirklich, das heißt objektiv anders bestellt, so lag das an anderer Zuständlichkeit des Menschen, welche nunmehr neuer Platz macht, als welche Neu- und Tieferfassung der Ur-Wahrheit ermöglicht. Von diesem „Jedermann“ her, der seine tiefste eigene Wahrheit an ihnen erlebt, bezogen aber alle christlichen Symbole schon von Anbeginn an ihre Lebenskraft. Wer da an Christus nicht glaubte, d. h. sich nicht in ihm wiedererkannte, wem er nicht einleuchtete, für den bedeutete er nichts. Und die Ur-Vorstellung, daß ein solcher vom messianischen Reiche ausgeschlossen war, besagte zutiefst eben dies. Noch heute ist die Zeit im großen wohl nicht reif dazu — zumal in der irreligiösen und antimetaphysischen Geschichtsperiode, in welcher ich dieses schreibe —, um wirklich deutlich zu verstehen, was ich meine. Immerhin dürfte das Folgende den meisten echt religiösen Naturen einleuchten, die zugleich verstehensfähig sind. Jedenfalls von Paulus an war die Lehre vom „inwendigen Christus“, noch so mißverstanden oder verbrämt, der Kern aller Christologie; bei Paulus selbst beweist dies abschließend die eine Tatsache, daß er seiner eigenen inneren Offenbarung gegenüber der Überlieferung von Jesus den Vorrang zusprach. Diese Lehre nun besteht nicht nur unabhängig vom historischen Tatbestande der Erscheinung Jesu — sie nimmt dieser andererseits auch nichts von ihrer Bedeutung. Der kosmologische Sinn des Impulses, welcher mit Christus und dem Glauben an ihn in die Welt kam, ist der, daß mit ihm ein entscheidender Fortschritt im Prozeß des Einbruchs des Geistes statthatte, welcher seither, in jener diskontinuierlichen stoßweißen Art, in der sich alle Veränderungen in dieser Welt vollziehen, von weiteren Fortschritten, die jedoch alle auf jenen zurückgehen und ihn zum Ahnherrn haben, zu immer weiteren

geführt hat. Einiges davon äußert sich in tieferem Verstehen der Urlehre, anderes in völlig Neuem. An diesem Fortschrittsprozesse hatten und haben, entsprechend dem Kairós und der persönlichen Rezeptionsfähigkeit des Einzelnen, alle teil. Doch wie dieses allemal geschieht, so nahm auch hier Einer die allgemeine Entwicklung zeitlich sowohl als der Intensität und Totalität nach vorweg und wurde damit zum Sprachrohr und Verdeutlicher und Schrittmacher und Sinnbild für alle. Er wurde dies objektiv, als Sein, ganz unabhängig von seinen persönlichen Ansichten, welche, wie dies von allen Menschen gilt, von persönlicher Vergangenheit vorausbestimmt waren. Gedenken wir hier des in „Einsamkeit“ Ausgeführten: große Geistmonaden sind nicht allein konkurrenzlose Kräfte, sie sind so objektiv da als diejenigen, welche sie sind, daß ihr Wirken von den Vorstellungen, die damit verbunden werden, unabhängig erscheint. Daher die Verdeutlichung, welche das Bild solcher ganz Großer proportional der seit ihrem Tode verstrichenen Zeit erfährt: immer mehr fallen alle Raum- und Zeit-bedingten Zufälle ab, immer reiner schält sich ihr Eigenes und Einzigartiges heraus. So mag Jesus das, was von ihm geglaubt wird, historisch gewesen sein oder aber auch nicht: jedenfalls vertrat er den „inwendigen Christus“ — dieser aber setzt sich immer bestimmender als Weltmacht durch. Gerade jetzt, 1935, tut dies zu sagen not. Die traditionellen Kirchen verlieren allerdings an Bedeutung, und wohl mag es sein, daß die religiöse Beziehung zum Erlöser-Gott überhaupt an Bedeutung einbüßen wird (*W, II, 9*). Aber objektiv verchristlicht sich die Welt desto mehr, was allein schon beweist, daß der tiefste Sinn der Erscheinung Christi eben der einer neuen Phase im allgemeinen Prozeß des Einbruchs des Geistes ist. Die christlichen Wahrheiten werden heute von unzähligen Indern, Chinesen und Japanern tiefer verstanden als von offiziellen Christen. Alle ethischen und spirituellen Weltvoraussetzungen sind christlich; alle haben ihren Urgrund in der Erkenntnis und der Anerkennung der Wirklichkeit einer geistigen Menschheitseinheit (*W, I, B, 2; RM, II*), der jeder Einzelne mit einer tieferen Schicht seines Wesens angehört als

irgendeiner empirischen Gemeinschaft — deren Bewußtsein aber brach als historische Macht erstmalig mit Jesus durch. Seither herrscht objektiv, weil vom Unbewußten aller geistbestimmten Menschen unwillkürlich anerkannt, der Geist einer größeren, emotional und ethisch qualifizierten Weltoffenheit, als solche vor Christo Weltvoraussetzung war. Für den Geist bestehen die empirischen Schranken, welche Mensch von Mensch scheiden, seither nicht mehr. Daher die einmütige Empörung des Weltgewissens gegenüber jedem Versuch, vorchristliche Zuständlichkeit wieder herzustellen — ganz einerlei, ob die Empörten jeweils das moralische oder das praktische Recht zu ihrer Empörtheit haben oder nicht. Daher die erwiesene Aussichtslosigkeit jeder Gegenbewegung gegen die christlichen Errungenschaften. Die einzige unter solchen, die in diesem Zusammenhang überhaupt Berücksichtigung verdient, die bolschewistische, ist selber ein invertiertes, zeitweilig ins Satanische umgeschlagenes Christentum. Im übrigen aber gehören die Fortschritte der Technik und Wissenschaft und des exakten Verstehens überhaupt auch mit zum christlichen Impuls, obschon sie von ihm abzuführen scheinen. Nicht umsonst sind sie allesamt und ausschließlich im christlichen Kulturkreis hochgekommen: exaktes Wissen und Verstehen, im Gegensatz zu Vorurteil und Aberglauben und Mißdeutung, ist ja, wie dieses frühere Kapitel erwiesen, das Normalergebnis größerer Weltoffenheit, dessen Dasein ermöglicht, unbefangen als Offenbarung zu erleben, worüber abgesperrtes Bewußtsein klügelt, dekretiert oder phantasiert.

Es ist demnach nicht wahr, daß Änderung in der Auffassung dessen, was Christentum bedeutet, einer Entchristlichung gleichkäme. Im Gegenteil: tieferes Verstehen bei gleichgebliebenem religiös-metaphysischem Erleben würde absoluten Fortschritt bedeuten. In dem Verstande nun sind wir heute in der Lage, den Sinn des Kreuzes tiefer zu verstehen, als jemals früher geschah — und zur verständlichen Vermittelung des tieferen Sinnes mußte ich obige religionspsychologische Betrachtungen anstellen. Das Sinnbild des Kreuzes ist seiner ganzen seelischen

Bedeutung nach nicht zu erfassen, wenn man es losgelöst von dem des Adlers betrachtet, unter dessen triumphalem Zeichen es seinen Aufstieg anhub. Zwei und nicht mehr schöpferische Einstellungen sind dem Menschen der Wirklichkeit gegenüber möglich: die eine ist die des Ergreifens, die andere ist die des Ergriffen-werdens oder kürzer der Ergriffenheit. Erstere führt zur Selbstbeherrschung und zur Weltgewaltigkeit. Jede Form von Tütertum setzt sie voraus, der Held ist ihr Höchsta Ausdruck. Doch wenn er allein das Nicht-Ich im weitesten Verstand direkt verwandelt und ihm sein Sein und Sosein aufprägt, so erlebt er innerlich dabei wenig und verändert sich selber nicht; dementsprechend ist sein traditionelles Sinnbild das Erz oder der Granit. Standhaftigkeit ist seine letzte Instanz nach innen zu. Diese Seinsmodalität, die für das Abendland im antiken Heros ihr Urbild hat, gewann ihren völkischen Höchsta Ausdruck im Römertum, das mit einer weder vorher noch nachher je erreichten Ausschließlichkeit unter dem Zeichen des Adlers lebte.

Wie dieser nun am Zenit seines Geltungshimmels stand, da alles in seinem Zeichen gesehen und gedeutet ward, da leuchtete zum erstenmal in der Geschichte das Sinnbild des Kreuzes nicht nur auf, sondern mit so ungeheurer Vehemenz und Intensität ein, daß es sich wenige Jahrhunderte später von innen heraus das ganze weite Reich des Adlers unterwarf. Den Sinn dieses Zusammenhangs erklärt das eine Christuswort: „Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele.“ Der reine Adler-Mensch denkt an sie überhaupt nicht; sein Leben ist ein durchaus Objektives. Tat, Leistung, Kampf, Sieg oder Niederlage, Tod und objektives Fortleben und Fortwirken in der Erinnerung, als welches der Ruhm ist, geben seinem gesamten Leben Sinn; was er erlebt dabei, was aus ihm selber wird, interessiert ihn nicht. Nicht, daß er notwendig unpersönlich oder ungeistig wäre: sein ganzes Leben erschöpft sich im Ausstrahlen, in der Selbstaussgabe als solcher. Insofern bedeutet das Opfern seines Lebens, zu dem der reine Adler-Mensch jederzeit bereit ist, mehr noch als es ist: es bedeutet das Opfern des erlebenden Subjektes überhaupt.

Von hier aus wird nun klar, inwiefern der exklusive Adler-Mensch, spirituell geurteilt, das böse Prinzip vertritt. Im Kapitel „Das ethische Problem“ von „Wiedergeburt“ ward klargemacht, daß das Böse notwendig ist im lebendigen Prozeß, einerseits als destruktive Komponente des Lebens, als welches jeden Augenblick Konstruktion und Destruktion zugleich ist, dann aber zur Grenzen-Schaffung; darauf brauche ich hier also nicht mehr zurückzukommen. In den „Meditationen“ habe ich ausführlich gezeigt, was ich darum gleichfalls nicht ein weiteres Mal auseinanderzusetzen brauche, inwiefern die Natur als solche dem Geist „böse“ erscheinen muß. Allgemein liegt das an der weitgehenden Verschiedenheit und Inkompatibilität von Natur- und Geisnormen. Sobald der Mensch ausschließlich vom Geist her urteilt und alles auf den Geist zurück- oder in dessen Geltungssphäre hineinbeziehen will, muß er einen großen Teil des Natürlichen verurteilen. Umgekehrt aber kann er nicht umhin, wo immer er seine Natur und dessen Notwendigkeiten auslebt, von seinem eigenen Geist als böse Beurteiltes hinzunehmen und zu tun. Die tragische Spannung, aus welcher sich die Unlösbarkeit des ethischen Problems ergibt, ist für jeden Geistbewußten die tiefste Urgegebenheit, welche er anzuerkennen und von der er innerlich auszugehen hat. Und so muß er auch, sofern er wahrhaftig und nicht feige ist, unabänderlich Böses als zu sich gehörig nicht allein, sondern auch als lebensnotwendig akzeptieren. Und zwar muß er es gerade als unabänderlich zu ihm gehöriges Böses anerkennen; er darf zur Rettung seines überkommenen Gleichgewichts keine Umwertung aller Werte versuchen. Er muß auch das Böse als Böses in den Integrationsprozeß, der seine letzte Ganzheit herstellen soll, hineinbeziehen. Der alte Sündgedanke, der einen Fall voraussetzt, schied viel zu sehr zwischen dem Menschen und dem Bösen in ihm. Im Grunde war dessen Erfinder ein Vorläufer Rousseaus: schon er nahm an, daß der Mensch ursprünglich gut sei. Daß er das nicht ist, hat keine Zeit so augenfällig bewiesen wie die unsere: denn deren Greuel nach über zweitausend Jahren der Bildung durch altorientalische, antike,

christliche und zuletzt Aufklärungs-entsprungene Heilslehren sind ganz anders beweiskräftig als alles, was vormals verbrochen ward. Und so hat man vom Standpunkt historischer Bedeutsamkeit, trotz Machiavelli und Hobbes, wohl recht, wenn man als Vater der geistigen Möglichkeit dieser Greuel den „Umwertener aller Werte“ Nietzsche ansieht. Denn dessen „Umwerten“ kam, von der psychologischen Wirkung her beurteilt — und die allein zählt historisch — letztlich auf die Behauptung heraus, daß das Böse eben nicht böse sei, und damit auf ein Auf-den-Kopf-stellen, so daß das Untere nunmehr zu oberst lag. Zuerst verführte Nietzsche nur wenige Generationen sogenannter Geistiger. Als deren Gedanken sich aber ausgebreitet hatten, da setzten fortschreitend größere Massen die „Umwertung aller Werte“ immer elementarer, immer primitiver und immer gewaltsamer fort. In Rußland geschah und geschieht es am ausgesprochensten auf dem Gebiet der Tat, in Deutschland auf dem der Deutung. Für all dieses Auf-den-Kopf-stellen ist nur eines, allerdings aber ein sehr Wichtiges anzuführen: Die abendländische (im Gegensatz zumal zur indischen) Tradition enthielt bisher tatsächlich eine wichtigste Lehre nicht: nämlich, daß alle Schöpfung gleichzeitig Zerstörung ist und bedeutet. Deswegen geht es wirklich nicht an, das Destruktive nur negativ zu sehen. Es ist unmöglich, das Leben zu bejahen, ohne gleichzeitig ja zu sagen zum Tod. Es ist unmöglich, fortzuschreiten, ohne fremdes Leben zu bedrohen. Es ist unmöglich zu leben, ohne von Sekunde zu Sekunde hinzurichten oder zu begraben. Und je schöpferischer ein Leben ist, desto schärfer zeichnet sich die zerstörerische Entsprechung oder Komponente ab. Alle schöpferischen Geister ohne Ausnahme hatten und haben starke destruktive Triebe, auch und gerade auf sich selbst gerichtete. Denn insofern sie selbst anders und mehr werden, insofern sie sich selbst verwandeln, wiedergeboren werden wollen, müssen sie trachten, ihren gegebenen Zustand zu vernichten. So gebot Jesus, das Ich zu töten. So bringt sich jeder vorwärtstürmende Geist wieder und wieder durch so-

nannte „Fehlhandlungen“ in Schwierigkeit und zerstört damit die Gelegenheiten, die sich ihm früher boten, weil er eben diese nicht ausnutzen, sondern neu werden will. Denken wir hier wieder einmal an die Urgeschichte des Lebens zurück: niemals haben die augenblicklich erfolgreichsten Geschöpfe für die Dauer gesiegt, denn der Erfolg beruhte allemal auf spezialisierter Anpassung an bestimmte Zustände, und änderten sich diese, so war Neuanpassung gerade für sie unmöglich, denn Spezialisierung ist niemals rückgängig zu machen und bedeutet allemal Elastizitätsverlust. Schon aus diesem allgemein-biologischen Grunde hat Dean R. W. Inge (der Verfasser des bisher schönsten Werkes über Plotin) recht, die übliche englische Formel „nothing succeeds like success“ in die entgegengesetzte „nothing fails like success“ (nichts bedeutet so sehr Scheitern als Erfolg) umzufassen. Deswegen muß jeder, dessen vornehmstes Ziel Neu- und Mehr-Werden ist, gerade die durch seine Erfolge bedingten Festlegungen zu liquidieren trachten. Im genau gleichen Sinne lieben alle echten Staatsmänner den Krieg, was immer sie vorgeben, denn sie wollen doch das historische Bild verändern, und das gelingt nur auf der Grundlage erfolgter Zerstörung. So verlassen Künstler um ihres Werkes willen, ohne schlechtes Gewissen, Frau um Frau, Freund auf Freund, Land um Land, denn nur auf ihr geistiges Kind, ihr Werk, kommt es ihnen ernstlich an. Gerade in dieser Wendezeit ersehnen in ihrem tiefsten Herzen nur wenige ehrlich das unter der Suggestion Amerikas als obligatorisch anerkannte *happy end*. Die meisten Deutschen jedenfalls beherrscht unmittelbarer Todeswille (S. 292). Wer aber den eigenen Tod bejaht, verneint ihn nie zutiefst im Fall von anderen.

Die eigentümliche Nicht-Achtung des eigenen wie des fremden Lebens bedeutet sonach nicht allein, wie dies die meisten, denen das Problem aufging, behaupten, eine psychologische Reaktion auf eine Periode vorgeblichen Optimismus und vorgeblicher Menschlichkeit, welche den wahren Trieben der Menschen nicht entsprechen — sie ist auch eine Reaktion auf ein offenes Mißverständnis der Wirklichkeit, so wie sie ist,

seitens der ganzen christlichen Ära und deren erwiesene Fehlleistung. Ganz bewußt wurde das Mißverständnis erst, nachdem der moralische Optimismus allen psychologischen Pessimismus, der dem ursprünglichen sowohl als dem vollerblühten Christentum eignete, verdrängt hatte; daher konnte diese Reaktion erst jetzt kommen. Doch desto furchtbarer ist sie jetzt gekommen. Und wie dieses immer und überall in der Natur geschieht, wird das Minus gleich durch ein Vielfaches des erforderlichen Plus kompensiert. Es erfolgt ein direkter Rückschlag ins Heidentum in dessen härtestem und grausamstem Aspekt. Tod und Sterben werden auf einmal ähnlich erlebt wie dies die alten antiken und nordischen Völker in ihren düstersten und hoffnungslosesten Stimmungen taten: als unerbittliches Schicksal, welches jedes harret und deshalb jeden ermächtigt, seinerseits unerbittlich zu sein. Nun war das mitteländische Heidentum zu keiner Zeit so düster wie das nordische; die harmonische Veranlagung der betreffenden Völker bewahrte sie und bewahrt auch ihr heutiges Neuheidentum davor, die Unerbittlichkeit des Schicksals allzusehr überzubetonen.¹

¹ Ich treffe gerade, während ich dieses schreibe, in Heinrich Zimmers Abhandlung „Zur Bedeutung des indischen Tantra-Yoga“ (Eranos Jahrbuch 1933, Zürich 1934, Rhein-Verlag, Seite 36/37) auf eine ungemein eindrucksvolle und selten plastisch wiedergegebene Illustration des Unterschiedes zwischen hellenischer und germanischer Geistesart, die hier zur Verdeutlichung des Gesagten in extenso wiedergegeben sei: „Im griechischen wie im deutschen Mythos gibt es den zauberkundigen Schmied, den wunderbaren Techniker: Dädalus hier, Wieland bei uns. Das alte Wunder, daß der Mensch es fand, aus starrem Fels das flüssige Metall zu schmelzen und es in alle Gestalten zu gießen, schuf einen neuen Weltstand. Etwas völlig Dämonisches war da am Werke: das Härteste ward bezwungen durch die Glut, ward wie Wasser und ließ sich doch ballen. Der Stein, Waffe und Werkzeug einer Weltzeit, gab aus dem eigenen Schoße seinen vielgestaltigen Überwinder frei. Das Wunder dieser prometheischen Tat senkte sich ins Unbewußte der Menschen in der Gestalt des mythischen Schmiedes, des Magiers der Erze, — davon hat sein Beruf noch heute (zum Beispiel in England der Schmied von Gretna Green, vor dem man Ehen schließt) einen magischen Schimmer. Aber wie verschieden ist diese Hieroglyphe vom kollektiven Unbewußten griechischer und deutscher Überlieferung gestaltet. Der mythische Schmied löst die Menschen aus dem Gefängnis des Stein-

Desto mehr geschieht dies seitens der Völker kalter oder rauher Zonen, denen das Geschenk ursprünglicher Harmonie versagt blieb.

Der Adlermensch als Geistesverkörperer braucht damit nun freilich nicht letztlich das böse Prinzip zu vertreten; inwiefern dieser Satz gilt, werden wir im Schlußkapitel dieses Buches sehen. Wohl aber verkörpert der Adlermensch unabänderlich Böses als Vertreter des Ur-Hungers, des Greifens, Eroberns, In-Besitz-nehmens, Einverleibens, Tötens, Zerstörens und Schaffens neuer Grenzen kraft neuen Siegerrechts. Ohne die

zeitalters, so löst er sich selbst aus der Haft des Königs, der ihn fronden läßt. Er gewinnt die unendliche Weite einer neuen Menschenzeit; auf den Flügeln, die er sich schuf, entflieht er himmelauf. Wie tragisch ist die neue Freiheit bei den Griechen: die Flügel, die Ikarus und Dädalus erlösen, bringen Ikarus den frühen Tod. Der vogelgleich Ätherische, Euphorion Bruder im Geiste, hob sich, vom Geist des neuen Weltalters getragen, zu stürmisch der Sonne entgegen und fand den Tod im Meer. Der Vater zahlte für seine titanische Erfinderkraft mit dem schwersten Opfer: sein anderes Ich, den Sohn, seine wiedergeborene Zukunft, mußte er dafür drangeben. Das Erschauern des Griechen vor dem Maßlosen der neuen Möglichkeit, vor dem Titanischen der Naturbezwungung und Zerstörung steinern alter Ordnung fand in dieser Buße den Ausgleich mit den Mächten, die der technische Magier vergewaltigt hatte.

Daneben Dädalus' dunkler Bruder Wieland, der dumpfe Rächer seiner Gefangenschaft und der Sehnen seiner Füße, die ihm der König zerschneiden ließ, daß ihm der Wundermann nicht auskäme; — auch seine glückhafte Flucht muß schuldloses Leben mit dem Tode bezahlen. Aber nicht das Pathos eines Fluges in die Sonne vergoldet das Dunkel. Die abgeschlagenen Häupter der beiden Königsknaben, die sich verlangend über Wielands Schatz beugen, die Schändung der Königstochter, die mit dem zerbrochenen Goldreif seiner Geliebten zum Schmiede kam und die er betrunken machte, sie zu schänden, — diese maßlose Rache, die den König in seinem Liebsten trifft, seinem zweiten Leben, seiner Zukunft, die aus Hirnschalen, Augen und Zähnen der Knaben Schmuck und Gerät gestaltet und dem König einen Bastard vermacht, legt sich beklemmend und boshaft um die dämonische Gestalt des magischen Erfinders. Wie das kollektive Unbewußte beider Kulturen durch ganz verschiedenes Kolorit sich eigene Varianten derselben Urfigur stilisiert, sie über die Zeiten erinnert in Dichtung und Überlieferung, das spiegelt den Unterschied zwischen den Hellenen und der Nacht des Nordens.“

aufgezählten Zuständlichkeiten, Haltungen und Betätigungen kann sich das Adlerhafte auf Erden überhaupt nicht manifestieren. Es ist naturnotwendig. Doch so notwendig es in diesem Sinne sei, es bleibt doch böse. Und zwar liegt in seinem unabänderlichem Bösessein gerade sein positiver Sinn: dieser ergibt sich aus dem notwendigen Zusammenhang alles Guten mit entsprechendem Bösen als seiner Grenze (*W, II, 8*). Zu einem absoluten Negativum wird das Böse erst, wenn der Zusammenhang zerrissen und dieses einseitig betont wird, so daß die zerstörerische Komponente im Leben das absolute Übergewicht erlangt. Zu dieser Grenze aber führen viele Stufen und Zwischenzustände hin. Radikal Böses, wie Kant es hieß, tritt nur dann und erst dann in die Erscheinung, wenn sich spirituell-Böses dem Natur-Bösen einbildet, wenn „der Geist, der stets verneint“ und ursprünglich das Böse will, sich einer auf der Naturebene absolut überwiegenden zerstörerischen Komponente des Lebens einbildet. Das Idealbild des bösen Geists verkörpert Satan, der gefallene Engel. Dessen häßlichster und häufigster Vertreter ist der krötenhafte Neider, Nicht-Gönner und Schadenfreudige. Nicht echter Vertreter des Radikal-Bösen ist der Verbrecher, weil dieser allemal ein Gebrochener, ein Kranker ist. Dagegen ist der Raubtiermensch, als welchen der spirituell so gänzlich blinde Oswald Spengler den Menschen überhaupt bestimmt, gleichzeitig böse und doch schön, so wie das Tigertier. Die Schönheit hat eben, wie anderweitig genau gezeigt ward (*SM, VIII; AV, XVI*) und worauf wir auch in diesem Buch in anderem Zusammenhang ausführlicher zurückkommen werden, völlig andere Erd-Wurzeln als die Wahrheit. Sie bedeutet einerseits Vollendung möglichen Erd-Ausdrucks überhaupt, andererseits jedoch, wie dies das Urchristentum so tief verstand, Verführung fort vom Wahrheits-bestimmten und wachsen-wollenden Geist. Deswegen zeichnet Schönheit einerseits jede Art Vollendung, also auch die letzter Be-Geistung, andererseits auch die Vollendung des Bösen und im Bösen aus. Weil dem so ist, darum sind gerade die meisten angriffslustigen Raubtiere auffallend schön, darunter am auf-

fallendsten die Schlangen. Der reine und exklusive Adler-Mensch ist nun wesentlich Raubtier. Insofern vertritt er, spirituell geurteilt, daran ist durch Deutung und Umdeutung nichts zu ändern, so schön, ja herrlich er oft erscheine, nie das gute, sondern das böse Prinzip.

Daß dem so ist, beweist er vor allem dadurch, daß ihm das Subjektive nichts bedeutet: insofern er vom Subjekte absieht, gibt er gerade das Preis, was spirituell allein und letztlich zählt. Und seinen deutlichsten äußeren Ausdruck findet dieses sein wesentlich Böses darin, daß er, der Adlermann, indem und insofern er sein eigenes Selbst nicht berücksichtigt, auch anderen Selbsten gegenüber gleichgültig ist. Daher die schauerliche Grausamkeit und Härte aller antiken Völker, besonders gerade der Juden, die sich auf ihre besondere Weise besonders extrem zum Adler-Prinzip bekannten. In ihrer großen Zeit war alles für sie „objektiv“; auf Gesetzeserfüllung, nicht auf Gesinnung kam es ihnen an. Von der Nachwelt her geurteilt aber sind sie die eigentlichen Väter der modernen Weltgewaltigkeit in allem nicht-militärischen und nicht-politischen Verstand. Wie zwangsläufig jedes exklusiv herrschende Adler-Ethos, sofern es nicht in sakraler Ordnung wurzelt, zu einer Vorherrschaft des Bösen führt, beweist heute im Verstande eines Sinnbildes Amerika, allwo jeder sich grundsätzlich in aller Freundlichkeit und lächelnd das Recht zugesteht, um einer guten Bilanz willen Millionen in Elend und in Tod zu stürzen und wo ausschließliche Einstellung auf Welt-Erfolg die Seele in wahrscheinlich nie dagewesenem Grad verkümmern läßt, beweist endlich die direkte und bewußte Seelenfeindlichkeit des millionenmordenden und jeden Glauben an Höheres verfolgenden Bolschewismus. Man wundere sich nicht, daß ich auch Amerikaner- und Judentum und Bolschewismus auf den Adler zurückbeziehe: ist der heldische Kämpfer das Urbild seines Prinzips, sofern er Geist verkörpert, und das Römertum sein bisheriger empirisch-sekulärer Höchsta Ausdruck, so gibt es unzählige minderwertige Erscheinungsformen: den Zerstörer ohne Sinn noch Ziel, wie dies die Mongolen-Khans waren, den Abenteurer,

welcher völlig sinn- und bedeutungslos für sich und andere sein Leben fort und fort aufs Spiel setzt; den Schieber, welcher, allezeit gleich oberflächlich, alle nur möglichen Konjunkturen ausnutzt; endlich den leeren Intellektualisten als Weltüberwältiger. So verkörpern unter Tieren, vom Kreuz-Prinzip her geurteilt, nicht nur Edel-Adler das Adler-Prinzip, sondern auch Geier und Eulen. Doch auch die Höchstausdrücke des Adlertums vertreten, noch einmal, zum mindesten mit einem großen Teile ihrer, das böse Prinzip. Der reinstgesinnte Soldat muß töten und zerstören, und keine Deutung vermag den ursprünglich bösen spirituellen Sinn dieser Betätigungen zu ändern. Wer immer Herrschaft auf Zwang aufbaut, muß Seelen vergewaltigen, was diese immer in irgendeinem Sinne böser macht, als sie vorher waren, welcher Umstand wiederum auf den Gewalthaber zurückwirkt. Wer immer dem Objektiven gegenüber dem Subjektiven den Vorrang zuspricht, sinkt damit gesinnungsmäßig auf jene Ebene der „Sachlichkeit“ herab, die wir im dritten Kapitel als dem Nicht-Ich zugehörig und untermenschlich bestimmten. Auch das gehört mit zur Tragik dieses Erdenlebens: daß das für die Gemeinschaft Notwendige, ja Unerläßliche, welches überdies noch höchsten und edelsten Einsatz und Opfermut vom Einzelnen fordert, nichtsdestoweniger seinem Eigen-Sinne nach ein völlig unzweideutig Böses sein kann. Und jede Nicht-Berücksichtigung des subjektiven Menschen, oder anders gesagt, des Trägers des spirituellen Prinzips im Menschen, ist ein Böses. Ich weiß, nicht allzu viele haben gerade zu der Zeit, da ich dies schreibe, den Mut, sich dieses einzugestehen und noch weniger die Kraft, die tragische Spannung auszuhalten. Aber das beweist nur, wie wenigen heute Heldenethos wirklich gemäß ist. Alles Heldentum wurde bekanntlich von allen Zeiten, welche wirklich wußten, was Heldentum bedeutet, als tragisches Heldentum verstanden. Ein Heldentum, welches keinen tragischen, d. h. unlösbaren Konflikt bedingt, ist keines (*W*, I, 37 ff).

Vor zweitausend Jahren, da der Adler allmächtiger war denn je, wurden der begeisterten Seele zum erstenmal ihr absoluter

Eigenwert und ihr Wachstumsrecht bewußt. Gewiß ist dieses Bewußtsein im Osten viel früher schon erwacht, und dennoch darf ich „zum ersten Male“ schreiben, weil nur im Gegensatz zum triumphierenden Adler die ganze Bedeutung des Kreuzes überwältigend klar werden konnte. Nun fühlte der Mensch: Wichtiger als die Welt zu beherrschen, ist sich selber zu verwandeln, um im Geist zu wachsen. Zu dem Ende aber bedarf es einer der Adler-Einstellung genau entgegengesetzten: der auf die eigene und auf die fremde Seele, auf das Subjekt in sich und in den anderen, welche der Adler mißachtet, als allerhöchsten Wert. Der Weg zum Selbst aber führt nicht von Ergreifen zu Ergreifen, sondern von Ergriffenheit zu Ergriffenheit.

Um zu zeigen, wie ungeheuer weit der Umfang letzteren Begriffes ist, viel weiter, als der Inbegriff alles dessen, was mit dem Kreuzessymbol bisher assoziiert worden ist, wiederhole ich zunächst, was ich im Frühjahr 1932 anläßlich von Leo Frobenius „Schicksalskunde“ schrieb, da ich das zu sagen Erforderliche besser als durch den Hinweis auf Frobenius' kulturmorphologische Entdeckungen kaum klar machen kann. „Nach Frobenius schreitet die wahre Kulturgeschichte der Menschen nicht von Begriff zu Begriff, sondern von Ergriffenheit zu Ergriffenheit fort. Begriffe, mittels welcher die Wirklichkeit gemeistert wird, sind die letzten Ausdrucksformen vorherbestehenden Lebensgefühls; alles das, was nachträglich als leitende Idee oder hervortretendes Prinzip zu deuten ist, tritt zunächst als unwillkürlicher und unverstandener Ausdruck in die Erscheinung. Diese oder jene Seite der totalen Wirklichkeit ‚ergreift‘, in einsinniger Folge, oder periodisch, oder von Landschaft zu Landschaft, eine Menschenart mit der Wucht ausschließlicher Besessenheit. Und aus dem besonderen Ergriffensein überhaupt ergibt sich dann a posteriori die jeweilige Kulturgestaltung. So hat jeweils das Sinnbild des Tieres, oder der Pflanze, oder der Sonne, oder des Mondes, oder die geschaute schaffende Natur, oder ein als Wirklichkeit erlebtes geistiges Jenseits die Menschen ergriffen. Einmal ergriffen,

waren diese unfähig, irgend etwas anders zu erleben als eben von ihrer vorherbestehenden Besessenheit her. Hörte diese nun aber auf, dann verlor alle Sondergestaltung der jeweiligen Kultur auf einmal ihre lebendigen Wurzeln. Und ebenso schroff grenzen Landschaften verschiedenen Lebensgefühls gegeneinander ab. So steht fest, daß seit paläolithischen Tagen eine unverrückbare Lebensgefühlsgrenze auf dem Vogesenkamm verlaufen ist. Die letzte Ergriffenheit der westlichen Menschheit ist die durch die Tatsachen gewesen. Tatsachen im heutigen Verstand sind vor dem 18. Jahrhundert kaum bemerkt worden. Aber vom 19. ab wurden sie so ausschließlich bemerkt, wie in früheren Zeiten nur magische Zusammenhänge das Bewußtsein beeindruckten. Aus diesem Besessensein durch die Tatsachen allein — welche Besessenheit genau gleicher Art ist, wie dies jede Besessenheit war — und nicht etwa aus endgültig konsolidiertem geistigen Vorgeschrittensein erklärt sich die ungeheure Dynamik des technischen Zeitalters. Es höre aber diese Besessenheit auf — und alle Fragestellungen, welche das 18. Jahrhundert zuerst zur Macht berief, werden erledigt sein.“

Auch die heidnischen Römer waren natürlich „ergriffen“: nämlich vom Pathos der Hingabe an die *res publica*. Aber sie waren als reine Adler-Menschen nur „objektiv“ ergriffen, und im übrigen war ihre Haupt-Zielrichtung die Politik und damit die unterpersönliche und blinde Gana-Welt. Deswegen stellte sich ihnen die Frage persönlicher Ergriffenheit wahrscheinlich weniger, als irgendeiner historisch bedeutsamen Menschenart. Ebendeshalb verkörperte die Stoa ihr letztes weltanschauliches Wort. Demgegenüber bewirkte der Christus-Impuls eine plötzliche ebenso ausschließliche Akzentlegung auf den genauen Gegenpol des Adlers; der ist aber das Kreuz. Hier nun aber handelt es sich nicht nur um Ergriffenwerden durch Bestimmtes, die Vorbedingung alles Erlebens nicht allein, sondern auch alles Tuns — ohne brennendes Interesse für einen Gegenstand wendet ihm keiner seine ganze Energie zu — sondern die Höchstbewertung des Ergriffenwerdens an sich im Zeichen der Wahrhaftigkeit.

Mit diesem Satze fassen wir den Kern des Christentums. Mit ihm erweisen wir abschließend, daß es sich beim Christus-Impulse in der Tat um einen entscheidenden Fortschritt im Prozeß des Einbruchs des Geistes handelt, und daß hier das tiefste Wesen des Christentums liegt. Mit diesem Satze geben wir zugleich den Schlußbetrachtungen des Weltfrömmigkeits-Kapitels ihren letzten Sinngehalt. Der Adler-Mensch will nur die Welt ergreifen; nicht nur die Frage persönlicher Ergriffenheit, sondern auch die der Wahrheit stellt sich ihm nicht, außer in dem Verstand, daß Wahrheit Machtmittel sein kann; und keinesfalls stellt sich ihm die der Wahrhaftigkeit. Deswegen lügen und betrügen Staatsmänner und Feldherrn so völlig unbefangen, wenn sie's für nützlich halten. Der Geist nun kann ausschließlich im Zeichen der Wahrheit wachsen, und seine Vollendung findet er nicht in der Kongruenz von Vorstellung und Sein auf der Projektionsfläche wissenschaftlicher Erkenntnis, sondern in der Kongruenz von objektiver Wahrheit und subjektiver Wahrhaftigkeit. Deswegen brauchte Christus als erster in der Westwelt immerfort die Redewendung, daß er „die Wahrheit“ sei. Hiermit wären wir denn zu der ersten Feststellung dieses Kapitels über den Sinn von Leid und Kreuz zurückgelangt und können bei ihr anknüpfen. Wir schrieben: „Sein tiefstes einsames Wesen drängt jeden Menschen, der sich seiner auch nur ahnungsmäßig bewußt ist, über die Festlegung auf empirischer Ebene hinaus. Er fühlt: ich soll das Leben ganz so sehen, wie es wirklich ist, denn im Tiefsten will ich es. Ich soll ein neues inneres Gleichgewicht finden in der Wahrhaftigkeit, denn ich muß es tun, um zur Selbstverwirklichung zu gelangen. Doch zur Erfüllung dieses Gebots ist auch der tiefste Mensch als Ganzheit von Hause aus nicht reif; nur eine Metamorphose schafft in ihm den ersehnten und geforderten neuen Zustand. Dieser Prozeß aber ist schmerzlich. Und hier liegt der ganze tiefe Sinn des Leids.“ Das Christentum verharret nicht beim Leiden an sich: es fordert Auf-sich-Nehmen des Leids, um der Wahrhaftigkeit willen. Erstens in dem Verstand, daß dieses Leben zum größten Teile leidvoll ist, und die Wahr-

haftigkeit verlangt, es sich so einzugestehen, wie es tatsächlich ist. Zweitens, und vor allem in dem, daß nur Betonung der Wahrhaftigkeit als solcher den Geist zum Wachsen bringt.

Hiermit hätten wir unseren Begriff der Weltoffenheit, den wir im Weltfrömmigkeit-Kapitel fundierten und dann im folgenden mit der Wahrhaftigkeit verknüpften, mit dem der Wachheit in Zusammenhang gebracht, damit jedoch auf einen tieferen Sinn zurückbezogen. Nur integrales Erleben aller Wirklichkeit, so wie sie wirklich ist, entspricht der weltoffenen, fortschrittlichen, grundsätzlich nimmer festgelegten Artung des Menschen, denn nur auf Grund seines Verzichts auf alles Abblendende und Schützende, vor Schmerz Bewahrende gelangt sein tiefstes Wesen in unmittelbare Beziehung zur Welt, und nur in unmittelbarem Kontakt mit ihr kann es sich selbst vollkommen verwirklichen. Diese Verwirklichung muß weiter im Zeichen unbedingter Wahrhaftigkeit betrieben werden. Zugleich aber bedeutet dieses immer-mehr-sich-Öffnen im Zeichen der Wahrhaftigkeit fortschreitendes Erwachen, denn immer-mehr-sich-Eingestehen-können bedeutet eben dies; der Schlafende oder Träumende kann sich nichts eingestehen. So entspricht denn der christliche Impuls seinem Sinne nach wie kein zweiter, welcher historisch wirksam wurde, der ursprünglichen Eigenart des Menschen als des wesentlich sensitiven, gefühlsvollen, liebenden, allesbemerkenden wachen Tiers. Es ist wirklich wahr: *anima naturaliter christiana est*. Nur setzte eben mit dem Eingreifen des Christus-Impulses ein Aufstieg zu früher nie auf Erden verwirklichter Geistbestimmtheit ein. Woher aber nun die Vorzugsbedeutung des Leidens und des Schmerz-ertragens in diesem Prozeß? Sie rührt daher, daß einzig das, was weh, sehr wehe tut, den ganzen Menschen ergreift. Deswegen und insofern bedeutet Auf-sich-Nehmen des Leidens, so wie es Christus lehrte, den schnellsten Weg zum Ziel.

Hiermit haben wir Buddhas und Jesu Einstellungen und Erkenntnisse in den Zusammenhang gebracht, in dem sie tatsächlich stehen. Im Grundsätzlichen waren beide hohe Geister

nahe verwandt. Doch unsere Betrachtungen offenbaren andererseits, in welchen Hinsichten sie sich radikal voneinander unterschieden und inwiefern Jesus der spirituell tiefere war. Buddha war geistig „erwacher“ als dieser, und insofern bedeutet er gerade heute einen Leitstern erster Größe für die ganze Menschheit. Doch er lehrte nicht Auf-sich-nehmen, sondern Aufheben des Leidens mittels eines regelrechten psychoanalytischen Prozesses. Aus diesem Grunde konnte der Buddhismus seinerzeit keinen historischen Fortschritt einleiten: wie dies bei jeder Analyse geschieht, hinterließ auch die des Buddha den Menschen im irdischen Verstande letztlich unverwandelt, was immer in bezug aufs Jenseits wahr sei. Das irdische Wesen verwandelt sich nur von innerer Entscheidung zu innerer Entscheidung, am Kontakt mit so totaler Wirklichkeit, daß das totale Menschenwesen ergriffen und beeinflußt werden kann. Aber zugleich wird uns hier mit letzter Deutlichkeit die Absurdität des Versuches klar, in Christus einen „heldischen Mann“ zu sehen. Der Mut zum Ergriffen-werden durch alles Leid und damit zum Auf-sich-nehmen des Kreuzes bedeutet freilich höchsten Mut. So war Jesu Leistung freilich eine Heldentat im Sinn des russischen *pódwig*, welches Wort auch Sieg im Kampf bedeutet, doch in erster Linie Selbstüberwindung; dementsprechend ist der persönliche Mensch, der einen *pódwig* vollbringt, für russische Begriffe der *podwischnik*, das heißt der sich aufwärts bewegt unterwegs zur Heiligkeit. Doch wenn Worte weiter dazu dienen sollen, klar zu unterscheiden, dann war Jesus kein Held, sondern dessen genauer Gegenpol: er war eben der Dulder, der Leidensmann, der Schmerzensmann. Nur war er dies in positivem Verstand — nicht in dem negativen, in dem die geistlich Blinden dieser Tage den Christen sehen; er war kein Schwächling, keiner, welcher Schwierigkeiten aus dem Weg ging, kein Sucher des Friedens um jeden Preis. Er nahm gerade das Leidvolle bewußt und wach auf sich, was der Kämpfer meist durch angefachte Leidenschaft an seinem Erleben zu betäuben trachtet. Aber Christus war Dulder auch in einem ganz anderen Sinn, als etwa vom „göttlichen Dulder“ Odysseus

gilt. Letzterem passierte freilich sehr viel Unangenehmes, er klagte auch darob, doch verwandeln tat es ihn nicht, und seitens der Griechen wurde auch gar nicht vorausgesetzt, daß in seinem Leiden ein Positives liegen könne. Die auswegslose Tragödie war in bezug aufs Leiden der Griechen letztes Wort. Das christliche Dulden hingegen bedeutet, noch einmal, Auf-sich-Nehmen des Leidens im Zeichen der Wahrheit und Wahrhaftigkeit als des einen Wegs zur schöpferischen inneren Verwandlung.

Dieser Umstand unterscheidet denn auch den Christus-mythos radikal von all' den vielen, welche leidende und sterbende und wiederauferstehende Götter betreffen. Freilich hat jener alle älteren Mythen dieser Art, die in seinem Verbreitungsgebiet lebendig waren, in sich aufgesogen, so daß es der historischen Betrachtung und der Textexegese oft schwer fällt, die Grenze zu ziehen. Doch in Wesensfragen, wie sagten es schon, sind die Erwägungen dieser Disziplinen belanglos. Der an sich uralte Mythos vom gemarterten und sterbenden Gotte wurde seitens der Christenheit und nur seitens ihrer so verstanden, daß das Böse und Üble in der Welt für den Geist so sehr ein Mittel letzter Selbstverwirklichung bedeuten kann, daß die Gottheit selber es deshalb nicht verschmähte, den schmachlichsten aller Tode zu erleiden. Die älteren leidenden und sterbenden Götter waren nur „göttliche Dulder“; sie waren tragische Helden der Art, als welchen so viele Deutsche Jesus mißverstehen. Insofern sie aber Helden waren, war ihr Dasein auch unpersönlich und objektiv im vorhin bestimmten Sinn; das heißt nicht das persönliche und intime Erlebnis mit seinen persönlichen Folgen, sondern der objektive historische Tatbestand mit seinen äußerlich faßbaren Auswirkungen war Hauptsache dabei. Nun kann nicht geleugnet werden, daß nicht nur Paulus, sondern sogar Jesus selber ähnlich dachte: das heißt auch ihm war der objektiv bestehende Heilsplan und dessen Erfüllung das Entscheidende. Doch gerade hieran erweist sich besonders eklatant, wie wenig es in religiösem und metaphysischem Zusammenhang auf das Historische ankommt: es kommt auf das geistige Sein

an, und dieses braucht dessen Träger selbst nicht richtig zu erkennen, denn jeder, auch der größte und freieste Mensch ist durch die Tradition, in welcher er aufwuchs, innerlich gebunden. Was immer nicht nur Paulus, sondern sogar Jesus persönlich denken mochte — der wahre und im tiefsten Sinn ursprüngliche und wesenhafte christliche Tatbestand war der, welcher sich von Jahrhundert zu Jahrhundert immer klarer als seine Differentialmodalität herausgeschält hat. Heute kann es nicht scharf und deutlich genug gesagt werden, denn die ganze Zukunft der Errechnisse der christlichen Ära hängt davon ab: die Wahrheit der christlichen Wahrheit hängt nicht von derjenigen jüdischer oder vorchristlicher Eschatologie, von der Wirklichkeitsgemäßheit der Ideen des Sühnopfers, der Redemtion, der Erbsünde, der Sünde in irgendeiner ihrer vielen christlichen Bedeutungen, überhaupt nicht von irgendeiner bestimmten Dogmatik als solcher ab. Vielmehr sind alle Dogmen und alle Lehren Versuche, das christliche Urerlebnis auf gedanklich übertragbare Weise zu fassen, was natürlich desto schwerer gelang, je mehr das Unbewußte der Christen an vorchristlichen Vorstellungen haftete; also am allerschwersten am Anfang unserer Ära. Im übrigen aber sind alle bestimmten Lehren Hineinlesungen — ein bisher ungebrauchtes aber wichtiges und notwendiges Wort, weil außerordentlich viel geistig Wirkliches hier seinen Grund hat. Jedermann weiß, daß der dramatische Dichter eines vorgegebenen Stoffs bedarf, in den er sich versenkt, aus welcher Versenkung alsdann so originale Schöpfung hervorgeht, daß niemand überhaupt der ursprünglichen Übernahme gedenkt. Nun, nicht anders wie der dramatische Dichter verfährt jeder, indem er sich selbst realisiert. Aller Geist verwirklicht sich in Projektionen; projizieren aber kann er sich nur auf Vorhandenes. Je mehr er von diesem nun im oben bestimmten Sinn ergriffen wird, desto Eigenes, nicht desto Fremderes, entsteht. So ist es zu erklären, daß die Menschheit wieder und wieder in ein bestimmtes Buch das Universum hineininterpretiert hat — ich denke hier nicht allein an heilige Schriften, sondern auch an die Odyssee, die den

Griechen als Moraltextbuch galt, an die göttliche Komödie, an Faust — und daß an gleichem Text, um dessen exaktes Verständnis dabei ehrlich gerungen wurde, die verschiedensten und einander widersprechendsten Philosophien, Theologien und Theodizeen erwachsen sind. Woraus nicht etwa folgt, daß diese Praxis zu verwerfen sei, sondern wie notwendig es für die meisten Menschen ist, sich zu bestimmten übernommenen Texten zu bekennen. Anders können sie ihres Eigenen nicht innewerden.

Der differentielle Sinn des Sinnbildes vom Kreuz gegenüber dem des Adlers, und damit des Christentums gegenüber dem antiken Heidentum, ist, in der Sprache heutigen besten Verstehens ausgedrückt, der, daß im Geiste der Wahrhaftigkeit auf sich genommenes und getragenes Leiden verwandelt und damit den Prozeß des Einbruchs des Geistes vorwärtstreibt. Der christliche Geist ist in einer Hinsicht zum mindesten nicht nur der Gegenpol, sondern das strikte Gegenteil des antiken Heldengeists: während dieser verbietet, beim Leiden zu verweilen, beruht jener ganz und gar auf dem Sich-Eingestehen des Leidens. Sind äußere Siege am besten zu erfechten, wenn das persönliche Erlebnis fortgelacht wird, so ist inneres Vorwärtskommen ganz und gar durch bewußte Hingabe an dessen Prozeß in all seinen Phasen gebunden. Und dieses innere Vorwärtskommen allein erkannte das ursprüngliche Christentum als Ziel an. Wie keine zweite Religion ordnete es alles dem Wachstum im Geiste unter. Was dieses Wachstum fördert, ist gut; was es hemmt, vom Übel. Damit erweist sich das Leiden als besser als der Triumph. Denn nur wer sich restlos eingesteht, was in ihm vorgeht, wer das Erlebnis durch Aufmerksamkeit so weit als möglich steigert und vertieft, nur der gelangt zu einer höheren Stufe der Durchgeistigung als die es war, von welcher er ausging. Solches Eingestehen ist aber allemal und ausnahmslos an Schmerz und Leiden gebunden. Selbstanalyse, Gewissensforschung, Kampf mit sich selber, Selbstüberwindung, Reue — sie alle sind Vorgänge inneren Umsatzes, welche wehetun. Und nur wer hier keinerlei Schmerz betäubt,

sondern alles auf sich nimmt im Zeichen letzter Wahrhaftigkeit, nur der kommt voran.

Dies gibt denn dem Täter vor dem Schauer und Vorsteller vom Standpunkt der Verwirklichung des Ideals des Kreuzes eine Vorzugsstellung. Das Böse in sich wirkt der allein aus, der es real begeht oder an welchen es real herantritt und der also mit dessen massiver Wirklichkeit praktisch fertig werden muß. Und nur sehr wenigen Menschen bedeuten ihre bloß innerlichen Erlebnisse, zumal Phantasievorstellungen, so viel, daß sie die Wirkungskraft von Karma und Schicksal haben. Doch das ist noch nicht alles. In der Bhagavat-Gita spornt Gott Krishna den Ardhshuna, welchem er andererseits die Wahrheit über die letzten Dinge mitteilt, an, sein Täter-Dharma zu erfüllen, indem er gegen seine liebsten Verwandten kämpft und sie, wenn möglich, tötet: die Moral dieser Geschichte ist, daß es den schicksalsmäßigen Zwiespalt auszuhalten und auszuleben gilt. Nun, in solche Situation gerät überhaupt nur der Täter, niemals der Theoretiker. Nur jener kommt in die Lage, echte Schuld auf sich zu nehmen, für Niewiedergutzumachendes die Verantwortung zu tragen und das Böse, „welches das Gute schafft“, zu tun und es sich dabei ganz als böse einzugestehen. Darum heißt es von so vielen geistlich Größten aller Länder und Zeiten, sie seien ursprünglich böse Menschen gewesen. Deswegen ist unter solchen kein Theoretiker zu finden. Deswegen entstammten so viele von ihnen Königs- oder ältesten Adelsgeschlechtern. Deswegen entsprossen so unverhältnismäßig viele Heilige gerade der Christenheit dem Kriegerstand.

Der Weg des Kreuzes, des auf sich genommenen und freiwillig getragenen Kreuzes, bezeichnet sonach tatsächlich den Weg zur höchsten auf Erden erreichbaren Durchgeistung. Aus dem (vom Standpunkt aller westlich-vorchristlichen Geschichte) Paradoxalen dieses Umstands erklären sich alle Übersteigerungen der Wahrheit, welche wieder und wieder Glauben gefunden haben, als da sind die Bejahung oder gar Verherrlichung der Unehre, der Schande, Schmach, Verachtetheit, des Elends, der Häßlichkeit und Krankheit. Solche Übersteige-

rungen sind ihrem tiefsten Sinne nach nicht Reaktionen und Überkompensationen in bezug auf das antike oder sonstige Herrentum, sondern nur Überbetonungen der Wahrheit, daß stärkstes Ergriffen-werden in richtiger Einstellung die größten und im positiven Verstande schöpferischsten inneren Wandlungen zeitigt. Eben dieser Umstand erklärt jene Epidemien des Leidenwollens, die innerhalb der Christenheit immer wieder grassiert haben, handele es sich um Selbstgeißelung oder sonstige Mortifikation, sowie den einzigartigen Zulauf, welchen von jeher, auch außerhalb des christlichen Kosmos, gerade harte Bußprediger gefunden haben. Kein Florentiner in Florenz' künstlerischster Zeit hatte je solchen Massenerfolg, wie Savonarola, welcher alle Schönheit hinzuopfern gebot. Hier handelt es sich um ein ganz anderes, als die Kasteiung des Fleisches, wie es am weitesten die Inder und Tibetaner ausgebildet haben. Solche Kasteiung legt auf das Leiden an sich gar keinen Wert: es soll nur der Wille gestählt, der Geist enthaftet, die Seele dank bewährtem Training ausgebildet werden. Beim Yogi (wie übrigens auch beim Jesuiten) liegt auf dem Leiden ebensowenig der Nachdruck, wie beim Sport-Trainer. Beim christlichen Auf-sich-nehmen des Kreuzes hingegen wird das bejahte und betonte Leiden an sich als Weg zum Heil verstanden.

Das ist die eine, die individuelle Seite des Kerns des Christentums im Zusammenhange westlicher Geschichte. Die soziale beruht darauf, daß betontes eigenes Leiden die Fähigkeit zum Mit-leiden schafft, wodurch das Auf-sich-nehmen des Leidens den Trieb weckt zur Besserung der Welt. Schauder faßt einen, wenn man sich selbst ganz deutlich macht, wie hohe Geister gleich Plato und Aristoteles ganz selbstverständlich über Sklaven dachten; zumal diese oft gestern erst Könige gewesen waren. Sie stellten überhaupt nicht in Frage, daß diese menschenunwürdig behandelt, ja beliebig mißhandelt werden dürften. Ihnen fehlte absolut jene Phantasie des Herzens, an welcher es heute noch den allermeisten Asiaten gebricht. Die erwacht erst bei Bejahung und Betonung des eigenen Leidens. Es ist offenbar psychologisch möglich — allzu reichliche Erfahrung

beweist es — daß sonst tiefe und gute Menschen andere Wesen, die sie für geringer erachten, mit gutem Gewissen aufs grausamste mißhandeln, wenn sie sich nie ihr eigenes Leiden eingestanden haben. Bedenken wir von hier aus normalste Erscheinungen nicht der vorchristlichen, sondern gerade der christlichen Ära, dann wird uns klar, wie sehr die Botschaft vom Kreuze ewig aktuell ist. Zu unserer Zeit sind gerade kleine Leute, deren Leben hart ist und welche hart sein müssen gegen sich selbst, um durchzuhalten, gegen ihresgleichen die unbarmherzigsten. Selten gestehen sie einander das Recht zum Kranksein zu, selten schonen sie einander, und Verlust von Beschäftigung und Nahrung bemitleiden sie selten. Bei Bauern, deren Grundeigenschaften aus irgendeinem Grund überall auf Erden Nüchternheit und Geiz sind, begegnet man allzuoft noch im heutigen Deutschland gleichbedeutenden Zuständen, wie solche Jeremias Gotthelf so erschütternd aus der Schweiz geschildert hat: daß der Arme selbstverständlich verachtet und verhöhnt und als rechtlos behandelt wird, soweit dies die geltenden Gesetze irgend erlauben. Diese Härte kleiner Leute ist viel härter als alle, welche Standeshochmut jemals bewies, denn erkennt der Hochgeborene oder -gestellte Geringere auch nicht als gleichberechtigt an, so empfindet er doch keinen Neid und tut meist gerne wohl, so gut er's eben versteht. Wo aber Oberschichten sehr hart und grausam gegen Geringere sind, da hängt dies allemal mit der gegen sich selbst geübten Härte zusammen. Wo immer Menschen also hart gegen sich selber sind, da gilt das Römerwort *homo homini lupus*. Und es gibt nur einen Weg, die Phantasie des Herzens und damit Mit-leiden zu wecken: sich sein eigenes Leiden einzugestehen.

Ist dieses nun aber tief geschehen, dann schmilzt die Härte auf die Dauer ganz von selbst; sie wird physiologisch fortlebensunfähig. So erklärt es sich, daß der Christus-Impuls, so hart Jesus selber allen gegenüber dachte und war, welche nicht zu ihm gehörten, so lieblose und grausame Vorstellungen noch vielfach bis heute, dank dem Buchstabenglauben an Texte aus vorchristlicher Zeit, mit der Religion der Liebe verknüpft werden,

zwar langsam, aber dafür unaufhaltsam zu fortschreitender Vermenschlichung geführt hat — und warum dies andererseits ausschließlich vom Christus-Impulse gilt. Weder in der indischen Bhakti noch dem buddhistischen Mitleid noch in der konfuzianischen Gefühlkultur liegt der Antrieb, das Leben aller praktisch leichter und besser zu machen. Der Inder denkt nur an das einsame Selbst; um dieses Selbstes, nicht um der anderen willen, soll er wohl tun. Der klassische Chinese war gut zu denen allein, zu welchen er in einem der anerkannten Bindungsverhältnisse stand. Kein vom Christus-Impulse Unberührter kennt eben die christliche Einstellung zum eigenen Leid, dank dem es in schöpferischer Verwandlung der Seele zum Mit-leiden mit allem Leiden führt und zum Tragen nicht nur des eigenen Kreuzes, sondern aller Kreuze. Hier liegt der ewige Sinn, des Sinnbilds von Christi Erlösungstod. Keine andere Religion hat von sich aus Heilige hervorgebracht oder im Bilde vorgestellt, wie Dostojewskys Starez Sossima, welcher aufrichtig behauptete, an aller Schuld anderer mitschuld zu sein, denn Ramakrishnas Demut wäre ohne noch so unbewußte Teilhabe am Christus-Impulse ungeboren geblieben. Dank Rezeption des Christus-Impulses haben wir den Orientalen gegenüber ursprünglich Liebe-ärmeren Okzidentalern aus der Möglichkeit des Mitleidens die meisten praktischen Folgerungen gezogen, und die wirken sich nun ihrem eigenen inneren Gesetz gemäß aus, wenn nicht in uns, dann durch Kontaktmetamorphose in anderen Völkern, wie unwürdig immer wir Abendländer unserer Lippenbekenntnisse geworden seien. Die christliche Einstellung als solche, als kosmische Situation, weckt und fördert und bildet und steigert eben die Phantasie des Herzens. Der Mensch, in welchem diese vollkommen lebendig und allbeherrschend geworden ist, der leidet ursprünglich und höchstpersönlich an fremdem Leiden nicht minder als am eigenen. Ja, er leidet mehr an ihm. Eigenes vermögen eigentlich alle auszuhalten, Fremdes diejenigen allein, denen es an Einbildungskraft gebricht; denn für den Geist, der sich in Bildern auslebt, ist die Vorstellung wichtiger als die Tatsächlichkeit. Die Richtung der Phantasie

auf den Nächsten aber hängt von der freien Akzentlegung ab. Diese herbeigeführt zu haben, ist die soziale Menschheits-Großtat des Christentums.

Denken wir von hier aus noch einmal an die Betrachtungen des Weltfrömmigkeits-Kapitels zurück, dann wird uns zunächst klar, warum gerade die Deutschen sich zum Christentum bekehren mußten. Von einer Menschenart, welche ursprünglich ganz auf Er-Leben eingestellt ist, auf inneres Wachstum und innere Verwandlung, gilt mehr als von jeder anderen, daß ihre anima naturaliter christiana ist, welche Erwägung wieder einmal beweist, daß die Zugehörigkeit zum christlichen Kosmos in erster Linie keine konfessionelle und nicht einmal eine religiöse, sondern eine psychologische Frage ist. Es wird ferner klar, daß das nordisch-heidnische Lebensgefühl keinen Gegensatz, wie im Falle des antik-heidnischen, sondern eine Vorstufe zum christlichen darstellt. Jenes leidenschaftliche Suchen nach auswegloser Tragik, jener unmitigierte düstere Todeswille, jene Überzeugtheit vom Untergang, der gar nicht abgewendet werden soll, jenes die Treue oder das Wort halten gerade dort, wo bewußtermaßen dadurch Unheil über Teuerstes kommen muß — alle diese Ausdrücke „sinnlosen Heldentums“, wie ich's in „Deutschlands wahrer politischer Mission“ hieß, schreien geradezu nach Christentum, denn nur dieses kann solcher Lebensrichtung spirituellen Sinn geben. Nur der Weg der inneren Auseinandersetzung, des Auf-sich-nehmens des Schicksals, der Selbsteinkehr und der Einstellung auf das Innenleben ist beim Deutschen im höchsten Sinne fruchtbar. Das Geminale seines Gemüts verbietet es, daß er als Adlermensch jemals Vollendung auf hohem Niveau erreichte. Daher denn der Sondercharakter des besten deutschen Soldatentums. Dieses war schon vor der Bekehrung zum Christentum ein naturaliter christliches, und eben deshalb leuchtete gerade den kriegerischen Deutschen die christliche Wahrheit so tief ein. Der deutsche Krieger will zutiefst weniger siegen als sterben. Auf dem Selbstopfer liegt bei ihm der Nachdruck. Er kennt nicht den süßen Tod der alten Griechen, sondern nur den bitteren. Hier

hat das extreme Gehorsams- und Treuegebot seinen Grund, zu dem er sich bekennt, hier auch jene nur-deutsche Auffassung der Pflichterfüllung, deren bloße Klangfarbe beweist, daß sie grundsätzlich nicht nur gegen die eigene Neigung, sondern auch gegen die eigene Überzeugung und allem wohlverstandenen Interesse zum Trotze zu erfolgen hat. Aber hier wurzelt auch die Tatsache, daß Deutschland von jeher die Hauptheimat der Landsknechte und der Söldner war: nicht auf die Sache, um die gekämpft wird, kommt es Deutschen ursprünglich an, sondern auf die Bereitschaft zu sterben, gleichviel für wen und wozu. Und ebendeshalb erschien der urdeutsche Hindenburg größer, da er sein Heer pflichtgemäß heimführte und später Regierungen und Systeme mit seiner Autorität deckte, die ihm im Herzen zuwider sein mußten, denn als siegreicher Feldherr. Das deutsche Offizierskorps aber war in allen seinen großen Zeiten einem Orden vergleichbarer, als gleichen Standesvereinigungen bei irgendwelchen anderen Völkern. Der deutsche Kriegsmann lebt scheinbar das typische „objektive“ Heldenleben. Das Selbst bedeutet nichts, Volk, Vaterland, Tat, Leistung, persönlich nicht erlebter Nachruhm bedeuten alles. Aber so sieht doch kein echter und tiefer Deutscher den großen Soldaten. Er legt den Nachdruck darauf, daß gerade das Hin- und Preisgeben alles Eigenen, dank den objektiv gültigen Gesetzen der Psychochemie, zu tiefster Durchgeistung führen kann. Unabwendbar wächst ja der Geist von persönlichem Entschluß zu persönlichem Entschluß, von getragener Verantwortung zu getragener Verantwortung, von Opfer zu Opfer, wenn er nur mit sich selber ringt dabei. Also ist gerade der große deutsche Kriegsmann zutiefst kein Adlermann, sondern ein eminent christlicher Typus.

Immerhin kann kein Krieger als solcher reiner Kreuzesmann sein. Von hier aus gelangen wir denn zur Bestimmung dessen, was das entwickelte historische Christentum vom Urchristentum wesentlich unterscheidet. Dieses legte allen Wertakzent auf den Leidenspol im Menschen, aufs Kreuz; den Adler verleugnete es. Doch dabei blieb es nicht. Wie das Imperium

selber christlich ward, da bekehrte sich auch der Adler zum Kreuz. Fortan nun erfolgte alle Weiterentwicklung in beider Zeichen, und diese Synthese auf höherer Ebene hat allen Fortschritt der christlichen Menschheit von innen her bestimmt. Jesu und Pauli Lehre war durchaus orientalisches. Die wahrhaft christliche Geschichte aber fand nicht nur dem Raume, sondern auch dem Geiste nach im Westen statt — und in diesem Zusammenhange ist es symptomatisch, daß die einzige orientalisches verbliebene große Kirche, die griechisch-orthodoxe, von der Geschichte als solcher nichts wissen will. Von Weltbeherrschern einerseits und leidenden Göttern andererseits kündigt früheste Mythe auf der ganzen Welt. Mit Jesus und seinen ersten großen Jüngern wurde das Leiden als Angel inneren Aufstiegs und damit als Pforte zum Heil erkannt und anerkannt. Das im Westen vollerblühte Christentum nun aber schuf eine vom Urchristentum bewußt nie vorgesehene Integration des Vorchristlichen und des Christlichen auf höherer Ebene, welche den Kreuzes- und den Adlerpol, welche beide in jedem Menschen leben und welche beide lebensnotwendig sind, zu einem wunderbaren Einklang brachte. Dieser Einklang bedeutet viel mehr als die Korrelation dessen, wofür die griechischen Worte Ethos und Pathos oder die chinesischen Yang und Yin („das Schöpferische“ und „das Empfangende“) stehen: er bedeutet eben die Überwindung des Entweder-Oder, das auf der Naturebene am deutlichsten in der Mann-Weib-Polarität zum Ausdruck kommt und auf der moralischen im Gegensatz von Gut und Böse. Es ist seltsam, daß Nietzsche niemals bemerkt hat, daß gerade das vollerblühte Christentum im einzig annehmbaren Sinne jenseits von Gut und Böse stand. Dieses leugnete nie, daß Leiden ein Übel ist, es erkannte jedoch zugleich, daß es dem Guten dienen kann. Es leugnete nie, daß Töten böse ist, und doch bejahte es innerhalb bestimmter Grenzen alles Adlertum. Es schuf eine intensive Einheit von Kreuz und Adler.

Diese äußerte sich am vollendetsten in der allerchristlichsten aller Erscheinungen des Christentums: im Rittertum. Es ist

kein Zufall, sondern es entspricht tiefster Notwendigkeit, daß die christlichsten Jahrhunderte die ritterlichsten waren und umgekehrt. Weder der antike noch auch der nordische Heide war ritterlich, und für die Neuheiden dieser Zeit ist nichts charakteristischer, als daß auch in ihnen das Gefühl für Ritterlichkeit unaufhaltsam stirbt. Ritterlichkeit setzt gegenseitige Durchdringung und Vermählung von Kreuz und Adler voraus. Der ritterliche Krieger bejaht und ehrt den Schwachen; er fühlt sich verpflichtet, ihn nicht auszubeuten, sondern ihn zu schirmen. Der Ritterliche ist innerlich gebunden durch ein Ideal, welches den Tod als Tor zur Wiedergeburt anerkennt — eine Vorstellung, welche dem reinen Adlermenschen völlig fremd ist. Dem Ritterlichen bedeutet die Ehre mehr als Sieg, weswegen er sich durch Niederlage nicht gedemütigt fühlt und auch seinerseits Besiegte niemals demütigen will. Der Ritterliche ist nach außen zu stolz und kampfesfroh, nach innen zu aber demütig und leidensbereit. Das Töten und Zerstören und damit Auf-sich-nehmen tragischer Schuld gehört genau so zu ihm, wie das Sünderbewußtsein, wie Leidensbereitschaft und Demut gegenüber Gott. Hier durchdringen einander Ethos und Pathos so vollkommen, daß schwer zu entscheiden ist, was Demut ist, was Stolz, was Sünderbewußtsein und was Ja-sagen zur Tragödie, was Helden- und was Kreuzestod. Dem Ritterlichen bedeutet Ehre niemals Ansehen, sondern Behauptung seiner rein-persönlichen und nur innerlich bedingten Integrität, weshalb er jedem seine Ehre zuerkennt und nie daran denkt, den Feind zu erniedrigen. Eben deshalb gehörte zu den vornehmsten Rittertugenden auch die Höflichkeit. Es ist offenbar nicht möglich, alle zu lieben, denn Gefühle gehorchen keinem Gebot. Wohl aber ist es möglich, durch entsprechendes Verhalten zu zeigen, daß man aller subjektives Dasein als gleichberechtigt anerkennt. Eben dies leistet die Höflichkeit. Und darum bedeutet diese ein sehr viel Tieferes als alle Gutmütigkeit und alle Geradheit. Über diesen speziellen Punkt muß in dieser Periode der Generalrevolte der Erdkräfte etwas mehr gesagt werden. Niemals der Tiefe, sondern nur der spirituell Oberflächliche schätzt Höflichkeit gering.

Vulkane und Springfluten sind freilich grob und rücksichtslos, und anderes ist von ihnen billigerweise auch nicht zu verlangen. Es gibt andererseits die *Delicadeza* (*SM, VIII*), die nur der Angst vor unangenehmen Eindrücken entspringt und im direkten Gegensatz zum Wahrhaftigkeitsideal besteht; die ist spirituell bedeutungslos, so sehr alle Schönheit auf Erden von ihrer Hochentwicklung abhängt. Doch die wahre Höflichkeit bedeutet praktische Bejahung des sonderlichen Seins jedes anderen; sie ist das einzige Mittel, solches sicher und verständlich zu bejahen. Darum bedeutet Mangel an Sinn für den Wert der Höflichkeit grundsätzlich immer Mangel an Spiritualität. Bekanntlich vertrat Franz von Assisi geradezu die Überzeugung, Gott habe Sonne und Mond und alles Gute und Schöne auf Erden aus *Courtoisie* erschaffen

Soviel von der Höflichkeit als einer der Kardinaltugenden des ritterlichen Menschen. Vor allem nun aber lebt der Ritterliche ganz und gar im allerchristlichsten Zeichen des Wahrhaftigkeitsideals — und die bloße Möglichkeit, ohne Übergang hintereinander die Höflichkeit und die Wahrhaftigkeit als Attribute des Ritters zu behandeln, beweist, um ein wie Tiefes es sich bei ersterer handelt. Es ist unritterlich, zu lügen und zu betrügen. Der Mann muß unbedingt zu seinem Worte stehen. Er muß sich bei dem bescheiden, was er wirklich ist, sonach im einzig wertvollen Verstand bescheiden sein, was Vorspiegelung falscher Tatsachen ausschließt. Er muß den Mut haben, alle Dinge so zu sehen, wie sie wirklich sind. In diesem Sinne geht die westliche exakte Wissenschaft in erster Linie nicht auf den Erkenntnistrieb, sondern auf das Rittergelübde zurück und ist damit ohne Christentum undenkbar. — Schauen wir, an diesem Punkte angelangt, beide Hauptseiten des christlichen Höchsttypus zusammen, die nach innen und die nach außen zu gekehrte, und berücksichtigen dabei alle bisherigen und alle aus der Erfahrung als möglich erwiesene Entwicklung, so dürfen wir nunmehr sagen: Der wahre Christ ist der Mensch, welcher in allem und jedem aufs Ganze und aufs Letzte geht. Aufs Ganze und Letzte ging Jesus selbst seiner besonderen Sendung

gemäß; aufs Ganze ging jeder Apostel und jeder Märtyrer. Die spätere Kirche setzte den Menschen als Ganzheit zu der des Weltalls in notwendige Beziehung, der Ritter aber trat ganz für seine Wahrheit und seine Ehre ein. Der wahre Christ setzt sich allezeit ganz und ohne Vorbehalt ein, ob er todesmutig kämpft oder ob er, in bewußtem Selbstopfer, den Kelch des Leidens bis zur Neige leert; ob er sich als Mann der Tat ganz durchsetzt oder als Mann der Erkenntnis sich alle erkannte Wahrheit vollkommen eingesteht, so wie sie ist, oder ob er, endlich, allen Schmerz so stark leidet, wie er tatsächlich wehetut und in diesem Sinn der letzten Wahrhaftigkeit durchhält. Jetzt dürfte vollkommen klar sein, warum der Christus-Impuls einen so ungeheuren, einzig dastehenden Fortschritt im Prozeß des Einbruchs des Geistes einleiten mußte: das Gebot, überall aufs Ganze und Letzte zu gehen, erschuf im Menschen eine nie dagewesene Bereitschaft, alle Einflüsse und Erfahrungen innerlich zu verarbeiten. Demgegenüber konnten Reaktionsperioden und sogar Mißverständnisse, welche die christliche Wahrheit in ihr Gegenteil verkehrten, wenig bedeuten: sobald sich ein Mensch überhaupt als echter Christ darstellte und bewährte, setzte der Prozeß des Einbruchs des Geistes sich in ihm schöpferisch fort.

Die Entchristlichung der christlichen Menschheit, die erst in den letzten Jahrzehnten so offenbar geworden ist, daß keiner, welcher Augen hat, zu sehen, und Ohren, zu hören, sie mehr leugnen kann, begann, wie wir jetzt schließen können, in Wahrheit mit dem Augenblick, da diese Menschheit exklusiv aktivistisch ward. Wissenschaft und Technik sind freilich Kinder des christlichen Geistes. Doch nur solange sie die Synthese von Kreuz und Adler zu lebendigem Hintergrunde hatten, wirkten sie sich positiv aus. Sobald sie sich, das Kreuz verleugnend, allein zum Adler zu bekennen begannen, setzte jener Prozeß der Entmenschung ein, deren wahrscheinlichen Höhepunkt meiner Generation zu erleben Schicksal ist. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gewann das Destruktive des Adlers immer mehr die Oberhand. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt schwanden

die christlichen Tugenden immer mehr dahin. Es gibt wenig Unritterlicheres als den modernen Geschäftsmann, welcher das Leben der Zahl opfert, oder auch den lebensfremden Beamten, welchem die Sache über die Seele geht. Es gibt nichts Unritterlicheres als den Geist des klassenbewußten Proletariats, denn so meinte es Jesus nicht, da er die Mühseligen und Beladenen pries. Aber auch das Neu-Heidentum ist keines ritterlichen Geistes Kind. Ohne Bekenntnis zum Geist als letztentscheidender Instanz ist Ritterlichkeit unmöglich; wo der christliche Rittergeist verleugnet wird, dort ist aller Bedrückung, aller Verfolgung, allem Zwang grundsätzlich Tür und Tor geöffnet; grundsätzlich besteht die Möglichkeit, daß es noch viel schlimmer wird als zur Zeit des spätantiken Heidentums. Eine vielversprechende Möglichkeit in diesem Sinn verkörpern die Bolschewisten. Aber nicht allein die Ritterlichkeit verfiel mit der christlichen Gesinnung: unaufhaltsam schwanden mit ihr Treu und Glauben überhaupt und das Verpflichtetheitsgefühl gegenüber dem Wahrhaftigkeitsideal, denn nur der christliche Geist hat dieses je vertreten. Machiavelli und Hobbes waren die ersten großen Zeichen der Entchristlichung am politischen Himmel. Daß deren Geist heute die ganze „christliche“ Welt beherrscht, wird kaum ein Nichtblinder leugnen. Heute aber verblaßt das Wahrheits- und Wahrhaftigkeitsideal überhaupt. Daher die wachsende Feindschaft gegen Objektivität einerseits und persönliche Überzeugung andererseits, womit die Gewissensfreiheit ähnlich unterzugehen droht, wie ihrerzeit die hellenische Kalokagathie.

Doch der Geist ist nun einmal eingebrochen in unsere dunkle Welt, und die mit dem Christentum erreichte Etappe ist als organische Verwandlung nie mehr rückgängig zu machen. Deswegen muß sich das Weltgesetz äußern, daß von dem, welcher wissen kann, anderes verlangt wird, als vom Nicht-Wissenden, und daß sich Fehler entsprechend dem Wachheitsgrade rächen. Deswegen muß furchtbares, ungeahntes Leiden die Folge sein jeder von den positiven Errungenschaften des Christentums abführenden Entwicklung. Genau wie das Fortschrittszeitalter mit

seinem aus moralischer Feigheit geborenen Optimismus ausklingen mußte in den Greueln von Weltkrieg und Weltrevolution, so muß der Rückfall in vorchristliche Zustände zu dem führen, was die Propheten als vormessianische Drangsal so erschreckend helllichtig vorwegnahmen. Für alle Tiefen hat diese Drangsal schon begonnen. Es ist vollkommen ausgeschlossen, daß das mögliche gute Ende in irgendeiner der äußerlichen Richtungen liegt, welche zur Zeit, da ich dieses schreibe, die bewußten Gegenstände so vieler Hoffnungen sind. Alle wahren Ziele, die diese Krise im guten lösen können, liegen im Innern des Menschen beschlossen: in der Erreichung eines noch höheren Grades der Durchgeistung und Beseelung, als ihn das Christentum einleitete.

Weil dem so ist, deswegen mußte in einem modernen Buch vom persönlichen Leben das Hohelied des Leides gesungen werden. Äußerlich ist die Menschenwelt zur Zeit dieser Weltrevolution freilich so grauenvoll, wie es nur irgendeine frühere war. Aber der dank der Hingabe an die Technik insektifizierte Mensch schließt sich andererseits mehr, als jemals früher der Fall war, von möglichem Erleben ab; der meisten Seele trägt schon einen Chitinpanzer. Der nun muß an erster Stelle eingeschmolzen werden, wenn anders es in der Entwicklung aufwärts gehen soll. Alles wahre Zukunftsheil wird von denen und von denen allein kommen, die das unsägliche Leid gerade dieser Zeit ganz tief erleben. Daß dem so sein wird, wird sich bald auch in der Verwandlung der äußeren Erscheinung manifestieren. Die exklusiven blinden Adlermenschen werden mit der Zeit verschwinden und bald vergessen sein. Auf die Dauer werden sie sich alle gegenseitig ausrotten oder aber innerlich zusammenbrechen, denn kein Mensch hält einseitige Betonung des Plus-Pols des Lebens ohne jede Selbsteinkehr sehr lange aus. Hieraus folgt denn wieder einmal, daß das intime persönliche Leben gerade jetzt unvergleichlich viel wichtiger ist als alles öffentliche mit seinen allerhöchsten Tugenden. Mehr vielleicht noch als zu Beginn unserer Ära gilt es heut, sich alles Leid einzugestehen, das eigene sowohl als das der Welt. Mehr denn

je kommt es gerade heute auf persönliche Ergriffenheit an. Mehr denn je früher ist heute der Einzelne die Angel der Welt. Dies gibt denn dem Einzelnen und Einzigen, ob er auch allen Hintergrund verloren habe, einen gewaltigen, niedagewesenen Vordergrund. Starb der eine Christus für alle, so kann heute jeder in analogem Sinn für alle leben. Nur muß er dazu unbedingt wahrhaftig, unbedingt mutig dem Leiden gegenüber und unbedingt treu sich selbst gegenüber sein.

X.

FREIHEIT

Wie kommt es, daß das abendländische Ideal der Freiheit im Lauf des letzten Jahrhunderts fortschreitend nicht Wirklichkeits-steigernd, sondern -verderbend gewirkt hat? Denn ohne daß dem so wäre, bliebe die Anti-Freiheitlichkeit des jüngsten Zeitgeists unverständlich. So und nicht anders muß unsere erste Frage lauten in bezug auf das Freiheitsproblem in dieser Wendezeit. Denn mit theoretischen Erwägungen über das Ideal und Klagen über dessen Verleugnung ist nichts dem persönlichen Leben Förderliches zu erzielen. — Nun, dies hat nichts, aber auch gar nichts mit der Freiheit an sich zu tun. Es kommt daher, daß fortschreitend mehr Menschen solcher Art in die Geschichte einzugreifen begannen und diese zuletzt bestimmten, welche nicht reif zu der Freiheit waren, auf welche ihnen verbrieftes Recht zuteil geworden war. Heute wird vielfach, so besonders im fascistischen Italien, dem Ideal der Freiheit das der Verantwortung als ein höheres entgegenstellt: keinem echten Vertreter der großen europäischen Tradition fiel es ein, die Ideen von Freiheit und Verantwortung zu dissoziieren; selbstverständlich setzte die eine die andere. Gleiches galt von individueller Freiheit und Pflicht der Gemeinschaft gegenüber. Uralte Tradition, die durch das Christentum bis zur Stoa und durch die Rassenenerinnerung in anderer Richtung bis zum nordischen Heldenethos zurückreichte, hatte das Unbewußte der Oberschichten so tief gebildet, daß diese deshalb zuletzt dahin gelangten, den extremen Freiheitsbegriff des letzten Jahrhunderts als Rechtsforderung herauszustellen. Doch die Tragik des Menschenschicksals wollte es dieses Mal, wie leider die meisten Male, daß der Höhepunkt in einer Hinsicht mit einem Ende und einem unvorhergesehenen Anfang ganz von vorn

zusammenfiel. Nicht nur ward das, wozu nur wenige innerlich berechtigt waren, auf viel zu viele ausgedehnt, welche sich nun gegen die Urheber des Fortschritts wandten: die Oberschichten verloren selbst das Recht auf jene Freiheit; sei es, daß sie ihre Vitalität bereits verausgab hatten, oder daß das Unbewußte der Unterschichten in sie eindrang, so wie das der Neger in das Unbewußte der weißen Nordamerikaner (*A, I*). Vor allem aber gab es bald, beinahe plötzlich, so ungeheuer viel mehr Menschen, welche sich selbst bestimmen wollten, ohne dazu fähig zu sein, als je vorausgesehen worden war, daß sich daraus bald eine Situation ergab, welche die geltenden Vorurteile Lügen strafte. Zur Zeit Goethes zählten in Deutschland kaum über fünftausend Menschen; gestern taten es alle erwachsenen Millionen, heute tun es schon die Kinder, welche das öffentliche Leben in schwer zu überschätzendem Grade mitbestimmen. Hier setzte eine andere Kausalreihe ein, die mit dem Freiheitsproblem insofern zusammenhängt, als die Befreiung des Erkenntnistriebes sie ermöglicht hatte: der Siegeszug der Technik, welcher so vielen Menschen Lebensmöglichkeiten schuf, daß sich die Einwohnerzahl Europas sprunghaft vervielfachte. Dies löste denn jene Völkerwanderung in der Vertikale aus, welche ein viel Gewaltigeres ist, als alle Völkerwanderungen in der Horizontale, die bisher stattgefunden haben — jene Völkerwanderung, die eine Überschichtung aller Völker nicht von außen, sondern von unten her bedeutet, welche das Hauptmerkmal dieses ganzen Zeitalters ist und seit dem Weltkrieg, unter dem Banner von Wilsons Idealen, über den ganzen Planeten übergegriffen hat. Von den heute lebenden Menschen hat höchstens einer unter Zehn-, ja Hunderttausenden das psychische Erbe, welches alle traditionellen Freiheitslehren als reale Basis selbstverständlich voraussetzten. Der Fall liegt sehr viel ernster noch als dazumal, da die letzten gebildeten Römer sprachlos, in stummer Trauer, ihr Weltreich sterben sahen. Daher deren Stoizismus. Der Erschütterung ihrer Welt durch neue fremde Bewegtheit wußten sie zuletzt, als Statiker, die sie im Grunde waren, nur innere Unerschütterlichkeit entgegenzu-

setzen. Schon der ältere Cato dürfte den von den Volkstribunen vertretenen Volksschichten gegenüber ähnlich empfunden haben, wie Bismarck gegenüber den Sozialdemokraten. Der jüngere Cato stand zu Cäsar ähnlich, wie Frankreich zum verjüngten Deutschland. Marc Aurel schließlich, resigniert, nahm seine Selbstgespräche sicher ernster als sein Regieren. Was dazumal im relativ sehr Kleinen geschah, ist heute auf unserem ganzen Planeten Geschichts-bestimmend geworden. Die Ideale, welche das liberalistische Zeitalter vertrat, waren auf psychologisch andere Menschen zugeschnitten, als die es sind, welche später aus ihrer rechtlichen Verkörperung Vorteil zogen.

Wie sehr dieser erb-psychologische Unterschied entscheidet, wie sehr die Tradition im weitesten Verstande das bedeutet, was man neuerdings oft durchs Blut allein erklärt, erläutern am besten zwei Vergleiche, welche jeder nachprüfen mag: der psychologische Unterschied zwischen Frankreich und Deutschland, und zwischen dem Deutschland, welches auf Karl den Großen zurückgeht, und Preußen. Ersteren Unterschied will ich an der Hand der Schriften Ernest Seillières beleuchten, weil kein anderer Ausländer sämtliche Erscheinungen des Deutschtums seit zweihundert Jahren so vollständig, so verstehen-wollend, und dabei von so rein französischen Voraussetzungen aus behandelt hat wie er¹ — und weil die Sachlage Deutschen nur in nichtdeutscher Perspektive ganz deutlich zu machen sein dürfte. Für Seillière ist das normale Europa das in der Antike verwurzelte, in der stoisch-christlichen Tra-

¹ Es ist schwer, ein besonderes Buch Ernest Seillières zu empfehlen, weil er seit dreißig Jahren mehr als eines im Jahre schreibt, immer über das gleiche Grundthema, und weil kein mir bekanntes von ihm seine Erkenntnisse verdichtet darstellt. So empfehle ich die, welche ich selber zuletzt las: seine *Psychologie du romantisme français*, *Psychologie du romantisme allemand* (éditions de la Nouvelle Revue Critique) und sein Buch über Ludwig Klages *De la Déesse Nature à la Déesse Vie* (Alcan). Am wenigsten wird der Leser aus seinem Buch über den Schreiber dieser Zeilen (*La sagesse de Darmstadt*) lernen, weil er auch diesen als Romantiker sieht — ein Irrtum, welchen Seillière übrigens seither eingesehen und in späteren Veröffentlichungen richtiggestellt hat.

dition gebildete, das seinen Höhepunkt in den klassizistischen französisch bestimmten Jahrhunderten erreichte. In alledem, was er Naturismus oder Romantik heißt, was in England zuerst geistbewußt wurde, in Rousseau vollkommen erwachte, doch erst in der deutschen Welt geschichtsbestimmend ward, sieht Seillière einen bedauerlichen Abweg oder Fall. Doch er tut dies nicht etwa als Rationalist, so wie der Deutsche sich ihn vorstellt: für Seillière ist die *raison* nichts anderes als die geklärte und zu frei verfügbarem Besitz gewordene Rassenerfahrung, die eben im Abendland von der Antike über das mittelalterliche Christentum bis zum Klassizismus reicht. Planetarisch beurteilt, ist Seillières Gesichtspunkt ein verstiegener: die klassische Tradition, in ererbter *raison* verdichtet, ist einzigartige Ausnahme, nicht Regel. Will man durchaus den Begriff der Romantik beibehalten, dann ist der „Mensch an sich“ Romantiker, das heißt ein aus der Natur herausgewachsenes Wesen, nur allerdings kein von Natur aus gutes, wie dies der abendländische „Naturismus“ leider lange wähnte und wie er es in neuer Abwandlung heute wieder wähnt. Dieser Wahn ist eine der Hauptursachen jenes Ausbruchs der Unterwelt, welche seit dem Weltkrieg das Antlitz der Erde verzerrend bestimmt.

Sehen wir nun aber von der verfehlten oder schiefen allgemeinen Perspektive ab und gehen wir von der unbezweifelbaren Tatsache des Raison-Erbes in Seillières Verstande aus, welche die abendländische Geschichte bis zur Weltrevolution bestimmt hat, dann gewinnt das Problem einen anderen Aspekt; dann hat Seillière recht, wenn er von einer Untergrabung und schließlich Entwurzelung aller europäischen Tradition durch das redet, was er Romantik heißt; denn auch die Französische Revolution ist in seinen Augen mit Recht zur Hälfte romantischen Charakters; sie war es genau soweit und genau solange, als sie vom „natürlichen Menschen“ ausging. Zweifelsohne ist der Prozeß, der mit der heutigen Revolte der Erdkräfte, in Europa wenigstens, seinen Höhepunkt erreicht haben dürfte, im wesentlichen ein Abbau der überkommenen antik-christlichen spirituellen und moralischen Bindungen, welcher Abbau jüngerer Tradition

durchaus folgerichtig die allerälteste neu bewußt macht, denn er legt sie frei. Daher das rückwärtsgewandte Ideal des mythischen im Gegensatz zum fortschrittlichen Menschen; daher in Deutschland die Wiederbesinnung auf das Germanentum. Die Tradition nun, welche nicht allein Seillière, welche ganz Frankreich als die europäische Tradition schlechthin empfindet, kam, abstrakt gefaßt, einer fortschreitenden Verkörperung des spirituellen Prinzips, welches in diesem Zusammenhang in erster Linie den Aspekt der Freiheit hat, in den Instinkten, Gefühlen, Empfindungen, Impulsen, Gewohnheiten und Lebensformen gleich. Enger, doch ebendeshalb präzis-konkreter ausgedrückt: im Höchsthfall war der Stoiker selbstverständlich unerschütterlich, der Christ selbstverständlich von der Freiheit zum Guten bestimmt, der *honnête homme*, zuletzt der *homme de bonne compagnie* selbstverständlicher Vertreter einer Beherrschtheit durch den Geist, der sich in der Anmut der Oberfläche ausprägte und damit den Höchsta Ausdruck bisheriger europäischer Bildung darstellte. Der ganze Freiheitsbegriff, welcher die letzten Jahrzehnte vor dem Weltkriege bestimmt hat, war seinem gesamten Sinne nach auf diesen disziplinierten Kulturtypus klassisch-christlicher Tradition bezogen und auf ihn allein. In ihm bildeten innere Freiheit und äußere Verpflichtung, Selbstbewußtsein und Gemeinschaftsaufgabe, Verantwortung und Haltung eine unauflöbliche Synthese. In diesem Sinne charakterisierten den guten Europäer französischer Prägung, nach Seillière, das selbstverständliche Zusammenbestehen „*d'héroïsme aristocratique, d'honneur, de politesse, de galanterie et de noblesse d'esprit*“ Dieser Typus war innerlich so frei, als ein Europäer jemals gewesen ist. Andererseits stand er innerlich jenseits und oberhalb aller der Antithesen, welche die verschiedenen Ideologien der Weltrevolution beherrschen.

Nun aber gelangen wir zu dem Punkt, um dessentwillen ich das Beispiel gerade Frankreichs heranzog: drüben hatte die uralte Tradition sämtliche Schichten der Bevölkerung so tief durchdrungen und so fest geformt, daß das Aussterben oder Abtreten von der historischen Bühne der alten Geschlechter,

sowie das Überhandnehmen und Bedeutsamwerden von Typen geringerer Tradition das Bild nicht radikal veränderte; es fand nicht das statt, was am Ausgang der Antike geschah, da die Sklavenseele die der römischen Herren besetzte: im Gegenteil, die Unterschichten blieben zu einem nicht geringen Grade vom Geist der oberen besessen. Daher dann das Festhalten Frankreichs, durch alle Krisen hindurch, am individualistischen Freiheitsideal, sein besonderer Sinn für Harmonie, seine besondere Haltung, sein Durchhalten (*tenue, tenir*) überhaupt. Die Französische Revolution war vom „natürlichen Menschen“ ausgegangen. Doch die antik-christliche Erbmasse war jenseits des Rheines dermaßen stark, daß bald eine Restauration des alten Zustands auf neuer verbreiteter Basis statthatte.¹ Daß Napoleon einem antiken Imperator ähnelte, ist im gleichen Sinne symptomatisch, wie daß Stalin sich immer mehr dem Typus jener Tataren-Khane angleicht, welche Rußland vom 13. bis 16. Jahrhundert beherrscht haben.

Von hier aus können wir besser, als aus irgendeinem anderen

¹ Selbstverständlich war auch diese Restauration alles eher als vollständig — wirkliche Restaurationen gibt es nicht. Der Staatskanzler Metternich schreibt irgendwo, es sei kaum verständlich, welche Wandlung in kaum einem Vierteljahrhundert die Revolution in dem Auftreten der Franzosen bewirkt habe. Vor der Revolution hätte die ganze Welt vergeblich versucht, diese an Vornehmheit und an guten Manieren zu erreichen. Fünfundzwanzig Jahre später habe er, Metternich, kaum einen vornehmen Mann mehr in Paris gefunden. Der letzte Kgl. Bayrische Gesandte in Berlin, Graf Hugo Lerchenfeld, schreibt in seinen „Erinnerungen und Denkwürdigkeiten“ (Berlin 1934, Verlag E. S. Mittler & Sohn), welches Buch, nebenbei bemerkt, das einzige wirklich schöne, vornehmer Gesinnung entsprossene und seine Zeit sowohl lebendig als objektiv schildernde deutsche Memoirenwerk seit demjenigen Bismarcks ist, ein Buch, dem ich den zitierten Ausspruch Metternichs entnommen habe, am Hofe Napoleons III. hätte es auch keinerlei echte Vornehmheit gegeben. Was sich aus Frankreichs großer Zeit über die Revolution hinübergerettet hatte, entsprach im typischen Höchstfall der Gesinnung und Gesittung der ehemaligen noblesse de robe. Aber das ist doch sehr viel mehr, als von den Römern oder den nach Amerika übergewanderten Engländern übriggeblieben ist und vor allem auch mehr, als was in Deutschland von seiner eigenen Tradition des 19. Jahrhunderts übrigbleiben dürfte.

Gesichtswinkel, die neudeutsche Problematik verstehen, soweit sie dem Zusammenhange dieses Kapitels angehört. Alle namhaften Vertreter der deutschen Oberschichten waren noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts im großen und ganzen Träger der gleichen europäischen Tradition wie die Franzosen. Freilich waren sie anders, weil sie eben Deutsche waren. Wohl hatte schon die Reformation die Wurzeln dieser Tradition in erheblichem Grade gelockert und geschwächt und damit Nur-Deutschem oder Nur-Nordischem in der deutschen Seele zu größerem und seither stetig wachsendem Übergewicht verholfen. (Im gleichen Verstand wird Frankreich fortschreitend lateinischer, proportional dem Bedeutungsverlust der Oberschichten fränkischen Bluts [AV, XIII]). Doch wie sehr das klassische Ideal im römischen Verstand noch heute im Bewußtsein aller Volksschichten lebendig ist, beweisen gerade jüngste Erscheinungen: die tiefe Wirkung der an sich bizarren Gestalt des ausgemendelten Römers Stefan George; die Beziehung von Ludwig Klages, dem Übersteigerer aller deutschen Romantik, zu Alfred Schuler, welcher sich selbst als Reinkarnation eines alten Römers ansah, und im großen das Werbende des antiken Gedankens in seiner fascistischen Wiedergeburt. Orientierte sich der deutsche Geist, solange die europäische Tradition ihn noch selbstverständlich beseelte, vornehmlich am hellenischen Ideal, weil auch die Griechen gleich ihm mehr erlebten, dachten und schufen, als ein Sein darstellten, so übertrug er das Ideal später instinktiv desto ausdrücklicher auf den Römer, dessen ganze Größe eben im Sein lag. Doch die Mehrzahl der Deutschen war schon lange nicht mehr wirklich der alten Tradition innerlich teilhaftig. Daher das Vorherrschen des deutschen Bildungsideals, welchem Wissen mehr bedeutet als Sein. Daher die groteske Verehrung, welche der Gelehrte seit der Reformation genoß; daher sogar das klassische Ideal der Klassikerzeit; daher endlich die Hochschätzung, welche alle Volksschichten in Deutschland instinktiv dem sogenannten „Akademiker“ zollen. Die Außenwelt erkannte seit der Reformation mit sicherem Gefühl eigentlich nur zwei deutsche Typen als repräsentativ an: die Fürsten und die

Professoren. Jene, weil sie noch am meisten vom alten Europa-Geist verkörperten; diese, weil sie am meisten von ihm wußten.

Doch in so unsicherer, ja eigentlich künstlicher Verfassung konnte Deutschland unmöglich sehr lange seine beste Form erkennen. Daher denn der Aufstieg Preußens einerseits und andererseits die Absonderung Österreichs, wo spanischer Einfluß die Herrschaft der alten Tradition eben dann restaurierte und neubelebte, als sie im Kern-Reich zu verwittern begann. Uns nun geht hier einzig Preußen an. Keiner versteht das erste Wort vom Preußentum, der in Friedrich dem Großen, welcher Preußens Geist zu einem Weltfaktor erhob (was vorher dort geschah, war Provinzangelegenheit, die ebensogut eine solche hätte bleiben können), nicht in erster Linie den vollendeten Repräsentanten des französischen 18. Jahrhunderts, den ganz großen Europäer sieht. Aber eben weil er gerade dieses war, erkannte Friedrich, daß seine Untertanen keine Europäer mehr waren, und ihrer überwältigenden Mehrheit nach ein wenn nicht blutsmäßig Slavisches, so doch im Unbewußten von der slavischen Urbevölkerung Besessenes darstellte. So erwuchs aus seiner Meisterhand oder an seinem Vorbild jener herbe Stil, welcher einerseits hoch durchgeistigt war, andererseits eine Formung von außen nach innen, und nicht umgekehrt (wie dies der Seinsgrund des klassischen Europäers war), voraussetzte. Die Unterschichten ganz anderer Artung, welche die Deutschen im Nordosten vorfanden und deren Unbewußtes unaufhaltsam auch die reinblütigen deutschen Zuwanderer, welche nicht der Herrenschaft angehörten, sich selbst gemäß verwandelte, konnte vom Deutschtum her nur geführt und organisiert werden: so wurde der preußische Herr immer mehr zum einseitigen aber äußerst fähigen Führer, während sich andere Eigenschaften fortschreitend zurückbildeten. Hier und mitnichten im Spenglerschen Gegensatz des „Ordensmannes“ zum „Wiking“ liegt die lebendige Wurzel des preußischen Stils. Eben deshalb ist dieser auch kein Ausdruck einer ewigen Idee, wie solches Moeller van den Bruck wähnt. Dieser Stil setzt zu seinem Entstehen wie Bestehen durchaus den psychologischen Unter-

schied zwischen Führern und Geführten verschiedener Artung als organischen Dauerzustand voraus. Und gerade weil dem so ist, mußte Deutschland immer preußischer werden, je mehr die früheren Unterschichten dank Bevölkerungszuwachs und Demokratisierung zu bestimmen begannen und je mehr Norddeutschland dank seiner zähen Arbeitskraft im deutschen Raume an spezifischem Gewichte zunahm. Seit dem Weltkrieg erfolgt nun eine Pangermanisierung des Preußentums. Ich gebrauche diese Bezeichnung, welche zunächst andere und abliegende Bedeutung anklingen läßt, um schon durch den Wortlaut zu erkennen zu geben, daß es sich bei der Volkwerdung unter dem Zeichen des Nationalsozialismus, deren direkte Vorstufe und Inkubationszeit die Weimarer Periode war, um ein anderes handelt, als die Vollendung des Prozesses der Verpreußung Deutschlands. Die preußische Grundordnung, auf den Prinzipien des Führens und Gehorchens aufgebaut, prägt sich zwar im nationalsozialistischen Staat noch schärfer aus, als in dem der Preußen. Aber andererseits steht heute keine Obrigkeit mehr dem Volke gegenüber: das Volk selbst artikuliert sich preußischen Grundsätzen gemäß. Damit aber saugt das Gesamtdeutschtum das Preußentum auf. Der Unterschied zwischen zum Führen und zum Gehorchen Geborenen verflüchtigt sich, der Geist des Volkstums tritt an die Stelle dessen der einstigen Herrensichten, und dies ergibt ganz von selbst eine Erneuerung oder Wiedergeburt vorpreußischer Zustände. Denn ganz offenbar ist es der alte mittelalterliche Partikularismus, welcher fortschreitend immer mehr allen kleineren Organisationen auf Grund des Führerprinzips die Seele gibt, während in den Massenzusammenfassungen der Geist wieder auflebt, welcher die Kreuzzüge, den Dreißigjährigen Krieg, aber auch das Chorendeschülertum ermöglichte. Allein der gesamtdeutsche Geist atmet andererseits nichts mehr von der traditionellen deutschen Libertät. Dies erklärt sich, soziologisch und historisch, restlos daraus, daß die organischen Voraussetzungen des liberalen Freiheitsideals verstorben sind. Der Hinweis auf eine einzige historische Tatsache wird in diesem Zusam-

menhange lehrreicher sein, als die langatmigste abstrakte Auseinandersetzung. Vom Standpunkt der Philologen geht unser Wort „liberal“ natürlich auf das römische „liberalis“ zurück; dessen Bedeutung entsprach einer Verschmelzung dessen, was heute die beiden Begriffe „generös“ und „freigebig“ getrennt bezeichnen — eine Verschmelzung, dessen letztes Echo im französischen Begriff „generösen Blutes“ (sang généreux) fortlebt. Die Geschichte nun lehrt, daß das seit einigen Jahrhunderten in Europa übliche Wort „liberal“, an sich eine spanische Wortbildung, im Spanien des 17. Jahrhunderts aufkam. Es kennzeichnete die Wesensart des idealen Edelmannes, und der Gegensatz zu „liberal“ hieß demzufolge damals nicht aristokratisch oder autoritär oder reaktionär, sondern „servil“, das heißt bedientenhaft.¹ So ändern die Worte im Wandel der Zeiten ihre Bedeutung. Worte aber sind immer Sinnes-Körper. So muß auch das Ideal der Freiheit in Deutschland einen neuen Körper finden, wenn es neu auferstehen soll.

Soviel über die historische Ansicht des Problems. Doch alles nur mögliche Historische liegt als individuelle Möglichkeit in jeder Seele vorgebildet. Nur deswegen kann der Einzelne von sich aus eine Tradition verleugnen oder sich in eine neue Tradition hineinleben, so daß sie tatsächlich zu der seinen wird, gleich wie dies vom neuen Glauben gilt, zu dem sich einer aufrichtig bekehrt. Heute nun verleugnen außerordentlich viele Deutsche, die sich sehr wohl weiter zu ihm bekennen könnten, das traditionelle abendländische Freiheitsideal. Wie hängt das zusammen?

Die nächstliegende und einfachste Antwort ist hier, wie in der Regel, die im Großen zusammentreffendste: von Natur aus will kaum ein Mensch frei sein. Nur das Gebot der Gemeinschaft, welcher er angehört, weckt diesen Willen in ihm und erhält ihn lebendig. Hört jener Druck nun auf, dann entspannt sich auch dieser. Ich zitiere hier am besten einen Abschnitt dessen, was ich 1925 in dem Schlußvortrag der Darmstädter Weisheitstagung „Gesetz und Freiheit“ (abgedruckt in „Wiedergeburt“)

¹ Vgl. hierzu Benedetto Croce's *Storia d'Europa*, Bari 1932, S. 13 ff.

über den ursprünglichen Widerwillen gegen die Freiheit ausführte: „Jedes Kind will gehorchen; das schlimme Kind ist das Kunstprodukt der Unfähigkeit seiner Erzieher. Nur der Allerüberlegenste verträgt ein Leben außerhalb des Rahmens einer bestimmten Regelung bedingenden Berufs. Beinahe jeder braucht eine ‚Stellung‘, auf die er sich berufen möge; daher das groteske Wachsen des Selbstbewußtseins mit Titel und Rang; er will im Namen von etwas, was er nicht selbst ist, also unfrei handeln können. Oder er will im Namen eines Vorgesetzten reden, in welchem Fall dann der persönlich Ängstlichste so oft und ach! so gern den Helden spielt. Oder aber er stellt, als Dichter, das, was er wirklich ist und denkt, in Form erfundener Gestalten heraus, während kaum eine Autobiographie je wirklichkeitsgemäß war. Oder aber er will durchaus das Recht auf seiner Seite haben. Auch dies beweist nichts anderes als Willen zur Unfreiheit — bei dem zweifelhaften Werte alles positiven Rechts ist es dem Überlegenen innerlich gleich, ob er ‚objektiv‘ recht hat oder nicht. Oder aber er folgt der Sitte, der öffentlichen Meinung. Dem gleichen Phänomen begegnen wir auf religiösem Gebiet. Kein abendländischer Religionsstifter hat, wie Harnack einmal feststellte, im eigenen Namen zu reden gewagt; jeder von ihnen berief sich auf eine feste Autorität. Ja vielleicht hat es unter Religionsstiftern überhaupt nur einen gegeben, dem es mit der Selbstbestimmung und -verantwortung ganz ernst war: Buddha. Aber charakteristischerweise sah letzterer im Leben einzig Leiden und nur eine mögliche Erlösung davon: das individuelle Verlöschen. Mit dem Willen zur Freiheit im Sinn von Selbstverantwortung ist es also nachweislich schlecht bestellt. Dies gilt extrem auf dem Gebiet der Politik. Beweis dessen ist allein schon das über die Maßen undeutliche Bild, welches das Lied ‚Freiheit, die ich meine‘ von dieser entwirft: es scheint wie absichtlich dem vorbeugen zu wollen, daß sie aus dem Mythos je zur Wirklichkeit würde. Freiheit der Presse, des Kannegießern usw. mag einer ehrlich anstreben — ganz frei sein will kaum jemand. Emanzipierte Klassen, wie heute das Proletariat, binden sich unverzüglich

an sehr viel festere Programme, als die traditionellen Hüter der Autorität sie jemals aufstellten, und nehmen sie in einem Grade ernst, welcher allein innere Unfreiheit beweist. Innere Freiheit hat nämlich ihren untrüglichen Exponenten am Humor; wer über das, was er vertritt, nicht lachen kann, ist subaltern. So versiegte auch der ursprüngliche Freiheitsdrang der Protestanten gar bald im Kleinkram dogmatischer Spitzfindigkeiten, über welche die innerlich sichere katholische Kirche längst erhaben war. Und nicht besser steht es mit dem Willen zur Freiheit im Sinne schöpferischer Betätigung. Unter Tausenden verlangt es nicht einen wirklich darnach; gerade die verschriene mechanische Arbeit, die nur ein Minimum an Initiative erfordert, ist der meisten Ideal. Und will etwa der typische Forscher wirklich frei sein? Er sucht feste Wahrheiten, psychologisch betrachtet, vor allem dazu, um diese als bindende Autoritäten anerkennen zu können; nur ganz wenige verstanden ihr Wahrheitssuchen je im Sinne Lessings. Insofern bedeuten alle Theologien, Jurisprudenzen, okkultistischen und sonstigen Theorien Sicherungen der Feigheit, bedeutet das meiste Denken recht eigentlich Flucht vor der Freiheit; es sucht nach Rückversicherung im Beweis. Feigheit in diesem Verstand ist tatsächlich historische Grundtatsache. Deshalb vor allem genügt erfahrungsgemäß persönlicher Mut allein schon, um sich durchzusetzen; darum schaden dem bedeutenden Menschen von Mut die größten Fehler nie ernstlich, solange er nur an sich glaubt. Die Krone des Willens zur Unfreiheit bezeichnet der Gnadenglaube. Dieser legt, gemäß Felix Weltschs¹ guter Fassung, den Nachdruck auf die metaphysische Geborgenheit im Gegensatz zum metaphysischen Mut, als welcher der Wille zur Freiheit wesentlich ist; denn deren Begriff hat nur Sinn, solange etwas unentschieden ist und zu entscheiden bleibt. Dem Gnadengläubigen ist aller Wert schon verwirklicht; man braucht ihn nur hinzunehmen, nur mit sich geschehen zu lassen. Wer nun in diesem Sinn die Gnade will, der will Erlösung vom Suchen, will endgültigen Frieden und folglich die Unfreiheit. Der hat

¹ Felix Weltsch, *Freiheit und Gnade* (München, Kurt Wolff Verlag).

sich, psychologisch betrachtet, für die kindliche Einstellung entschieden.“

Unfreiheit entspricht sonach den Urinstinkten weit besser als die Freiheit. Und dies hat noch andere Ursachen, als die bisher aufgezählten. Im gleichen Tagungsvortrag hieß es weiter: „Es ist nicht notwendig, das Geschehen auf das persönliche Sinneszentrum zurückzubeziehen und durch persönliche Sinngebung Verantwortung zu übernehmen. Irgendwie läuft das Geschehen auf alle Fälle ab, und es ist freilich einfacher, sich dessen Gefälle zu überlassen. Und nicht nur einfacher: es ist vor allem sehr viel weniger anstrengend. Nichts erfordert größere Anspannung, als alle vorhandenen Kräfte in sich zu sammeln und sie alsdann verdichtet in bestimmter Richtung auszustrahlen. Das ist keine metaphysische Behauptung, sondern eine Erfahrungstatsache. Nichts verlangt ferner größeren Mut, denn wer die Freiheit will, will eben damit das Risiko. Die Freiheit als reines Aktualitätsproblem steht und fällt mit der Ungewißheit des Ausgangs. Freilich involviert der Gnadenglaube, theoretisch beurteilt, das gleiche Risiko, aber dessen Bewußtsein wird dadurch praktisch annulliert, daß wer sich zur Gnade bekennt, von vornherein an eine weise und sichere Führung glaubt, somit das faktische Risiko durch die Voraussetzung der Geborgenheit für sein Bewußtsein aufhebt. Daß Freiheit wesentlich Wille zum Risiko ist, läßt sich durch ein historisches Beispiel unmittelbar beweisen. Freiheit besteht, wie wir sahen, in neuer Sinnggebung; folglich muß sie, wo sie sich der Welt zukehrt, ihren Exponenten an deren Verwandlung haben. Es geht nun nachweislich die meiste und größte Verwandlung der Welt im Westen auf die Lehre Johann Calvins zurück. Diese ist, theoretisch betrachtet, phantastisch widerspruchsvoll. Der Absicht nach war sie eine reine Gnadenlehre, faktisch aber forderte sie die äußerste persönliche Initiative, denn sie behauptete weiter, daß die Gnadenwahl sich am Erfolg erweist. Damit machte sie den Willen zum Risiko zum Angelpunkte alles, auch des religiösen Lebens; und die historische Wirkung war die, daß die direkt und indirekt calvinisch

inspirierte Menschheit von allen aller Zeiten ihre Freiheit in der Welt irdischen und erdhaften Geschehens am stärksten bewiesen hat. Alle moderne Beherrschung der Erde durch den Geist geht auf Calvins Impuls zurück. Wogegen die katholische Menschheit, deren Prinzip Autoritätsglaube ist, ganz wesentlich nicht weltgewaltig, nicht fortschreitend ist. Daß es sich nun bei der Bestimmung der Freiheit als Willens zum Risiko um kein Präjudiz zugunsten des modernen Fortschritts handelt, erweist sich daraus, daß die Verhältnisse beim ‚Lassen‘, zum Zweck des Freiwerdens von der Welt, genau so liegen wie beim Tun. Erstens bedarf es hier noch größerer Anstrengung, noch energischeren Schwimmens gegen den natürlichen Strom des Lebens. Dann aber hängt der Erfolg auch hier absolut vom Bejahen der Unsicherheit ab. Einen Teil dieser Frage behandelte schon der Anfang dieses Vortrags. Das Weitere ergibt sich aus dem indischen Leitspruch: ‚Schaffe unentwegt, doch gib jeden Augenblick die Früchte deines Schaffens preis‘, der indischen Lehre, daß der Befreite über alle Bindung — auch die einer bestimmten Lehre — hinaus ist, und der indischen Praxis, das Ziel als wesentlich ungewiß hinzustellen, unermeßliche Geduld zu fordern (die aber nicht im bloßen Harren der Gnade besteht!), von der indischen Meinung völlig abgesehen, daß Befreiung vollkommenes ‚Lassen‘ alles Irdischen voraussetzt, was sicherlich schwerer ist als alles nur mögliche Tun.“ Näheres und Weiteres darüber, was Freiheit, erkenntnistheoretisch geurteilt, ist und nicht ist, wird der Leser in dem Zusammenhange finden, welchem obige Zitate entnommen sind. Hier brauchen wir nur dies eine festzuhalten, wie wenig es, von der Natur des Menschen her geurteilt, zu verwundern ist, wenn eine Gruppe oder ein Volk einmal auf bisher genossene Freiheit verzichtet.

Unsere noch so kurzen erkenntniskritischen Betrachtungen erklären implizite aber auch, warum nicht sehr hochstehende Menschen, welche Freiheitsrechte besitzen, selten auf anderes bedacht scheinen, als darauf, sie zu mißbrauchen und damit deren Idee zu diskreditieren. Wenn es der stetigen Anstrengung

bedarf, um Freiheit zu behaupten, dann kann es gar nicht anders sein, als daß des Menschen instinktives Wesen in erster Linie darnach trachtet, die Freiheitsbehauptung gemäß dem Gesetz des geringsten Kraftmaßes zu betätigen — denn alles instinktive Wesen ist träge. Praktisch heißt dies, daß der Mensch alle Kraft dafür einsetzt, für Freiheitsrechte zu kämpfen, nicht dafür, innere Freiheit zu beweisen. Indem der Mensch nun überhaupt für Rechte kämpft, stellt er sein Geistiges in den Dienst der Gana; im zweiten Kapitel sahen wir ja, daß die Ideen von Besitz und Recht nicht im Geist, sondern in der Unterwelt ihren Grund haben. Diese nun lebt ihr Eigenleben, dessen Eigengesetzen gemäß, ganz von selber aus, ohne Anstrengung, unermüdlich, so wie das Herz ohne je zu ermüden schlägt. Deswegen ist der Kampf um Freiheitsrechte das wenigst Anstrengende, was freiem Willen überhaupt zugemutet werden kann. Hier ist jeder niedere Mensch ohne weiteres bereit, sogar scheinbar sehr große Strapazen auf sich zu nehmen; er ist bereit dazu, weil diese eben in Wahrheit keine sind, denn die Gana drängt ihn dazu, er indes gibt ihrem Drang nur nach. Indem hier aber der Initiative-fähige Wille in den Dienst der Gana tritt, gewinnt er auch Teil an deren Urblindheit. Daher die Sturheit und Unbelehrbarkeit der meisten, die für ihr Recht kämpfen. So schlechte Menschen, wie dies abstrakter Betrachtung vorkommen mag, waren weder die Deutschen, welche für die Idee der Demokratie die nationale Würde preisgaben, noch die, welche Preußens Rechte gegen das Reich verteidigten, und ob letzteres darob zerfiel: Überantwortung an die Gana hatte sie blind gemacht. Aus der gleichen Ursache lassen sich Fanatiker ihres Rechtes lieber totschlagen, als daß sie nachgeben: der Gana bedeutet der Tod nichts, nur Richtungsänderung bedroht ihre Identität. Letztinstanzlich kämpfen Rechtskämpfer niemals für Freiheit, sondern um Besitz, und das am rechtmäßigen Besitz psychologisch wesentliche ist, daß er der freien Verfügung entzogen ist. Hier bietet die Liebe die instruktivsten Beispiele. Sicher hat die ungeheure Strenge der Gesetze, welche die Treue der Frau sichern sollen, ihr Grund-

motiv in dem „Freibleibenden und Unverbindlichen“ jeder Liebe, welcher kein Philister innerlich gewachsen ist. Solches Risiko demoralisiert ihn. Bei der ehelichen Treue spielen gewiß auch andere Ursachen mit. Doch wenn es in manchen Kreisen schon für ungeheuerlich gilt, eine Verlobung abzuberechnen, wenn in anderen die Normen für freies Zusammenleben (Verhältnisse) noch strenger sind, als die für die Ehe gültigen, so kann dies nur mit der Angst des Mannes vor der Freiheit zusammenhängen. Ich spreche ausdrücklich vom Manne, denn jede echte Frau weiß zu tief, was Liebe ist, um deren Unzuverlässiges nicht zu verstehen, selbst wenn sie unter ihm leidet. Deswegen „überwächst“ sich bei ihr ein schweres Liebeserlebnis in der Regel leichter als beim Manne.

Indem wir das Problem von Besitz und Recht in das Freiheitsproblem mithineinbezogen, haben wir auch eine weitere Koordinate zum Verständnis dieser Zeit hinzugewonnen. Was die liberalistische Welt Freiheit hieß, war zum überwiegenden Teil der Besitz von Rechten und Vorrechten; um diese ging der wahre Kampf; persönlich-geistige Ziele spielten nur eine sehr geringe Rolle, die Frage innerlichen Frei-Seins blieb ganz ungestellt. Und Ähnliches gilt offenbar auch von den meisten sogenannten Freiheitskriegen. Selbstverständlich gilt es nicht von solchen, die eine große, noch nicht verwirklichte Idee unter schwersten Opfern zu verwirklichen unternehmen: zu diesen bedarf es der schöpferischen Einbildungskraft, und solche eignet allein dem Geist. Wohl aber gilt es von allen, deren Wesen darin besteht, daß sie Besitzrecht verteidigen. Nur deswegen hat man überhaupt darauf kommen können, Bienen und Ameisen und Hornissen, die gegen ihre Behausung Bedrohende vorgehen, Freiheitskämpfer zu heißen. Auch wenn wilde Tiere aus ihrem Käfig hinausstreben, ist es nicht um der Freiheit willen, sondern weil sie einen anderen Lebensraum gewohnt sind. Eben deswegen gewöhnen sich fast alle schließlich an die Gefangenschaft.

Die übliche Form, die Frage der Freiheit zu stellen, ist also offensichtlich falsch. Daß der intellektbegabte Mensch allemal zwischen verschiedenen Entscheidungen wählen kann und inso-

fern indeterminiert ist, steht überhaupt nicht in Frage; diese Tatsache besteht als eins seiner wichtigsten zoologischen Differentialkennzeichen. Doch nicht auf solche „Wahlfreiheit“ bezieht sich jenes Freiheitsideal, für dessen Idee und Verwirklichung im Leben das Menschengeschlecht, seitdem es geistig erwacht ist, durch alle Rückschläge hindurch immer wieder gekämpft hat; für selbstverständlich Gegebenes kämpft keiner mit Inbrunst; auch dort tut er es nicht, wo zufällige Umstände sie an normaler Äußerung hindern. Ebensowenig deckt sich das Freiheitsideal mit der Vorstellung von Ungebundenheit oder Gesetzlosigkeit. Gesetzlosigkeit und Ungebundenheit widerstreiten der Weltordnung; wo sie zeitweilig möglich sind, dort enden sie gar bald mit der Verderbnis dessen, der sich auf sie einstellte; im übrigen ist freies Leben und Wirken auf seine Art ein genau so gesetzmäßiges Geschehen wie alles andere.¹ Das Ideal der Freiheit betrifft ein gänzlich und wesentlich anderes: die Zuordnung aller Lebensäußerungen und -umstände auf das im Menschen, was in dem wesentlichen Sinne frei ist, in welchem jeder Wesensbewußte Mensch das Wort unwillkürlich versteht, so daß dieses „Freie“ alle Gegebenheit letztlich bestimmt; es betrifft also weder ein Recht noch eine funktionale Möglichkeit, sondern die reale Vorherrschaft eines bestimmten, durchaus konkreten und substantiellen Teils des Menschenwesens, welcher im Unterschied von anderen Teilen das ist, was man frei heißt. Die Zuordnung auf diesen Teil geschieht mittels jener Wahl- oder Willensfreiheit (auf die genaue Definition kommt es hier nicht an), in welcher die meisten Philosophen das Wesen der Freiheit sehen. Und zwar ist letztere funktionale Freiheit hierbei so sehr nur Mittel, daß es für den Kern der Sache gleichgültig ist, ob sie echte Autonomie ausdrückt oder nur die Möglichkeit verschiedenen Reagierens auf gleiche Reize, so daß letzt-

¹ Alle Gedankengänge, die wir hier nur berühren oder skizzieren, sind in meinem in *Wiedergeburt* abgedruckten drei Vorträgen der Darmstädter Tagung des Jahres 1925, betitelt „Gesetz und Freiheit“, genau ausgeführt worden. Auf sie verweise ich hiermit, zumal bezüglich dessen, daß auch die Auswirkung von Freiheit allemal ein gesetzmäßig verlaufender Prozeß ist.

lich der Reiz bestimmt: nur Nicht-Festgelegtheit überhaupt, also Indeterminiertheit im klassischen Wortverstande ist vonnöten, damit das Mittel im Sinn der einzig wahren Freiheit funktioniere. Das Eigentliche an der Freiheit ist also nicht die Möglichkeit, frei zu wählen, auch die nicht, frei zu handeln: sie ist die Möglichkeit, frei zu sein. Diese aber ergibt sich aus dem vitalen Sinn, welchen die funktionale Freiheit — im Sinn von Wahlfreiheit, Zustimmungsfreiheit usw., in der Erkenntnistheoretiker so oft ihr Ganzes sehen — hat oder haben kann. Dieser vitale Sinn besteht darin, daß der Mensch fähig ist, den Akzent in sich und außer sich so oder anders zu legen, und daß es sich bei solcher Akzentlegung um keinen formalen oder bloß funktionalen, sondern um einen real schöpferischen Vorgang handelt. Je nach der Akzentlage erscheint das Nicht-Ich nicht nur verschieden — es wird realiter anders. Damit erweist sich denn die Freiheit an erster Stelle als Fähigkeit zu schöpferischer Initiative. Nicht auf dem auch-anders-Können gegenüber der Festgelegtheit von Reflexbogen und Instinkthandlung liegt bei ihr der Nachdruck, sondern auf der Möglichkeit, aus innerer Indifferenz heraus feste Entscheidungen zu treffen, welche Entscheidungen fortan als Tatsachen und Kräfte dem Weltgeschehen einverleibt bleiben.

Von hier aus erscheint wohl vollkommen klar, inwiefern alle fortschrittliche Veränderung der Welt durch den Menschen an seine Freiheit gebunden ist: in seiner angeborenen Natur liegt keine andere Umgestaltung der Umwelt vorgebildet, als solche jedes Tier auf seine Weise vornimmt. Von hier aus erscheint klar, warum es vom Menschen selbst abhängt, ob er verinnerlicht oder veräußerlicht. Vor allem aber erscheint von hier aus — und zwar wohl zum ersten Male — verstandesgemäß vollkommen deutlich, inwiefern Freiheit nicht nur Mittel und Weg, sondern auch Ziel sein kann. Schauen wir unsere Erkenntnis der Vielschichtigkeit und Verschiedengerichtetheit der so komplexen Menschennatur mit den Tatsachen zusammen, daß der Mensch den Akzent in sich so oder anders legen kann, und daß die Wirklichkeit der Lage entsprechend anders nicht nur er-

scheint, sondern wird, dann ergibt sich das Folgende. Legt der Mensch den Nachdruck auf seine Mineralität, dann versteinert er; legt er ihn auf seine Reptilität, dann verschlangt oder verkrötet er. Legt er ihn auf seine Gana, dann unterstellt er sich damit ganz deren Norm, dann begibt er sich seiner Freiheit, das Gesetz der blinden Trägheit beherrscht ihn zuletzt ganz und gar. Gleichsinnig kann er in seiner Sensibilität, seiner Emotivität, seiner Intellektualität sein reales Lebenszentrum haben, und entsprechend bestimmen ihn vorherrschend oder letztlich die Eigen-Normen der betreffenden Sphären. Er kann buchstäblich seine Seele verlieren, wenn er sich, in der Bildersprache des Mittelalters ausgedrückt, dem Teufel verschreibt, er kann buchstäblich bei Lebzeiten seinen Geist aufgeben. wenn er sich ganz dem Nicht-Ich überantwortet, anstatt es in sich hineinzubeziehen. Will der Mensch nun in dem wesentlichen Sinne frei werden und als Ergebnis sein, wie solches Jedes intimer Freiheitswille fordert, dann muß er allen Nachdruck auf „das Freie“ in sich selber legen. Dieses „Freie“ nun aber ist rein geistiger Art. Es ist das einsame Selbst, das wir in „Einsamkeit“, soweit es der dortige Zusammenhang ermöglichte, bereits bestimmten. Dieser lebendige Geist, des Menschen metaphysischer Wesenskern, ist weder Verstand noch Vernunft noch irgendeine besondere Funktion: er ist Substanz. Der Intellekt gehört ganz und gar der Erdsphäre an, genau wie der Instinkt; er ist Selbsterhaltungsmittel des erdverhafteten Lebens (*SM, IX*). Die Vernunft kann einen Aspekt des Geistes ausdrücken und auswirken, doch zusammen fällt sie mit letzterem nicht. Da alle Erkenntnismittel des Menschen erdgeboren sind, so ist der Geist, welcher wesentlich nicht irdisch ist, überhaupt nicht zu „erklären“, denn alle Erklärung bedeutet Zurückführung. Seinerseits offenbart er sich, und die Offenbarung muß vom Menschen unbefangen hin- und angenommen werden — andererseits aber wird jedem, der sich nicht willkürlich gegen sie absperrt, die erforderliche Offenbarung zuteil, denn schlechthin jeder Mensch ist des Geistes teilhaftig, und meist in höherem Grad als er es selber weiß. Nur dadurch, daß das Unbewußte

mit Geistigem kommuniziert, von dem das bewußte Ich nichts weiß, lassen sich plötzliche Bekehrungen zum Geist, in welcher Form auch immer, überhaupt erklären. Der Geist aber ist, noch einmal, keine Funktion und keine Gabe, sondern Substanz; ja, er ist das im wahren Wortsinn Substantiellste, was im Menschen lebt. Deswegen hat er Eigenschaften, er ist selber keine. Man meditiere doch das traditionelle Bild Gottes in seinen verschiedenen Abarten: Er ist das eigentliche Urbild des Geists. Kann der Mensch nun Gottes innewerden, so kann er's erst recht des Geistes, der eine Gegebenheit seines Normalbewußtseins ist. Und er kann seiner grundsätzlich leichter im eigentlichen Verstande innewerden als irgendeines Nicht-Ich, denn der Geist ist es, auf welchen er als Subjekt unwillkürlich alles und jedes bezieht. „Erklärlicher“ wird der Geist durch diese Überlegung mitnichten, im Gegenteil: als letzte Instanz einerseits und andererseits als irrationale Wirklichkeit erkannt, ist er nun grundsätzlich als unerklärlich und undefinierbar erwiesen, mit welcher Erkenntnis über alle Philosophien und Theologien, welche den Geist so oder anders definieren, als oberflächlichen Belanglosigkeiten der Stab gebrochen ist.¹ Man kann des Geists nur innewerden und seine erfaßbaren Eigenschaften beschreiben. Eine von dessen wichtigsten aber ist die Freiheit.

Doch kehren wir zunächst zum Problem des Widerwillens gegen die Freiheit zurück. Nach allem Vorhergehenden sollte

¹ Einer der wenigen ernstzunehmenden Philosophen dieser Zeit ist Nikolai Berdjajeff, denn als tiefreligiöser Mensch weiß er erlebnismäßig vom Geist. Aber auch bei ihm beeinträchtigt das Bestreben, den Geist zu definieren, den Erkenntniswert seiner Gedanken. So tief er die Freiheit erlebnismäßig versteht: als Denker geht er von griechisch-christlicher Dogmatik aus, und niemand hat heute mehr ein erkenntnismäßiges Recht, ein historisches Dogma als letzte Instanz anzuerkennen. Überdies ist er denkerisch und kritisch auch nicht annähernd so begabt, wie als religiös Erlebender. In seiner letzten Schrift „Ich und die Welt der Objekte“ (die seither übrigens auch französisch unter dem Titel „Cinq méditations sur l'existence“, Paris 1936, éditions Montaigne, erschienen ist), in welcher Schrift Berdjajeff überraschenderweise seine Weltanschauung in die Sphäre der Existentialphilosophie hineinzubeziehen versucht, tritt letzterer Umstand manchmal geradezu peinlich in Erscheinung.

jetzt ohne weiteres einleuchten, wieso der Mensch, der mit seinem tiefsten Grund nach Freiheit strebt, mit allen anderen Schichten seines Wesens doch nichts oder nur wenig von ihr wissen will und warum er so leicht und gern auf sie verzichtet, wo er sie hat und damit faktisch unfrei wird. Zunächst muß er sich der Gana-Bestimmtheit entringen, und das ist mühsam. Dann muß er die Freiheit vorstellen und wollen, auf daß der Akzent in ihm sich auf sie hin verschiebe — und das erfordert Anstrengung. Ferner muß er an seine Freiheit glauben, damit die Vorstellung auf das ganze Unbewußte einwirke und die tiefgreifenden Wandlungsprozesse in ihm einleite, deren es zum Freiwerden bedarf — das aber ist noch anstrengender. Endlich setzt der, welcher den Nachdruck auf seine Freiheit legt, damit seine eigene Unbedingtheit, welche vollkommene Verantwortung impliziert — doch nur der sehr Starke trägt Verantwortung freudig. Und nicht minder sollte jetzt einleuchten, warum der Mensch die Freiheit, welche er hat, aus ursprünglicher Neigung lieber mißbraucht als richtig anwendet. Letzteres vermag er nur in fortwährender Selbstanspannung und Selbstkontrolle. Freiheit ist ja eben gerade nicht Losgelöstheit und Unverantwortlichkeit und Nachgeben der eigenen Neigung: vielmehr bedeutet letzteres ein Kapitulieren des freien Geistes vor der trägen Gana. Daher beinahe alle negativen Erscheinungen der liberalistischen Ära, die sich beim weichen und labilen Deutschen natürlich viel auffälliger geäußert haben als bei fester gefügten Völkern. Der typische Deutsche glaubt seine Freiheit zu wahren, indem er eigensinnig, eigenbrötlerisch ist, indem er stur auf seinem Standpunkt beharrt, für seine verbrieften Rechte zänkisch streitet, seine Ansichten blind verteidigt, seiner jeweiligen Stimmung hemmungslos nachgibt, das Große einem kleinen Teile opfert, mit dem er sich gerade identifiziert: in allen solchen Fällen nutzt er bloß seine formelle Wahl- und Entscheidungsfreiheit aus, um seiner Gana ihren Willen zu tun. Daher die beispiellose moralische Schwäche, welche dieser Deutschentypus beweist, sobald er sich echter Initiative gegenüber sieht: dann fällt er unbeschens um, paßt

er sich restlos an, fügt er sich widerstandslos dem Druck und Zwang — lauter typische Antworten der Initiative-unfähigen Unterwelt.

Im Gegensatz zu dem, was so viele behaupten und glauben, ist es also in keiner Weise verwunderlich, daß bei einem Umbruch, wo die Volksschichten alter Kulturtradition ihre vorbildliche Bedeutung verlieren — zum großen Teil, weil sie derselben tatsächlich, kulturell und biologisch, verlustig gegangen sind —, Verzicht auf Freiheit und Selbstbestimmung zur Parole wird. Dort, wo keine echte Selbstbestimmung vorliegt, wo Freiheitsrechte lediglich dazu dienen, Gananeigungen zu befriedigen, liegt tatsächlich das nächste Heil in einer Ordnung, deren Hauptziel die Disziplinierung der Gana ist. Das nächste, aber nicht das dauernde und letztentscheidende. Alle Geschichte beweist vielmehr, daß das Freiheitsideal das eine unsterbliche Ideal des Menschenwesens ist; keine Geschichtskonjunktur hat es je auf lange geschwächt, geschweige denn entwurzelt. Gleich wie beim Tode jedes französischen Königs gerufen wurde: *le roi est mort, vive le roi!*, so wird das Ende der traditionellen Formen von Freiheit dann allein einen positiven Sinn gewinnen, wenn aus diesem Tode neue Freiheit sprießt. Und nur wenn diese neue Freiheit eine Freiheit höherer Art ist, wird die Verjüngung, die wir durch Rückzug auf die Natur erleben (*A, II, I, NW, I, RM, I*), einen Fortschritt einleiten.

Betrachtet man die Sachlage genau, dann erscheinen die unbestreitbaren Fehler der liberalistischen Ära grundsätzlich ähnlicher Art, wie es die des Tyrannen sind, verglichen mit den Tugenden des echten und berufenen Herrschers. Jeder Herrscher, der seine Machtvollkommenheit nicht so ausnutzt, daß sich die überlegene Wahl-, Entschluß- und Handlungsfreiheit, welche sie bedingt, vollständig auswirkt, ist schlecht. Sobald jedoch die damit gegebene Willensfreiheit zum alleinherrschenden Motive und zum Selbstzweck wird, wird sie zur Willkür; dann muß sie Böses wirken, denn nun schafft sie nicht mehr im rechten Verhältnis zu anderen Kräften, oder sie schafft außer Zusammenhang mit ihnen; jede Naturkraft jedoch, welche sich

also äußert, wirkt zerstörerisch. Ähnliches, wie dem Tyrannen seine Freiheit in der Machtausübung, war der liberalistischen Ära die Freiheit des Denkens und die in der Interessenverfolgung geworden. Die Freiheit zur eigenen Meinung bedeutete dem traditionellen abendländischen Geist zuletzt einen Selbstzweck, welchem alles geopfert werden durfte. Und zwar handelte es sich gerade um Freiheit zur eigenen Meinung, nicht zur Wahrheit: niemals ist mehr bewußt gelogen worden, als seit der Zeit, da die Zeitung zur Großmacht erwuchs. Daß Gleichsinniges erst recht von der Freiheit zur Interessenverfolgung gilt, bedarf überhaupt nicht der Erörterung. Von beiden Arten der Freiheit gilt das, was wir über den wahren Sinn der meisten Kämpfe um Freiheitsrechte sagten: die Wahlfreiheit stand zuletzt ganz im Dienst der blinden Gana, oder konnte es doch tun. Es ist in keiner Weise ehrwürdiger, um seine Meinung zu kämpfen, als um anderes Besitzrecht; ehrwürdig ist einzig Kampf um Wahrheit und Gerechtigkeit, als welcher, da beide Überpersönlich-Objektives bedeuten, allemal das Opfer privater Meinung fordert. Das Recht jedoch, völlig unbekümmert um die Belange anderer die eigenen zu fördern, verkörpert als solches flagrante Ungerechtigkeit und widerspricht damit dem Eigen-Sinn des Geists.

Aus diesen zwei konkreten Erwägungen folgt logisch die gleiche prinzipielle Einsicht, die unsere historischen Betrachtungen des Eingangs vorbereiteten: daß Freiheit ihrem tiefsten und eigensten Sinne nach das Gegenteil von Willkür bedeutet. Doch jetzt können wir das Erkannte schärfer fassen. Was wir damals (auf den Ergebnissen des Kapitels „Seele“ fußend) ohne weitere Erläuterung Tradition hießen, bedeutet die Tradition bestimmter Disziplinierung. Freiheit in dem einzig wesentlichen und auch von jedem, welcher nach Freiheit strebt, zutiefst gemeinten Verstand bedeutet also nicht allein nicht Ungebundenheit: sie bedeutet Gebundenheit des Unfreien durch „das Freie“. Sie bedeutet insofern Selbstbeherrschung. Nur nicht Beherrschung durch Zwang, wie solchen jede Disziplinierung auf Grund irgendeines „Sollmotivs“ bedeutet, sondern

durch den unwillkürlichen Einfluß „des Freien“ im Menschen auf das Nicht-Freie oder Nicht-schlechthin-Freie; also gewissermaßen, um den politischen Sonderausdruck des allgemeinen Verhältnisses als Sinnbild zu verwenden, durch Autorität im Gegensatz zu Gewalt. Dies nun erfordert Eingebrochen-Sein des ganzen seelischen Organismus; kein Trieb, keine Regung oder Wollung darf ausbrechen können aus dem Zusammenhang. Daher denn das scheinbare Paradox, daß alle Erziehung zur wahren Freiheit, das heißt zu der, welche zutiefst alle meinen, wenn sie das Wort aussprechen, mit strengerer Disziplinierung begonnen hat, als solche je solchen zugemutet worden ist, welche sich nicht später frei betätigen sollten. Die Erziehung zum vollkommenen Europäer im Sinne stoisch-christlich-klassizistischer Tradition bedeutete eine Bildung des ganzen Menschen, von der Gesinnung über das Wissen und Handeln bis zur scheinbar gleichgültigsten Gebärde; daher der Exklusivismus der damaligen Erziehung; daher das einerseits Klosterhafte, andererseits Höfische der Atmosphäre, in welcher die Jugend derer, welche später herrschen sollten, aufwuchs. Betrachten wir nun die drei ausgeprägtesten aus der Geschichte bekannten Ausdrücke möglicher Disziplinierung, die zur Sklavenarbeit, die zur Einsetzung des Lebens im Kriege und die zur Heiligkeit, so wird uns der Sinn des Sachverhalts ganz klar. Der Sklave braucht nur aus Furcht zu gehorchen und bestimmte, ein für alle Male festgelegte Verrichtungen richtig auszuüben; „das Freie“ in ihm gilt als belanglos und kann sich auch gar nicht entwickeln; den Gegenpol zur Zwangsarbeit bedeutet da die Zuchtlosigkeit. Insofern „das Freie“ im Sklaven par définition überhaupt nicht mitbestimmte, war es nicht unlogisch, daß die Antike ihm Menschenwürde absprach. Der Soldat muß nicht nur gehorchen, sondern auch befehlen können, und zwar sich selbst sowohl als anderen; er muß allezeit und augenblicklich fähig sein, seine natürliche Neigung, von der Trägheit über die Privatmeinung bis zur Todesfurcht, zu überwinden. Dies setzt einen höheren Grad der Ausbildung „des Freien“ im Menschen voraus, als solche irgendein Literat kennt, der seine freie Meinung verfiicht.

Doch die innere Freiheit des Soldaten ist keine vollkommene, denn letztlich untersteht all sein Tun einer von außen her wirkenden Befehlsgewalt. Persönliche Überzeugung und Entscheidung sind grundsätzlich kein Letztes für ihn. Behauptet man, er gehorche freiwillig und nicht aus Furcht, so mag das wahr sein: doch dann bedeutet es, daß der Soldat sich freiwillig seiner letzten Freiheit begibt, und das wiederum bedeutet, wir sahen es schon, Freiheitsäußerung gemäß dem Gesetz des geringsten Kraftmaßes, was allein schon zur Erklärung dessen genügt, warum so vielen die noch so harte militärische Disziplin eine reine Freude ist: die letzte Verantwortung, und das ist die, auf die es für das Bewußtsein metaphysisch letztlich ankommt, ist dem Soldaten grundsätzlich und von Hause aus genommen; an Stelle der freien Entscheidung steht der Treue- und Gehorsamseid.¹ Unter diesen Umständen kann sich das im Menschen, das nur erwachsen kann, wenn persönliche Überzeugung und persönliche Entscheidung letzte Instanzen sind, nicht vollkommen ausbilden. Daher die innere Beschränktheit und Engigkeit selbst des besten Soldatentyps. — Wer da nun heilig werden wollte, hat sich von jeher zunächst nicht weniger streng, sondern noch strenger diszipliniert als der Soldat; aller traditionelle Weg zur Heiligkeit war bei allen Völkern aller Zeiten derjenige der Askese. Doch dem, welcher nach spiritueller Vollendung strebt, war Disziplin und Gehorsam andererseits niemals das letzte Wort, so sehr dies gerade das Christentum oft verkannt hat: Ziel war vielmehr so vollkommene Freisetzung „des Freien“ und seine Inthronisierung in solcher Machtvollkommenheit, daß der eigene Wille und die eigene Neigung zuletzt nicht mehr umhin könnten, die spirituellen Ideale auszuleben. Hier erschienen also Gana und Ich nicht zum Besten absoluter Hin-

¹ Besonders pathetisch äußert sich die Unwilligkeit, letzte Verantwortung zu tragen, in den *Sieben Säulen der Weisheit* von Lawrence of Arabia (o. c.): dieser Mann, welcher selbständiger große Politik in praxi getrieben hat, als vielleicht seit Jahrhunderten irgendein Europäer, erklärt, sich immer wieder nur nach einem gesehnt zu haben: blind Befehle ausführen zu dürfen!

gabe an ein „Soll“ bezwungen und eingebrochen, sondern zum Besten des eigenen tiefsten freien Seins. Dies bedeutet die Einung des eigenen Willens mit Gottes Willen: kein Opfer des Persönlichen, sondern dessen höchste Erfüllung. Solange noch das geringste Soll-Motiv im Bewußtsein dessen, der das absolut Gute will, auch nur im allergeringsten mit-spricht, solange ist ein Mensch nicht heilig.

Das Ausleben der Freiheit, welche alle Menschen zutiefst meinen, wenn sie das Freiheitsideal behaupten, setzt sonach Disziplinierung alles dessen voraus, was nicht das letztlich Freie im Menschen ist. Wer die Vorträge der Darmstädter Freiheits-Tagung „Schicksal und Zwang“ (Georg Groddeck), „Verantwortung und Recht“ (Graf Alexander Dohna), „Macht als Bindung“ (Graf Albert Apponyi) und „Disziplin und Autorität“ (Wolfgang Muff), die im Leuchter-Band 1926 veröffentlicht stehen, im Zusammenhange liest, wird dort alle die weiteren Erläuterungen finden, die das oben Gesagte vielleicht noch erfordert. Nur die folgenden Gedankengänge aus meinem Tagungsvortrag „Erfindung und Form“ seien hier noch kurz rekapituliert. Der geniale Mensch künstlerischer Abart ist beinahe immer nicht nur undiszipliniert, sondern auch im hohen Grade undisziplinierbar; jeder Versuch, Pegasus ins Joch zu spannen, hat katastrophal geendet. Und doch wird auch und gerade der geistige Schöpfer frei geheißen. Wie sollen wir das verstehen? — Die Dinge liegen so, daß der geniale Schöpfer auf seiner besonderen Stufe und auf seine besondere Weise von Hause aus der „Gnade“ teilhaftig ist, welche Gnade dem Heiligen meist erst nach langem Üben zuteil wird. Der Genius ist der ursprünglich begnadete Mensch, dem Heiligen vergleichbar, der schon als solcher geboren wäre. Genau so nun, wie der Asket, welcher das Ziel aller Askese erreicht hat, fortan keiner Kasteiung mehr bedarf — genau im gleichen Sinne ist der Genius typischerweise von Hause aus Askese-feindlich. Aber in anderer Hinsicht steht der geistige Schöpfer unter dem Heiligen: nicht der ganze Mensch ist bei jenem Ausdrucksmittel innerer Freiheit. Der persönliche Mensch als solcher ist beim

geistigen Schöpfer häufig sogar besonders unvollkommen; allzuoft dient er dem Geiste nur als Medium oder Sprachrohr. Als Ganzheit „ist“ der Genius beinahe nie, was er als Schöpfer ausdrückt oder auswirkt. Dementsprechend besteht sein Verhalten dem Nicht-Genialen in sich gegenüber in der Regel darin, daß er es so behandelt, wie dies der Erhaltung und Steigerung und Fruchtbarmachung des mit ihm nicht identischen, ja oft kaum organisch zusammenhängenden Genialen erfahrungsgemäß am günstigsten ist. Manchmal besteht diese Behandlung in Mäßigung und Beruhigung, weit häufiger in Anregung, die bis zur Aufpeitschung geht. Nur in einem besteht sie niemals: in Kasteiung und Disziplinierung, denn das Gefüge der Persönlichkeit muß lose bleiben, um dem Genius in ihm als fügsames Sprachrohr zu dienen. Dafür tritt die Erforderlichkeit disziplinierter Ausdrucksmittel für „das Freie“ in anderer Richtung desto ausgesprochener zutage. Die Strenge der Form, welche jedes große Kunstwerk aufweist, ist strenger noch als die des strengsten Moralsystems. Hier ist die restlose Befolgung der in Frage kommenden Normen schlechthin gebieterisch; für Sünde und Entgleisung gibt es keine Vergebung. Und befolgt der große Dichter die Normen der Metrik und Rhythmik, der Musiker die von Harmonie und Kontrapunkt, der Feldherr und Staatsmann die der Strategie und Taktik unwillkürlich, ohne Vorbedacht noch Anstrengung, so beweist dieses nur, wie selbstverständlich „das Geniale“ von sich aus vollkommene Beherrschung der Ausdrucksmittel fordert und seiner Kraft proportional erwirkt oder bedingt.

Von hier aus ist denn die ganze Tragweite des Problems der Geistesfreiheit auf einmal zu übersehen. Selbstverständlich steht und fällt der Geist auch in seinem denkerischen Aspekt mit seiner unbedingten Freiheit. Aber weder entbindet ihn diese von der Befolgung des Gesetzes der Logik, noch von der Berücksichtigung der Eigengesetze der Gegenstände, mit denen er sich befaßt, noch vor allem von den Normen, die der Substanzcharakter geistiger Wirklichkeit setzt. Dieser fordert Wahrhaftigkeit in bezug aufs eigene Wesen und damit richtige

Einordnung des Erkennens in den geistigen Gesamtzusammenhang. Damit aber ist alle Möglichkeit verfälschender Willkür als Weg zu gutem Ende ausgeschaltet. Ich sage verfälschender, da die angeführten Einschränkungen die Phantasie nicht einengen. Diese mag dichten so viel sie nur mag, soviel Welten als ihr nur einfallen mag sie zur Welt tragen. Doch halten solche andererseits dann allein stand, wenn sie den Eigen-Gesetzen der Einbildungskraft gemäß sind.

Mit diesen kurzen Betrachtungen wäre wohl alle neuere Kritik an der Idee der Freiheit selbst als abwegig erledigt; wogegen gleichzeitig erhellt, inwiefern jene recht hat, wenn sie bestimmte ihrer traditionellen Ausdrucksformen verwirft. Wie ist es nun möglich, daß ein so Tiefes und Intimes, wie es „das Freie“ im Menschen ist, überhaupt als in der Erscheinung wirkende Dauermacht festgehalten werden kann, wie dies, gemäß der Schilderung des ersten Abschnitts dieses Kapitels, seitens der großen abendländischen Tradition geschehen ist? Es ist möglich dank der Sondermacht, welche die Tradition darstellt.

An dieser Stelle können und müssen wir das in „Seele“ über das gleiche Problem Gesagte durch genauere Ausführungen darüber ergänzen, wie Geist überliefert werden kann. Geistes-Tradition ist niemals sachliches Wissen und auch nicht zu Automatismus gewordene Praxis, sondern lebendiges Fortleben des lebendigen Impulses, der sie schuf, welcher Impuls sich nur sterbend als greifbare „Sache“ niederschlägt. Jede große Religion unterscheidet, solange Wissende ihr Fortleben regieren, zwischen Schrift und Überlieferung, welche letztere mündlich von Mensch zu Mensch übertragen wird, und auf diese legt sie den Hauptnachdruck: Tradition allein zeigt nämlich, wie das Geschriebene verstanden werden soll, worauf allein es letztlich ankommt. Verstehen jedoch, als ein allemal subjektiv-Persönliches, kann direkt ausschließlich so übertragen werden, daß ein persönlich Verstehender einen anderen an seinem persönlich verstehenden Sein teilhaben läßt (AV, III, IV). Weil dem so ist, deswegen ist so vieles tiefe Wissen

dem Menschengeschlecht endgültig verloren gegangen, obgleich an Schriften mehr erhalten geblieben ist, als man theoretisch annehmen sollte. Wer immer aus der Schrift als solcher, unabhängig von der Tradition, der ersteren Sinn herauszulesen behauptet, legt in Wahrheit den seinen hinein und nur im Fall besonderer Kongenialität oder Einfühlungsgabe deckt sich das Neue einigermaßen mit dem Ursprünglichen. Wie seltene Ausnahme solche Deckung ist, beweist alle Geistesgeschichte, betreffe sie Jesus, Dante, Goethe oder Nietzsche. Was nun vom Verstehen gilt, bei dem unser letzter Gedankengang anknüpfte, gilt allgemeiner vom Sein, denn auch das Verstehen wird, wenn überhaupt, als Seins-Zustand übertragen. Hier äußert sich das allgemeine Gesetz, daß Gleiches überall auf Gleiches wirkt, also Stoff auf Stoff, Kraft auf Kraft, Geist auf Geist, darum auch Sein auf Sein. So heiligt der persönliche Kontakt mit einem Heiligen unmittelbar, soweit im anderen Möglichkeiten dazu leben, was keine Lektüre heiliger Schriften und auch kein selbständiges Üben erzielt, denn wer nicht heilig ist, kann sich Heiligkeit auch nicht lebendig-deutlich vorstellen, und nur eine im schärfsten Sinne klare Vorstellung löst im Unbewußten selbsttätig ihr entsprechende Prozesse aus. Wirksamer als alle Vorstellung jedoch ist immer die „unmittelbare Erfahrung“ Daher das Ewig-Gültige des Meister-Schüler-Verhältnisses.

Was nun vom heiligen Sein gilt, gilt von jedem. Der Mutige induziert in anderen Mut, der Glaubende Glauben, der Vertrauende Vertrauen. Auch schurkische Gesinnung kann tradiert werden: ein sehr großer Schurke erweckt sogar unfehlbar in jedem Schurkisches, denn in jedem lebt etwas davon, und alles, was lebendig ist, möchte sich ausleben. Daher die bekannte verheerende Wirkung schlechten Beispiels. Daher die besonders große Beeinflussungsmacht von Mittelmäßigkeit und Trägheit. In Windeseile wurde der „Mann auf der Straße“ in den Vereinigten Staaten zum Ideal, und auf die Massen wirkt sein Vorbild zweifellos stärker, als dasjenige Jesu gewirkt hat. So ist auch die Gefahr des russischen „Proletkults“ nicht hoch genug einzuschätzen, und höher noch der bald wohl fällige

indische Paria- und chinesische Kuli-Kult. In allen diesen Fällen nun handelt es sich nicht um Suggestion. Solche ist immer von außen nach innen gerichtet, kann deshalb nur oberflächliche Schichten des Menschenwesens ergreifen und ihr Zwanghaftes bewirkt, daß jeder, sobald die direkte Bannwirkung aufhört, sich unwillkürlich von ihr zu befreien strebt. Beim oben beschriebenen Vorgang hingegen handelt es sich um richtige Wesensübertragung, die aber wird darum freiwillig und freudig angenommen, weil der (ob in der Richtung des Guten oder des Bösen) Geringere fühlt, daß der Höherstehende sein eigenes persönliches Wesen steigert.

Weil es nun aber in diesem Zusammenhang unbedingt auf durch nichts anderes zu ersetzende direkte Übertragung von Sein zu Sein ankommt, stirbt jede Tradition andererseits zwangsläufig, sobald die Entwicklung ein Unstetigkeitsmoment durchläuft. Das alte byzantinisch-mongolisch-deutsche Rußland darf heute in Rußland als wirklich tot gelten, weil schon zu viele Generationen sein Leben nicht mehr erlebt haben. Und so stirbt auch in dieser Wende der traditionelle freie Europäer, in einigen Ländern Europas sehr langsam, in anderen schnell, ja in manchen ist er wohl heute schon so gut wie ausgestorben. Der freie Europäer war eben auch ein Produkt lebendiger Überlieferung. Von Generation zu Generation, Jahrhunderte entlang, hatte sich „das Freie“ jedes Jungen der freien Volksschichten am lebendigen Beispiel älterer Freier befreien können. Und von diesem unmittelbaren Erlebnis „des Freien“ her, also von innen nach außen zu, nicht umgekehrt, waren die anderen Teile und Schichten des Menschenwesens diszipliniert worden — gleich wie der Vers sich von selbst aus der dichterischen Inspiration ergibt.

Ist also, wie im Seelen-Kapitel ausführlich gezeigt wurde, der ideelle Ort aller Kultur und damit aller Tradition die Seele, so kann in deren Raum unter den oben angegebenen Voraussetzungen auch das Lebendige eines geistigen Impulses in der Erscheinung fortlaufend festgehalten werden. Andererseits: ist Tradition einmal verstorben, dann ist sie auch nicht mehr

wiederzuerwecken. Dann muß der Zufall richtiger Wiedergeburt ihres Wesens in einem ähnlichen Körper, als es der alte war, also das, was man Renaissance heißt, eingreifen, damit der unterbrochene Vererbungsprozeß neu einsetzt; daß es sich sogar hier nur um scheinbare Fortsetzung des alten handelt, habe ich an anderer Stelle ausführlich gezeigt (*AV, XIII*). Doch das Gesagte ist richtig nur in bezug auf den Seelen-Körper, welchen ein geistiger Impuls einmal trug, also in bezug auf Kulturgestaltung. Reiner Geist, noch so bestimmter Artung, kann jederzeit und von jedermann rezipiert werden, vollkommen unabhängig von Raum, Zeit und empirischer Eigenart, wenn nur persönliche Fähigkeit zur Einsicht und zum Innewerden eines bestimmten Geistes vorliegt. So hat in unseren Tagen Leo Frobenius den Geist afrikanischer Urzeit rezipiert, Paul Dahlke den des ursprünglichen Buddhismus, Richard Wilhelm denjenigen Alt-Chinas. So kann durch persönliches Verstehen, einem Akte schöpferischer Freiheit, ein Geist sogar dann auf die Erde zurückbeschworen werden, wenn er ihr ganz und für immer entschwunden zu sein schien. Hiermit münden denn unsere Betrachtungen über die Freiheit in die Grundproblematik der „Schöpferischen Erkenntnis“ ein, die ich darum nicht neuaufrollen brauche. Hinsichtlich dessen, was gerade in dieser Wende, die wir durchleben, in diesem Zusammenhang nottut, will ich nur einen Teil dessen wiederholen, was ich 1919 in der Programmschrift „Was uns nottut — was ich will“ (*SE, II, 3*) darüber sagte — welche Worte von Jahrzehnt zu Jahrzehnt aktueller werden dürften, bis das vollendet und vollbracht ist, zu dem sie den ersten Anstoß gaben: „Wir leben in einer historischen Konjunktur, innerhalb welcher Weisheit im Sinne eines Wissen-gewordenen Lebens allein zur Retterin werden kann. Der Verstand hat zersetzt, was zu zersetzen war; des Sokrates Werk kann als vollendet gelten. Die Kritik, ob von Luther ausgehend, von Voltaire oder Kant, hat alle Schranken abgebaut, die dem Denken von außen her das Betätigungsfeld einengten; sie hat dem Geist die volle Freiheit, die ihm gebührt, für immer gesichert. Aber sie hat damit zuletzt dem Leben

selbst die Axt an die Wurzel gesetzt, denn sie hat dahin geführt, daß alles nicht verstandesgemäß Begreifliche am Leben in seiner Existenz gefährdet scheint. Die Religiosität droht zu verschwinden, die Moralität, jeder unmittelbare innere Halt. Diesem natürlichen Gefälle gegenüber haben die vielfach ansetzenden, häufig künstlichen Gegenbewegungen wenig Macht. Was nützt es, neue Religionen zu begründen oder alte wiederherzustellen, wenn der Glaube an die Daseinsberechtigung von Religion überhaupt entschwunden ist? Was nützt alle ethische Kultur, wenn Moralität überhaupt als vorurteilsgeboren gilt? Heute gibt es nur einen Weg zum Heil: daß die Kritik selbst, zu ihrem höchsten Ausdruck gebracht, dem Wiederaufbau der Lebensganzheit dienlich werde. Es gilt den Sinn der Moral, den Sinn der Religion, den Sinn alles dessen zu erweisen, was dem Leben nachweislich zu seinem Heile Halt bot, durch vorläufige Kritik aber als unbegründet verurteilt schien; es gilt dies im tiefsten metaphysischen Verstand zu tun, nicht in dem oberflächlichen jener Pragmatisten, die sich bei der erwiesenen Nützlichkeit als letzter Instanz bescheiden. Dies eröffnet denn der Philosophie eine neue Sphäre, die sie im Abendland noch nie betreten hat. Diese soll fortan, auf allen kritischen Errungenschaften fußend, in tiefster Einsicht selbstherrlich begründet, von dieser aus die neue Lebenssynthese, welche allein der einmal erstiegenen Stufe geistiger Bewußtheit entspricht, in Angriff nehmen. Sie allein ist heute überhaupt fähig dazu, eine Synthese zu schaffen. Es ist höchst charakteristisch, daß die modernen Wiedergeburten früherer Lebensformen, die neuerdings so zahlreich, aus dem Geist der Verzweiflung über das zersetzungsbedingte Nichts, in allen Breiten aufkommen, im allgemeinen den niedersten und rohesten Stufen entsprechen; dies gilt vom politischen Kommunismus ebensowohl als von jenem besonderen Okkultismus, welcher in Wahrheit primitivster Aberglaube, nur zu vielen religiös sein sollenden Verbänden spiritistischer oder theosophischer Signatur zur Grundlage dient: wo der Mensch, vom Verstand ins Nichts hineingehetzt, nicht weiter kann, dort wendet er sich

am leichtesten von aller Vernunftserwägung ab. In Wahrheit aber gilt es nicht, der Einsicht zu entsagen, sondern diese so weit zu vertiefen, daß sie die Ganzheit des Lebens aufzunehmen, zu spiegeln und aus sich heraus wieder aufzubauen fähig wird. Es gilt sonach ein Höheres, als es griechische und französische Philosophen je anstrebten: nicht die abstrakte Vernunft, deren Grenzen schon Kant mit wunderbarer Klarheit erkannte und absteckte, zur Alleinbeherrscherin des Lebens zu machen, sondern einen Bewußtheitsgrad zu erreichen, in welchem die Ganzheit des Lebens sowohl seiner Tatsächlichkeit nach bewußt, als seinem Sinne nach verstanden wird, und diesen Sinn als Lebensbasis auszubauen.“

Das Gesagte gilt von der Freiheit mehr noch als von irgendeinem anderen Aspekte des lebendigen Lebens. Denn Freiheit kann offenbar nur in der Freiheit selbst begründet werden. Sie ist der Angelpunkt alles Geisteslebens und zugleich sein einer Weg. Deswegen wollen wir, unabhängig von aller Tradition, die vital wesentlichen Äußerungen von Freiheit kurz durchnehmen und zu zeigen versuchen, wie jeder sie in seinem persönlichen Leben pflegen und steigern kann.

Das Urkennzeichen der Freiheit ist ihre Unbedingtheit. „Das Freie“ ist nichts anderes als das vollrealisierte einsame Selbst, mit dem wir uns in „Einsamkeit“ befaßten; es ist die geistige Substanz, welche jeder, dessen Bewußtsein bis zu ihr hinabreicht, als schöpferischen Sinn seines Seins und damit dessen letzte Instanz erlebt. Als solche kann „das Freie“ nicht umhin, als unbedingt erlebt zu werden. Weder von Sachen noch von anderen Einzelmenschen, noch von irgendeiner Kollektivität hängt es im mindesten ab; auch die Gebote Gottes braucht es nicht zu erfüllen, selbst in dem Falle nicht, wo es sie innerlich anerkennt. Sogar im niedersten Falle möglicher Freiheits-Äußerung, dem Ja- oder Nein-Sagen zu einem Reiz, gibt es kein Jenseits dieses schlechthin Persönlichen und Subjektiven. Schon hier gilt absolut, was vom zweiten Schächer am Kreuze galt, welchem der Welterlöser die Pforten des Paradieses nicht öffnen konnte, weil er ihm sein Herz nicht öffnete. Freilich

könnte, theoretisch geurteilt, Übermenschliches — im Sinn eines Trans-Personalen und Trans-Subjektiven — das einsame Selbst von innen her bedingen, so daß die Freiheit nur eine scheinbare wäre. Tatsächlich gibt es eine christliche Lehre, gemäß welcher Gott des Menschen tiefstes Subjekt wäre. Doch was wird durch solch konstruierte Theorie gewonnen? Gibt es keine unbedingte Freiheit, dann verantwortet das Übermenschliche auch für Sünde und Fall und Schwäche und Trägheit. Vor allem aber entscheidet für das Bewußtsein eben das Bewußtsein über den Wirklichkeitscharakter aller Wirklichkeit. Keiner hat sich als persönlicher Mensch je wirklich als ein Gott erlebt, der ihn von jeder Schuld und Schwachheit freisprach. Diejenigen jedoch, die in Ekstase und Samādhi letzte Vereinigung mit Gott erlebt zu haben behaupten, betonen samt und sonders, daß in dieser Vereinigung ihr Menschsein zeitweilig aufgehoben war. Wollen wir vom Menschen reden und diesem Wege weisen, dann müssen wir seine normalen Bewußtseinstatsachen als letzte Gegebenheiten anerkennen. Tun wir dies aber, dann gibt es für den persönlichen Menschen kein Jenseits seines einsamen Selbsts. Dieses verantwortet letztinstanzlich und ist damit unbedingt. Jene neuen Unfreiheits-Theorien, die sich auf den Erregenschaften der Tiefenpsychologie aufbauen, entspringen samt und sonders schiefer oder stumpfer Denken. Selbstverständlich ist der Mensch nicht nur nach außen zu oder von außen her, sondern auch von innen her auf der empirischen Ebene gebunden oder bedingt; Urbilder als Vorformen des Erlebens und dem bewußten Ich nicht botmäßige Kollektiverfahrungen präterminieren jedes empirische Sosein. Doch das einsame Selbst gehört überhaupt nicht dieser Ebene an; es verhält sich zum Empirischen wie geistiger Sinn zu den übernommenen Worten, mittels welcher er sich manifestiert. Auch hier bedeutet die unzurückführbare Vielschichtigkeit und Vieldimensionalität des Menschenwesens die Urtatsache, von welcher alles Denken auszugehen hat. Und die Dimension „des Freien“ wird durch keinerlei psychologische Feststellungen in ihrer Existenz überhaupt nur berührt, geschweige denn in Frage gestellt.

An der von uns behaupteten Unbedingtheit des einsamen Selbst hat auch keine nicht durch Klügeln lebensfern gewordene Menschheit je gezweifelt: sonst hätte die bloße Vorstellung von Verantwortung niemals gebildet werden können. Diese besteht nämlich von Hause aus unabhängig von derjenigen der Schuld: Schuld bedeutet primitivem Bewußtsein das gleiche wie Ursache von Unwillkommenem, und der primordiale Straf- oder Sühngedanke ist dementsprechend nichts Höheres als eine Vermengung undeutlicher Erkenntnis des Kausalnexus mit ebenso undeutlicher Perzeption des Naturgesetzes des Ausgleichs. Stellt man die Frage der Schuld aber auf der Ebene objektiven Zusammenhangs dem klar erkannten Sinn des Satzes vom zureichenden Grunde gemäß, dann muß man sagen: bei aller Schuld bleibt grundsätzlich und für immer offen, wer oder was sie letztlich trägt, denn jede Kausalreihe ist endlos; jedes Motiv, jeder Reiz, jeder Zwang hat weitere zum Hintergrund. Nur wenn ein Subjekt aus autonomer persönlicher Entscheidung in den objektiven Kausalnexus eingreift, ist eine letzte Instanz erreicht, über die hinaus weiterzufragen sinnlos ist. Solch letzte Instanz aber kann offenbar einzig ein Freies und Persönliches sein, das aus eigenem Entschluß die letzte Verantwortung übernimmt. Insofern dürfen und müssen wir sagen: das Verantworten als solches entscheidet letztlich. Dem Wesen der Sache nach gibt es überhaupt nur letzte Verantwortung; welche Motive den Betreffenden zur Übernahme der Verantwortung und zu deren Auswirkung auf besondere Weise bestimmt haben und bestimmen, gehört gar nicht zur Sache. Das Wesen aller Verantwortung ist, daß sie Unbedingtheit und damit Letztinstanzlichkeit zum Ausdruck bringt. Die Unbedingtheit hinwiederum kann nur frei vorgestellt werden, wie dies die Scholastik mit ihrem Begriff der *causa sui*, als welche sie Gottes *haecceitas* bestimmte, tat.

Die Unbedingtheit, welche letzte Verantwortlichkeit setzt, ist, wie alles, was dem Geiste zugehört, im Geiste und damit in der Freiheit selbst begründet. Das heißt, sie kann ihrerseits nicht festgelegt oder auf Festgelegtes bezogen werden. So gibt

es kein spirituell Gutes jenseits des guten Willens, gibt es jenseits der Wahrhaftigkeit keine Wahrheit als spirituellen Wert, keine vom Geist beseelte Liebe, welche nicht freies Schenken wäre. Jegliche Form von Bindung und Verhaftung ist geistwidrig; wer solche überhaupt will, beweist damit, daß seine persönlich letzte Instanz nicht der Geist, sondern die Gana ist. Doch diese Indeterminiertheit, welche die Unbedingtheit und damit die Freiheit kennzeichnet, geht noch weiter: um frei zu werden und zu sein, muß man seine Freiheit wollen, und ferner muß man an sie glauben; ihr ganzes Dasein hängt von der Haltung des persönlichen Subjektes ab. Gleichsinnig steht und fällt die Unbedingtheit mit deren Anerkennung: wer letzte Verantwortung ablehnt, trägt metaphysisch tatsächlich keine; doch damit verzichtet er auch auf seine Freiheit und eben damit auf sein Menschentum. Von hier aus leuchtet denn als a priori evident ein, was alle Erfahrung lehrt, daß das erste und sicherste Kennzeichen dessen, der seine Freiheit realisiert hat, die Freude an der Verantwortung ist. Da die Thora lehrte, der Mensch trägt Verantwortung nicht nur vor Gott, sondern für Gott, gab sie die wahrscheinlich großartigste Bestimmung dessen, was Freiheit bedeutet, welche die Geschichte kennt. Aber alle Erlösungsmythen sagen letztlich Gleiches aus: da der Bodhisatva gelobte, nicht eher ins Nirwana einzugehen, bis daß die letzte Seele erlöst sei, oder Jesus alle Schuld aller Menschen auf sich nahm, bekannten sich beide zu eben dem, was das heilige Buch Israels lehrt. Doch nicht anders verantwortete auch Don Quijote letztinstanzlich, indem er sich zu seinem Ideal bekannte aller Gegebenheit zum Trotz. Hier liegt der tiefste Grund des von jedermann instinktiv anerkannten Gebots, seine persönliche Überzeugung als letzte Instanz zu vertreten, und koste dies sein Leben. Überzeugung bedeutet nichts anderes als verantwortendes Einstehen für persönliche Einsicht und damit persönliches Sein. Insofern gibt es für den Freien kein Jenseits ihrer, bedeutet ein Absehen von der eigenen Überzeugung oder gar gegen diese Handeln einen Selbstverrat, welcher geistigem und geistlichem Selbstmord gleichkommt. Von hier aus sieht man denn, wie

wenig echte Freiheit bei den Deutschen in deren liberalistischer Periode am Werke war. Das Verhalten der meisten bekundete mehr oder weniger die Anerkennung zweier Wahlsprüche. Deren erster lautete: „Freibleibend und unverbindlich!“, deren zweiter: „Jede Verantwortung ablehnen!“ Tatsächlich war die geistige, soziale und rechtliche Organisation des deutschen Volkes damals so, daß jeder soweit als irgend denkbar von Verantwortung entlastet war. Kein Wunder daher, daß diese Deutschenart mit einer nie dagewesenen Geschwindigkeit kapitulierte, sobald sie sich energischen Freien, welche die Macht hatten, gegenüber sahen: diese wahrhaft Freien waren nämlich nicht die Verfechter liberaler Freiheit, sondern deren Feinde, die Nationalsozialisten. Deren Führern eignete eben das erste Attribut des Freien, nämlich das Unbedingtheitsgefühl, welches grundsätzlich Verantwortung nicht ablehnen, sondern auf sich zu nehmen heischt. Und so widerstreitet auch das Bekenntnis der nationalsozialistischen Führer zur rücksichtslosen Machtausnutzung nicht der ihnen zugesprochenen wesentlichen Freiheit. Wer seine Überzeugung unter voller Verantwortungsübernahme mutig auswirkt, beweist unter allen Umständen mehr innere Freiheit, als wer sich vor den Vorurteilen anderer beugt, und entsprächen diese samt und sonders der absoluten Wahrheit.

Die Unbedingtheit, welche Verantwortlichkeit setzt, hat zum anschaulichen Kennzeichen die Haltung. In „Wiedergeburt“ (vgl. „Das ethische Problem“) ward gezeigt, daß „Haltung überhaupt“ allererst den Menschen macht. Haltung ist das Ergebnis von Selbstformung, diese aber ist nur ein anderes Wort für Ethos: insofern macht das Ethos den Menschen im Unterschied vom Tier. Das Ethos ist zwar beim Menschen nicht das letzte Wort, wohl aber ist es das erste. Beim Tier vollendet die Natur die erforderliche spezifische Form und Ordnung: beim Menschen muß geistgeborene Freiheit vollenden, was die Natur nur anfang und anlegte. Hier nun offenbart sich vielleicht am allerdeutlichsten, wie sehr „das Freie“ des Menschen tiefstes Wesen ist. Allerdings sind alle Formen und Ordnungen unter

Menschen, außer im Fall außerordentlicher und insofern aus der Art geschlagener Einzelner, das Ergebnis nicht persönlicher, sondern traditioneller Bildung gewesen: doch eben alle Tradition geht andererseits, wie wir sahen, auf ursprüngliche persönliche Initiative zurück. Je ganzer nun ein Mensch ist, desto mehr Haltung zeigt er. Primitive, welche keine Haltung hätten, gibt es nicht: das ist, durchaus durch ihre Tradition gebunden, sind sie auch durch und durch geformt. Keinem Orientalen oder Ostasiaten, der nicht verfolgten oder verachteten Kasten angehört, fehlt Würde und Selbstbeherrschung: das ist, weil sie alle, mehr nach innen als nach außen zu lebend, selbstverständlich wissen, was den Menschen macht. Am meisten Haltung in Europa hat der Spanier: er ist eben der durch älteste Tradition gebildete Europäer, überdies aber der physiologisch als Geist-Leib-Seele-Einheit am festesten gefügte (*Sp III*). Logischerweise kennzeichnet den Spanier denn auch das stärkste Unbedingtheitsgefühl, der extremste Personalismus, die größte Kultur des Stolzes. Des Stolzes im Gegensatz zu Eitelkeit. Eitelkeit beweist Bedingtheit des Gefühls für persönlichen Wert durch „Ansehen“, d. h. durch die Augen und das Urteil anderer, und stelle der „andere“ auch einen herausgestellten Teil der eigenen Seele dar. Stolz hingegen ist die normale Gefühlsspielung von echter Haltung; von Haltung im Gegensatz zur Pose. Deswegen sind alle wesentlich freien Menschen stolz.

Wir werden später sehen, inwiefern dieser Satz der christlichen Grundlehre nicht widerstreitet. Hier müssen wir schnell dem Bild das Gegenbild entgegenhalten, weil dies eine Koordinate mehr abgibt zur Bestimmung des Sinns der Freiheitsfeindlichkeit dieser unserer Zeit. Das heute unfreieste Land ist Nordamerika; es ist noch unfreier als Sowjetrußland, weil sich in den Vereinigten Staaten die Frage innerer Entscheidung so gut wie gar nicht stellt, während die entschiedenen Bolschewisten auf ihre besondere Art zweifelsohne freie Menschen sind und Gleiches von denen gilt, die trotz der Drangsal, inmitten derer sie leben, ihrer Überzeugung treu bleiben. Die spezifisch amerikanische Unfreiheit ist so entstanden, daß das transatlantische

Leben in Gegensatzstellung zur europäischen Tradition seine Form fand und damit Haltung, Unbedingtheit und Stolz von vornherein als Laster gebrandmarkt wurden. Die Stelle der persönlichen Überzeugung nahm drüben das Prestige der öffentlichen Meinung ein, der Einzelne fand seinen letzten Halt nicht in sich, sondern in der Zustimmung der großen Zahl, und „Auszeichnung“ wurde nicht durch persönlichen Wert errungen, sondern durch Erfolg im Gemeinschaftsgeschäft. Die Folge dieser besonderen Tradition ist, daß es zur Zeit, da ich dieses schreibe, zum mindesten unter über dreißigjährigen typischen Amerikanern, wohl nicht einen von wahrhaft innerer Haltung, von unabhängiger Gesinnung und von persönlicher Würde gibt. Alles, was innerlich bedingte Haltung sein sollte, erscheint durch Anpassung an Kollektivwünsche ersetzt. Daher das „Auf-dem-Kopf-stehen“ der dortigen Ideale im Vergleich zu den alteuropäischen, mit denen ich mich in meinem Buch über dieses ebenso seltsame wie lehrreiche Land ausführlich befaßt habe: *normalcy, likemindedness, likeableness* usw. zu auszeichnenden Eigenschaften zu erheben, wo sie doch alles Ausgezeichnetsein negieren, bedeutet offenbar ein richtiges Auf-den-Kopf-stellen aller bisher gültigen Ideale (*A, II, I*). Ebendeshalb wurde im Amerika der Prosperity-Zeit innere Freiheit kaum weniger perhorresziert, als es bei uns zur Blütezeit der Inquisition die Ketzer wurden.

Und dies gilt nicht allein von der inneren Freiheit: sogar das äußere Leben erscheint in den Vereinigten Staaten, allen aus anderer Zeit stammenden proklamierten Idealen zum Trotz, durch Gewohnheitsrecht reglementierter, als es irgendwo sonst unter Abendländern ist. Diese Tatsache bietet den abschließenden Beweis dafür, daß der hylische, das heißt der erdhafte Mensch gar nicht frei sein will; je demokratisierter eine Gesellschaft, was immer zugleich besagt: je weniger sie geistige Seins-Werte als bestimmend anerkennt, nach desto starrerem Normierung empfindet sie Bedürfnis. Nun behaupteten wir, daß echte Primitive immer Haltung haben und stolz sind, weswegen sie auch meist als Freie wirken und entsprechend schwer zu Arbeits-

sklaven herabzuwürdigen sind: dies liegt daran, daß sie auf ihrer Stufe in richtiger Form sind. Sie sind es im gleichen Sinne wie die Tiere, nur hat ein bestimmter, geringer und ihnen gemäßer Grad von Freiheit bei der Formung mitgespielt. Demgegenüber ist der demokratisierte Abendländer der Mensch, der seine Form verloren hat; er ist nicht mehr von innen her bestimmt und insofern nicht mehr ein Freier. Er weist im großen ganzen die Eigenschaften auf, die in den Augen der Antike den Sklaven kennzeichneten. Schon früher hatten wir Gelegenheit, darauf hinzuweisen, wie leicht Versachlichung den Menschen selbst zur Sache macht, wodurch er eben zu dem wird, als was die Römer den Status des Sklaven definierten. Jetzt können wir den gleichen Gedankengang auf die Erkenntnis des Sinnes substantieller Freiheit hin zu Ende führen. Wir brauchten bisher den Begriff „das Freie“, um das Substantielle des Freiseins gegenüber dem üblichen funktionellen Freiheits-Begriffe zu betonen: der letztgültige Gegensatz ist aber offenbar der zwischen dem freien Manne und dem Sklaven. Freiheit ist immer personal; sie ist personal, oder aber sie ist nicht. So kommt es, vom Standpunkt des Ideals der Freiheit, in erster Linie überhaupt nicht auf Rechte an, sondern nur auf Sein. Ist einer innerlich und wirklich frei, dann erobert er sich die Rechte, die ihm fehlen. Ist er seinsmäßig Sklave, dann nutzt und frommt ihm keinerlei Freiheitsrecht. So erklären sich die modernen freiheitsfeindlichen Ideologien. Sie stellen eine natürliche und auch gesunde Reaktion dar auf die Erfahrungstatsache, daß, sobald Sklaven losgelassen werden, alle hämischen, neidischen, kleintlichen, diebischen, verräterischen, feigen, verlogenen, betrügerischen, giftigen und vergewaltigungsfreudigen Unterweltsgeister losbrechen.

Eine neue Freiheitsära kann dann erst beginnen, wenn sich der Mensch zum Unbedingtheitsideal zurückbekehrt und sein gesamtes Sinnen und Trachten auf dessen Verwirklichung richtet. In Deutschland sind die Vorbereitungen dazu zur Zeit, da ich dieses schreibe, schon recht weit gediehen. Nichts anderes bedeutet das Bekenntnis der besten deutschen Jugend zum

Heldenideal. Der Held ist der Urausdruck des Freien, das primordialste Urbild des Menschen, welcher als unbedingter Geist aller Umwelt Trotz bietet. Nur wird das Wesen des Helden vorerst mißverstanden, insofern sein Bild mit dem des Führers zusammengeschaute wird. Der Held als solcher ist nämlich gerade nicht Führer: gerade er, er vor allen, ist der letztlich Einsame. Der letztlich Einsame ist er zumal in seiner nordisch-germanischen Urgestalt, deren Sinn die schon an früherer Stelle bestimmten Begriffe des „Einheriers“ und des „Recken“ am besten wiedergeben. Der Opfersinn des Helden zumal hat überhaupt keine primäre Beziehung zur Gemeinschaft: sie ist reine schenkende Tugend. Wird das Bild des Helden, überall wo es wirklich geschaut ward, tragisch vorgestellt, so beruht dies eben darauf, daß zwischen heldischem Sosein und Gemeinschaftsforderung ein ursprünglicher und unlösbarer Widerstreit besteht.

Doch wie stimmt das im letzten Abschnitt über die Freiheit Ausgeführte mit dem Ideal größtmöglicher Weltoffenheit zusammen, das wir als Generalideal für alles aufsteigende Menschentum nachgewiesen hatten? Die Antwort finden wir, wenn wir bei der Behauptung anknüpfen, daß der Held das Urideal des Menschen darstellt. Die Haltung, das Ethos überhaupt macht den Menschen im Unterschied vom Tier. Der Höchstausdruck des gehaltenen und ethischen Menschen ist der Held. Und da unsere bisherigen Betrachtungen sich beinahe durchaus auf die aktive Modalität des Lebens bezogen, wie dies der Deutlichkeit halber sein mußte, weil jeder Freiheit unwillkürlich mit Aktivität assoziiert, so mußten wir derselben Deutlichkeit halber unsere Betrachtungen zuletzt auf den Helden zuspitzen. Doch andererseits hatten wir schon an früherer Stelle angedeutet, daß der Heilige in noch höherem Grade frei sei als der Held. Knüpfen wir nunmehr an das in „Leiden“ und „Weltfrömmigkeit“ über Ergriffenheit als Weg zum Aufstieg Gesagte an, dann wird es uns ohne weiteres gelingen, unsere neuen Einsichten auf den pathischen Typus des Freien zu übertragen und damit die zuletzt bekundete Einseitigkeit zu überwinden. In „Leiden“ hieß es: „Zwei und nicht mehr schöpferische Einstellungen sind

dem Menschen im Weltzusammenhang möglich: die des Ergreifens und die des Ergriffenwerdens, oder kürzer der Ergriffenheit.“ Vom Standpunkt der Freiheit ist es offenbar das gleiche, weil nur eine Frage der Betätigungsrichtung, ob sie sich im Tun oder im Lassen, im Erobern oder im Ertragen äußert, denn in beiden Fällen entscheidet die gleiche rein persönliche Unbedingtheit, Verantwortung und Initiative. Kreuz und Adler sind als entgegengesetzte Pole innerhalb des Menschenwesens auf ihrem ursprünglichen Plan auf keinen Generalnenner zu bringen. Doch zeigten wir bereits, daß auf höherer Ebene eine Synthese beider möglich ist. Im Zusammenhang des Freiheitsproblems können wir das „Wie“ dessen näher bestimmen, als in „Leiden“ möglich war, damit aber einen Schritt weiter in der Bestimmung und Lösung des Freiheitsproblems selbst gelangen. Wir brauchten einmal schon das von S. Friedländer zuerst im hier gemeinten Sinne benutzte Wort schöpferischer Indifferenz. Das funktionale Freiheitsproblem ist augenscheinlich ein reines Aktualitätsproblem. Frei im funktionalen Verstand ist der Mensch immer nur an der mathematischen Grenzlinie zwischen einem „noch nicht“ und einem „nicht mehr“. Denn bevor eine Entscheidung gefaßt wird, tritt Freiheit nicht in Aktion, und nachdem jene getroffen ward, setzt Bindung durch das Geschehene ein. So verstanden ist Freiheit ein Schwebezustand, ein Zustand vollkommener Nicht-Festgelegtheit und damit Unsicherheit. Insofern bedeutet der Wille zu ihr wesentlich Wille zum Risiko (*W*, 236 ff.). Damit ist nun völlig eindeutig bestimmt, daß „das Freie“, funktional beurteilt, in einem „allezeit Freisein zu etwas“ besteht. Womit weiter ausgesagt ist, daß der Lebensmittelpunkt des vollkommen Freien genau im Punkte schöpferischer Indifferenz nicht allein zwischen allen möglichen Sonderentschlüssen, sondern auch den Grundpolaritäten des Lebens und damit oberhalb ihrer liegen muß.

Hiermit gelangen wir zu dem konkreten Problem, das sich in der Periode der Generalrevolte der Erdkräfte akuter stellt als vielleicht je zuvor. Die wichtigsten Antithesen und Antinomien, welche heute die Geister beunruhigen, beruhen nämlich auf

einem Verkennen des soeben festgestellten Umstands, daß der Mensch seinen eigentlichen Ort jenseits der Polaritäten hat und daß dieses Jenseits gerade in dem Geist liegt, welcher heute so oft als einer der fraglichen Pole beurteilt wird. Die heute landläufigen Polaritäten sind zum größten Teile Pseudopolaritäten. Ich möchte das, was hier zu sagen ist, an besonders eindrucksvollem lebendigen Beispiel dartun und dabei das Erforderliche etwas breiter ausführen, als sonst dem Stile dieses Buches entspricht, damit in bezug auf diesen wichtigsten Punkt ja kein Mißverständnis bestehen bleibe oder aufkomme. Die sowohl umfassendste und tiefstinnigste Theorie vom polaren Charakter der Weltordnung enthält die alchinesische Lehre von Yang und Yin, vom Schöpferischen und Empfangenden, deren Zusammenspiel alle Erscheinungen der Welt ergäbe. Da die Chinesen von der Totalität des Kosmos (als Gesamtwirklichkeit verstanden) her dachten, so unterschieden sie nicht in unserem Sinne zwischen Natur und Geist und schieden demzufolge auch nicht scharf zwischen Notwendigkeit und Freiheit. Sie erlebten alles Geschehen in Form unauflöslicher Gesamtsituationen, und so geschah es, daß auch das rein Geistige von ihnen primär in seiner Auswirkung im Rahmen der Natur erlebt wurde. So wurden von ihnen die ursprünglich Naturpolaritäten betreffenden und sinngerecht nur auf sie beziehbaren Begriffe von Yang und Yin auch dort angewandt, wo Geist und Natur in Spannung stehen, wobei denn der Geist meist, aber durchaus nicht immer, mit dem Schöpferischen und Lichten und Leichten identifiziert wurde. Heute nun glauben viele Europäer, daß sich Geist und Erde wesentlich wie Yang und Yin zueinander verhalten, und je nach der Partei optieren sie für das eine oder das andere Prinzip. Das interessanteste Mißverständnis dieser Art bekundet nun C. G. Jung. Und seinen besonderen Fall möchte ich hier etwas ausführlicher behandeln, gerade weil ich ihn für einen der bedeutendsten lebenden Erforscher der weitesten Möglichkeiten der Seele halte, und zum Anlaß die Äußerung von ihm nehmen, wo sein Mißverstehen, soweit meine Kenntnis reicht, am offenkundigsten zutage tritt.

In meinem Buche über die Weltrevolution hatte ich gezeigt, daß der Sinn dieser ihrer ersten Phase der einer Revolte der Erdkräfte ist. Seit dem Siege des Christentums immer mehr verdrängt, hatten sich die Erdkräfte von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mächtiger aufgestaut. Und nachdem es oft schon Ausbrüche geringeren Grades und Umfangs gegeben hatte, die aber immer wieder unterdrückt wurden, gab ihnen der Weltkrieg Gelegenheit zu einer so totalen Explosion, daß nur zwei mythische Bilder der heutigen Katastrophe gerecht werden: das der Sintflut und das der Apokalypse. Alle großen Bewegungen dieser Zeit stehen im Zeichen nicht des Geistes, sondern der Erde. Für die Erde aber gibt es keine Freiheit. Und so bestände — so hieß es in jenem Buch — Gefahr, daß alle Errungenschaften der letzten Jahrtausende menschlicher Geschichte verschüttet würden. Diesem furchtbaren Schicksal könne nur höchstes Verantwortungsbewußtsein und höchster moralischer Mut seitens der Vertreter echten Geistes vorbeugen. Zu dem Ende schlug ich vor, daß sich alle wahrhaft freien, unabhängigen, rein Qualitäts- und Einzigkeitsbewußten, keinem äußeren Druck und keiner Suggestion nachgebenden Männer und Frauen zusammenschließen sollten; nicht als Partei, als Klasse oder Organisation, auch nicht als Orden oder Kloster, sondern in Form einer äußerlich losen, innerlich desto festeren Gemeinschaft gleichen Wert- und Verantwortungsbewußtseins. Die Aufgabe dieser ganz kleinen Minderheit — denn nur eine solche käme auf lange hinaus in Frage — solle aber keineswegs in Opposition bestehen. Heute lägen die Dinge nicht so, wie bei der Entstehung des Christentums, wo Martyrium für bestimmte Ideen dem Geist am besten diene. Das Neuaufleben der Erdkräfte sei an sich durchaus nichts Schlechtes, und es gälte auch nicht ihren Gegensatz herauszustellen. Über die schroffen Antithesen des christlichen Zeitalters müßten wir jetzt gerade hinaus, mit dem Ziel einer auf totaler Offenbarung beruhenden integralen Kultur, welche alle Elemente des Menschenwesens zu neuer reicherer Synthese zusammenschlösse. Zunächst aber bestände die Gefahr, daß die übermächtig her-

vorstoßenden Erdkräfte den Geist, der diese Synthese schaffen könnte, vernichteten. Deswegen dürfe der echte Geistesvertreter heute gerade nicht sterben: er solle und müsse leben und durchhalten, und zwar in der schöpferischen Polarisationsstellung, von der wir früher zeigten, daß sie allein zur Schöpfung im Gegensatz zur Entwicklung führt (AV, IV). C. G. Jung nahm nun gegen die „Eigenschaftsliste“, welche ich für die Vertreter echten Geistes aufstellte, in einer Kritik meiner „Weltrevolution“ Stellung, wobei er fast überall das genaue Gegenteil von mir behauptete. Er schrieb in den Baseler Nachrichten vom 13. Mai 1934: „Jene Edelmenschen, welche dem Autor vorschweben, werden dann einen Orden bilden oder wenigstens dazu geeignet sein, in einen solchen aufgenommen zu werden, wenn sie sich (des Autors Eigenschaftsliste entsprechend) ihrer Unfreiheit bewußt sind, wenn sie ihre demütige Abhängigkeit erkannt, und ihre sogenannte Einzigartigkeit vergessen haben; wenn sie sich den äußeren Gewalten anzupassen wissen, wenn sie ihre Minorität einigermmaßen ertragen können, wenn ihr Gewissen sein natürliches Zentrum in ihrer Erde, in ihrer Rasse, in ihren sozialen und politischen Notwendigkeiten hat und wenn durch die Gegenwart Gottes, die sonderbarerweise immer mit einer größten Not zusammenfällt, in ihnen ein wahrhaftes Gemeinschaftsbedürfnis aus der Erfahrung tiefster menschlicher Nichtigkeit entstanden ist.“ Weiter schreibt Jung: „Fast scheint es, daß dieses Mal die Erde dem Himmel etwas zu sagen und daß mithin der Luftgeist das Parieren zu lernen hätte“ (von mir gesperrt, K). Noch weiter hieß es: „Der Westen hat den ausnahmsweisen Gegensatz zwischen Geist und Erde perpetuiert und läßt sich darob ethisch nicht zur Ruhe kommen. Der Chinese glaubt an den ‚Geist der Schwere‘, und der Drache, den wir uns gerne in finstern Höhlen denken, funkelt ihm als fröhliches Feuerwerk am Himmel und vertreibt allen bösen Gepensterzauber. ‚Geist‘ bedeutet ihm nicht Ordnung, Sinn und alles mögliche Gute, sondern ist eine feurige und bisweilen gefährliche Gewalt.“ Endlich schrieb Jung, auf meine Prophezeiung einer Revolution des Geistes als Ausgang

der Revolte der Erdkräfte übergehend — welche Revolution meiner Überzeugung gemäß zu einer neuen und höheren Art von Spiritualität führen würde —, im gleichen Aufsatz: „Woher soll denn die religiöse Erneuerung kommen, welche Keyserling als notwendig und imminent voraussagt, wenn nicht unser hochgelobter Geist, der alles verstehen will, zu allem sich eine Einstellung reservieren möchte und erst noch ethisch verantwortlich zu sein sich verpflichtet fühlt, das Zeitliche segnen kann? Er ist ja menschlicher Geist geworden, fehlbar, beschränkt; er ‚bedarf eines Todes‘, um neu zu werden, was er aus sich nicht kann. Was bedeutet die Macht der ‚forces telluriques‘ anders, als daß der ‚Geist‘ wieder einmal altersschwach, weil zu sehr vermenschlicht, geworden ist?“ — Ich habe nur Stichworte zitiert, doch sie genügen zur Bestimmung des für diese Zeit typischen Mißverständnisses. Auch C. G. Jung ist, obschon Psycholog, ausgesprochener Erdmensch. Nie war er echter, als da er auf der Weisheitstagung zu Darmstadt im Frühjahr 1927 die Variation „Die erdbedingte Psyche“ des Generalthemas „Mensch und Erde“ ausführte. Er ist aber so sehr Erdmensch, daß ihm der freie Geist mehr oder weniger der „Luftikus“ ist. Darum muß er die chinesische Lehre mißverstehen, denn der Chinese ist durchaus nicht Erdmensch: sein Bewußtsein verkörpert vielmehr auf höchst eigentümliche Weise das ursprüngliche Bewußtsein des dem Kosmos harmonisch als Geist- und Erdgeschöpf eingefügten Menschen, nur auf der Stufe höchster moralischer und ästhetischer Kultur. Sehr viele Fragen, welche der Europäer stellt, stellt der Chinese nicht: so weder die nach der Freiheit, noch die nach dem irrationalen Schicksal, noch die nach Gott. Aber dank seiner richtigen erlebnismäßigen Einstellung im Weltzusammenhang verschiebt oder verfälscht er auch nirgends die wahren Verhältnisse. So hat er niemals, wie Jung zu Unrecht behauptet, im Drachen ein lustiges Feuerwerk gesehen und nie im Geist ein im ähnlichen Verstand Gefährliches, als welches uns die Unterwelt erscheint. Dringt man durch die Begriffsgebilde, welche die Ideogramme versinnbildlichen, zu dem zutiefst gemeinten Sinne durch, dann

erkennt man, daß der Chinese eine Polarität Natur-Geist überhaupt nicht setzt; sonst könnte sich Yang nicht ohne weiteres in Yin verwandeln und umgekehrt; sonst ginge das Lichte nicht immer wieder aus Dunklem, das Leichte aus dem Schwere hervor und umgekehrt. Die Chinesen erkannten sonach im männlichen und im weiblichen, im aktiven und im passiven Prinzip ganz richtig die Pole der Naturdynamik, durch deren Zusammenspiel hindurch der Geist sich manifestiert. Einen dem unseren entsprechenden Begriff von Geist hat China nicht. Doch der des Tao, welcher ihm so nahekommt, als aus kosmozentrisch-naturistischer Einstellung geborenem Begriffe möglich ist, hat wesentlich oberhalb jener Pole seinen Ort; das Tao umfaßt und durchdringt zugleich Yang und Yin und offenbart sich durch den Zusammenhang und das Zusammenwirken beider.

Differenziert man nun schärfer, auf westliche Art, dann kann man der richtig verstandenen chinesischen Weisheit nur recht geben. Der Welt-Sinn manifestiert sich durch das Weltalphabet; und nur mittels der vorhandenen Buchstaben und im Rahmen der geltenden Normen von Grammatik und Syntax kann er sich äußern. Und da erscheint mal das Schöpferische und mal das Empfangende, mal das väterliche und mal das mütterliche Prinzip als bester Mittler der Geistesoffenbarung. Jung nun optiert gleich den meisten Repräsentanten der Erdkräfte für das Mütterliche, das er gleich diesen mit dem Erdhaften identifiziert; er sieht im Geist das väterliche Prinzip und dieses entwertet er. Der Geist ist nun in Wahrheit weder Vater noch Mutter, sondern — wenn man ihn irgendwie als personifizierte oder typisierte Gestalt der Natur-Gegebenheit gegenüberstellen will — der *deus ex machina*, der Zauberer (*SM, II, XI, XII*). Und die allerdings vorhandene Spannung zwischen Geist und Erde ist nicht polar in dem Verstand, wie es die der beiden Brennpunkte einer Ellipse sind. Hier müssen wir das am Anfang und Ende des vierten Kapitels Ausgeführte ergänzen und präzisieren. Damals hießen wir jede Spannung, welche in ihren Faktoren steigend, evozierend und fruchtbar wirkt, Polari-

sierung und in diesem weiten Verstande verwende ich überhaupt gewöhnlich den Polarisationsbegriff (*AV, IV*). Doch Polarität solcher Art, wie zwischen positiver und negativer Elektrizität, gibt es nur dort, wo die Pole einer gleichen Wirklichkeitsschicht angehören. Das nun tun Geist und Erde ebensowenig, wie Hirn und Darm oder wie Sinn und Ausdruck. Wenn die hier aufgezählten, absichtlich aus möglichst verschiedenen Sphären gewählten Gegensätze einander konstellieren können, so liegt das nicht an polarer Beziehung zueinander, sondern daran, daß sie innerhalb jeder gegebenen Lebenseinheit zueinander in Korrelation stehen. Die letzte Instanz ist also in diesem Falle nicht die polare Beziehung von kosmischen Prinzipien zueinander, sondern die Einheit des Organismus, in welchem alles und jedes in Form eines Wechselseitigkeitsverhältnisses zusammenhängt. Unter diesen Umständen muß jede Übersteigerung oder Überbetonung einer Komponente des Organismus diese auf die Dauer schwächen und damit indirekt die in der Verdrängung erstarkte zur Wirksamkeit berufen. Es evoziert hier aber, noch einmal, kein Pol seinen Gegenpol, sondern gefährdete Einheit sucht sich wiederherzustellen.

Der geschilderte besondere Energiehaushalt manifestiert sich nun besonders drastisch auf Jungs Spezialgebiet, demjenigen der erdbedingten Psyche. Daher die Möglichkeit seines Verkennens des wahren Tatbestands. Geist „an sich“ steht in gar keiner notwendigen Beziehung zur Erde. Da wir diese Wahrheit schon in vielen Zusammenhängen und nach verschiedenen Richtungen hin erwiesen haben, so genügt zum Abschluß vorliegender Sonderüberlegung eine kurze dogmatische Antwort auf die angeführten Jung-Zitate. Ist Geist wirklich seiner selbst bewußt, dann kann er ganz unmöglich seiner Unfreiheit bewußt werden, denn er ist unbedingt. Ganz unmöglich kann er seine Abhängigkeit erkennen, denn solche besteht nicht. Ohne Selbstbelügung kann er seine Einzigkeit gar nicht vergessen, denn einsame Einzigkeit ist nun einmal sein Wesen. Anpassen aber kann er sich den äußeren Gewalten überhaupt nicht, denn er lebt nicht auf gleicher Ebene wie sie. Letztere

Forderung Jungs ist in ihrem Widersinn besonders erstaunlich, denn sogar auf der Ebene organischer Natur geht das meiste dessen, was nach Fortschritt aussieht, auf Nicht-Anpassung zurück (AV, IX): unerträgliche Situationen werden durch Erschaffung und Ins-Spiel-setzen neuer Kräfte gemeistert, die dem autonomen Innern des Organismus, und ausschließlich ihm, entspringen. Und so geht nicht nur aller wesentliche Fortschritt auf die Haltung des „dennoch!“ und „trotzdem“ äußeren Einflüssen gegenüber zurück — aus dem Geist der gleichen Haltung allein erfolgt alle Selbstverwirklichung. Daher der Segen der Schwierigkeit, des Leidens, des Sich-Durchkämpfen-Müssens. Neuerdings hat Wilhelm Pinder eine besonders eindrucksvolle Illustration obiger Grundwahrheiten auf dem Gebiet der Kunst gegeben: in seiner „Kunst der Deutschen Kaiserzeit“ (Leipzig 1935, C. A. Seemann) zeigt er, daß „das Nordische“ immer nur in der Berührung mit Nicht-Nordischem nicht allein fruchtbar geworden, sondern sich überhaupt verwirklicht hat. Nur durch den Zusammenstoß mit Romanischem, Orientalischem, Slavischem usw., in der Auseinandersetzung oder Vermählung mit ihm, ist das Eigenste des nordischen Menschen ganz freigesetzt worden. Daher die Größe Griechenlands, Roms, Frankreichs und vor allem Deutschlands, das gerade dank seiner unerhörten Aufnahmebereitschaft für Fremdes heute der eigentliche Hort des nordischen Geistes ist — welcher Geist im von ausschließlich nordischer Umwelt fortgewachsenen Skandinavertum schon in früher Wikingerzeit seine tiefsten Eigenschaften verloren hat.

Was nun Jungs Behauptung betrifft, nur dann könnten die von mir gemeinten „Edelmenschen“ ernstgenommen werden, wenn sie ihre Minorität „einigermaßen ertragen“ (anstatt sie stolz-gelassen als Schicksal hinzunehmen), so möchte ich auf diese lieber gar nicht eingehen. Um so lehrreicher aber ist ein Eingehen auf Jungs Forderung, daß diese „Edelmenschen“ ihr Gewissen in ihrer Erde haben sollen. Es ist für einen Menschen, in dessen Bewußtsein der Geist überhaupt soweit einbrach, daß er eine bestimmende Rolle in ihm spielt, ohne

Illusion, ja Halluzination schaffendes Vorurteil physiologisch unmöglich, sein Zentrum anderswo zu finden als eben im Geist, denn das geistige Bewußtsein erlebt alles Erdhafte ursprünglich und unmittelbar als ein Außer-sich, als Nicht-Ich, was es de facto ist. Aber der Geist im Menschen ist so frei-schöpferisch, daß er sogar evidente Unwirklichkeit für sich zur Wirklichkeit umzaubern kann; und das ist es, was C. G. Jung passiert ist. Nie und nimmer hätte er sonst schreiben können (hier antworte ich auf die weiteren Zitate seines Aufsatzes), daß der Luftgeist das Parieren zu lernen hätte — Geist kann das Erdhafte wohl verlassen, in dem Sinne wie Gott dem Christenglauben gemäß den Menschen verläßt, aber parieren kann er nicht außer in Form von Selbst-Preisgabe. Und erst recht hätte Jung sonst nie und nimmer unterstellen können, daß der Geist altersschwach werden und des „Todes bedürfen“ könne: niemals bedarf Geist als solcher des Todes, um wiedergeboren zu werden. Evidentermaßen falsch ist endlich Jungs Behauptung, der Westen habe den ausnahmsweisen Gegensatz zwischen Geist und Erde perpetuiert und lasse sich darob ethisch nicht zur Ruhe kommen. Die ganze ungeheure Menschheitsbedeutung des Abendlandes liegt gerade darin, daß es den Gegensatz von Geist und Erde nicht als Ausnahme angesehen, sondern richtig als das Grundproblem des Menschen erkannt hat. Dieses Leben ist nun einmal wesentlich tragisch, weil zwischen Geist- und Erdnorm unlösbarer Widerstreit besteht. War es in früheren, undifferenzierten Zuständen möglich, dieser Wahrheit ohne Unaufrichtigkeit nicht innezuwerden oder sie zu eskamotieren, so besteht die Möglichkeit auf der Entwicklungsstufe der heutigen Träger der eigentlichen Geschichte nicht mehr.

Ich habe das Mißverständnis, das ich am Sinnbilde C. G. Jungs aufweisen konnte, im Zusammenhang des Freiheitsproblems deswegen so ausführlich behandelt, weil sich von ihm her der wahre Ort und Sinn der schöpferischen Indifferenz, welche „das Freie“ kennzeichnet, besonders scharf fassen läßt. Knüpfen wir bei dem Satz an, daß der Geist im Menschen so frei-schöpfe-

risch ist, daß er sogar augenscheinliche Unwirklichkeit für sich zur Wirklichkeit umzaubern kann. Im Gegensatz zum Versuch der „Südamerikanischen Meditationen“, Blut und Erde im Zusammenhange richtig zu sehen, so wie sie wirklich sind, geht Jung von einem Vorurteile aus, in dessen Dienst er alsdann sonst richtig Erkanntes stellt. Geist und Erde sollen in polarer Beziehung zueinander stehen, sie sollen den Symbolen von Yang und Yin entsprechen. Solches Dekretieren-können setzt zunächst das Dasein schöpferischer Freiheit oberhalb aller Polaritäten voraus. Was geschieht aber nun, wenn der Geist der erdhaften Wirklichkeit als Gegenpol gegenübergestellt wird? Dann steigt der Geist aus seiner Eigen-Region herab und schlägt sich selbst tatsächlich durch fälschende Vorurteile in Fesseln. Dann verwandelt er zwangsläufig seine eigene Gegebenheit seiner falschen Vorstellung gemäß. Wenn Geist ein Herausstellbares sein soll, welches der Erde gegenübergestellt werden kann, dann bleibt nichts anderes übrig, als ihn mit dem Intellekte oder dem Willen zu identifizieren. Wenn Blut und Erde den Kern des Menschenwesens bedeuten sollen, dann muß diesen Vieles von dem zudekretiert werden, was faktisch der Seele und dem Geiste zugehört. Vor allem aber wird so und dann der Zusammenhang des Menschenwesens, wie dieser tatsächlich ist, willkürlich zerrissen. Der Geist wird zum „Widersacher der Seele“ erklärt und dank solcher Erklärung damit tatsächlich lebensfeindlich, Verstand und Vernunft werden geächtet und damit real zersetzerisch, der pneumatische Mensch, d. h. der Geistige wird, im Gegensatz zu dem, was von den Griechen galt, geringer als der hylische, d. h. der Erdmensch geachtet, und verdirbt damit real. Vom Standpunkt der Erkenntnis aber wird so alle Wahrheit auf den Kopf gestellt, sofern überhaupt noch etwas von ihr übrig bleibt. Daher denn das Pathologische der repräsentativen Vertreter dieser Zeit. Der Intellektuelle, welcher alle Erdwurzeln und alle Bindung an das Nicht-Ich verleugnet und damit alle Verantwortung im Zusammenhang des Lebensganzen ablehnt, ist ein tristes Spaltprodukt. Doch eine gleichsinnige Zersetzungserscheinung stellt auch der reine

Chthoniker dar; er ist ein Eliminat aus dem ursprünglich geistbestimmten Menschen, eine Art Bodensatz. Diese beiden einander entgegengesetzten Zersetzungsprodukte des ganzen Menschen, durch Vorurteil geschaffen, sind die Protagonisten aller der Konflikte, die man als falsche Konflikte bezeichnen mag, weil sie falscher Fragestellung und falscher Beobachtung ihren Ursprung danken. Denn als Erscheinungen sind sie real genug. Heute stehen sich wirklich Geist und Nicht-Geist, Idee und Blut, Freiheit und Bindung, Menschentum und Tiertum als von Vernichtungswillen beseelte Gegner gegenüber. Doch da Yang und Yin die ewig beständigen Pole des irdischen Lebens darstellen, so kann kein Pol den anderen besiegen. So verhärten und verkümmern sie zu immer abgeschlossener Einseitigkeit und immer gefährdeter wird dadurch die Lebensganzheit. An dieser Stelle erfassen wir den ganzen tiefen Sinn des heute kaum mehr verstandenen Begriffes einer Häresie, einer Irrlehre. Der Geist ist dermaßen frei, daß er nicht nur überhaupt vorstellen kann, was er will, sondern auch sich selber so sehen kann, wie er mag — und entsprechend anders wird. Sein tiefstes Wesen wird freilich durch solches Phantasieren nicht verändert; wohl aber wird es überschichtet und das Bewußtsein geht nunmehr von dieser Überschichtung als seiner vermeintlichen Wirklichkeit aus. Im Falle rechter Vorstellung drückt sich mittels dieser Vorstellung das wahre Wesen aus, so wie es ist, und dies zwar desto unverfälschter, je mehr jene dem Korrelationsgesetz von Sinn und Ausdruck entspricht (*SE, I, 2*). Daher das christliche Wahrhaftigkeitsgebot. Daher die indische Theorie und Praxis der Selbstrealisierung, deren Weg in rechtem Denken, rechtem Wollen, rechtem Tun, rechtem Sich-Versenken besteht: es gälte von der selbsterfundenen Vorspiegelung zur eigenen tiefsten Wirklichkeit zu finden. Doch von hier aus verstehen wir auch, warum der Mensch so viel geneigter scheint, sich selbst zu belügen, als sich so hinzunehmen und anzuerkennen, wie er wirklich ist. Fast alle Irrtümer sind Kinder bösen Willens, d. h. hier der Gana, die sich gegenüber dem Geist mit seinen ihr unbequemen Normen durchsetzen will. Der Evolutionismus

z. B., nach dessen Lehre alles Minderwertige und Böse sich von selbst dem Guten zu entwickle, entspringt dem Wunsch, das Gesetz des geringsten Kraftmaßes zu befolgen. Äquivalentes aber gilt von all' den Irrlehren, die wir vorhin beleuchtet haben.

Doch wir müssen uns mit den herrschenden falschen oder künstlichen oder überbetonten Polaritäten noch etwas mehr beschäftigen, denn nur Abtragung der Überschichtung der wahren durch Irrtum und Lüge kann das eigene Wirkliche freilegen. Bis zur deutschen Revolution war die polare Spannung zwischen dem Behaviorismus, welche dem Menschen lediglich die Fähigkeit zum re-agieren zuerkennt, und der krassen Unbedingtheitslehre der Christian Science in Nordamerika (welche Spannung ich im Schlußkapitel meines Buches über letzteren Kontinent ausführlich behandelt habe), das eindrucksvollste Sinnbild einer Zerrissenheit, die nun einmal die schicksalsmäßige Folge jedes Nicht-Erkennens und -Besetzens des wahren Orts der Freiheit ist. Zur Zeit da ich dieses schreibe, äußert sich die gleiche Zerrissenheit unvergleichlich eindrucksvoller noch in deutschen Landen im Gegensatz zwischen meta-amerikanischem Aktivismus und jener extremsten aller bisherigen Pathiken, welche Ludwig Klages vertritt. Oberflächlich beurteilt, sollte Klages den nie rastenden noch ruhenden, ausschließlich der Zukunft zugewandten Aktivisten das Greuel aller Greuel sein. Ist er doch Todfeind des männlichen Geistes, des Siegs, der Macht, des Fortschritts, des Willens, des abendländischen Ethos überhaupt; er hat nur Hohn und Spott für allen Zukunftsglauben. Nichtsdestoweniger „stimmt“ der Klages-Kult; er stimmt unbeschadet dessen, daß unter Tausenden, die seinen Namen preisen, höchstens einer ihn gelesen, und unter denen, welche ihn gelesen, ein sehr geringer Prozentsatz ihn verstanden hat: der meta-amerikanische Aktivismus „setzt“, auf Hegelisch ausgedrückt, jenen, so daß beide tatsächlich die gleiche Grundlebensstimmung ausdrücken. Beide gehören so zu einander, wie Lebens- und Todestrieb: je extremer und einseitiger der eine von beiden betont wird, desto machtvoller wird der andere im Unbewußten konstelligiert. Solch'

extreme Bewußtseinspaltung verkörpert selbstverständlich kein für die Dauer haltbares Gleichgewicht. Übersteigertes Ethos muß mit ikarischem Sich-Überschlagen enden, übersteigertes Pathos mit gewolltem Versinken in der Todesnacht. Beide Bewußtseins-geborene Übersteigerungen aber erhalten durch den Willen zur Wiedergeburt unter Preisgabe des Gegebenen, welcher das deutsche Gemüt kennzeichnet, fortwährende Speisung aus tiefster Wurzel, so daß nicht wenig dafür spricht, daß der Extremfall eintreten könnte

Letzteren Gedankengang wollen wir hier nicht weiter verfolgen. Was uns hier angeht ist dies: weder der ausschließliche Ethiker noch der ausschließliche Pathiker ist frei. Denn durch Selbst-Bindung an einen Pol des Menschenwesens unter Verleugnung oder Bekämpfung des anderen verläßt der Mensch innerlich den Indifferenzpunkt, von dem allein aus Betätigung „des Freien“ möglich ist, und verlegt sein Bewußtseinszentrum auf wesentlich Unfreies. Daher der Zwang, den die Tatsachen und abstrakte Kalkulation und das innere Gesetz der Organisation auf die meisten Menschen aktivistischer Artung ausüben: der Aktivist steht nicht oberhalb seiner Aktivität, wie er es tun muß, um frei zu bleiben; er identifiziert sich ohne Vorbehalt mit seinem Ethos-Pol. Woher, umgekehrt, die beispiellose Macht, welche Suggestion ausübt, der blinde Glaube an Schlagworte, der wachsende Mangel an Eigeninitiative, die sich steigende Neigung zu gehorchen, sich lammfromm dem Schicksal hinzugeben, woher die Verherrlichung des Unpersönlich-Irrationalen des Weltgeschehens überhaupt, und andererseits der Wunderglaube? Sie beruhen auf restloser Hingabe an den Pathos-Pol. Beide Arten der Hingabe machen im buchstäblichen Verstande unfrei. Und zwar ist der auf die beschriebene einseitige Weise initiatorisch wirkende absolute Aktivist genau so unfrei wie der absolute Pathiker. Nur wer die Pole von Ethos und Pathos von einem inneren Standort aus in sich balanciert, welcher Standort oberhalb der Pole von Ethos und Pathos gelegen ist, dem Standort der letzten inneren Einsamkeit — nur der kann frei sein.

Von hier aus können wir den erforderlichen höheren Standort so genau, als begrifflichem Denken möglich ist, bestimmen. Das tiefste Selbst in seiner unbedingten Einsamkeit steht nicht allein jenseits aller irdischen Bindungen, sondern auch jenseits aller irdischen Polaritäten. Das Selbst ist weder Mann noch Weib, weder zeugend noch austragend, weder handelnd noch erleidend, denn seine ganze „Aktivität“ besteht in freier Ausstrahlung von „Sinn“. Doch da das tiefste Selbst eben nur die letzte Wesenstiefe des Menschen darstellt und nicht seine Ganzheit, so ergibt sich daraus, daß sich der ganze Mensch nur in Funktion der Naturnormen ausleben kann: zeugend oder gebärend, handelnd oder leidend. Nur liegt der Nachdruck beim Selbst-Bewußtsein nicht auf der Alternative als solcher, sondern auf dem Sinn, welchen das Leben in Form dieser oder jener Modalität hat oder haben kann. Dieser Sinn untersteht überhaupt nicht dem Polaritätsgesetz, er ist unbedingt und absolut. Und so thront jeder im Raum seiner Psyche als Selbst oberhalb der eigenen Polaritäten; er benutzt sie, und ist er tief genug im Selbst verwurzelt, dann durchleuchtet, dann transfiguriert er sie. Dann schafft substantieller Sinn von sich aus neuen Tatbestand. Von hier aus ist denn klar, warum nicht nur innerhalb eines Volkes, sondern erst recht in der Seele des Einzelnen jede Spaltung zwischen dem aktiven und passiven Pol bei Optierung für einen von ihnen schwerste Gefährdung der Persönlichkeits-Einheit bedeutet. Die Pole müssen balanciert werden, damit sich der Mensch richtig im Gleichgewicht befindet.

Diese Notwendigkeit hat in bezug aufs moralische Problem der leider so früh verstorbene Oscar A. H. Schmitz in seinem „Versuch einer polaren Ethik“ (in „Brevier für Einsame“, Georg Müller Verlag) mit so vorbildlicher Schärfe herausgearbeitet, daß ich hier lieber auf dieses Buch, das schon vergessen zu werden droht, verweisen möchte, als seine Gedanken ausführlich wiederzugeben. Nur soviel sei hier gesagt. Schmitz' großes erkenntniskritisches Verdienst liegt, trotz des Titels seiner Abhandlung, darin, daß er Ethos und Pathos nicht

eigentlich als Pole, sondern als notwendig zusammenhängende, im organischen Sinne korrelative Zuständlichkeiten und Haltungen beschreibt, die den Vorzeichen plus und minus entsprechen und in jedem konkreten Falle beide da sein und einen Gleichgewichtszustand darstellen müssen, wenn die Einheit des Lebensganzen nicht zerfallen soll. So entsprechen sich Kreuz und Adler. So ist jede Lösung des ethischen Problems, welche auf Grund des Plus- oder des Minus-Aspekts des Lebens allein oder auch nur vorwiegend erfolgt, eine Scheinlösung. Was nun vom moralischen Verhalten gilt, gilt von schlechthin aller Lebenspraxis. In allem empirischen Leben wirken Yang und Yin, Ethos und Pathos, Männliches und Weibliches als Plus- und Minus-Aspekte des Lebens zusammen und es ist überhaupt kein normales Ausleben „des Freien“ denkbar, das nicht in einander ergänzendem Zusammenwirken von Tun und Leiden bestände; jede einseitige Auswirkung zerstört die lebendige Einheit. Hier halten wir denn den allerletzten Grund der Freiheitsfeindschaft dieser Zeit. Einseitig ethisch oder aktivistisch verstandene Freiheit hatte durch Enantiodromie zu einer Versklavung ohnegleichen geführt, oder aber überwältigende Sehnsucht nach untermenschlicher Gebundenheit entstehen lassen. Von hier aus verstehen wir das unaufhaltsam wachsende Vorurteil zugunsten älterer oder fremder Lösungen des Lebensproblems — der ur-nordischen, antiken, chinesischen, indischen: so oder anders bedeutete jede von ihnen eine Balancierung von Plus und Minus. Im weitesten Rahmen und andererseits auf normalste, dem gesunden Menschenverstand gemäßeste Weise balancierte sie Alt-China. Indien tat es in der Zusammenschau von Eigenwille und Schicksal im Karma-Glauben, Hellas im Zusammenspiel von Apollo und Dionysos, Rom in der Vereinigung von absoluter Hingabe an die res publica mit stoischem Herrenethos, die ur-nordische Welt in der von spielerischem Abenteuerertum und Schicksalsglaube. In „Leiden“ haben wir nun gezeigt, daß das echte Christentum Ethos und Pathos grundsätzlich besser als alle anderen Weltanschauungen balanciert hat, insofern es als einzige den Nachdruck auf die

Freiheit legte. Es vereinbarte Stolz und Demut, Welt-Hingabe und Weltgewaltigkeit, Liebe und Kampfeslust auf solche Art, daß unter allen Umständen „das Freie“ das letzte Wort behielt. Sogar blinder Glaube hob den echten Christen unwillkürlich ins Reich echter Freiheit hinauf, denn eben dieser Glaube war in seinem Falle Ausdruck „des Freien“ Immerhin hat die Fundierung des christlichen Kosmos auf irrationalen Glauben bedingt, daß der Erkenntnisfortschritt ihn zersetzen mußte. Dieser Prozeß ist nicht rückgängig zu machen. Deswegen muß schöpferische Einsicht jetzt eine Neubalancierung von Plus und Minus bewerkstelligen, auf daß eine neue Ära der Freiheit anbrechen könne.

Zu diesem Ende wollen wir die für das praktische Leben entscheidenden Tugenden „des Freien“ nacheinander durchnehmen. Die erste dieser Tugenden ist der Charakter. Wir sahen in früherem Zusammenhang (S. 288), inwiefern der Deutsche die Frage des Charakters typischerweise falsch stellt, im Sinn einer Kruste oder sonstigen äußeren Halts, oder der inneren Gebundenheit an Äußerliches; wobei wir mit der Feststellung endeten, daß nur von innen heraus wirkende Bindung, also ein Skelettartiges im Gegensatz zur Schale des Krustentiers, Charakter in positivem Verstande schafft. In der historischen Einleitung zu vorliegendem Kapitel zeigten wir, warum und inwiefern ein ererbtes Skelett inneren Halt geben kann. Aber psychisches Erbe lebt andererseits nur insofern fort, als es fortlaufend von Persönlichkeiten, die es lebendig vertreten, neuvitalisiert wird. Hieraus folgt, daß sich das wahre Problem des Charakters ausschließlich von der Freiheit her und in bezug auf freie Betätigung sinnvoll stellt. Jeder kommt mit bestimmten Naturanlagen auf die Welt, für die er nicht verantwortlich ist und welche er kaum, wenn überhaupt, zu ändern vermag. Es ist nun augenscheinlich widersinnig, dort zu fordern, zu gebieten, zu verurteilen, wo es sich um reine Naturgegebenheit handelt und mithin keine Verantwortung besteht. Dem trägt auch die römisch inspirierte Jurisprudenz Rechnung, wenn sie lehrt „Motiv entlastet, Charakter belastet“ Diese Lehre hat nur

Sinn, sofern unter Charakter ein der Freiheit Unterstelltes, sonach ein anderes als die ursprüngliche Veranlagung verstanden wird und sofern es nicht darauf ankommt, welche Anlage einer hat, sondern ausschließlich darauf, was er aus ihr und mittels ihrer macht. Tatsächlich ist nun jeder, in dem „das Freie“ voll entwickelt ist — diese Einschränkung besteht allerdings — für seinen Charakter verantwortlich, denn bei gutem Willen hat er die Möglichkeit, aus seinen Anlagen, wie immer sie seien, ein Positives zu formen und dieselben positiv auszuwirken. Oder, um das gleiche in der Sprache der „Schöpferischen Erkenntnis“ auszudrücken: beliebiger „Sinn“ kann sich, grundsätzlich gesprochen, beliebigen Buchstaben einbilden, und damit Freiheit beliebige Tatsachen meistern. Oder noch anders gesagt: von der Freiheit her beurteilt, sind die Anlagen eines Menschen nicht mehr, als der mehr oder minder spröde Stein für des Bildhauers Meißel.

So stellt sich die Frage des Charakters von der Freiheit und damit vom Wesen des Menschen her grundsätzlich anders, als die moderne Charakterologie sie stellt. So Wissenswertes diese über die sogenannten Triebfedern, die Anlagetypen und besonders die menschliche Unterwelt herausbekommen hat, so nützlich ihre Erkenntnisse zur Eliminierung hoffnungslos Unfähiger, zur Besetzung subalternen Stellen, für welche freie Menschen nie geschaffen sind, ja so wichtig ihre Ergebnisse sogar für die Erziehung vom Standpunkt der Gemeinschaft und auf diese hin sind — zur geistigen Beurteilung und zur Förderung des Wesentlichen liefert sie überhaupt kein Material.¹ Denn ihr sind eben die Anlagen letzte Instanz und die Grundfrage aller Charakterologie, welche geistige Bedeutung beansprucht, nämlich die Frage nach dem Charakter, welchen der

¹ Die Bedeutungslosigkeit der positivistischen Charakterologie für die eigentliche Seelen- und Wesenskunde erweist mit seltener Klarheit die kleine Schrift von Friedrich Markus Huebner, *Die Zeichensprache der Seele*, Kampen a/Sylt 1934, Niels Kampmann Verlag. Wie sehr äußerlich und insofern zufällig bedingt der empirische Charakter überhaupt ist, machen Fritz Künkels *Grundzüge der politischen Charakterkunde*, Berlin 1934, auf vorbildliche Weise deutlich.

schöpferische Geist aus dem gegebenen Materiale bildet, stellt sie überhaupt nicht. Dies liegt natürlich an den derzeitigen lebendigen Vertretern der Charakterologie — lebenswichtige oder bedeutsame oder gar letztentscheidende „Sachen“ gibt es nicht. Zumal in der deutschsprachigen Welt steht diese Disziplin zu der Zeit, da ich dieses schreibe, zu einem bedauerlich großen Teil im Dienst von Thersites- oder Sklavenhalter-Gesinnung; geradezu erschreckend viele Charakterologen sind zutiefst hämische Neider, Schadenfreudige oder Selbsthasser, welch letztere immer die schlimmsten Denunzianten sind (die interessanteste Offenbarung dessen bedeutet Theodor Lessings Buch „Der jüdische Selbsthaß“, Berlin 1930) und sich an der Herabwürdigung anderer selbst steigern. Aber selbst wenn das Instrument der Charakterologie in edlere Hände gerät — zur Lösung der Frage, auf die allein es vom Standpunkt des freien Menschen ankommt, wird sie nie beitragen. Immer wird es ein „Skandal der Vernunft“, wie Kant sich ausdrückte, für sie bleiben, daß beinahe alles, wenn nicht buchstäblich alles Große auf Erden von (in ihrem Sinn) „bedenklichen“ Charakteren geleistet worden ist. Nie werden ihre Voraussetzungen zu verstehen erlauben, daß Widerstände und Schwierigkeiten innerhalb der Seele „das Freie“ genau so anspornen wie äußere Widrigkeiten und daß dieser Umstand unter allen Umständen und für immer, gemäß Jesu Lehre, dem Sünder vor dem Gerechten einen natürlichen Vorsprung gibt. Die wahre Frage des Charakters stellt sich so und ausschließlich so, wie ich sie schon im Himalaya-Kapitel des Reisetagebuchs (geschrieben 1912) formulierte: es ist grundsätzlich einerlei, welche Anlagen ein Mensch auf die Welt mitbringt. Einzig und allein darauf kommt es an, was er aus ihnen macht; oder in anderen Worten, inwieweit sein „Freies“ die an sich gänzlich irrelevanten Anlagen diszipliniert und seinen geistigen Zielen gemäß be-sinnt.

Hier, wenn irgendwo, ist Generosität Grunderfordernis. Erstens die gegen sich selbst und gegen andere. Ich nenne die sich selbst gegenüber auch hier zuerst, da der sich selber gegenüber Generöse gegen andere nie gehässig ist. Zunächst muß der

Mensch sich selbst, entsprechend dem in allen früheren Kapiteln Geforderten, genau so hinnehmen, wie er wirklich ist, ohne auch nur das Allgeringste auszuschließen oder zu verleugnen. Erst in solcher Einstellung ist er überhaupt im Geist zentriert und kann er überhaupt von ihm aus urteilen, über sich selbst genau so wie über andere. Ist er aber einmal so eingestellt, dann kann er überhaupt nicht mehr „verurteilen“, so wie's die „Gerechten“ tun. Doch im Zusammenhang des Freiheitsproblems gewinnt der Generositätsbegriff einen neuen Aspekt und einen noch tieferen Sinn: Freiheit selbst bedeutet Generosität, insofern diese ohne jene nicht möglich ist. Freiheit als Urattribut des Geistes ist ipso facto schenkende Tugend. Seinem Wesen nach ist Geist ausstrahlend (*A, II; SM, XI, XII*). Lehrt das Christentum in bezug auf die Liebe, welche es meinte, Geben sei seliger als Nehmen, so darf man allgemein sagen: nur Geben ist dem freien Geist gemäß, oder genauer: Nehmen ist ihm dort allein gemäß, wo im Annehmen-können Generosität zum Ausdruck kommt — und jedermann weiß, wie schwer gerade Annehmen den meisten fällt. Der Geist wächst, er nimmt nicht ab durch Geben; er nimmt, umgekehrt, ab und verkümmert, wo er sorgendem Rafften dienstbar ist. Jedes Motiv der Urangst oder des Urhungers, welches er anerkennt und damit übernimmt, versklavt ihn der trägen Gana, und Trägheit und Geistbestimmtheit schließen einander grundsätzlich aus. So bedeutet denn die erforderliche Generosität auch „frei von sich sein“ Erst letztere Gleichung nun macht vollkommen klar, was jener vielbenutzte, aber selten verstandene Begriff bedeutet. Nur wer im selben Sinne frei von sich und damit sich selbst gegenüber generös ist, wie die Mutter gegenüber den Fehlern ihrer Kinder, nur wer als geistige Substanz real unabhängig ist vom Unfreien in sich, nur der beweist die Freiheit, auf welche es ankommt. Und erst mit dem Zustande grundsätzlichen Freiseins von sich — gleichviel, wieweit die Verwirklichung gediehen ist — beginnt sich Charakter auszuprägen im einzig menschenwürdigen Verstand. Das ist der wahre Sinn der an sich mißverständlichen Imperative, andere mehr zu lieben als sich selbst, die Pflicht

der persönlichen Neigung voranzustellen, sein Privatinteresse oder seine Privatmeinung zu opfern. Von hier aus wird wohl endgültig klar, warum wahre und echte Charaktere in Deutschland bisher so selten waren: solche können sich nicht bilden, ohne daß die Generosität der Freiheit bestimmte — und bisher gibt es im Deutschen nicht einmal ein Wort für den Begriff Generosität.¹

Das ist übrigens, wie hier ausdrücklich betont sei, hauptsächlich auf die unglückselige Kastenordnung in kargem und engem Lebensrahmen oder -raum, welche Deutschland lange Jahrhunderte hin-

¹ Großmut ist ein anderes, Spezielleres; ihr Begriff setzt Höherstehen dessen voraus, welcher sie ausübt, gegenüber denen, die von ihr Nutzen ziehen, dazu mit der Nuance, daß er sich diesen Luxus leisten kann. Die schenkende Tugend, eine wahrhaft herrliche Wortverbindung, hat noch einen esoterischen Klang. Kein Wunder: denn ist Mangel an moralischem Mut ein Charakteristikum des Deutschen, so wie ihn seine Geschichte gestaltet hat, so ist ein anderes der Neid, die genaue Gegen-Eigenschaft der Generosität. So traurig das Kapitel ist — wir müssen bei diesem Urfehler des Deutschen verweilen, denn er kann von der Freiheit her gebessert werden, und andererseits wird es einen wirklich freien Deutschen als Nationaltypus nicht geben, bevor er nicht gebessert ist. Die banalste und häufigste deutsche Form des Neides ist der reine Lebensneid, der sich im Haß des vital Schwächeren oder Impotenten oder Unschöpferischen gegen den Mann „generösen Bluts“, den Sieghaften und Schöpferischen äußert; gäbe es in Deutschland, wie im alten Athen, ein Scherbengericht, so wäre wohl jeder Große nicht allein, sondern auch jeder ausgesprochen Vitale des Landes verwiesen worden. Die in Deutschland häufigste Form des Lebens-Neides wiederum ist das Nicht-Gönnen: der andere soll, im Gegensatz zum englischen Imperativ des fair play, gerade keine Chance haben. Generositätsmangel nun gibt beinahe allen Erscheinungen des bisherigen deutschen Lebens ihre besondere Farbe. Auch unter Ungenerösen gibt es Menschen, welche gerne schenken, denn Schenken ist Macht-Beweis; nie jedoch nehmen solche freudig an. So ist denn das Nicht-annehmen-Können eine geradezu entsetzlich häufige deutsche Untugend. Wohltat wird mit Undank gelohnt, welcher als „Objektivität“ getarnt großtut. Jeder hämischen Neigung, welche die innere Freiheit anderer zu entwerten verspricht, wird freudig nachgegeben. Bedeuten Fakultäten, Behörden und Amtlichkeiten in Deutschland als „Krusten“ so viel, so ist's vor allem deshalb, weil gemeinsame Krustenzugehörigkeit Identifikation ermöglicht und so den Neid in hohem Grade neutralisiert; keinem ordentlichen Professor widerfuhr je, was Schopenhauer und Nietzsche ihr Leben verbitterte.

durch bestimmt hat, zurückzuführen — durchaus nicht auf Uranlage. Daß es nicht an letzterer liegt, weswegen innere Unfreiheit ganz gewiß nicht deutsches Schicksal ist, beweisen die folgenden Tatsachen. Von jeher war der seltene Deutsche, welcher genügend hochgeboren war oder hoch genug hinaufgelangte, um sich unbeengt zu fühlen, typischerweise desinteressierter als irgendein anderer Europäer; Desinteressiertheit aber ist das sachliche und unschöpferische Äquivalent von Generosität. Und auch der schöpferische Aspekt der inneren Freiheit äußert sich seit bald zweihundert Jahren, sobald innere Beengtheit fehlt, unter Deutschen häufiger als irgend sonst in Europa. Der erstaunliche Prozentsatz ungewöhnlicher Begabungen, welcher in Deutschland, und zwar in Deutschland allein, Pastorenhäusern entstammt, ist zum großen Teile auf den Umstand zurückzuführen, daß der Pastor allein unter Bürgerlichen zum Adel heruntersprechen durfte: nämlich von der Kanzel; weswegen sich ein ungewöhnlich hoher Prozentsatz solcher Naturen, die entweder selbst oder als Erbträger physiologisch geistiger Unbedingtheit fähig waren, dem Pfarrerberufe zuwandten.

Weil die Dinge so liegen, braucht sich kein Deutscher beim Bedauern über die hier geschilderten Fehler zu bescheiden: sie sind zu überwinden. Hierzu aber ist Einsicht bei allen tieferer Einsicht Fähigen der eine mögliche Weg. Es gilt einzusehen, sich einzugestehen und die eingestandene Wahrheit durch Meditation dem ganzen psychischen Organismus einzubilden, daß es Charakter als Wert nur in Funktion der inneren Freiheit gibt, daß solch einzig echter Charakter umgekehrt der Urausdruck des freien Menschen und daß die Kardinaltugend des echten Charakters die Generosität ist. So und nicht anders soll jeder Deutsche sich die Frage stellen. Das ist der eine Weg, um mit einem Male über Kleinlichkeit, Engigkeit, Neid, Mißgunst, zugleich aber über Partikularismus und Beschränktheit hinauszuwachsen. Auf diese Weise fallen letztendlich Charakter, Freiheit und Welt-offenheit zusammen.

Wer generös ist, kann nicht umhin, gerecht zu sein. Doch er allein kann es überhaupt. Denn auch die echte Gerechtigkeit hat ihren Seinsgrund im Selbstgefühl des unbedingten freien Einzigigen, welcher nur ausstrahlen, nicht raffén will. So muß der Deutsche Gerechtigkeits-fähiger werden, als er's bis heute war, wenn er sich zum wahrhaft freien Menschen entwickeln will.

Hier fühlt das neuwerdende deutsche Volk instinkthaft, in welcher Richtung der rechte Weg führt, was von der Generosität noch gar nicht gilt. Doch auch hier denkt es zunächst in Funktion der Gemeinschaft, was nur in Funktion des Einzigigen fest fundiert werden kann. Völker ändern sich überaus langsam und je schneller ein äußerer Umbruch erfolgte, desto häufiger dient die Veränderung nur dazu, inneres Gleichverbliebensein durch zeitgemäße Tarnung zu schützen. Deswegen schreibe ich hier zunächst völlig unverändert das ab, was ich 1926 im 11. Heft des „Wegs zur Vollendung“ über Gerechtigkeit und Billigkeit schrieb, denn ich wüßte nicht, wie ich das, was meiner Ansicht nach Deutschen in diesem Zusammenhang nottut, besser sagen könnte. Ausführlich aber muß gerade diese Frage behandelt werden. „Der menschliche Gerechtigkeitsbegriff hat seine Natur-Grundlage im schlechthin allgemeingültigen Naturgesetz des Ausgleichs. In jedem geschlossenen Ganzen ruft einseitige Bewegung die korrespondierende Gegenbewegung hervor; alle Geschehnisse oszillieren um einen ideellen Nullpunkt herum, an dessen Unverrücktheit das Bestehen des Ganzen hängt. Das Gesetz des Ausgleichs betrifft nun an sich nur Tatbestände, keine Werte; deswegen könnte es scheinen, als stände es mit den Postulaten der Ethik in gar keinem Zusammenhang. Allein Erfahrung lehrt, daß das primitive Rechtsempfinden nichts anderes fordert als Gleichgewicht und Identität von Wirkung und Gegenwirkung. Es betrifft einfach Tatbestände; beim Verbrechen ist ihm die Handlung, nicht die Gesinnung, aus der sie hervorging, letzte Instanz, und dessen Sühne Ausgleich in kaum einem anderen Sinn, als wie solcher unter physikalischen Vorgängen statthat. Prüfen wir nun unser eigenes, sublimiertes,

vermeintlich so anderes Rechtsbewußtsein, so finden wir, daß dessen instinktive ‚Gerechtigkeits‘postulate denen der Neger gleichen. Was immer Theorie behaupten mag: Strafe, so fühlen wir, muß einfach sein, als dem Vergehen entsprechender Ausgleich. Ebenso empfindet es unser aller Instinkt als ‚gerecht‘, wenn es geistig Begnadeten materiell schlecht geht, wenn der allzu Weiße (Heilige) von der schwarzen Welt mißhandelt wird, auf daß das normale Grau-in-Grau nicht gefährdet werde, und der Emporkömmling zuguterletzt stürzt. Ebendeshalb verlangen wir vom Menschen desto mehr, je mehr er hat, muß der Mächtige mehr Rücksichten nehmen als der Schwache, ist Neid unausrottbares soziales Urphänomen; es ist unausrottbar darum, weil es die elementare Gefühlsspiegelung geforderten Ausgleichs bedeutet. Aus dem gleichen Grunde rechneten die naiven Hellenen es ihren Göttern nicht als Makel an, daß diese neidisch waren, wie sie denn nichts als ‚Gerechtigkeit‘ darin erblickten, daß das Scherbengericht vorzüglich im Guten hervorragende Bürger verbannte.“

„Nun ist aber klar, daß die also verstandene Gerechtigkeit mit der Gerechtigkeit im spirituellen Verstande nicht zusammenfällt. Wie verhalten sich beide zueinander? Den Weg zur Erkenntnis weist das Wort Nietzsches, Gerechtigkeit sei ein positives Verhalten. Dies ist folgendermaßen zu verstehen: Gerechtigkeit verlangt nicht den Ausgleich vorhandener Tatbestände auf der Basis der Gleichberechtigung, sondern sie ergreift, vom Tatsachenstandpunkt betrachtet, Partei für das als wertvoller Erkannte. Sie fordert also ursprünglich gerade keinen Ausgleich. Da indessen das Gesetz des Ausgleichs auf der Ebene aller Tatbestände Gültigkeit besitzt, so ergibt sich daraus das folgende Verhältnis zwischen Gerechtigkeits- und Ausgleichsforderung: das ethische Bewußtsein verlangt, daß der Ausgleich im Sinn der Vorherrschaft des Wertvolleren stattfinde. Oft entspricht diese Forderung zugleich dem natürlichen Gefälle, so bei der Strafbemessung für gewöhnliche Verbrechen; in allen komplizierten Fällen hingegen entspricht es ihm meistens nicht. Da verlangt Durchsetzung des Gerechten

ein richtiges Schwimmen gegen den Strom des natürlichen Empfindens. Da verlangt sie von dem, der zu entscheiden hat, in jedem Fall, trotz aller bestehenden Normen, den persönlichen Mut zur Parteinahme für das persönlich als besser Erkannte. Insofern gibt es keine Satzung und kann es keine geben, welche von sich aus erkennen ließe, was im bestimmten Fall gerecht ist. Woraus denn selbstverständlich das Mißverständliche der These folgt, die allgemein als selbstverständlich richtig gilt: der Richter habe unparteiisch zu sein. Gerade das hat er nicht. Freilich hat er sich nicht zu persönlichen Gunsten der einen von zwei streitenden Parteien zu entscheiden, wohl aber für das Rechte. Und da zwei Streitende unmöglich im gleichen Grad in spirituellem Sinn im Recht sein können, so hat der Richtende, so er gerecht richtet, unter allen Umständen, vom Standpunkt des Naturgesetzes des Ausgleiches, ein ungerechtes Urteil zu fällen.“

„Betrachten wir den Tatbestand von einer anderen Seite her. Dann können wir ihn auch so bestimmen, daß das Gesetz des Ausgleichs von der grundsätzlichen Gleichberechtigung aller Tatbestände ausgeht, Gerechtigkeit hingegen Privilegierung des Besseren verlangt. Und damit haben wir den Schlüssel zu einem der wichtigsten Rätsel, die das Gemeinschaftsleben aufgibt, in Händen, nämlich zu dem, warum Zeiten des herrschenden Gleichheitsideales ausnahmslos, vom Qualitäts-, das heißt vom Wertestandpunkt betrachtet, Zeiten der Ungerechtigkeit sind; denn dies ist der tiefste Sinn dessen, warum die Anerkennung dieser Ideologie unabwendbar nach unten zu nivelliert. Sobald nämlich von der Gleichheit und Gleichberechtigung aller Menschen ausgegangen wird, muß sich das geistige Ideal der Gerechtigkeit zum primordialen des bloßen Ausgleichs zurückentwickeln, und vom Standpunkt des Naturlausgleichs bedeuten Anderssein und Höherstehen schon Sünden. Dieser Entwicklung paßt sich auch der Sprachgebrauch in hohem Grade an: in Zeiten herrschender Gleichheit ist nicht Gerechtigkeit, sondern Billigkeit das allgemeingültige und allgemein anerkannte ethische Ideal.“

„Unter Billigkeit ist nämlich zweierlei zu verstehen, wird allgemein auch zweierlei verstanden. Erstens der Ansatzpunkt zur Korrektur formalen Rechts aus dem Geiste der Gerechtigkeit. Diese Korrektur muß selbstverständlich überall durch entsprechende Vorkehrungen gewährleistet sein, denn es gibt kein positives Recht, dessen Durchführung unter Umständen nicht schreiendes Unrecht wäre; die zugestandene Gültigkeit von Billigkeitserwägungen beim Richterspruch bedeutet auf der Ebene normalen Rechtslebens, in bezug auf die geltenden Rechtsnormen, eben das, wie im Extremfall die Gnade. Denn es gibt eben kein allgemeines Recht, das den immer einzigen Einzelfall automatisch gerecht zu behandeln erlaubte, genau so wie es keine Statistik gibt, welche das Einmalige vorausszusehen gestattete. — Allein was die Mehrheit in Zeiten der Gleichheit unter Billigkeit versteht, ist ein ganz anderes: sie ist Gleichberechtigung unabhängig vom Wert. Um es der Deutlichkeit halber extrem zu formulieren: vom Billigkeitsstandpunkt ist ein Interessenstreit zwischen einem Heiligen und einem Schurken nicht, wie dies allein gerecht wäre, so zu schlichten, daß dieser zu jenes Besten unschädlich gemacht werde, sondern so, daß ein Kompromiß zwischen beiden zustande kommt: beide haben ja zu leben ein Recht. — So verstanden ist die Billigkeitsforderung offenbar die Negation jedes Gerechtigkeitssinns. Wo sie gilt, ist Werteverwirklichung ausgeschlossen. Dort kann es nicht gelingen, das Bessere zu privilegieren. Denn dort fehlt jegliche formelle Möglichkeit dazu, für das Bessere Partei zu ergreifen, die Grundvorbereitung jeder Ordnung auf der Basis echter Gerechtigkeit.“

„Aus dem Vorhergehenden geht eindeutig hervor, warum das demokratische Zeitalter, vom Billigkeitsstandpunkt eines der ersten, von dem der Gerechtigkeit das tiefstehendste aller bisherigen Geschichte war. Ebendeshalb war es ein Zeitalter vorherrschender Feigheit. Wo Gerechtigkeit gilt, muß der jeweils Entscheidende den Mut zur Parteinahme aufbringen. Vom Billigkeitsstandpunkt indes hat kein Schiedsrichter Höheres zu tun, als zwischen zwei Tatbeständen, unabhängig vom Wert,

einen Kompromiß zu schaffen. Dies bedingt keinerlei persönliches Risiko, denn jedes Urteil läßt sich rein sachlich begründen; hier entscheidet wirklich Unparteilichkeit. Aber eben damit entscheidet Feigheit und damit Gemeinheit. Darum nehmen Gemeinheit und Feigheit in Gleichheitszeiten unaufhaltsam zu, weil nur gemeine und feige Gesinnung die Billigkeit als letzte Instanz anerkennen kann, weshalb jene naturnotwendig im Kampf ums Dasein triumphieren. Hierzu bietet das im November 1918 geborene Deutschland das schlagendste Beispiel, erstens wegen der Kürze der Zeit, in der es seine Demokratisierung durchführte, dann aber wohl auch wegen der besonderen Sachlichkeit und folglich Scheu vor persönlicher Verantwortung eines sehr großen Teiles des deutschen Volks. Bis vor kurzem kam jede Note der Regierung an die Siegerstaaten als ‚Ausgleich‘ zwischen den verschiedenen Parteiforderungen zustande, weshalb sie selbstverständlich leblos wirkte. Die meisten Schiedsgerichte, auf welchem Gebiete immer, verfahren so unparteiisch, daß ihr Spruch nie die Verwirklichungsbasis höherer Werte schafft. Qualitätsarbeit in jedem Sinn kämpft in Deutschland einen immer schwierigeren Daseinskampf, weil solche privilegiert werden muß, soll sie sich gegen die Überzahl des Minderwertigen behaupten — Billigkeit jedoch jedes Privileg perhorresziert. Hier bietet der Arbeiterstand das schlagendste aller Beispiele. Während in Amerika die Idee des Wettbewerbs und der Höchstleistung den Maßstab schafft, wird in Deutschland immer mehr eine Hierarchie der Arbeiter Ideal, innerhalb welcher jeder bei gleicher Leistung proportional dem Alter aufrückt und jedes persönlichen Risikos enthoben wird. — Gerechtigkeit und Billigkeit sind also Gegensätze. Und hieraus folgt ein scheinbar Paradoxes: soll eine neue Herrschaft des Qualitätsgedankens anheben, so ist der Mut zur Unbilligkeit die erste psychologische Voraussetzung dazu.“

„Von hier aus betrachtet, gewinnen die Anzeichen eines neu beginnenden Zeitalters der Gewalt einen neuen Aspekt. Warum fehlte dem erobernden Deutschland jede werbende Kraft? Weil es zu billig dachte; unter rauher Kruste war es weich und sen-

timental; wie sein praktisch geübtes Kriegsrecht viel milder war als das der Alliierten, so versuchte es, wo es Neuordnung in Angriff nahm, allen Teilen gerecht zu werden; sein Geist war sachlich-unpersönlich. Da aber ‚Sachen‘ als solche dem Leben nichts bedeuten, so wurde Deutschland nirgends ernst genommen. Demgegenüber flöbte die konsequente Parteilichkeit der Siegerstaaten von Hause aus Achtung ein, denn ihr lag der Mut zur Parteinahme für das noch so irrtümlicher Weise als besser Vorausgesetzte zugrunde. Darum galt ihr Vorgehen der Weltmeinung dermaßen lange als gerecht, so unbillig es war. Auf genau Gleichem beruht die werbende Kraft von Bolschewismus und Fascismus: auch deren Gewalttätigkeit ist Ausdruck eines primären Willens zum Wert. So beginnen wir denn zu verstehen, wieso aus dem Schandfrieden von Versailles dank der Gegenbewegungen, welche er hervorruft, eine bessere Welt, als es die der Vorkriegszeit war, nicht nur hervorzugehen verspricht, sondern augenscheinlich schon im Entstehen begriffen ist: die ideelle Grundlage aller neuen Bewegungen ist der Wille zum Wert, das heißt zur Gerechtigkeit im Gegensatz zur Billigkeit.“

Verdichten wir das Wesentliche des hier Gesagten — ich wiederhole, daß es in einem im Jahre 1926 geschriebenen Aufsatz stand — zu seiner Quintessenz und betrachten es nun im Zusammenhang des Freiheitsproblems, dann ergibt sich dies: der gerechte Mensch trägt eben die Waage in sich, welche die Göttin Justitia in der Hand tragen soll. Nicht jedoch, um im Sinn des Ausgleichs abzuwägen, sondern um aus seiner schöpferischen Indifferenz heraus frei den geistigen Normen entsprechend zu entscheiden, die er als Geist anerkennt. Durch keinerlei äußere Erwägungen läßt er sich beeinflussen, geschweige denn festlegen: das Zünglein der Waage zeigt ausschließlich das relative Gewicht von geistigen Werten an. Solche Gerechtigkeit ist offenbar ein rein Schöpferisches. Sie setzt höchste Freiheit zu ihrer Ausübung voraus. Deswegen und nur insofern war die Gerechtigkeit von jeher das vornehmste Attribut des Königs, des unbedingten Herrschers. Deswegen gilt absolute Gerechtigkeit als eine Haupteigenschaft Gottes. Deswegen und insofern

bedeutet sie jenes rein positive Verhalten, als welches sie Nietzsche bestimmte. Der wahrhaft Gerechte ist niemals um anderer willen gerecht, er ist's aus innerem Müssen, als Ausfluß seiner souveränen Freiheit. Hier können wir die letzte erforderliche Koordinate zur Bestimmung des Begriffs eines „frei-von-sich-Seins“ ziehen: wer gerecht ist, urteilt über sich selbst nicht anders wie über andere. Doch der im einzig wahren Sinn Gerechte ist dabei immer generös. Nie trägt er nach, nie ist er kleinlich, nie ist ihm Strafe als solche, geschweige denn Rache, mögliches Ziel. Deswegen wird der gerechte König letztinstanzlich als großmütig und gnädig, das heißt Gnade-erteilend vorgestellt. Deshalb gilt als Uräußerung Gottes dem Menschen gegenüber die Gnade.

Gehen wir jetzt von den nach außen hin wirksamen Äußerungen des Freien zu dem über, was er für sich ist und hat, dann erscheint als erstes und vornehmstes Attribut des freien Menschen seine Ehre. Das Gefühl für persönliche Ehre ist in der Tat der erste und entscheidende subjektive Exponent des Unbedingtheitsgefühls, mit welchem persönliche Freiheit in ihrer Beziehung zu anderen Menschen steht und fällt. Aber hier, mehr noch als im Falle der Gerechtigkeit, hemmt heute die Mehrheit der Deutschen die greulichste Begriffsverwirrung nicht allein, sondern die erschütterndste Abgesperrtheit gegenüber der inneren Offenbarung, welche jeder haben könnte. Als sinnbildliches Beispiel zitiere ich die folgenden Sätze Friedrich Gogartens aus seiner Schrift „Einheit von Evangelium und Volkstum“ (Hamburg 1933, S. 25—28), zu denen sich zweifellos sehr viele heutige Deutsche bekennen. „Da die Ehre das höchste der irdischen Güter ist, und mit ihr die Möglichkeit der irdischen Existenz mit und vor den Menschen gegeben ist, so hat man seine Ehre durch Erfüllung des Gesetzes in seiner irdischen Gestalt, so wie es ohne Christus verstanden ist, und durch seine Nichterfüllung verliert man sie. In der Ehre erfaßt sich die Existenz des Menschen in ihrer Personhaftigkeit: der Mensch ist Person nur, indem er vom anderen her ist. Denn die Ehre hat man nicht aus sich; man gibt sie sich nicht selbst, sondern sie wird einem von anderen

gegeben, und man gibt sie anderen.“ (Von mir gesperrt, K.) Die Ehre sei das, was man nur von anderen hat. In Wahrheit ist Ehre gerade das eine, was jeder schlechterdings nur für sich hat, was keiner ihm geben und damit auch kein anderer als er selbst ihm nehmen kann. Ehre haben, bedeutet „integer“ sein, entsprechend dem ganzen weiten und tiefen Umfang des altrömischen Worts: „ganz“ sein im Sinn der unbeeinträchtigten Totalität, rein im Sinne der unberührten Jungfrau, makellos im Sinn tatsächlicher, von der Ansicht anderer unabhängiger Unbeflecktheit, und als bloßes Sosein von absolutem Wert. Ehrgefühl ist das Gefühl für die eigene totale Unbedingtheit und damit der äußerste Ausdruck dieser. Daher die traditionelle Vorstellung des Adlermenschen, welche jedem, welcher auch nur ahnt, was Ehre bedeutet, instinktmäßig einleuchtet, nämlich daß beschmutzte Ehre nur durch Blut reinzuwaschen sei. Diese Vorstellung hängt überhaupt nicht mit der Idee der Rache zusammen und schon gar nicht identisch ist sie mit dem instinktiven Reagieren auf Unangenehmes durch den Versuch, dasselbe unverzüglich aus der Welt zu schaffen — das Grundmotiv der meisten Morde aus *Delicadeza* (*SM, VIII*). Duell ist wesentlich nicht Rache und nicht Mord; sonst würde sich der Beleidigte nicht selbstverständlich der gleichen Lebensgefahr aussetzen, zu der er den Beleidiger herausfordert. Die Idee der Beleidigtheit wurzelt überhaupt nicht darin, daß der Beleidigte tatsächlich beleidigt wäre, sondern im Gefühle der Ungeheuerlichkeit, die darin liegt, daß einer seine Integralität antasten zu wollen wagt: dafür soll der Beleidiger jetzt seine eigene Ganzheit an der des Beleidigten messen. Das selbständige Herausfordern hat aber die Bedeutung, daß der Freie seine eigene Unbedingtheit behauptet. Frei setzt er seine persönliche Integralität dem Tode aus, ohne irgend jemand als Richter über sich anzuerkennen. Von diesem tiefen Begriffe des Zweikampfes her leuchtet andererseits ein, warum einer ebensowohl ablehnen kann, seine Ehre überhaupt zu verteidigen. Wer letzteres tut, behauptet genau so seine Unbedingtheit, sofern seine Einstellung gleichen Mut verkörpert. Beide stehen auf dem Stand-

punkt, daß sie gar nicht beleidigt werden können, weil jeder seine Ehre ganz allein für sich hat. Beide wehren sich nicht, sie strafen: der eine mit der Waffe in der Hand, der andere mit Verachtung. Und beide lassen gleichermaßen gelten, daß Entschuldigung Strafe ersetzt; vom Standpunkt des Ehrgefühls bedeutet Entschuldigung Preisgabe des Behaupteten, und insofern einer sich mit diesem identifizierte, was doch der Fall gewesen sein muß, wofern er wirklich beleidigen wollte, gleichsinnige Preisgabe der Identität wie das Sterben.

Nun ist der Unbedingtheitsanspruch, welchen echtes Ehrgefühl verkörpert, so hoch, daß ihn nicht viele ungestützt durchhalten können. Daher die Begriffe der Standes- und Berufsehre, die ihrem Sinn nach Stützbegriffe sind. Daher die Forderung, Ehre durch entsprechende Ehr-Erbietung sozial zu unterbauen. Von letzterem Versuche aus führt natürliches Gefälle leicht zur Vorstellung, andere könnten einem Ehre nicht nur „erbieten“, sondern geben. Und tatsächlich hat alle Dekadenz des Ehrgefühls, so oder anders, zum genauen Gegenpol regierenden echten Ehrgefühls, nämlich dem Supremat der öffentlichen Meinung geführt; so ist es nicht nur in Nordamerika, so war es zeitweilig sogar in Spanien, wo das Ansehen eine Weile das Sein als Wert ersetzte. Doch Ehre hat der Mensch, welche Zeit-Vorurteile immer gälten, nur für sich und von sich aus, als unbedingter Einziger. Der ehrliche Mann in altgermanischem Sinne war der Mann, dem zu vertrauen man verpflichtet war. Gleiches galt von der ehr-baren Frau. Nicht auf der Anerkennung seitens der anderen ruht bei diesen Vorstellungen der Nachdruck, sondern darauf, daß der Mann von Ehre Ehrerbietung zu fordern berechtigt ist. Und so sind Ent-Ehrung und Ehrloserklärung nur insofern berechtigte Vorstellungen, als unterstellt wird, daß der Betreffende seine eigene Integrität höchstpersönlich verleugnet hat, was ihm die Gemeinschaft dann bestätigt.

In der unbedingten Vindizierung dieses rein persönlichen, von niemandem abhängigen Privilegs manifestiert sich Freiheit am reinsten. An dem, was einer für sich verlangt, was er sich bieten und nicht bieten läßt, was er von sich fordert, wieweit er

fähig ist, das Äußerliche dem Anspruch des Innerlichen zu opfern, ersieht man unabhängig von aller Begabung und aller Stellung, wieweit ein Mensch im substantiellen Verstande frei ist. Deswegen galten alle Freie der Geschichte, im Unterschiede von den Sklaven, als Ehrwürdig. Und es ist ein neues Zeichen dessen, daß das neue Deutschland grundsätzlich auf dem richtigen Wege ist, daß es sich zur Ehre als zum Grundpfeiler der eigensten Lebensform zurückzubekennen beginnt. Es glaubt dies aus sozialistischen Gesichtspunkten heraus zu tun. In Wahrheit gilt aber vom Begriff der Ehre genau das gleiche wie vom Ideal des Helden: beide stellen die genauen Gegenpole zu aller Gemeinschaftsförderung dar. Gleich wie der Held der Einsamste und Beziehungsloseste aller Menschen ist, so ist bestimmendes Ehrgefühl höchster Unbedingtheitsbeweis des freien und einsamen Einzigen, welcher sich selbst letzte Instanz ist.

Doch diese Entwicklung steht noch ganz am Anfang. Durch jahrhundertelange extreme Rechtskultur im weitestdenkbaren Verstande dieses Wortes — wo also Recht gleichzeitig und auf einmal Recht haben, auf seinem Recht bestehen, Gesetz anerkennen, auf dieses sein Gerechtigkeitsempfinden gründen, den Wunsch, von anderen beurteilt zu werden, innere Gebundenheit durch äußere Norm usf. bedeutet — hat leider gerade der Deutsche sein Unbedingtheitsbewußtsein mehr als irgendein anderer Europäer eingebüßt. Daher der Eindruck der besonderen Unfreiheit, den er bei den meisten anderen Völkern erweckt. Ich weiß von einem Fall, wo ein durch eine Meuchlerbande moralisch und physisch Mißhandelter einen Ehrenrat zur Entscheidung darüber berief, ob er sich nun totschießen solle oder nicht: sowohl die Tatsache, daß er sich von Meuchlern überhaupt beleidigt fühlen konnte, wie die, daß er von anderen die Entscheidung darüber verlangte, ob er zum Freitod schreiten solle, beweist, wie durchaus bedingt er sich fühlte. Dieser krasseste mir bekannte Fall, den ich eben darum anführe, ist aber Sinnbild für sehr viele deutsche Haltung. An übernommenen Begriffen, nicht am eigenen Integralitätsgefühl, wird da die eigene Ehre

bemessen. Bei Lädierung derselben wird an erster Stelle die Frage des Warum und Wozu aufgeworfen — wo doch Kausalitätserwägung hier überhaupt keine Rolle spielen darf. Bei persönlicher Kränkung wird sachliche Redressierung als vollkommene Wiedergutmachung empfunden — wo nichts „Sachliches“ als solches persönliche Kränkung je wiedergutmachen kann. Wäre das möglich, dann müßte es einen differentiellen Tarif für Ohrfeigen, Schläge auf den Hinteren, Knock-out-blows usw. geben. Es ist dies ein langes und sehr trauriges Kapitel, dessen vollständiges Durchdenken sehr vieles von dem, was die Unzulänglichkeit des typischen Deutschen der letzten hundert Jahre macht, bis in seine tiefsten Untergründe hinab durchleuchtet. Das möchte ich meinen Lesern überlassen. Erfassen sie auf die hier gegebene Anregung hin, was Ehre wirklich bedeutet, dann wird bald sehr vieles anders und besser werden. Ich für meinen Teil will hier nur noch einen Aufsatz wiedergeben, den ich im Sommer 1927 unter der Überschrift „Von der wahren Selbstachtung“ für das vierzehnte Heft des „Wegs zur Vollendung“ schrieb, denn dieser behandelt den Aspekt des Problems, welches zu verstehen Deutschen besonders nottut, wofern sie zu wahrhaft freien Menschen werden wollen.

„Aristoteles lehrt, Gleichheit sei die richtige Beziehung zwischen Gleichen, Ungleichheit hingegen zwischen Ungleichen. Zwischen Niveaungleichen ist, in der Tat, unter gar keinen Umständen eine gerechte Beziehung im Sinn amerikanisch oder schweizerisch verstandener Gleichheit denkbar. Si duo faciunt idem, non est idem. Auf rein sachlicher Ebene, wo der Mensch als solcher, das heißt als das einzige Wesen, das er jeweils ist, außer Betracht bleibt — denn in der jeweiligen Einzigkeit besteht das Menschsein, nicht in der gleichen Zugehörigkeit zur Gattung homo sapiens Linné —, kann es gewiß gleiches Recht geben für jedermann. Nie jedoch, wo das persönliche Moment auch nur im allergeringsten mitzählt. Das Quiexen des Schweins ist nicht dasselbe wie das Brüllen des Löwen. Wer wirklich Löwe ist, hat das objektive Recht zur Forderung, daß sein Gebrüll anders beurteilt werde, als jenes, da seine Wesens-

art die edlere ist. Hier setzt denn das Wertproblem ein. Mit ‚Verstehen‘ ist gar nichts geleistet: bei genügendem Verstand ist schlechthin alles Verstehbare zu verstehen und das Gemeine erscheint im ganzen gemeinverständlicher als das Erhabene. Was aber das betrifft, von dem man geneigt ist zu sagen, ‚das kann ich nicht verstehen‘, so handelt es sich um irrationale Tatsachen, wie die Salzigkeit des Salzes, die Süße des Honigs, die einfach hinzunehmen sind. Aber letzte Gegebenheiten sind auf ihrer Ebene auch die Werte. Es gibt höhere und niedrigere Niveaus, unedle und edle Verhaltensweisen. Und da hat im Konfliktfall das Edle dem Unedlen, das Große dem Kleinen gegenüber vor dem Forum der Gerechtigkeit, die ein qualitativ anderes ist als Billigkeit, auf seiner Seite das absolute Recht. Nicht so zwar, daß der Löwe das Schwein ohne weiteres zu fressen befugt wäre, wohl aber im Sinne dessen, daß zu verlangen ist, daß das Ethos des Löwen als absolut höher gälte als das des Schweins.“

„Weil es keine mögliche Gleichheit im demokratischen Sinne unter innerlich Ungleichen gibt, ebendeshalb ist es Bedürfnis jedes edleren Menschen, durch abgestufte Distanzierung die jeweils richtige Gleichung herzustellen. Goethe schrieb einmal, nachdem auf einer Reise in einem Wirtshaus einige Kaufleute sich aufdringlich lärmend zu ihm gesetzt hatten, um so ihre Gleichheit zu markieren: gerade (ich zitiere nach dem Gedächtnis) indem sie mir zugestanden hätten, wer ich bin, hätten sie sich als mir gleich erwiesen: so bewiesen sie allein ihre Roheit. Wer einem Goethe innerlich zugesteht, wer er ist, kann gar nicht daran denken, ihm auf die Schulter zu klopfen. So hält jeder Edle um seiner selbst willen irgendwie Höhergestellten gegenüber die jeweils angemessene Distanz ein. Denn, wie wiederum Goethe (ich zitiere dem Sinne nach) äußerte, Etikette stellt zwischen dem König und dem kleinen Mann die richtige Gleichung her, und gerade sie, sie allein schafft insofern Gleichheit. Hier läge denn der Kernpunkt des Problems. Soll zwischen wesentlich Ungleichen ein Gleichheitsverhältnis hergestellt werden, dann muß jedesmal eine Gleichung besonderer Art angesetzt werden.“

„Heute denken und fühlen die meisten Deutschen leider so, wie die von Goethe belächelten Kaufleute. Mir war es in meiner Jugend selbstverständlich, daß ich meinem um über ein Vierteljahrhundert älteren Gönner H. S. Chamberlain ‚hochverehrter Herr Chamberlain‘ schrieb, mochte er mich auch stets mit ‚lieber Freund‘ anreden, und ich war nicht einzig darin. Gleiche Distanz mir gegenüber halten unter den Jungen nur die allervornehmsten ein. Ebenso war und ist mir selbstverständlich, wo ich jemandem persönlich weh getan hatte oder habe, mich persönlich zu entschuldigen und dabei ja nicht weniger Genugtuung zu geben, als der Betreffende erwarten darf: erscheint ein persönlicher Gleichgewichtszustand durch meine Schuld gestört, und war es nicht meine Absicht, den anderen zu demütigen — freilich kann sie dieses sein, sofern er eine ihm nicht gebührende Stellung usurpiert oder sofern ich für nötig halten muß, ihn zu vernichten; in dem Falle bin ich einfach Feind und kämpfe bis zum knockout — so bin ich es meiner eigenen Unbedingtheit schuldig, die Gleichung persönlich wiederherzustellen. Andernfalls verzichte ich ja auf meine freie Selbstbestimmung gerade dort, wo es auf sie letztlich ankommt. Mit objektivem Recht oder Unrecht hat das natürlich gar nichts zu tun; diese Begriffe gehören so, wie sie gemeiniglich verstanden werden, ins Gebiet der Billigkeit, nicht der Gerechtigkeit; hat einer den anderen persönlich verletzt, ohne es gewollt zu haben, und entschuldigt sich nicht dafür, was er dem anderen persönlich angetan hat, also dessen Norm gemäß, weil er objektiv im Rechte war, dann beweist er damit nicht nur kleinliche, sondern niedrige Gesinnung. Diese Selbstverständlichkeiten werden heute von nicht allzuvielen als solche eingesehen. Gerade dort werden Billigkeitserwägungen angeführt, wo nur Gerechtigkeit in Frage steht; gerade dort wird Gleichberechtigung im Sinn der Goetheschen Kaufleute angestrebt, wo sie auf diese Weise gar nicht herzustellen ist; gerade da wird auf das sachliche Recht gepocht, wo der ganze Nachdruck auf dem persönlichen Unrecht ruht.“

„Dies alles erklärt sich daraus, daß überaus vielen, erschrek-

kend vielen Heutigen die wahre Selbstachtung fehlt. Die Gesinnung der Kieler Matrosen von 1918, welche sich befließigten, die deutschen Schiffe möglichst schnell nach England zu schaffen, um nicht die ausgesetzten fünfhundert Mark pro Mann zu verlieren, ist leider auch heute noch nicht ausgestorben. Mit Begeisterung verkehren viele, denen das Löwen-Ethos allein gemäß ist, auf der Basis der Gleichheit mit solchen, von denen sie wissen, daß sie Schweine sind. Und die einzige Grenze, welche die meisten sich selber setzen, ist ihr ‚gutes Recht‘. Formelles Recht nun darf, wo Innerliches in Frage steht, niemals die allergeringste Rolle spielen. Jeder höhere Mensch hat, grundsätzlich gesprochen, genau so gerne unrecht wie recht; Rechthaberei und Eigensinn sind immer Beweise niedrigen Niveaus. Der höhere Mensch steht innerlich über der eigenen Partei. Zunächst steht er absolut da; mit niemandem vergleicht er sich. Wo es Großes gilt, da setzt er sich rücksichtslos durch. Beim Kleinen jedoch verweilt er nie länger als unvermeidlich ist; da gibt er unter Umständen leichter nach als irgendein Geringer. Keinesfalls vergeudet er seine Zeit mit Streitigkeiten. Dies alles aber um seiner persönlichen Würde willen. So liegt denn tatsächlich nichts anderes als Mangel an echter Selbstachtung dem meisten dessen zugrunde, worin der Mensch jüngster Fabrikmarke seine Selbstachtung zu beweisen sucht: ob er innerlich Höherstehende (nur auf sie, nicht auf ‚Vorgesetzte‘ kommt es hier an!) so behandelt, als seien sie seinesgleichen, oder auf seinem ‚Recht‘ besteht, oder ablehnt, persönliches Unrecht wiedergutzumachen. Was gemeinlich als demokratischer Stolz beurteilt wird, beweist also in Wahrheit Minderwertigkeitsgefühl. Das Bereich berechtigter Diagnose auf dieses ist noch viel weiter, als dieses Alfred Adler annimmt: gehört doch zu ihm das gesamte weite Gebiet der demokratischen Gleichheitsforderungen. Man mache einmal die Gegenprobe auf das, was ich vorhin ausführte. Den wenigen lebenden Deutschen, denen es noch selbstverständlich ist, andere neidlos gelten zu lassen, den wenigen, welche nicht auf ihrem Recht bestehen, die sich erforderlichenfalls gern entschuldigen, wird

ausnahmslos Perfidie oder Hochmut vorgeworfen. Überlegenheit wird als Form von Ressentiment gedeutet, innere Freiheit als Anmaßung. Alle diese Urteile beweisen bei denen, welche sie aussprechen, nichts anderes als Mangel an Selbstachtung.“

„Wann und inwiefern achtet ein Mensch sich selbst? Wenn und insofern er für sein wahrhaftiges Sein eintritt. Mit diesem einen Satze ist erwiesen, daß Selbstachtung und echte Bescheidenheit zusammenfallen. Echte Bescheidenheit bedeutet nie anderes, als Selbstbescheidung bei dem, was einer wirklich ist; bei seiner Größe oder seiner Kleinheit, je nachdem (AV, IX). Eben insofern ein Christus sagen durfte: ‚Ich bin das Licht, die Wahrheit und das Leben‘, kann es der größte Selbstachtungsbeweis eines Geringen sein, daß er einem Größeren die Hände küßt. Der springende Punkt hierbei nun ist, daß wahre Selbstachtung als identisch mit echter Bescheidenheit darauf beruht, daß einer sich als Sein mit niemandem vergleicht. Er schätzt sich selbst im absoluten Verstande richtig ein. Er ist aus Selbstachtung bescheiden, nie um der anderen willen. Deswegen spielen im Falle dessen, welcher sich selbst wahrhaft achtet, die Vergleichs- und Ausgleichsbegriffe wie Recht, Billigkeit, zuviel und zuwenig Sagen überhaupt keine Rolle. Was er durchsetzen will, das will er absolut, ganz einerlei, wie die Dinge rechtlich liegen. Entschuldigt er sich, so tut er’s um seiner selbst, nicht um des anderen willen. Beugt er sich vor einem Höheren, oder verlangt er Distanzeinhaltung von einem Geringeren, gleichfalls. Ihm stellt sich auch niemals die Frage, die so viele liebe Deutsche stellen: wie soll man denn wissen, wer da höher steht usf.? Die ganze Fragestellung beruht auf Mißverständnis. Das Selbstbewußtsein hat das Sein zu spiegeln. Wo es dieses nicht selbstverständlich spiegelt, dort liegt unter allen Umständen Minderwertigkeit, weil Verlogenheit oder Unaufrichtigkeit vor, beim Bescheidentuenden genau so wie beim Überheblichen. Wer da nicht selbstverständlich weiß, was er sich selber schuldig ist und unbeirrbar in erster Linie darnach handelt, der ist kein freier Mann. Kein Freier erkennt, wo Innerliches in Frage steht, einen anderen über sich an.“

„Wessen Selbstbewußtsein nun also in erster Linie Einzigkeitsbewußtsein ist — stellt der sich je den anderen gegenüber richtig ein? Er allein tut es. Denn indem er sich als den ansieht, der er tatsächlich ist, relativiert er sich selbst entsprechend dem Sinne des Weltganzen und erkennt damit jedem das gleiche Recht zu, wie sich selbst. Das ist der springende Punkt; nur wer seine eigene persönliche Unbedingtheit achtet, nur der erkennt die Unbedingtheit anderer an. Nur der ist unfähig, in anderen bloße Sachen, bloßes Material, bloße Untergebene zu sehen; nur er sieht den Menschen im Menschen im christlichen sowohl als im ritterlichen Verstand. Also ist es nicht die demokratische Relativierung des Einzelnen hinsichtlich der Zahl, die zur Anerkennung der Menschenwürde in allen führt, sondern einzig und allein das persönliche Unbedingtheitsbewußtsein. Denn ganz unwillkürlich beurteilt jeder Unbedingte andere, wo er sie überhaupt als Menschen anerkennt, nicht anders wie sich selbst. Hierauf beruht es denn auch, daß der Stolze und Hochmütige (wie er Demokraten erscheint!) allemal der höfliche Mensch ist. Höflichkeit schafft die einzige allgemeingültige Gleichung zwischen Menschen, die einander Unbedingtheit und Unbedingtheitsgefühl zugestehen. — Daher andererseits die traditionellen moralischen Extravaganzen des Edelmanns, die der Unfreie am wenigsten versteht: zum Beispiel, daß er lieber jedes sachliche Recht bricht, als daß er sich einen Formfehler zuschulden kommen läßt, welcher als Nichtachtung gedeutet werden könnte. Selbstverständlich geht dies zu weit. Und doch hat die adelige Tradition hier im wesentlichen recht: das geringste persönliche Zunahtreten bedeutet, metaphysisch beurteilt, ein Schlimmeres als die sachlichen Bestimmungen des Versailler Vertrags. — Allerdings aber hat das adelige Gebot unbedingter Höflichkeit auch eine oberflächliche Wurzel. Der Neid ist nun einmal das Grundmotiv aller Geringen, und diese sind in der Überzahl. Da erfordert nicht allein Selbstachtung, sondern auch die Klugheit, den anderen die Anerkennung des Höheren nicht allzu schwer zu machen. Was ich meine, macht die folgende Anekdote wahr-

scheinlich schneller deutlich als jede Auseinandersetzung. Ein Herzog von Larochevoucauld wurde majorenn. Da sagte ihm seine Mutter, indem sie ihm ihren Segen gab: *Mon cher enfant, tu portes le plus grand nom de France; ta fortune est immense; tu as beaucoup d'esprit: tâches de te faire pardonner tout cela.*“

Blicken wir von hier aus auf alle unsere vielseitigen und vielschichtigen Betrachtungen im Zusammenhang des Freiheitsproblems zurück. Was uns dabei vor allem beeindrucken muß, ist dies, wie offenbar schief alles Denken seit dem Siege des Christentums das Freiheitsproblem gestellt hat. Stellte es überhaupt die Frage des Frei-Seins im Unterschied von der funktionell verstandenen Freiheit, dann legte es den Nachdruck auf Sünde und Unschuld oder aber auf Freiheitsrechte — niemals auf das, was das Wesen des freien Menschen macht: seine Unbedingtheit. Das lag am Glauben an einen allmächtigen Schöpfergott, von dem der Mensch doch abfallen konnte, ohne ihm darum zu entrinnen, und demgegenüber es sich zu sichern galt. Letzteres leisteten zuerst die befolgten Gebote und Riten der Kirche, später die wohlerworbenen Rechte. Denn die Freiheitsrechte der modernen Demokratie entsprechen in der Sprache des Unbewußten dem genau gleichen Sicherheitsbedürfnis, nur daß hier der alttestamentliche Gedanke eines Kontraktes zwischen Gott und Mensch gegenüber dem des rein christlichen auf Liebe und Gnade aufgebauten Verhältnisses das Übergewicht besitzt. Der unbedingte Freie starb in Europa als bestimmender Typus mit dem antiken Heiden einer-, dem nordischen andererseits. So konnte die spätere Philosophie wähen, Wesentliches zu leisten, wenn sie kritische Untersuchungen darüber anstellte, ob und inwiefern es einem abstrakt konstruierten Freiheitsbegriff Entsprechendes im absoluten Sinne gibt. Diese Frage ist für das Leben vollkommen belanglos. Ob man die Sondermöglichkeiten, welche dem Menschen faktisch eignen, und von deren Auswirkung seine Höherentwicklung abhängt, so oder anders definiert, ändert nichts an der Wirklichkeit, auf die allein es ankommt; das heißt, es „folgt“ praktisch nicht das allergeringste aus der einen oder

anderen theoretischen Entscheidung. Beweise man noch so klar, daß es keine Freiheit gibt — das, was allein den Menschen an ihr interessiert, gibt es dennoch. Deswegen haben auch höchste Kulturen das Freiheitsproblem im modern-westlichen Verstand nie gestellt; dies gilt nicht allein von der chinesischen, sondern auch der hellenischen. Die vorchristliche Welt unterschied richtig zwischen freien Menschen und Sklaven, nicht zwischen Willens- und Zulassungsfreiheit und ähnlichen belanglosen Theorien.

Nichtsdestoweniger hat der christliche Impuls auch hier einen unbedingten Fortschritt eingeleitet: nämlich indem er zum Problem erhob, was ehemals selbstverständlich so oder anders war, und damit ein für allemalige Festlegungen löste, die nun einmal dem Wesen des geistbestimmten Menschen widersprechen. Es mußten die „Stände“ des Freien und des Sklaven zu existieren aufhören, damit sich „das Freie“ als solches überall, wo es vorhanden war, manifestieren und umgekehrt jeder, welcher innerlich Sklave war, auch äußerlich sein Leben entsprechend gestalten konnte; in diesem Sinne kann man sagen, daß es die Sklavenemanzipation war, die nach schier zwei Jahrtausenden nachwirkend die Versklavung des modernen, seiner inneren Würde verlustig gegangenen Menschen an Maschine und Kalkül ermöglicht hat. Es mußte einmal die Frage der Freiheit und ihres Ausmaßes und Bereichs gestellt werden, damit alle schöpferische Initiative, welche im Menschen liegt, sich ihrer selbst ganz bewußt werden konnte. In diesem Sinne beruht die beispiellose Weltgewaltigkeit des Menschen christlicher Tradition auf nichts anderem, als daß dieser allein sich ganz klar und bestimmt zu seiner Freiheit bekannt hat. In noch so sinngemäßer ein für allemaliger Einfügung des Menschen in den Zusammenhang, dessen Grenzen die Worte kosmische Fügung, Freiheit und Notwendigkeit so exakt es geht bestimmen, konnte der Mensch über seinen früheren Zustand nicht hinausgelangen. Und das gilt auch nach innen, nicht nur nach außen zu. Es bedeutet einen Urteilsfehler, unserer äußerlichen Weltbeherrschung die östliche Innerlichkeit entgegen-

zuhalten. Freilich verkörpert der östliche Weise im Sinn der Innerlichkeit einen vorgeschritteneren Zustand, als der bisherige Abendländer. Doch seit langen Jahrhunderten schon gelangt jener über das damals Erreichte nicht mehr hinaus; überdies sind entsprechende Erreichnisse immer seltener und seltener festzustellen. Über den Zustand, zu welchem die traditionelle Yoga typischerweise führte, kann erst der Mensch hinausgelangen, in welchem der christliche Impuls wirkt, und so ruht die Zukunft heute noch in christlichen Händen. Alle diese Möglichkeiten sind durch Problematischwerden dessen, was ehemals selbstverständlich so oder anders war, geschaffen worden. Und so bedeutet dieses Problematischwerden an sich einen solchen Fortschritt, daß demgegenüber die Vorläufigkeit aller bisherigen Lösungen kaum ins Gewicht fällt.

Wo es gilt, eine neue Etappe im kosmischen Prozeß des Einbruchs des Geists zu durchmessen, ist es sinngemäßer, in geologischen Zeiträumen zu denken, als die Unzulänglichkeiten von Jahrzehnten und Jahrhunderten ernstzunehmen. Dieses aber desto mehr, als die Zeit reiner Vorbereitung eines höheren Zustands — gleichsam die des Stimmens der Instrumente vor der Aufführung — grundsätzlich schon als abgeschlossen gelten darf. Es herrscht keine Hölleangst mehr; der Glaube an einen willkürhaften Gott, mit dem man sich stellen muß wie mit einem Tyrannen, welcher glücklicherweise seine Schwächen hat, ist als historische Macht dahin. Das Vorurteil, daß Erkenntnistheorie Ontologie und Kosmologie ersetzen könnte, wirkt nicht mehr bestimmend, so daß auch das Zeitalter der „Flucht in die Theorie“ als abgelaufen gelten darf. Doch auch die Zeit, da in Freiheitsrechten Wesentliches gesehen ward, ist um: das bedeutet in diesem Zusammenhang das Sterben der demokratischen Idee, wie sie die Aufklärung erfand. Und seitdem tragisches Lebensgefühl und Schicksalsbewußtsein den fortschrittlichen Aktivismus zu balancieren beginnen, gewinnt dieser langsam die ihm vorher fehlende Tiefendimension. Überall freilich wirken noch Atavismen, so oder anders, mehr oder weniger, im Unbewußten mitbestimmend nach. So in Deutsch-

land zumal die sehr mangelhafte lutherische Lösung des Freiheitsproblems, welche in Goethes Motto „äußerlich begrenzt, innerlich unbegrenzt“ ihren grundsätzlichen Begriffsausdruck findet und überaus tiefe Wurzeln im Volkscharakter geschlagen hat, weil sie der eihaften Anlage des deutschen Gemüts mit seiner Tendenz zur Krustenbildung besonders gemäß ist. Doch über diesen Zustand kann Deutschland fortan hinaus. Und diese bloße Möglichkeit bedeutet ein so Großes, daß ihr gegenüber alle Unzulänglichkeiten der Gegenwart gering erscheinen.

Wir haben die Grundaspekte des richtig verstandenen und gestellten Freiheitsproblems im vorhergehenden nacheinander behandelt, und zwar alle wesentlichen, bis auf den einen, auf welchen das Eigenschaftswort „schöpferisch“ als Attribut der Freiheit hinweist. Schöpferisches Wirken bedeutet nun so augenscheinlich den Höchsta Ausdruck von Freisein, daß wir hierbei überhaupt nicht zu verweilen brauchen (*VJ, VI*). Und doch müssen wir gerade hier noch eine möglichst exakte Grenzbestimmung vornehmen, denn allzuvielen Vorurteile verbauen gerade hier der Einsicht den Weg, auf die es letztlich ankommt, weil von ihr die Erfüllung persönlichen Lebens abhängt. Wir zeigten bereits, daß der wahre Ort der Freiheit jenseits von Yang und Yin liegt. Aus der Enantiodromie, die sich daraus ergibt, da alles irdische Geschehen im Zeichen eines der beiden Prinzipien steht, erklärt sich das Paradox, daß die Menschen, welche allgemein als freieste gelten, persönlich nur das Gefühl des inneren Müssens haben. Der schöpferische Geist kann nicht anders, als das herausstellen, was in ihm zur Geburt drängt. Und der Religiöse, in dessen Leben die Freiheit der Kinder Gottes zum Ausdruck kommt, fühlt sich nur als Ausführungsorgan eines Höheren, als er es ist. Die Freiheit hat aber ihren Ort auch jenseits des Bereichs der Frage des gegenseitigen Verhältnisses von Wille und Schicksal. Sie ist ein Unbedingtes, Letztes, oder sie ist nicht, und auf der Ebene, wo diese beiden Mächte wirken, gibt es nichts Unbedingtes. Wie kann ihre Indifferenz trotzdem ein Schöpferisches sein? Sie ist schöpferisch, insofern sich sowohl durch das Schöpferische

wie durch das Empfangende, sowohl im Ergreifen wie im Ergriffenwerden ein Tieferes äußert, welches zaubern kann.

Ich benutze das Wort zaubern, weil dessen allgemein anerkannte und verstandene Bedeutung dem Eigen-Sinn des Schöpferischen, welches die Freiheit letztlich kennzeichnet, am nächsten kommt. Es ist die qualitativ gleiche Schöpfermacht, welche Gott zuerkannt wird. Die aber hat der Mensch von sich auf das, was er als Geist als über seinem Geiste stehend vorstellt, übertragen. Diese Schöpfermacht ist rein geistig; an nichts Erdhaftes ist sie notwendig verhaftet. Ebendeshalb ist sie an sich unfaßbar; als rein Sinnhaftes existiert sie als Tatsache überhaupt nicht, kann sich jedoch allen Tatsachen einbilden und von sich aus solche der Erscheinung einbilden. Als reines Aktualitätsprinzip, ausschließlich im Jetzt und Hier wirkend, und *potentia* immer vorhanden, ist sie weder räumlich noch zeitlich festzulegen. Empirisch geurteilt „ist“ sie überhaupt nicht. Und doch geht alles Wesentliche und Entscheidende im Leben auf sie zurück.

Denken wir an das in „Einsamkeit“ über die konkurrenzlose Macht des einsamen Selbstes Ausgeführte zurück. Dort handelte es sich um eben „das Freie“, dessen Attribute wir in diesem Kapitel bestimmt haben; nur damals in dessen potenziertester Ausdrucksform. Nicht jedes Selbst ist eine Weltmacht. So ist nicht jeder Freie fähig, so zu zaubern, daß es zauberhaft wirkt. Doch in irgendeinem Maß und Grade ist dennoch jeder begeisterte Mensch des Zauberns fähig. Und je mehr einer also zu zaubern lernt, desto freier fühlt er sich, als desto voller und reicher und sinnvoller empfindet er sein Leben. Diese höchste und beglückendste Befähigung des Menschen ist nun steigerungsfähig; sie ist es dank dem gleichen Mechanismus, welcher bewirkt, daß es von der eigenen Entscheidung des Menschen abhängt, ob er frei sein will oder nicht. Jede Funktion, auf welche der Bedeutungsakzent gelegt wird, wird damit vitalisiert; sie wächst oder steigert oder potenziert sich real bis zu der Grenze, daß sie zur Dominante des ganzen Menschenwesens wird. In diesem

Sinne ist es möglich, sein Zentrum in jenem letzten und tiefsten Schöpferischen zu suchen und zu finden, welches jenseits aller nur möglichen irdischen Polaritäten liegt.

Was das bedeutet, erhellt am deutlichsten am Gegenbilde der Verhaftetheit. Dostojewsky sagte einmal, der Mensch sei das eine Tier, das sich an schlechthin alles gewöhnt. Darüber jedenfalls besteht kein Zweifel, daß es im natürlichen Gefälle aller Entwicklung liegt, daß Wiederholung die betreffenden Lebensabläufe festlegt, so daß Trägheit zuletzt selbstverständlich leistet, was der Freiheit anzunehmen noch so schwer fiel; das heißt, es ist natürliches Schicksal, daß jeder geistige Impuls von der trägen Gana assimiliert und deren Normen unterworfen wird, bis zuletzt alles Freie vom Trägen überwachsen ist. Wie unglaublich schnell solches erfolgen kann, vermögen gerade wir zu ermessen, die wir die Neuwerdung Deutschlands ab 1933 miterlebt haben. Überaus kluge Dosierung von Suggestion, Zwang, Wiederholung, Interesse-Erweckung und Schaffung von Kraft durch Freude hat Hunderttausende, wenn nicht Millionen in einigen wenigen kurzen Jahren vergessen lassen, daß ihr Leben jemals anders war und andere Möglichkeiten bot, als solche seither bestehen. Nun pflegen die meisten den Satz, man gewöhne sich an alles, im Sinne eines positiven Urteils auszusprechen: damit tun sie nichts Geringeres, als ihr Menschentum und ihre Menschenwürde zu verleugnen. Menschheit unterscheidet sich von Tierheit dadurch, daß Geist letztlich bestimmt. Der aber negiert alle Trägheit. Von seinem Standpunkt ist Trägheit die eine Sünde, die nicht vergeben werden kann (*RT, II*), denn sie wiederum negiert ihn, den Geist. Es gibt überhaupt keine guten Gewohnheiten, weil vom Standpunkt des freien Geistes geurteilt, jede Gewohnheit schlecht ist. Bestimmte der Geist allein, dann dürfte es überhaupt keine geben. Denn mit jedem Gewohntwerden gerinnt ursprüngliche Freiheit zur Gana-Bindung. Jede Gana-Bindung aber bedeutet Sieg der Routine über die Initiative und damit der Trägheit über das Schöpfertum.

Auf diese Weise ist bisher die meiste, wenn nicht alle Schöp-

ferkraft des Geistes auf Erden zur Gana-Bindung geronnen und hat damit ihren schöpferischen Charakter verloren. Der meiste feurige Odem ursprünglicher Religiosität hat sich gar bald als tote Dogmatik und Praktik niedergeschlagen. Die meiste Inspiration des Gedankens und der Tat hat sich zum Routine-Ablauf des Betriebes mechanisiert. Die meiste nicht unglückliche Liebe auf Erden hat sich zur Gewohnheit der Befriedigung degradiert. Die meiste Hochflut der Begeisterung hat nur stillstagnierende Tümpel auf etwas größerer Höhe hinterlassen, als gleichartige Tümpel früher etwas niedriger lagen. Irgendeinmal hat das Schwergewicht der Erde alle bisherigen Spuren des Geistes auf Erden überdeckt. Dieser Prozeß läuft aber in den meisten Fällen erschreckend geschwind ab, weil die meisten im Niedergang einen Vorzug sehen; gleichwie so viele den traumlosen Schlaf höher schätzen als den Wachzustand und Schlaflosigkeit — gegenüber dem Wachen und Beten, welches Jesus gebot! — für das schlimmste Übel halten, das es gibt. Fast könnte ich aus meiner Lebenserfahrung heraus sagen: zeigt mir die jungvermählten Frauen, die sich nicht schon nach wenigen Monaten damit brüsten, alle Illusionen verloren zu haben und die in überlegen sein-sollender Ironie die einzig richtige Einstellung zum Leben gefunden zu haben behaupten! Zeigt mir die feurigen Jünglinge von gestern, welche heute nicht über ihren Idealismus lächeln und in gesinnungsloser Anpassung an die geltenden Mächte das A und O der Lebensweiheit sehen — ihre letzte Unabhängigkeit darin bekundend, daß sie erklären, nicht wirklich an deren Vorzüglichkeit zu glauben, was ihnen das Recht gibt, sie skrupellos auszunutzen! Es bedarf eben der Anstrengung, um aus der Freiheit heraus zu leben, und nichts scheut die träge Gana mehr. Wogegen diese nichts freudiger begrüßt, als den Geistesverleugner; dem macht sie alles leicht. In restlos anerkannter, allmächtiger Routine sind alle so buchstäblich aufgehoben, daß es keinerlei innerer Anstrengung mehr für sie bedarf, um zufrieden und gemütlich zu leben.

Wer da nun wirklich in der Befriedigtheit der Gana sein Lebensziel sieht, weil Besseres über seine Kraft geht, mit dem

ist nicht zu rechten. Doch wer überhaupt nach Höherem strebt, der weiß zutiefst, daß das Ziel des Menschenlebens in genau entgegengesetzter Richtung liegt: in der Überwindung aller Trägheit und damit aller Gewohnheit, in der restlosen Eroberung und Durchdringung des Ganamäßigen durch den Geist, in der Alleinherrschaft von dessen Gesetz und damit in der Begründung des ganzen Lebens in der Freiheit. Dies ist der tiefste Sinn aller, schlechthin aller höheren Religion. Alle, schlechthin alle will den freien Menschen schaffen. Nur hat alle mit der einzigen Ausnahme der indischen bisher die Freiheit im Gegensatz zu dem, was den meisten Freiheit bedeutet, bestimmt und damit eine Gegensatzstellung geschaffen zwischen Selbstbestimmung und göttlichem Willen. Am extremsten tut dies der Islam, welches Wort allein schon absolute Hingabe bedeutet. In der deutschen Theologie ist Schleiermacher in der gleichen Richtung am weitesten gegangen. Doch das unserer Zeit wohl einleuchtendste deutsche Beispiel solcher Sinnesart bedeutet Johannes Müller — eine echt und tief religiöse Gestalt, die sehr viel größere Beachtung verdient, als ihr bisher zuteil geworden ist. Ich zitiere aus seinem „Brief, der viele angeht“, den er seiner Streitschrift des Jahres 1934 „Reformation oder Rückkehr zum Ursprung“ (Verlag der Grünen Blätter, Elmau) vorgedruckt hat, das Folgende: „Ich von mir aus und in meinem Bemühen bin gar nichts wert und kann nichts. Ich bin wirklich arm an Geist und ganz unfähig. Das ist keine Bescheidenheit, sondern tägliche Erfahrung seit meiner Jugend. Sobald ich auf mich sehe, bin ich wie gelähmt. Nur wenn ich ergriffen werde und mich vergesse, lebe ich von den Einfällen, Impulsen, Zufällen und Führungen dessen, der mich ergreift und gebraucht. Deshalb beabsichtige und unternehme ich seit Jahrzehnten nichts, sondern gebe von mir, was mir gegeben wird, und tue das, wozu ich jeweils angestellt werde. Ob es sich um die Beratung eines Gastes oder das Entstehen eines Buches wie ‚Die Verwirklichung des Reiches Gottes‘ handelt, das mir allmählich im einzelnen zufiel und gezeigt wurde. Soweit ich dabei in Frage komme, empfinde ich immer nur, wie unzulänglich ich bin und Fiasko mache.“

Vergleichen Sie die Vorrede zur ‚Bergpredigt‘ Es ist mein Leiden, daß die Menschen sich etwas aus mir machen. Aber das ist ja allgemein üblich und ein Zeichen der Gottlosigkeit der Menschheit, auch der Kirche, daß sie die Tatsächlichkeit des Satzes: ‚ein Mensch kann sich nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben‘ nicht praktisch kennen, sondern immer verleugnen. So will ich wenigstens bekennen, daß ich nichts dafür kann, was durch mich geschehen und hervorgebracht ist

Es gibt keine autogene (ursprüngliche) innere Lebendigkeit des Menschen. Er ist Geschöpf Gottes und Organ seines Herrschaftswaltens oder Produkt der Verhältnisse und besessen, erfüllt, getrieben von dem Wahn, der ihn beherrscht, von dem Einfluß seiner Vergangenheit, Umwelt, Verhältnisse und Schicksale. Es gibt für den Menschen keine Wahl: Entweder er lebt aus Gott oder er stirbt an allem, was von dieser Welt ist, obgleich in allem jederzeit ein Wort Gottes an ihn ergeht, das er aber in seiner Gottlosigkeit nicht vernimmt. Nie in meinem Leben habe ich mich an ‚die innere Lebendigkeit‘ der Menschen gewandt. Nie von ihr etwas anderes erwartet als Willkür, Sinnlosigkeit, Ohnmacht, Wahn, Krampf und Sucht. Stets antworte ich den Fragen nach Kraft, daß der Mensch an sich keine Kraft hat noch hervorbringen kann, sondern sie immer empfangen muß, und ich sie mein Leben lang immer von den Lebensansprüchen erhalten habe, in denen mir Gott begegnete und genau soviel Kraft gab, wie nötig war, um sie zu erfüllen.“— Johannes Müller, gleich den meisten Menschen, die zum Typus der Glaubenden gehören, identifiziert sich selbst mit dem empirischen Ich — und dann natürlich vermag er gar nichts Höheres aus sich selbst. Denn dieses Ich ist, wie im Kapitel „Traurigkeit der Kreatur“ der Meditationen gezeigt ward, das erste Produkt der Verhaftung des Geistes durch die Gana, ein Gefängnis, welches gesprengt werden muß, auf daß freies Leben aus dem Geiste möglich werde. Nun wird die Frage nie entschieden werden können, inwiefern das tiefste Selbst, welches, wie alle bekannt haben, die es in sich realisierten, transpersonal ist, noch ein objektiv Selbständiges ist, oder aber Teil oder Gefäß oder Aus-

druck einer höheren Einheit; extrem ausgedrückt: ob Gott das allertiefste Subjekt des persönlichen Menschen jenseits seiner letzten persönlichen Einsamkeit ist, oder ob zwischen Gott und Mensch eine unüberbrückbare Kluft besteht. Gleich tief religiös Erlebende haben die eine und die andere Auffassung vertreten. Aber es war ein Fehler aller bisherigen religiösen Tradition, daß auf diese Frage überhaupt irgendein Nachdruck gelegt wurde: es ist praktisch gleichgültig, wie sie beantwortet wird. Dieser Fehler und nichts anderes erklärt die nicht allein immer weiter, sondern auch immer tiefer greifende Gottlosigkeit unserer Zeit. Vom Standpunkt des konkreten Ziels, welches jeder Strebende unwillkürlich als das seine anerkennt, ist das Entscheidende nicht einmal die theoretische Frage, ob es einen Gott gibt oder nicht, schon gar nicht, ob der Mensch letztlich bestimmt oder bestimmt wird, sondern die Tatsache, daß der Angelpunkt zum Mehrwerden unter allen Umständen in der schöpferischen Einsamkeit des Einzigsten liegt. Es bedeutet genau Gleiches, ob einer sich vollkommen dem Einfluß seines geglaubten Gottes öffnet, oder die letzte Verantwortung persönlich auf sich nimmt; im letzteren Falle äußert sich die Freiheit mittels des Plus-, im ersteren mittels des Minus-Pols des Lebens. Im Vortrag „Der letzte Sinn der Freiheit“ in „Wiedergeburt“ steht genau ausgeführt, inwiefern sich daraus, daß die verschiedenen Zentren im Menschen organisch zusammenhängen, ein unzerreißbares Korrelationsverhältnis ergibt zwischen den Wirklichkeiten, für welche die Worte Notwendigkeit, Freiheit und Gnade stehen, sowie die Unvermeidlichkeit, daß Überbetonung der einen sofort eine der anderen konstellierte; diese Gedankengänge verfolge man an der angegebenen Stelle weiter. Hier geht uns nur dieses an: daß die persönliche Unbedingtheit des einsamen Selbstes unter allen Umständen die letzte persönliche Instanz des Menschen bleibt. Tatsächlich hat auch keine große Religion anderes gelehrt, so mißverständlich die Theologie sich vielfach ausdrückt. Die israelitische Gesetzesgerechtigkeit hat ihre Tiefendimension in der Vorstellung, daß der Mensch nicht allein vor Gott, sondern für Gott verantwortete,

und in der Lehre, daß die Welt um der Wahl der Wählenden erschaffen worden sei. Alle Prädestinationslehre hat ihr Korrektiv am Bewährungsgedanken, welcher persönliche Verantwortlichkeit höheren Grades setzt, als dieses irgendeine mildere Lehre tut. Wo nur Glaube gefordert wird, der als solches alles rechtfertige, da bleibt doch der Zweifel Sünde; Sünde aber ist der Höchstausdruck von Schuld, und Schuld gibt es nicht ohne letzte Verantwortlichkeit. Gedenken wir nun aber der Vielschichtigkeit des Menschenwesens, dann können wir abschließend dies sagen: unterhalb seiner Geistigkeit ist der Mensch zweifelsohne nicht frei und verantwortet deshalb auch nicht. Als geistiges Wesen hingegen ist er *potentia* absolut verantwortlich, und so kann er nicht freiwerden und damit seine Menschenbestimmung erfüllen, wenn er nicht letztinstanzlich alle Verantwortung übernimmt für alles, was ihn innerlich angeht, und sich damit rest- und vorbehaltlos für seine Freiheit entscheidet.

Mit dieser Erkenntnis gibt der Mensch denn die letzte Sicherung preis, welche die Urangst fordert. Nur wer die letzte Sicherung preisgibt, nur wer sich ganz zum Ur-Mut als Willen zum Risiko bekennt, kann darauf hoffen, „das Freie“ in sich vollkommen zu befreien. Es gibt aber nur einen allen gemäßen Weg zur Befreiung: den des Sich-Öffnens allen Lebensansprüchen im Geist vollkommener Weltoffenheit, sei es im Sinn des Helden, der jeder Gefahr mit offenem Visier begegnet, oder im Sinne dessen, welcher all-erlebend sich selbst verwandeln will; es ist damit der Weg des Riskierens, des Experimentierens, des grundsätzlichen Verzichtens auf alle Gewohnheit, alle Sicherheit; es ist der Weg geistig-geistlichen Abenteuertums. Doch hier handelt es sich um ein anderes als jene pathische Hingabe, als jenes Ja-sagen zu allem und jedem Geschehen, welches Deutschen so nahe liegt. Hingabe der üblich-deutschen Art, die Über-Antwortung und damit Verzicht auf Verantwortung bedeutet, deren Devise insofern „freibleibend und unverbindlich“ ist, als jedes neue Erleben zu sofortigem Umfallen berechtigt — diese Art Hingabe macht niemanden frei. Einzig die Art von Riskieren frommt, welche moralischen Mut fordert.

Man soll wagen, und dann nicht Gott oder das Schicksal oder den Zufall walten lassen, sondern schlechthin alle Verantwortung auf sich nehmen, nicht nur für das, was man tut, sondern vor allem auch dafür, was einem widerfährt. Auf diese Geste des Subjekts kommt alles an, ganz einerlei, wie die Dinge objektiv liegen, denn im Bereich möglicher Freiheit entscheidet das Subjektive in letzter Instanz. Nichts darf der, welcher ganz frei werden will, auf andere abschieben, auf keinen Führer, kein Schicksal, keinen Zufall, keine Notwendigkeit und keinen Gott. Er muß von vornherein alle Konsequenzen dessen, woran er überhaupt beteiligt ist, auf sich nehmen. Er soll sich letztlich nicht vor anderen, und sei es Gott, verantwortlich fühlen, sondern vor sich selbst. Jede Abwälzung der Verantwortung für Tun und Erleiden auf die Vorsehung ist eine gemeine List der Feigheit. Jede Äußerung der Art wie „es sollte wohl nicht sein“ bedeutet selbstmörderischen Verzicht. Sicher gibt es so etwas, was man am neutralsten und zugleich exaktesten kosmische Fügung heißen mag. Darunter ist nicht das Natur-Schicksal (*SM, IV*) zu verstehen, innerhalb dessen es selbstverständlich keine Selbstbestimmung gibt — hier stellt der Mensch nur ein Rädchen dar in gewaltigstem Betrieb, aus dem ihm auszubrechen nicht gegeben ist —, sondern die Zugehörigkeit auch des einsamen Einzigen in der Dimension des Transsubjektiven und Transpersonalen zu einem großen Ganzen. Aber diesem gehört der Mensch eben als letztentscheidender einsamer Freier an. Und der persönliche Sinn jedes äußeren Geschehens, auch wo es kosmisch gefügt ist, liegt darin, wie einer es persönlich aufnimmt und auf sich nimmt; sonst wäre nicht ein angeblicher göttlicher Heilsplan nach dem anderen am Menschen zuschande geworden. So bedeutet es denn nicht mehr und nicht weniger als Gotteslästerung, so einer sich in welcher Lage auch immer auf die Vorsehung beruft. Niemals hat diese vorausbestimmt, wie der Mensch das ihm Gegebene und Zufallende aufnimmt und verwertet, und darauf allein kommt es beim Sinn des Geschehens an. So sagt orientalische Ur-Weisheit: Alles steht in der Macht Gottes, nur nicht die

Gottesfurcht. Was aber das Verhältnis des Einzelnen zu dem betrifft, was ihm objektiv widerfährt, so gibt es davon bisher nur eine einigermaßen wahrscheinliche Theorie: es ist dies die indische Karma-Lehre. Nichts, lehrt diese, ward je über einen Menschen verhängt, was nicht seinem tiefsten einsamen Selbst gemäß wäre. Nicht jedoch, insofern Glück und Unglück als solche metaphysische Bedeutung hätten, sondern insofern jede Gesinnung und jede Tat unabwendbar bestimmte empirische Folgen zeitigt. Ob es sich bei diesen aber um Strafe, Sühne, Prüfung, Hemmung oder Förderung handelt, darüber entscheidet wiederum das einsame Selbst durch seine freie Stellungnahme. In diesem Sinne hat es auch noch nie einen von Gott gesandten Führer gegeben, auf welchem Gebiete immer, und nie wird es je einen geben. Mag ein Heiland in der Sphäre des Metaphysischen den höchsten Rang einnehmen — seine ganze historische Bedeutung hängt davon ab, wie er auf Erden frei mit seinen Möglichkeiten schaltet und wie sich die anderen, geistig, seelisch und praktisch, frei zu ihm stellen. Die Geschichte ist die eine Ebene des Geschehens, wo der Mensch ganz allein verantwortet. Hier walten weder Naturgesetze, noch spirituelle Normen: hier hängt alles von der selbständigen Entscheidung der Menschen ab, ihrer Einsicht, ihrer Wahl, ihrer Entschlußkraft im Führen und Gehorchen. Wer dies noch immer bezweifeln sollte, der meditiere nur den Lauf aller Geschichte: *ausnahmslos* ist bisher alles von hohen Einzelgeistern initiierte Große und Gute am Versagen ihrer Nachfolger zuschanden geworden (*NW, III*).

Wie ist es nun möglich, sich so ganz in seinem „Freien“ zu zentrieren? Es ist möglich, gerade weil es, im Rahmen der Kategorien von Raum, Zeit und Kausalität geurteilt, nicht möglich ist. Denn diese Möglichkeit besteht wohl in jedem Augenblick, jedoch in keiner Zeit; sie besteht im Einbruch neuen Sinnes in jede Kausalreihe, doch von keiner gegebenen Kausalreihe her. Freisein besteht zutiefst in einer freischwebenden Einstellung zu allem, schlechthin allem, was das Leben jeweils ist und bringt und ausmacht. In einer Einstellung schlechthin schöpferischer Indifferenz, welche einerseits in einem Freisein

von allem besteht, was von der Unterwelt her bindet, und andererseits in einem inneren Freisein zu allem, was der Geist als Ziel vorstellen mag. An dieser Stelle können wir denn das für diesen Zusammenhang letztgültige Wort über die Gedankenfreiheit sagen. Diese besteht, sofern sie ein Ideal sein soll, durchaus nicht in der Freiheit zu beliebiger Meinungsäußerung, so falsch und schädlich sie sei: sie besteht einzig und allein, aber andererseits ganz und gar in der Freiheit zur Wahrheit. Diese Formulierung und sie allein prädeterminiert allen nur möglichen Erkenntnisfortschritt. Sie verbindet die Ideen von Freiheit, Wahrheit und Verantwortung zu unlöslicher Einheit, die Verantwortung impliziert aber ihrerseits den Mut zum Risiko. In der Freiheit zur Wahrheit nun liegt die Möglichkeit zur Enthftung sogar von dem vorgebildet, was von der Natur her geurteilt unentrinnbare Bindung zu sein scheint: die Verhaftung an das Vorgebildete im eigenen Unbewußten. Jede Tradition bedingt ein bestimmtes Sosein dieses, mittels dessen sich alsdann neue Einsicht äußert. So erlebt jeder Christ die metaphysische Wirklichkeit unwillkürlich christlich, der Inder hinduistisch usf.; nur in der Hineinlesung äußert sich da die eigene Unbedingtheit. Doch es ist möglich, auch über diese Verhaftung an Name und Form hinauszugelangen: so bedeutet Freisein dem Freien allein auch den Weg zur absoluten Wahrheit.

Wer sein Leben ganz in seinem Freisein fundiert, der begründet es damit in seinem — Zaubern-können. Zutiefst ist der Mensch überhaupt kein träges Gana-Wesen, sondern recht eigentlich Zauberer. Als Zauberer gewirkt hat denn auch jeder Mensch, welcher innerlich so frei geworden war, daß „das Freie“ in ihm durchaus bestimmte. Einen solchen beengt die unentrinnbare Bindung seines empirischen Teils an den Naturprozeß überhaupt nicht. Für sich ist er ihm, ob noch so augenscheinlich gebunden, entrückt. „Wie durch ein Wunder“ bedeuten und enden Zufälle, die ihn befallen, anders, als sie es nach menschlichem Ermessen tun müßten. Das eine Mal erscheint er unerschöpflich in seiner Produktivität oder unermüdbar; das andere

Mal wie gefeit gegen Krankheit und Anfechtung oder bis zum Tode im hohen Alter jung. Nach außen zu aber löst ein also Freier erst recht zauberhafte Wirkungen aus. Die Mühseligen und Beladenen, welche ihm nahen, macht er wie selbstverständlich frei; die meisten Probleme, welche solche bedrücken, sind auf einmal keine Probleme mehr. Unwillkürlich heilt er die Trägen von ihrer Trägheit, die Feigen von ihrer Feigheit, die Ungläubigen von ihrem Unglauben. Die Geistig-Blinden werden durch seine Gegenwart sehend, die Sünderbewußten fühlen sich erlöst. Indem jedoch der Freie also rein ausstrahlt, rein gibt ohne wiederzunehmen, thront er innerlich hoch, hoch über allem Hunger und aller Angst, aller möglichen Sorge und aller Ausschließlichkeit. Damit ist er zu einem reinen Behälter der Freudigkeit geworden und kennt die ganze Glückseligkeit, welche dem Menschen, so wie er heute ist, auf Erden erzielbar ist.

Absichtlich habe ich die letzten Betrachtungen mit einem so nie vielleicht erreichten Idealbild abgeschlossen; nun möge es im Leser selbsttätig fortwirken. Seine Vollendung kann dieser ganze Gedankengang erst im nächsten Kapitel finden. Doch da jeder zutiefst die Freude und nicht die Abgestumpftheit will, so ist schon an dieser Stelle klar, daß jeder seine Glückseligkeit nur in der Freiheit findet, wo immer er sie suche. Und da es von jedem selber abhängt, wohin in sich er den Akzent legt und mit welcher Kraft; da das Freie in jedem lebt und jeder zutiefst das Zünglein an der eigenen Waage ist, ob er dies nun weiß und anerkennt oder nicht; da endlich überhaupt nicht ein dauerndes Erreichnis in Frage steht, sondern einzig ein Wach- und Gespanntbleiben von Augenblick zu Augenblick, so ist es jedem gegeben, zum Schöpfer seiner eigenen Freiheit zu werden. Den Weg dazu weist das schönste Wort des Meisters Eckhart: „Suche allezeit wie ein anhebender Mensch zu sein.“ Den Verzagenden aber ermutigt das andere Wort des gleichen Meisters: „Gebriecht dir's nicht am Wollen, sondern allein am Vermögen, wahrhaftig: Vor Gott hast du alles getan!“

XI.

DAS LEBEN ALS KUNST

Nachdem wir die Vielfältigkeit und Vielschichtigkeit des Menschenwesens nach allen vom Standpunkt des persönlichen Lebens wichtigen Richtungen hin verfolgt und soweit als möglich bestimmt, und nachdem wir überall die Unzurückführbarkeit dieser Komplexität festgestellt haben, kann für uns jeglicher Monismus, jeglicher Monophysitismus, überhaupt jeglicher Versuch, das Menschenwesen auf einen einheitlichen Generalnenner zu bringen, als erledigt gelten. Mit seinem Satz, „das Ich anzunehmen, zu postulieren, ist praktisches Bedürfnis“, war Lichtenberg der Wahrheit näher, als jeder Einheitsgläubige. Und so waren ihr auch die alten Ägypter, Inder, Perser und zuletzt Japaner, welche alle dem Menschen eine große, mit dem Ausmaß der Persönlichkeit wachsende Anzahl Seelen zusprachen, näher, als Faust, welcher bloß deren zwei in sich feststellen zu können meinte. Es gibt keinen Bestandteil im Menschen, der nicht dank vitalisierender Aufmerksamkeit und Betonung zu einem Ich oder wenigstens Ich-Rudiment und damit zur Dominante werden könnte. Es gibt andererseits keinen, welcher naturnotwendig vorherrschte und vor allem keinen, welcher andere Zentren endgültig unterdrücken könnte, ohne damit den ganzen Menschen zu schädigen. Denn dieser ist allemal der Träger und Verkörperer vieler Entwicklungsreihen, von denen jede besonderen Normen gehorcht; deren Schnittpunkt oder — in anderem Bilde — der Knoten, welchen er jeweils aus der Vielheit seiner Lebensfäden schürzt oder zu dem er geschürzt wird, ist er letztlich. Und dieser Fäden gibt es desto mehr, je bedeutender ein Wesen ist. Mag das stumpfe Weib eines brutalen Triebmenschen als bloßes Geschlechtswesen einigermaßen vollständig bestimmt sein — bei historischen Per-

sönlichkeiten ist gerade bei der Bestimmung der Person von den weit über dieselbe hinausreichenden Geschichts-Linien nicht abzusehen, bei Geistigen von dem nicht, was sie im Zusammenhang der Geistesentwicklung bedeuten. Und bei niemandem, wer er auch sei, gelingt Bestimmung seines konkreten Seins exakt ohne Berücksichtigung des Topos und des Kairós, des Weltenortes und der Weltensunde, in der er lebt. Halten wir an der Idee der Einheit des Menschenwesens fest, dann müssen wir sagen: seine Einheit ist der Zusammenhang seiner Vielfalt; der Zusammenhang unzähliger für sich unzurückführbarer Elemente ist das, was im Westen beinahe ausnahmslos als einfache und einschichtige Einheit mißverstanden worden ist. Deswegen muß jede beabsichtigte Vereinfachung des Lebensproblems, wie solche jeweils, auf ihren besonderen Ebenen, der Monotheismus, der ökonomische Materialismus, der Panidealismus, der Islam usw. versucht haben, das Problem in Wahrheit komplizieren: insofern sie vorhandene Wirklichkeiten verdrängt, vereitelt sie mögliches unbefangenes Ausleben in optimalem Zusammenhang, und die Folge dessen sind eben die Krankheiten, Schwierigkeiten und Katastrophen, welche den größeren Teil aller Geschichte füllen. Der Mensch ist, objektiv beurteilt, wahrhaftig keine Monade, sondern ein Mikrokosmos, dessen Grenzen ebensowenig abzusehen und ein für alle Male bestimmbar sind, wie die der Welt.

Allein subjektiv, für sich, kann sich der zum Geistbewußtsein erwachte persönliche Mensch letztinstanzlich nur mit Einem in sich identifizieren: nämlich „dem Freien“. Auf Herausarbeitung, Verstärkung, Steigerung dieses „Freien“ zielte von jeher jeder Selbststeigerungs- und -vervollkommnungstrieb. Mit diesem einsamen Freien wächst und verkümmert alles Persönlichkeitsbewußtsein, mit seinem Dasein steht und fällt es; seine unbedingte Herrschaft ist des Lebens Ziel und auf dieses einsame Freie allein bezieht sich aller sich selbst verstehende Unsterblichkeitsglaube. Nun ist aber die Freiheit des Freien alles eher als eine absolute. Sie stellt nur ein Kraftzentrum dar im menschlichen Gesamtzusammenhang, und nur in bezug auf diesen hat

ihr Begriff einen konkreten oder substantiellen Inhalt. Daraus folgt: nur in bestimmtem Sinne, wenn überhaupt, kann „das Freie“ die übrigen Bestandteile des Menschenwesens und mittels dieses die Außenwelt beherrschen. Welches ist dieser Sinn? — Es ist der des gestaltenden Künstlers. So rein Geist-entsprossen dessen Inspiration sei: wie immer er sich stelle — um diese in der Erdwelt zu verwirklichen, muß er die Eigenart des Stoffs, mit welchem er arbeitet, und dessen Gesetze anerkennen und berücksichtigen, handele es sich um musikalische Rhythmik, um Harmonie und Kontrapunkt, um die Skala und die relative „*valeur*“ der Farben, um die Schwerkraft, den Chemosmus der Stoffe, die Logik der Gedanken und Gefühle, die Grammatik und Syntax. Genau so muß „das Freie“ im Menschen auf schlechthin allen Gebieten, sofern es sich auswirken will, zunächst sämtliche seinem jeweiligen möglichen Wirkungskreise zugehörigen Gegebenheiten der Menschennatur und des Weltalls verstehen und anerkennen und mit ihnen als den ihm einzig verfügbaren Ausdrucksmitteln rechnen. Nun aber können wir gleich, ohne vermittelnden Übergang, den positiven Aspekt des auf den ersten Blick negativ erscheinenden bestimmen. Verhält sich „das Freie“ also, dann ist der Mensch so frei, wie er überhaupt sein will. Es ist nicht wahr, daß ein Mensch je aus dem Weltzusammenhang hinausstrebe. Wohl mag er in andere und bessere Welten auswandern wollen — was immer er im besonderen anstrebe, er tut es in bezug auf seine Welt. Denn für sich allein ist seine Freiheit nichts; sie kann sich nur äußern als weltbeherrschende oder weltverwandelnde Macht. So strebt denn keiner, welcher sich selbst versteht, über die spezifische Freiheit des Künstlers hinaus. Dies erklärt denn, wieso der schöpferische Künstler allgemein als freier Mensch gilt, und unter Künstlern der Klassiker, welcher sprödesten Stoff in strengster Form zusammenzuhalten und dabei strikt persönlich zu beseelen weiß, so wie dies Bach mit Fingerübungen tat, als freier (W, I, D, 2).

Hieraus folgt nun ein Grundsätzliches, was meines Wissens noch nie verstehend vom Menschheitsbewußtsein assimiliert

worden ist: die eigenste Ebene des eigentlichen Menschenlebens ist überhaupt nicht die Natur, sondern die Kunst. Zwar meinte Schiller, der Dichter sei der einzig wahre Mensch, und schon die frühesten Völker wußten vom Erlösenden der Kunst-Ausübung und -Betrachtung. Doch die spezialisierte Kunst, auf die sich obige Vorstellungen beziehen, ist nicht das, was ich hier im Auge habe. Was allein bisher als Kunst galt, sind die Herausstellungen der Produkte der Einbildungskraft, die auf besonderer, vom unmittelbaren Leben abgeschiedener Ebene ihren Ort haben. Wirken solche befreiend und erlösend, so tun sie es dadurch, daß sie das Bewußtsein vom unmittelbaren Leben ablenken. Es liegt indes auf der Hand — so hohen geistigen Wert solche Kunst immer verkörpere —, daß Erfüllung des persönlichen Lebens ganz unmöglich in der Abgelenktheit von dessen wichtigsten Gegebenheiten bestehen kann. Insofern hatte — um zwei Extremfälle einander gegenüberzustellen — der zum Wahrheitsfanatiker gealterte Plato, welcher die Künstler aus seinem Idealstaate verbannen wollte, weil er in ihnen Lügner und darum Verderber sah, recht gegenüber Richard Wagner, der ebenso einseitig den Dichter, zumal den Tondichter, als Krone der Schöpfung pries. Erfüllung des Lebens und damit eine Lösung des Lebensproblems kann es ausschließlich von der Grundlage seiner totalen Aufsichtnahme her geben. Deswegen wollte ich, da ich schrieb, die eigenste Ebene des Menschenlebens sei nicht die Natur, sondern die Kunst, damit durchaus kein Hoheslied der Poesie oder der Musik oder der Bildhauerei anstimmen: ich wollte die logisch-notwendige Konsequenz aus den Ergebnissen dieses ganzen Buchs und insbesondere des Freiheitskapitels ziehen. In bezug auf das Untermenschliche erkannten wir, daß sich das Persönliche da überhaupt nur darin äußert, wie sich das Subjekt zu diesen Gegebenheiten verhält. Gleiches erwies sich letztlich als in bezug auf alles Nicht-Ich gültig, zu welchem Nicht-Ich noch die Sphäre der Gefühle gehört. Das letztlich Persönliche faßten wir in „Einsamkeit“ dahin, der persönliche Mensch sei von Hause aus das und das allein, was den Akzent

in ihm so oder anders legt, letztlich jedoch das, wofür er sich in sich entscheidet. Das Freiheits-Kapitel lehrte uns alsdann, daß dieses Letzt-Persönliche mit „dem Freien“ zusammenfällt. Nun, dieses Freie lebt sich unmittelbar überhaupt nicht in der Natur aus. Seine Daseinsebene ist eine andere, als die der Mineralität, der Reptilität, des Fleisches, des Bluts, der Gana, ja auch der Seele: sie ist eine rein geistige Ebene, auf welcher ausschließlich die Normen des Geistes gelten. Eben dies ist wahr von der Kunst im üblichen Verstand. Doch deren Begriff umfaßt — jetzt erkennen wir es deutlich — nicht den Inbegriff möglicher Kunst, sondern nur einen Spezialausdruck ihrer. Der wahre und letztgültige Begriff von Kunst umfaßt alles Freiheits- und damit Geist-bestimmte Leben. Nur solches Leben ist wahrhaft menschlich im Unterschied vom tierischen und pflanzlichen. Da nun der Geist den Kern des Menschen darstellt, so dürfen wir weiter sagen: nur Leben als Kunst ist echtes Menschenleben.

Ist dem nun also, und wir werden bald im einzelnen einsehen, daß dem schlechthin überall so ist, dann bedeutet die Kunst, so wie sie gemeinhin verstanden wird, durchaus nicht den Höchstausdruck möglicher Kunst. Ganz augenscheinlich gehört höhere Kunst dazu, als mitten im Leben Stehender sein Gesamtdasein im Zusammenhang der übermächtigen Welt vom Geiste her zu formen und zu beseelen — vom göttlichen Demiurgen zu schweigen, welcher den Kosmos vom Sinne her zusammen- und im Gang hält —, als um Symphonien zu dichten oder gar solche anderer aufzuführen. Ganz augenscheinlich gehört höhere Kunst dazu, sein schweres und trübes Erdenwesen so transparent zu machen, daß der Geist durch dasselbe hindurchstrahlt, wie immer sich jenes betätige, als dazu, den schönsten Roman zu erfinden. Ganz augenscheinlich gehört höhere Kunst dazu, aus einem nicht vorgestellten, sondern verkörperten Ideal heraus lebendige Menschen zu bilden, als dazu, mit noch so großer Meisterschaft den Ton zu kneten. Die übliche Überschätzung der spezialisierten Kunst des Musikers, des Dichters und Malers ist ein Ausdruck unter anderem jenes primitiven ersten Stadiums der Differentiation, welchem die Mehrheit der Menschen

noch heute nicht entwachsen ist — jenes Stadiums, da erkannte Verschiedenheit und Vielfältigkeit alsogleich Parteinahme für ein Element unter Ausschluß anderer auslöst. Soll von diesem Stadium her geurteilt Kunst mehr bedeuten als das Leben, oder dieses nur zum Besten jener dasein, so hat das keinen anderen noch besseren Sinn, als die traditionelle antagonistische Differenzierung zwischen Geist und Fleisch oder Ideal und Wirklichkeit, wobei demjenigen, was das Erleben leichter macht, weil auf seiner Ebene alle realen Widerstände fehlen, die Vorzugstellung zuerkannt wird. Die Aufgabe des neuangebrochenen Äon nun aber liegt ganz offenbar in der Integration des zunächst Entzweiten und Auseinandergefallenen,¹ wodurch die bange Flucht vor dem Schweren und Schmerzlichen von freudigem Auf-sich-nehmen alles Schwierigen und Leidvollen abgelöst würde; in einer Integration auf höherer Ebene. Diese höhere Ebene ist eben die des Lebens als Kunst, der Kunst des Lebens selbst als allumfassender Urform aller nur möglichen besonderen Kunstgestaltung. Das Leben als Kunst ist rein und ausschließlich Geist-bedingt, so grob-stofflich sein jeweiliger Inhalt sei; es ist genau so ausschließlich Geist-bedingt, wie die Musik und Malerei. Und da Erfüllung des Lebens nur in dem einen bestehen kann, die Totalität aller Lebensinhalte vom persönlichen Selbst her zu erfassen und damit aufs schöpferische Freie zurückzubeziehen, welches Freie fortan, vom Standpunkt des Subjektes, souverän herrscht, so ist klar, daß der Begriff eines Lebens als Kunst in der Tat die eine Ebene bestimmt, auf der die Lebensgleichung aufgehen kann. Beziehen wir hier einen schon früher durchmessenen Gedankengang in unsere Betrachtungen hinein, dann werden uns noch vor der Belichtung einzelner Tatbestände alle Zweifel das Grundsätzliche betreffend verlassen. Im Ehe-Kapitel hieß es: als eigentliches Leben erweist sich zuguterletzt überall der Sinn des Lebens. Was immer einen persön-

¹ Vielleicht liest man auf das hier Gesagte hin die 1912 geschriebenen Schlußkapitel meines *Reisetagebuches* wieder nach: im damaligen Zusammenhang konnte ich die nunmehr fällige Integration besonders plastisch herausarbeiten.

lichen Sinn hat, wird positiv empfunden, und sei es noch so hart und schwer. Was immer sinnlos, weil ohne möglichen Bezug auf das persönliche Selbst ist, wirkt auf die Seele bedrückend und im Grenzfall mörderisch. Ein sinnloses Leben hält keiner ungebrochen aus. Nun, die Ebene des Sinnes ist eben die des Geists. Kein Naturzusammenhang hat von sich aus persönliche Bedeutung. Sinngebung nun ist immer künstlerische Gestaltung, auch wo sie in der Deutung von äußerlich Verhängtem besteht. Nur durch Sinngebung aber verwirklicht sich Sinn überhaupt in unserer Erdenwelt (*SE und W, durchgehend*).

Um das zunächst abstrakt Deduzierte nunmehr konkret zu fassen, gehen wir vom Glücksproblem aus; wir dürfen es tun, obgleich Glück niemals in dem ausschließlich Positiven besteht, das der Naive in ihm sieht, sondern in einem der jeweiligen menschlichen Eigenart entsprechenden Gleichgewicht von Glück und Leid (*W, II, 7*). Wer sind die Glücklichen auf dieser Erde? In erster Linie die Heiligen, in zweiter die Helden, in dritter die schaffenden Künstler. Und wer die Unglücklichen? Alle ohne Ausnahme, welche sich gehen lassen im Wahn, daß Nachgeben gegenüber Trieb und Drang Glück gewährleistet, weil dieses darin bestände, daß alle und jede Velleität vollkommen befriedigt würde. Wohl findet ein Tier, welches durch Mutter Natur durchaus in Form und Ordnung gehalten wird, von sicheren festgelegten Instinkten reguliert, mit keinem Organ begabt, dessen Wirkungskreis und damit mögliche Zielsetzung über unmittelbare Lebensnotwendigkeit hinausreicht, das ihm überhaupt erreichbare „Glück“ darin, daß alle Natur sich normgerecht auslebt: den Menschen hält Mutter Natur nicht von sich aus in Form und Ordnung, ihm fehlen sichere Instinkte, und all sein Streben weist und reicht über den ihm unmittelbar zugewiesenen Lebensraum hinaus. Andererseits hat der Mensch die Fähigkeit, durch Aufmerksamkeit und Betonung jeden Sonderteil seines Wesens zu vitalisieren und im Ausdruck zu steigern. So verläuft sein Leben nicht notwendig im Sinn des optimalen Korrelations-Zusammenhanges seiner Teile: bewußte Überbetonung eines derselben genügt, damit der Zu-

sammenhang gefährdet werde. Dann wendet sich an und für sich positive Kraft zerstörerisch gegen den Menschen selbst. Im Grenzfall wird seine Ganzheit zerrissen oder gesprengt; es findet dem Sinne nach Ähnliches statt, wie wenn sich der Organismus nach dem Tode in seine Bestandteile auflöst. So kommt beim Menschen alles auf rechte Betonung an; zu eben diesem Zweck hat er vom Uranfang an und gerade am Uranfang aus hellstichtigerem, schöpferischerem und darum präziser gestaltendem unbewußtem Selbsterhaltungstrieb heraus, als solcher ihn später auszeichnete, religiöse und moralische Normen herausgestellt, welche zu rechter Betonung anleiteten und deren Einhaltung die Gruppe selbstverständlich durch moralischen Druck oder Gewaltanwendung erzwang. Zu dem nun, was das organische Gleichgewicht sprengen kann, gehört beim Menschen, im Gegensatz zum Tiere, gerade der Naturtrieb, oder genauer ausgedrückt: das natürliche Gefälle der Gana. Wer sich diesem überantwortet, dem gereicht es niemals zum Heil. Jeder Mensch, im Gegensatz zum Tier, neigt von Natur aus dazu, sich zu überessen, zu über-trinken, zu über-lieben, zu über-arbeiten, sich so oder anders zu über-nehmen, indem er ein vorgestelltes Ziel einseitig und ohne Berücksichtigung des Zusammenhangs verfolgt oder einem einseitigen Drucke hemmungslos nachgibt; allgemeiner ausgedrückt: jeder Mensch neigt ursprünglich dazu, maßlos zu sein in aller besonderen Lebensäußerung. Solch mangelnder Sinn für Gleichgewicht aber zeitigt unentrinnbar Unheil. Alle ihrem natürlichen Gefälle überlassenen Lieben enden schlecht, alle Ehen, deren Partner ihre Augenblicksregungen nicht beherrschen, zerrütten, aller Machttrieb, welchem Wille und Einsicht keine Grenzen setzen, wuchert krebstartig und zerstört zuletzt den Mächtigen zusammen mit seinem Reich. Daher denn die Urvorstellungen der Askese und Katharsis. Schon auf allerfrühester Stufe fühlt der Mensch, wie die Verhältnisse in Wahrheit liegen. Nur kann er sich kein exaktes Bild von ihnen machen, und darum meint er, durch Der-Natur-Gewalt-Antun zu höherem Gleichgewichte zu gelangen — welche primitive Vorstellung bekanntlich in der sich für besonders

vorgeschritten haltenden puritanisch-protestantischen Welt eine besonders große Rolle spielt. Doch gerade diese letztere hat sich zur verdrängungsreichsten und seelisch verbildetsten innerhalb der ganzen modernen Welt entwickelt. Gleichsinnig steht heute fest, daß die Psychologie der Primitiven, in deren Seelenleben die Angst samt gewaltsamen Vorkehrungen gegen diese eine ausschlaggebende Rolle spielt, eine unzweideutig pathologische ist. Im Ergebnis sind Puritaner und Primitive der gemeinten Artung typischerweise besonders unglückliche Wesen. Hieraus folgt denn die grundsätzliche Verfehltheit der Idee, das Heil läge darin, der Natur Gewalt anzutun. Druck erzeugt immer nur Gegendruck. Nur wo nicht Gewalt die Natur unterdrückt, sondern wo die freilich erforderliche Selbstüberwindung in der Umbildung und als Erfolg im Umgebildetsein der Natur durch einen psychochemischen Prozeß besteht, dank welchem „das Freie“ selbstverständlich und unwillkürlich den Gesamtorganismus beherrscht — nur dort erscheint das Glücksideal je einigermaßen verwirklicht. Daher denn die Seligkeit des Heiligen, die Freudigkeit des Helden, das Glück des schaffenden Künstlers. Der Heilige strahlt selbst inmitten von Qualen Seligkeit aus, so wie die Sonne Licht und Wärme. Das kommt daher, daß „das Freie“ in ihm von äußerster Geistes-Tiefe her seine ganze Natur transfiguriert hat. Auf der Ebene des reinen Geistes gibt es kein Leiden, keine Sorge, keine Angst, keine Trägheit, keine Schwierigkeit (*SM, X, XII*), denn hier lebt und wirkt nur dessen höchsteigene ausstrahlende Freiheit. Und wo das Bewußtsein eines Menschen ganz in ihm zentriert ist, dort kann er von Äußerlichem nicht aus dem ihm gemäßen Gleichgewicht gebracht werden.

Der nächstglücklichste Mensch auf Erden ist der Held. Dessen Beispiel ist noch verständnisfördernder als das erste, weil Heldentum allemal Tragik bedingt, so daß sich die Frage banalen Glücks im Fall des Helden überhaupt nicht stellt. Nichtsdestoweniger wird gerade er wie kein zweiter Menschentyp beneidet, beneidet bis zu seinem frühen und bitteren Tod: das ist, weil alle, besonders natürlich die Jungen, in ihrem tiefsten Herzen

fühlen, daß die Freude, die seine unbedingte Selbstbehauptung im Helden auslöst, und sein *non liquet* gegenüber allen äußeren Umständen, seine selbstverständliche Nicht-Anpassung an diese, ein millionenmal Beglückenderes bedeutet als aller glückliche Zufall, aller Erfolg und aller Gnadenempfang. Denn gerade der Held vertritt am ausschließlichen den primordialen und darum jedermann unmittelbar einleuchtenden Geist, dessen Ur-Attribute der Mut und der Glaube sind (*SM, X*). Indem er selbstverständlich sein Leben aufs Spiel setzt und damit seinen Tod ebenso selbstverständlich in sein bejahtes Schicksal mit hineinbezieht, erscheint er offenkundiger Geist-bedingt als der Heilige, dessen friedlich-versöhnliche Lebensartung beim Nicht-Verstehenden leicht den Eindruck eines Kompromisses weckt. Daher das Begeisternde alles heldischen Einsatzes, gleichviel ob dieser erfolgreich ausgeht oder nicht. Eine buchstäblich inkommensurable Freudigkeit beseelt den Menschen, welcher in sich die Ur-Angst und den Ur-Hunger ganz besiegt hat und dessen sämtliche Erd-Kräfte nunmehr sogar auf irdischem Plan und im Verfolgen irdischer Ziele dem Sinn des autonomen Geistes dienstbar sind. Diese Freudigkeit strahlt so gewaltig aus, daß sie oft Hunderttausende wenn nicht zu gleicher Heldenhaftigkeit, so doch zu einer Begeisterung befähigt, welche sie Urangst und Urhunger vergessen läßt und praktisch Gleiches bewirkt. In diesem Falle beweist die vollbrachte Tat eine geradezu miraculöse Tugend. Dem ist also, weil das Werk bis zu einem gewissen Grade den an sich rein geistigen und insofern unfaßbaren *élan* materialisiert; es legt eine bestimmte Erscheinung innerhalb des ewigen Werdens als Etappe fest im Prozeß des Einbruchs des Geistes und schafft damit eine Ebene materialisierten Geistes, welche nicht allein dem Helden selber, sondern auch denen, welche er zu sich hinanhob, fortan zum Ausgangsorte dient. Nach vollbrachter Tat ist der Held nicht mehr der gleiche, welcher er war; mittels der Tat hat er sich selber umgeschaffen. Er ist der Sohn seiner Taten im grundsätzlich gleichen Verstand, wie einer geistlicher Sohn eines Heiligen sein kann.

Solche Möglichkeit, aus innerer Freiheit heraus übermächtiges Schicksal so sehr zu besiegen, daß das äußerlich Verhängte zum Ausdrucksmittel des Eigensten wird, kann in der Tat nicht umhin, unermessliche Freudigkeit auszulösen. Da verliert alle Widrigkeit ihren Eigen-Sinn; alles Schwere verwandelt sich zur Förderung auf dem Weg zur Selbstverwirklichung. Kein anderer Weg aber tut dem Selbstbewußtsein so wohl wie der des Helden, weil dieser nicht in Anpassung, sondern gerade in Nicht-Anpassung besteht. Der Held polarisiert seine einzige Identität herausfordernd mit dem Weltall, und scheitert er äußerlich, so hat er unterwegs doch allemal sein inneres und insofern einzig wahres Ziel erreicht. Daher denn das unvergleichlich Ansteckende des Heldentums. Die Nachahmung Christi hat nur verhältnismäßig wenige je ihrem geistlichen Ziele nahegebracht. Helden-Nacheiferung hingegen hat innerhalb der ganzen Geschichte das mächtigste und allgemeinstwirksame Motiv zu aller Befreiung aus den Banden der Elementarnatur bedeutet. Und hier deute man ja nicht falsch: die ungeheure Werbekraft des Heldentums liegt überhaupt nicht in dem, worauf die stoisch-christliche Tradition den Hauptnachdruck legt: dem angeblichen Mehrwert der Pflicht-Handlung gegenüber gewolltem Tun, der objektiven Verdienstlichkeit des Verzichtes, des Selbstopfers usf.: sie beruht ganz und gar auf der unmittelbaren Freudigkeit, welche es weckt, und damit des inneren Glückes, welches es schafft.

Den Fall des schaffenden Künstlers brauchen wir kaum zu behandeln, denn der ist oft genug bedacht worden, und die erforderliche Korrektur an der üblichen Künstler-Verherrlichung haben wir schon vorgenommen. Gedenken wir hier nur dessen, daß die Ebene der Kunst und des Kunstwerks eine andere ist als die des unmittelbaren Lebens; sie besteht ganz und gar und ausschließlich vom schöpferischen Geiste her. Nun, grundsätzlich Gleiches gilt vom Helden und vom Heiligen. Im Falle beider erscheinen die Gegebenheiten des empirischen Lebens einem anderen Sinneszusammenhange eingefügt als dem, welchem sie ursprünglich zugehören. Held und Heiliger leben genau so aus dem Geiste heraus, wie der Künstler aus dem

Geiste schafft. Nur leben sie eben also, sie stellen nicht bloß heraus. Ihre Kunst ist ihr Leben selbst. Deswegen stellen sie die Prototypen des Kunstschöpfers dar. Dessen Normalideal indes verkörpert der Weise, so wie ich diesen Typus so oft schon bestimmt habe, daß sich eine längere Auseinandersetzung hier erübrigen dürfte (*RT, SE, W, NW*), nämlich als Höchstausdruck von Vollmenschentum. Der Heilige und der Held sind beides einseitige Typen. Eben darum ist ihr Bild so unvergleichlich wirksam; eben darum stellten wir das ihre und nicht das des Weisen dem des Naturverfallenen unmittelbar gegenüber. Doch wer sich exzentrisch zu diesem Leben einstellt, kann für dieses nicht die Norm schaffen. Der Heilige ist im Höchsthalle der Entweltete; er ist über alle Erdnorm hinaus und braucht sie deshalb nicht mehr anzuerkennen. Doch eben darum kann er in diesem Leben auch keine tätige Rolle mehr spielen. Dem Helden aber sind kämpferischer Selbsteinsatz und Selbstopfer die Mittel der Selbstverwirklichung, und so ist er zwar kein Entwelteter, wohl aber ein Entwelter: seine Aufgabe verlangt Zerstörung von Bestehendem als Weg zu als höher vorgestelltem Sein. Hier sieht man ganz klar, wie nahe Held und Heiliger verwandt sind und wie wunderbar tief der russische Podwig-Begriff (S. 444) den Sachverhalt faßt. Gleichzeitig aber erkennen wir gerade hier, warum nur konzentrische im Gegensatz zu exzentrischer Vollendung, welche erstere den Weisen charakterisiert (*SE, II, 3*) als Normalideal gelten darf. Der Weise ist genau so Prototyp des Kunstschöpfers wie der Heilige und Held. Er ist recht eigentlich der Vollender und Meister der Lebens-Kunst, denn er schließt nichts aus, braucht nichts Gegebenes aus dem möglichen Macht-Bereiche seines Selbstes auszuschließen, um seines Geistes Souveränität der Erscheinung aufzuprägen. Aber wegen des Lebensreichtums, welchen er beherrscht, wirkt er nicht eindeutig, und seine Selbstherrlichkeit leuchtet nicht jedem ohne weiteres ein. Darum stellten wir hier sein Bild zuletzt heraus.

Wir können jetzt eine Erkenntnis ganz verständlich formulieren, die ich nicht erst in diesem Buche wieder und wieder vertreten habe: daß der Geist sich in Spannung zur Natur

entfaltet. Setzen wir anstatt des Wortes „Spannung“ „Distanz“ und denken dabei zunächst an die Beziehung des Künstlers zu seinem Stoff, dann gewinnen wir unschwer deutliche Einsicht in die wahre Beziehung, die zwischen „Leben als Kunst“ und „empirischem Leben“ besteht. Wenn man von jemand sagt, er stehe über gewissen Dingen oder sei ihnen überlegen, so fällt dem Deutschen in der Regel die Sonderart der Distanz ein, die den Ironiker kennzeichnet. Das ist eine der vielen üblen Nachwirkungen der Romantik und von deren Verhimmelung. Die Pathiker besonderer Artung, als welche die deutschen Romantiker waren und sind, Wunschbildern hingegeben, in Sehnsucht oder Melancholie verfließend, sind physiologisch selten fähig, sich Überlegenheit anders vorzustellen als in Form eines Außerhalb-Stehens, gleichviel ob dies sich nun in Ironie im üblichen Verstande äußert oder nicht, denn tiefstinnerlich sind sie dem Geschehen verhaftet; und im Außen-Stehen wiederum vermögen sie keine echte Überlegenheit zu sehen. Aber echte Überlegenheit bedeutet auch nie ein Außerhalb-, sondern eben ein innerlich-Darüberstehen. Man kann buchstäblich über seiner Empirie stehen und damit Distanz haben zu ihr in der Dimension der Innerlichkeit, insofern das Lebenszentrum des Menschen nach innen, dem substantiellen Geiste zu, verschoben sein kann. Ist dieses nun der Fall, dann liegt qualitativ anderes organisches Sein vor. Dann besteht reale Distanz zwischen Mittelpunkt und Oberfläche im selben rein positiven Verstand, wie eine Gleichung höherer Ordnung mehr ist als eine solche niederer. Das heißt, jene schließt diese von oben her ein, integriert diese in höherer Synthese, innerhalb welcher ansonst sich Ausschließendes zusammengehörend erscheint, wodurch die Konflikte der Oberfläche sich erledigen. Das Wort Distanz bezeichnet hier sonach, wenn wir an dieser Stelle, zum Zwecke der Verdeutlichung, unser altes oft gebrauchtes Bild (*SE, I, 1; W, I, B, I, 2*) eines Geisteskosmos, der in der Dimension der reinen Innerlichkeit, senkrecht zur Ausbreitung des äußeren Kosmos innerhalb von Raum und Zeit, in diesen eingebaut sei, erneut herausstellen und mittels dieses oder auf

dieses hin das Gemeinte formulieren, eine Beherrschung des Extensiven durch Intensives. Das ist natürlich nur möglich im Rahmen eines Spannungsfeldes. So schafft Distanz als solche die Spannung. Ja, so ist Distanz als solche die von innen her herrschende Macht. — Wenden wir uns jetzt schnell, um uns ja nicht in abstrakten Spekulationen zu verlieren, konkreten Bildern zu. Bekanntlich kann sich ein König als König nur auswirken, wenn er königliche Distanz einhält zwischen sich und Volk. In diesem Sinne distanziert die Etikette, der Instanzenweg, und oberhalb dieser, wo es sich um einen geborenen und legitimen Herrscher handelt, Bluts- und ein spezifisches Selbstbewußtsein, welch' letzteres Zusammenhänge und Konflikte engerer Art überhaupt nicht zur Kenntnis nimmt. Damit hätten wir denn schon den konkreten Beweis dessen in Händen, daß die Distanz als solche die Macht ist und schafft. Der innerlich Höherstehende steht eben damit über niedriger belegenen Gegebenheiten. In den anderen aber schafft die anzuerkennende Distanz die Anerkennung der Macht, so daß zwischen König und Volk, sofern die Gleichung stimmt, ein Kraftfeld polarer Spannung besteht, das sich in beiden Polen entsprechend positiv auswirkt. Das ist aber nur ein Beispiel. Bei jedem Darüberstehen liegen die Dinge grundsätzlich ebenso oder ähnlich. Auch zwischen dem schaffenden Künstler und seinem Stoff besteht ein Distanz-geborenes Spannungsverhältnis; als aktiver Gefolgsmann oder Gegner Wallensteins hätte Schiller seine Trilogie nicht schreiben können. Berühren den vollkommenen Weisen die meisten Geschehnisse nicht, welche das Gleichgewicht anderer zerstören, ja flieht im Höchsthall vor ihm das äußerliche Mißgeschick (*PK, XI*), so daß Mörder ihn nicht töten, Diebe nicht bestehlen, Verräter nicht verraten, so liegt das nicht etwa an seiner Gleichgültigkeit — keiner ist weniger gleichgültig als er, denn zu allem und jedem steht er positiv —, sondern an der Übermacht des Spannungsfeldes, das seine innere Distanz schafft. Der Held aber, der aller Vernunftferwägung zum Trotz das Unmögliche wagt und gerade darum siegt, der Heilige endlich, welchem Schuld und Sünde, Tugend und Laster nichts mehr

von dem bedeuten, was sie anderen sind, welcher gerade inmitten von Qualen die größte Freudigkeit ausstrahlt — sie beide stehen dank ihrer inneren Einstellung zu gewöhnlichen Sterblichen distanzierter, als je von einem König dank Zeremonie, Etikette und Machtvollkommenheit galt. Denken wir nun an das Ergebnis von „Einsamkeit“ (S. 383) zurück, daß genügend mächtiger Geist die ihm entsprechenden empirischen Gegebenheiten buchstäblich beschwört. Er beschwört den Stoff, der ihm zu gestalten bestimmt ist, die Menschen, Freunde wie Feinde, das Schicksal im weitesten Verstand. Damit eignet er sich diese zu und an. Allemal aber geschieht dies im Kraftfelde extremster Spannung, die Polarisierung bedingt und damit Geist und Gegen-Stand gleichzeitig verwandelt. Hier sehen wir endgültig, inwiefern Kampf und Widerwärtigkeit notwendig zum großen Geist gehören. Schwierigkeit und Widerstand beschwören ihrerseits des Großen Identitäts-Gefühl, sie wecken und steigern seinen Nicht-Anpassungstrieb und von dort her sein Siegestreben — nicht jedoch im Allgemeinen, sondern im richtigen Korrelationsverhältnis zu seinen Gegen-Ständen. So schafft innere Distanz, und zwar je größer sie ist, desto mehr, nicht zwar Annäherung im Sinn von Kompromiß, sondern Vermählung. Daher kommt es, daß Polarisierung allemal zu Geburt von Neuem führt (S. 238).

So erfolgt aus Distanz und Spannung als solchen eben die Neugeburt, die man ein Kunstwerk im Gegensatz zum empirisch Gegebenen heißt. Nun sehen wir, wie wenig echtes Darüberstehen ein „ironisches“ Verhältnis, ein Außerhalb-Stehen, bedeutet. Echte Überlegenheit schafft, im Gegenteil, die intensivste Annäherung, welche dem Geist in bezug auf Materie überhaupt erreichbar ist. Wer als Geist nicht über den Dingen steht, kommt ihnen nie so nahe, daß er sie meistern kann. Nur aus innerer Distanz heraus entstand jemals ein Kunstwerk, handele es sich um ein Liebesgedicht im Unterschied von einem Abenteurer, eine Staatsordnung, welche sämtliche Volkskräfte sinngemäß balanciert, im Unterschied von blindem Einzelkämpfertum, oder allgemein um geistbestimmtes Leben im Unterschied

von trägem sich-gehen-Lassen. Die meisten als solche anerkannten Kunstwerke stellen spezialisierte Sonderprodukte des Geistes dar: Wort- und Tondichtungen, Staaten, Bildwerke, Philosophien (*PK, I*). Die höchsten aber bestehen in vom Geiste umgeschaffenen Leben selbst, im Kunstwerk des gelebten und erlebten Lebens, im Leben als Kunstschöpfung, dessen prototypische Urheber der Heilige, der Weise und der Held sind.

Wenden wir uns von diesen Höhen menschlicher Existenz erneut den Niederungen des Lebens zu, in welchen, ach, die überwältigende Mehrheit aller Menschen schmachtet. Nunmehr ist klar, daß diese Mehrheit nicht allein unglücklich, sondern unselig sein, daß sie recht eigentlich in der Hölle leben muß, und scheine der äußerliche Verlauf ihres Daseins noch so befriedigend. Denn auch nicht annähernd so viele, als sich den Anschein dessen geben, sind so gefühllos und so stumpf, daß sie nicht noch so dumpf erfassen, wie es in Wahrheit mit ihnen bestellt ist. Wie soll ein Mensch nicht unselig sein, welcher am Aberglauben möglicher vollkommener Gesundheit hängt und daraufhin alle Aufmerksamkeit auf vorhandene Gebrechen heftet? Er muß ja diese damit steigern, und jede Willensanpassung zwecks Überwindung der Krankheit kann diese, gemäß dem Gesetz des *effort converti* (Coué) nur verschlimmern. Zum mindesten zerstört er durch solche innere Einstellung die Optimalkorrelation der in ihm wirkenden psycho-physischen Kräfte, denn diese können sich bei Hypochondrie oder „Leben für die Gesundheit“ unmöglich erhalten. Wie soll ein Verstehensfähiger als Geschäftsmann und Politiker nicht andauernd an schlechtem Gewissen leiden, und indem er sich dieses auszureden sucht, nicht seelisch immer mehr verkommen, wenn er die Dinge nicht in rechtem Verhältnis zueinander sieht, wie sie tatsächlich sind, und dann die Spannung aushält zwischen Geist-Ideal und Darm-Wirklichkeit? Eben auf diesem wachsenden Mangel an innerer Distanz, welcher leider mit der Aufhellung des Bewußtseins zupaar gegangen ist — wo nur Steigerung jener die zerstörte Ursicherung des psychischen Gleichgewichts, die Religion und Sitte geschaffen hatte, ersetzen kann —, beruht das fort-

schreitende Schlechter- und Böser-Werden des Abendlandes seit der Aufklärungszeit. Wie soll einer nicht entweder als abgespaltenes Ich verkümmern oder aber, in der Masse untertauchend, seiner Persönlichkeit verlustig gehen, wenn er nicht des wahren Verhältnisses von Individuum und Kollektivum so wie dessen von Person und Sache inne-ist und seine Psyche dementsprechend einstellt? Wie soll eine Seele nicht verderben, wenn er überhaupt nicht weiß, was Seele bedeutet, und sich nicht bewußt ihrer Kultur zuwendet — wo einmal diese Kultur nicht mehr durch Tradition gesichert ist? Wie soll eine Ehe in unserer wachen Zeit gedeihen, wenn unverstanden bleibt, daß es sich hier um ein geistiges Band handelt, um eine innere (nicht äußere!) Bindung oberhalb der Augenblicksneigung, und daß die Ehe-Führung eine hohe Kunst ist, daß „von selbst“ keine Ehe gut geht? — Ich zähle hier nur einige der Grundmotive dieses Buches auf: sie dürften jedoch genügen, um klarzumachen, daß nichts verständlicher ist als jene Vorherrschaft grenzenlosen persönlichen Elends, das gerade heute das meiste Menschenschicksal kennzeichnet. Vormalis war das besser. Weiseste Geisttradition, von Wissenden der Sitte eingebildet, hielt das im Menschen Auseinanderstrebende zusammen, und solche Bindung wirkte als selbstgewollte, weil persönlicher Glaube sie bejahte und damit ohne Mitwirkung von Denken und Verstehen das Gleichgewicht geschaffen war, das auf höherer Wachheitsstufe nur tiefe Einsicht schaffen kann. Die seelischen Tatbestände, die man bei den allermeisten heutigen Abendländern antrifft, sind leider allzu häufig geradezu grauenhaft. Wer klaren Blicks den Grund der Seelen prüft — was findet er? Fast nie auch nur jene allerelementarste Befriedigtheit, welche gestillter Lebensdurst und -hunger auslösen, sondern Enttäuschung, Ekel, nachtragende Bosheit, verbissene Resignation, bewußte Lüge, Verkleidungen der Wirklichkeit, gespielte oder beabsichtigte Komödien, die beinahe immer dazu erfunden werden, um irgend jemand zu hintergehen oder ihm zu schaden. Im besten Fall begegnet man dem Selbst-Eingeständnis, daß dieses Leben tragisch ist. Ich sage im besten Fall, denn das Erleben von

Tragik gewährt dem, welchem es zuteil wird, zum mindesten dies: die Befriedigung des Selbstgefühls, das mit dem Bewußtsein zusammenhängt, vom Schicksal der Teilnahme an Großem würdig befunden zu sein — wogegen jedes Besiegtwerden durch Kleinliches und Niedriges den Menschen vor sich selbst degradiert. Die Schwierigkeiten und Widrigkeiten intimer Art, welche die Hauptmasse des Lebens der überwältigenden Mehrzahl ausmachen — Intimitäten, von denen Konvention stillschweigend fordert, daß über sie nicht geredet werde —, bedeuten für das persönliche Bewußtsein ein unverhältnismäßig viel Schlimmeres als alles, was vor Gerichtshöfen enthüllt wird. Vom Standpunkt des erlebenden Subjektes selbst — was immer andere denken und was immer jene selbst sich eingestehen mögen — stellen die allermeisten Leben, die mit nur ein klein wenig Ehrgeiz anhuben, Pleiten oder doch wenigstens Mißerfolge dar. Und wirkt verflonesenes Leben, zumal im großen betrachtet, wie's die Geschichte tut, als minder schlechtes Geschäft und minder häßliches Bild, so liegt das daran, daß die allermeisten, sei es aus Selbstsucht, die alle unangenehmen Eindrücke flieht, sei es dank dem realen Ausscheiden der Besiegten des Lebens, welches immer sehr schnell erfolgt, dieser Besiegten Dasein nicht bemerken. Gerade die grausamsten Maßnahmen erscheinen spätestens nach wenigen Jahrzehnten fast immer allemal durch ihre Folgen gerechtfertigt und legitimiert, denn die, welche sie vernichteten, sind dann nicht mehr da, um ihre Stimme zu erheben. Alle Geschichte, wie sie in Schulen und Hochschulen gelehrt wird, ward von Siegern geschrieben, mit der einzigen Ausnahme der biblischen, der Heiligen Schrift, welche darum freilich ergreift, wie keine zweite es tut, aus welcher jedoch für das nicht-religiöse Leben Lehren zu ziehen sich sogar die Geistlichen wohlweislich hüten. Im übrigen stellt selbst die erfolgreichste Geschichte, wir haben es schon oft betont (*NW, III*), nichts Besseres dar als eine Serie verpaßter Gelegenheiten.

Wenn soviel schon von der Geschichte wahr ist, in deren Rahmen das Objektive den Primat hat gegenüber allem Subjektiven und wo die Hin- und Aufopferung des Persönlichen

zum Besten des Kollektiven eine natürliche Sache scheint — wie sollte da das intime Leben nicht in der Regel ein entsetzlich Schwieriges, Mühseliges, Kränkendes und Hartes sein? Gedenken wir an erster Stelle des moralisch harmlosesten Beispiels, das mir gerade einfällt. Ein ungeheuer hoher Prozentsatz besser situierter Menschen in germanischen Ländern — zuerst war das in Amerika so, jetzt steht es mit Deutschland kaum mehr besser — kennt nur mehr Geschäftsfreunde; sie verkehren nur mit Menschen, die ihnen nützlich sind oder werden können, laden nur solche ein, schenken nie selbstverständlich und nehmen nie selbstverständlich an; alle Gefälligkeit bedeutet ihnen Dienst, welcher Gegendienst fordert: sehr wenige Seelen sind wirklich so dürr, so aller edlen Gefühle bar, daß sie unter solcher Prostitution der Freundschaft nicht dumpf, doch desto unheilbarer leiden. Symptom dessen ist die sie verzehrende Langeweile, gerade wenn sie sich vorgeblich amüsieren. Und doch brauchte sich niemand je zu langweilen und durch sein Gelangweilt-sein in Gesellschaft anderer Menschen diese zu verletzen, was zwangsläufig geschieht, so daß dadurch allein ein schauerlicher *circulus viciosus* entsteht: keiner langweilt sich je, der den wirklichen Regungen und Bedürfnissen seiner Seele Rechnung trägt. Denn das Innenleben sogar des von Natur und Schicksal wenigst Bevorzugten ist unermeslich reich verglichen mit allem, was äußere Gelegenheit bieten kann. — Fast alle Lieben enden häßlich — warum? Weil kaum eine Frau im Falle freier Liebe versteht, daß solche der Pflege bedarf, daß sie nur künstlerisch gestaltet gedeiht und daß gerade auf diesem Gebiete Überantwortung an das natürliche Gefälle der blinden Gana, deren jeweilige Melodien allemal kurz und endlich sind, wo jede Empfindung notwendig irgend einmal in ihr Gegenteil umschlägt, schicksalsmäßig Unheil beschwört, denn das Feld menschlichen Bewußtseins umfaßt immerdar mehr als die Gana-Melodie, die gerade gespielt wird (*SM, VII*). Hier schreibe ich die Hauptschuld der Frau zu, weil normalerweise sie über den Verlauf einer Liebe entscheidet und normalerweise viel zu naturhaft ist, um den Überblick zu behalten und zu führen,

anstatt fortgerissen zu werden. Die Frau ist von Anlage in der Liebe eine *gâcheuse*. Gerade um diesem Verhängnis zu entrinnen, liebt sie ganz tief nur den Mann, welcher ihr Form und Norm zu geben weiß. Im übrigen erleben viele Frauen besonders tiefe Wollust gerade am Leiden und so geben sie freiwillig mögliche Schönheit preis. Aber vom Geiste her dirigierte Lieben enden niemals häßlich. Ich weiß von einem großen Liebenden, der wohl unzählige Frauen nacheinander verließ, die ihm jedoch alle tief verbunden blieben, weil es von Anfang an bis zum Schluß so schön gewesen war. — Sehr wenige Ehen halten wirklich, nicht bloß dem äußeren Anschein nach, die Versprechen, die sich die Verlobten gaben — warum? Weil beide Partner in der Regel auch nicht das erste Wort wissen von der hohen Kunst der Eheführung. Nur einige wenige, aus verschiedenartigsten Situationen herausgegriffene Beispiele. Im Anfang ihrer Ehe sehnen sich die meisten naturnahen weiblichen deutschen Mädchen, ganz im geliebten Manne aufzugehen, ihm ihr Selbst aufzuopfern, nur für ihn zu leben, seine Gedanken zu denken. Und entsprechend hegen naive junge Männer den Wunsch, ein ganz junges Mädchen nach ihrem Bild zu formen, als ob sie Lehm wäre. Beide Instinkte nun bergen für grundsätzlich zu innerer Selbständigkeit erwachte Menschen unabsehbare Gefahren. Frauen verlieren da gar leicht ihre ganze Seele, die nicht mehr wachsen kann, so wie sie soll, was sie verbittert, und die Männer wiederum fühlen sich betrogen, wenn ihr vermeintliches Geschöpf sich anders entwickelt, als sie erwartet hatten. Nur der Mann wird sicher glücklich in der Ehe, der als echter Künstler seine Frau nicht nach einem vorgestellten Bild zu formen sucht, sondern ihr hilft, sich zur selbständigen Persönlichkeit zu entfalten, wie umgekehrt nur die Frau tiefes Glück in der Ehe findet, die sich, so schwer es ihr anfangs falle, nicht aufgibt und ihr Eigenstes pflegt. — Angelsächsische, zumal amerikanische Ehen scheitern, umgekehrt, meist daran, daß die Frauen ihre persönliche Eigenart zu ernst nehmen und schon in einer unangenehmen Empfindung einen Grund zur Scheidung sehen. Denn von allen Frauen tritt die Tatsache, daß das

dem weiblichen Geschlecht eigentümliche Fehlen festgelegter Eigenheit übertriebene Einschätzung des einmal erwachten Eigenen zur Folge hat, bei der Angelsächsin am maßlosesten in Erscheinung. Überdies leiden diese Frauen am meisten an dem, was man „Wahrheitsfimmel“ heißt: sie glauben, alles sei recht, wenn man es nur offen sagt, wo solch' wahllose Offenheit in intimen Beziehungen nichts als Roheit bedeutet. So sind bei dieser Rasse innige Ehegemeinschaften seltene Ausnahmen, und tiefstes Eheglück kennen Angelsachsen deshalb kaum. — Die iberische Frau heiratet meist aus erster oberflächlicher Verliebtheit, die natürlich nicht lange währt. Da keine bessere Basis da ist, so zentriert sich die Frau fortan — während der Mann in anderen Liebschaften Ersatz sucht — in ihrem Willen zur Macht; anstatt ihren Mann glücklich zu machen und dadurch selber glücklich zu werden, füllt sie ihr Leben dadurch, daß sie den Mann, der ihr einmal gehört, schikaniert. Daher die „Wollust der Szene“, auf der so viele romanische (nicht nur iberische) Ehen aufgebaut sind; solchen Frauen sind Wutausbrüche mit nachfolgender Versöhnung Lebenselement. Doch es ist ganz unmöglich, auf solchem Lebenskunstmangel echtes Glück aufzubauen. Daher zumal die Tragik der Südländerin, die einen Nordländer heiratet. Schlechter Laune überschüttet sie diesen mit Injurien und versteht, wieder guter Laune geworden, überhaupt nicht, daß ihr Gatte solche Haltlosigkeit so schwer verzeiht. — Daß das moderne ertüchtigte Sportmädchel, welches sich allen Feinsinn grundsätzlich aberzieht, keine Seele glücklich machen kann, und ebensowenig der Jüngling, der nur das eine Gefühl der Kameradschaft kennt, ist klar. Ich habe hier einiges übertrieben, doch die verschärften großen Umriss dürften jedem meiner Leser seine eigene Erfahrung desto richtiger einzuordnen helfen. — Warum sind die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern so oft so schlecht? Daß und inwiefern der Konflikt der Generationen eine normale und wohltätige Erscheinung ist, habe ich an anderer Stelle (*AV, IX*) ausführlich gezeigt und verzichte hier darum auf nähere Erörterung. Nur die Antwort auf die vom Zusammenhang dieses Kapitels

her gestellte bestimmte Frage geht uns hier an; diese lautet: Weil die Eltern meist gar zu schlechte Lebenskünstler, das heißt ihren Naturtrieben gar zu wenig überlegen sind. Sie antizipieren nicht antizipierbare Entwicklung. Mütter bleiben ans längst überlebte kleine Kind verhaftet, oder sie reagieren allzulange ihren Allmachtskomplex an Sohn und Tochter ab; Väter wännen, daß ihr persönlicher Reifezustand der einzig maßgebende sei und verharren längst kritisch gewordenen Jungen gegenüber in der Jupiter-Pose, oder aber sie kapitulieren aus Vorurteil vor der Jugend, „die immer im Recht sei“, und verlieren so jede heilsame Autorität. So zersetzt sich das Familienleben in Europa, wo es bei entsprechender Kunst und Kultur genau so gut ein typischerweise glückliches sein könnte.

Alle diese Mißstände zusammen, von denen die meisten sicher schon mit dem Tage der Vertreibung aus dem Paradies begannen, haben zur Erfindung einer Art von Lebenskunst geführt, die ein sehr anderes ist, als was wir darunter verstehen, die aber die verbreitetste und ausgebildetste aller Künste ist: die Kunst, das Leben anders vorzustellen, als es ist, und als man weiß, daß es ist, verbunden mit der anderen Kunst, es durch Festlegung der Aufmerksamkeit auf Fiktives zu irrealisieren. Diese Kunst schafft „Ersätze“ des Glücks und der Befriedigung, von denen Sitte verlangt, daß sie nicht nur als gut, sondern als das auf Erden Bestmögliche, ja als das Glück selbst, welches man meint, anerkannt werden. Anstatt sich ihr eigenes Leben einzugestehen, so wie es ist, heften die allermeisten ihre Aufmerksamkeit auf das, was die anderen meinen, denken und sagen, auf Konventionen, welche die Wirklichkeit entwirklichen oder verändern, auf fälschende Vorurteile, von denen verlangt wird, daß jeder sie als durchaus den Tatsachen entsprechend anerkenne, kurz auf eine konstruierte Wirklichkeit, die mit der unmittelbar gelebten und erlebten fast nichts gemein hat. Solche Irrealisierung des eigenen Lebens nun ist ein tausendmal Schlimmeres noch, als das real entsetzlichste aber wirklich und tief erlebte Leid. Was von so vielen Frauen gilt, die da so gerne weinen und die im sich selber eingestandenen

Schmerze ihren besten Trost finden, gilt in irgendeinem Grad von beinahe jedem Menschen. Jeder zieht intensives Erleben beliebiger Art dem Nichts-Erleben vor; wenn nicht im Augenblick, so doch allemal in der Rückschau, und die meisten leben doch in der Erinnerung. Sehr viele aber ziehen, wie tausendfältige Erfahrung beweist, Gefahr, ja sicheren Tod, gesichertem banalen Leben vor. Die Lüge der Konvention ist dort erträglich, wo Weisheit sie diktierte, auch wo ein Glaube, der sie verpersönlicht, lebendig vorhanden ist. Das war und ist noch in hohem Maß in China der Fall. Dort spielte und spielt sich heute noch das allermeiste Leben in typischen Formen ab. Die sind aber eben typisch, sonach als typische Formen wirklichkeitsgemäß und keine Unwirklichkeiten. Sie sind wirklich für jeden annehmbar unter der als schicksalhaft anerkannten Voraussetzung, daß ein Dicht-miteinander-Zusammenleben vieler feinfühlig und empfindsamer Menschen unvermeidlich ist. Solches Zusammenleben erfordert überall, wo auf Glück nicht Verzicht geleistet wird, die Erschaffung einer fiktiven neutralen Ebene, auf der sich im Idealfall alle reibungslos bewegen können, weil sich auf ihr die Konflikte erledigen. Daher sämtliche schöne Konventionen auf Erden, welche der Rücksichtnahme auf die Gefühle des Mitmenschen ihren Ursprung danken. In China sind diese am tiefsten im Sinn begründet. Dort darf man kein unfreundliches Gesicht, keinen Kummer zeigen, weil dies den anderen verstimmt — und so kommt man selber leichter über Schweres hinweg. Dort wird die Form immer gewahrt, so daß keiner sein Eigenstes vergewaltigt fühlt. Aus gleicher Weisheit heraus verbietet chinesische Konvention, Ehezwiste ernst zu nehmen, während sie dem Familiengefühl als solchem jede nur denkbare spezialisierte Auswirkung erlaubt: da der chinesische Lebensstil supremen Takt fordert und jede Aufreizung von Gefühlen verpönt, so ist dank solcher Konvention, in Anbetracht der vorhandenen Stärke des Familiengefühls, in China tatsächlich viel mehr Eheglück da, als sonst der Fall wäre. Gleichen Sinnes sind die Ursachen dafür, daß Kinder in Ostasien so selten weinen und Söhne ihren Vätern fast immer bis zum Tod

ergeben bleiben. In Europa wirkt die englische Konvention ähnlich versöhnend; nicht zwar des Cants wegen, sondern wegen der absoluten Ehrfurcht, welche dem Sanktum jeder Persönlichkeit, welche Stellung sie immer einnehme, gezollt wird und wegen der Distanz, die sie im Verkehr selbst Nächststehender untereinander fordert. Aber auch solche Konvention wirkt Gutes nur in seelisch hochgebildeten Kreisen. Und wo immer Konvention nicht Berücksichtigung der Einzigkeit, nicht Aufmerksamkeit, nicht gegenseitiges Sich-gelten-Lassen, nicht Takt verlangt — dank welchen Forderungen sie den Einzigen in Wahrheit mehr schirmt als beengt —; wo sie gar „Lüge um der Lüge willen“ zur Norm erhebt, überall dort stellt sie eine tote Maschinerie dar, die auf die Dauer alles ursprüngliche Leben umbringt.

Hiermit wären wir zum Problem der zur Selbsttäuschung und zur Irrealisierung der Wirklichkeit mißbrauchten Lebenskunst, dieser raffiniertest ausgebildetesten aller Künste, zurückgelangt. Unter den meisten Menschen liegen die Dinge wirklich so, daß ihr Leben sich auf der Ebene nicht des wirklichen Erlebens, sondern derjenigen der Vorstellung, wie es sein sollte, bewegt, und zwar ohne jede Berücksichtigung der individuellen Einzigkeit, ohne daß Aufmerksamkeit und Takt überhaupt eine Rolle zu spielen hätten, und ohne Ernstnehmen des echten persönlichen Gefühls. Hier bestimmt das ganze Leben die Fähigkeit, welche Jules de Gautier die wichtigste, die dem Menschen beschert ist, heißt: der Bovaryismus oder die Gabe, sich anders sehen zu können, als man ist. Diese Menschen leben vollkommen außer sich; Bräute „strahlen“, weil es so sein muß, Eheleute sind „glücklich“ par définition, Scheidung ist Schmach, selbst wenn zwei Menschen am Zusammenbleiben zerbrechen, dem Tode selbst des gehaßten Gatten wird gebührend nachgetrauert, Witwenschaft wiederum ist ein schöner Stand mit Sonderrechten und -pflichten, im besonderen derjenigen, ewig traurig zu scheinen. Hier gedenke ich unwillkürlich der Konventionen, die meine Jugendzeit bestimmten. Doch es ist ganz gleich, um welche starre Normen es sich handelt; sie alle sind einander wert. Aus der Formperhorreszierung des Massenzeitalters werden

sicher bald noch starrere Normen erwachsen, als sie je früher galten, denn Hunderttausende auf einmal sind nur gemäß dem Vorbild militärischer Hierarchie und Disziplin in Ordnung zu halten. Vielleicht die widerwärtigste Konvention ist die Pflicht zur Eifersucht, mit der sich daraus ergebenden Kultur dieser Unterweltsregung, welche in vielen Ländern das Leben von Männern und Frauen gleichmäßig vergiftet; oder noch widerwärtiger vielmehr ist jene andere, gemäß welcher die Kinder ihren Eltern dafür Dank schulden, daß diese sie in die Welt setzten, was sie zu lebenslänglichem Dienst verpflichtet. Bei welcher Gelegenheit eines weiteren Ausdrucks der Triebverfallenheit so vieler Mütter gedacht sei, die durch ihre Unüberlegenheit jedes „Leben als Kunst“ unmöglich machen: weil der Naturinstinkt dahin geht, den Kindern nur zu geben, wollen sie selber unter keinen Umständen etwas von ihnen annehmen, nicht einmal Geschenke; lieber verhungern sie.

Ich wiederhole nun nochmals, daß die Schaffung einer neutralen oder neutralisierenden Ebene, auf welcher sich ein Teil des Verkehrs abzuspielen hätte, sofern deren Sonderart sinngerecht erdacht ist, echte Lebenskunst beweist; bisher ist kein besseres Mittel erfunden worden, um vermeidbaren Konflikten typischer Artung vorzubeugen. Ich betone ferner, daß es höherbildende Formen gibt, die von sich aus dem Menschen Erlebnisse vermitteln, welche er sonst nicht kannte, worüber das entscheidend Wichtige im Schlußkapitel zu sagen sein wird. Doch wie dem immer sei: wehe, wehe dem Menschen, der einen Zustand erträgt, wo jeder ursprüngliche und wahrhaftige und echte Lebensausdruck unterbunden ist, wo ein Geflecht starrer und künstlicher, dem Lebenssinne nicht gemäßer Formen und Normen das ganze Leben beherrscht! Dann gibt es im Grenzfall überhaupt nur einen Weg, sein Eigenleben zu behaupten: die Lüge, die konsequente kalte skrupellose grausame perfide Lüge. Nicht die schöne mildtätige schonende glückschaffende Lüge, sondern die Lüge als Ausdruck verdrängter Wahrheit, die sich rächen will. Daher die tiefe Mißgunst, die alle solche Lügner und Lügnerinnen beseelt, ihr verzehrendes Ressentiment, ihr Nachtragen,

ihre Schadenfreude, die wahrhafte Wonne, welche Betrug, Schikane, Quälerei und Machtmißbrauch ihnen bereiten. Es bleibt ihnen ja auch nichts anderes Eigenes übrig, woran sie sich freuen können. Wegen der angeführten allzuhäufigen und allbekannten üblen Tatsachen ruft das Wort „Lebenskunst“ zunächst in vielen, wenn nicht den meisten, häßliche Assoziationen wach: der Lebenskünstler sei der kalte skrupellose Täuscher, der Gefühls-Taschenspieler, der vielgewandte Komödiant, der unter allen Umständen den Schein wahrt, oder zum mindesten der oberflächliche Genießer; sein Höchstausdruck sei der große Hochstapler. Im günstigsten Fall wird unter dem Lebenskünstler der Diplomat verstanden. Doch der Diplomat wird als Typus meistens unterschätzt: Diplomatie gehört nämlich mit zur echten Lebenskunst, und darüber muß hier etwas mehr gesagt werden. Im allgemeinen halte ich nicht gar viel von der amerikanischen Art, zum Zweck ihrer *intelligence-tests* Begabungen zu klassifizieren, doch eine wirklich sinngemäße Diskriminierung ist ihr doch zu verdanken, eine Diskriminierung, die meines Wissens in Europa nie vorgenommen worden ist. Die amerikanische Psychologie unterscheidet zwischen Intelligenz im üblichen Verstand und *social intelligence*, welche letztere eine sonderliche Gabe sei, völlig unabhängig von sonstiger Intelligenz, und bei Frauen häufiger als unter Männern anzutreffen. Hier handelt es sich in der Tat um einen besonderen „Sinn“: den für menschliche Beziehung, menschlichen Zusammenhang in seinem Ein- und Mißklang; es handelt sich um ein unmittelbares Bemerkens- und Verstehensvermögen der „valeurs“ (wie die Maler das Wort brauchen) der verschiedenen Seelenregungen und die spontane Gabe, mit diesen so umzugehen, daß der Verhandlungspartner aus freiem Willen bereit wird, des anderen Wunsch zu erfüllen, oder wenn nicht, doch freundlich gesinnt zu bleiben. Natürlich ist auch der fähige Verführer ein Meister der sozialen Intelligenz; zu allem Weißen gibt es ein schwarzes Gegenbild. Doch das Wesentliche ist, daß es sich bei der Fähigkeit zur Diplomatie im tiefsten Verstand um eine besondere positive Gabe handelt und daß diese an sich nicht zur falschen, sondern zur echten

Lebenskunst gehört. Wer daran noch zweifelt, der bedenke dies: bei allen auf gegensätzlichem Willen beruhenden Konflikten gibt es nur zwei und nicht mehr mögliche Lösungen, die durch Gewalt und die durch Diplomatie. Diplomatie ist hier das richtige Wort und nicht Verständigung. Letztere bedeutet dem Sinn nach einen Kompromiß auf Grund rationaler Nützlichkeitsabwägungen. Eine echt diplomatische Lösung hingegen befriedigt beide Teile wirklich, insofern beide Partner in der Auseinandersetzung von Mensch zu Mensch in ihrer Seele verändert worden sind. Insofern darf man den Satz, der Krieg stelle die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln dar, dahin paraphrasieren, daß diplomatische Lösung das Ideal dessen darstellt, was der Krieg bezweckt. Der Kriegführende kennt nur das Mittel brutaler Gewalt, um auf Seele und Geist des Gegners einzuwirken, und indem er einerseits Gegenbewegungen züchtet, andererseits niederschlägt, verbaut er sich recht eigentlich selbst den direkten Weg zum Ziel. Der echte Diplomat nun geht von vornherein den direkten Weg. Auch er wendet Gewalt an, doch nur in sinngemäßer Dosierung, nämlich als Druckmittel in kritischen Augenblicken, wobei nach Möglichkeit die Vorstellung die Stelle der Tatsache einnimmt. Und auf der Friedenskonferenz, von denen bisher jede die Heerführer enttäuscht hat (es sei denn sie verführe so töricht wie die von Versailles, die darum auch keine Konflikt-Lösung herbeigeführt hat), hat die Diplomatie unter allen Umständen das letzte Wort. Das ist, weil es sich eben auch im Verkehr von Staat zu Staat letztendlich um Verkehr von Mensch zu Mensch handelt. Darum kann nur der, welcher unmittelbaren Sinn für menschliche Beziehung hat, Völker weise lenken.

Das Gesagte bezieht sich natürlich genau so auf die Innenpolitik. Es bezieht sich auf jeden Privatverkehr von Mensch zu Mensch; wer da bloß durch Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit vorankommen will, muß scheitern, denn das bloße Glauben an solche Möglichkeit beweist Verkennen der zum größeren Teile irrationalen Artung der Seelenkräfte, die sich natürlich durch Verkennen und Ignorieren beleidigt fühlen. Jeder unbe-

lehrbare Ehrlichkeits- und Wahrhaftigkeitsfanatiker muß in der Brutalität enden, und diese kennt als Mittel der Beeinflussung nur die rohe Gewalt. — Sind wir nun, indem wir die Diplomatie so ausführlich bedachten, von unserem eigentlichen Thema abgeschwenkt? Mitnichten. Gerade von ihr her leuchtet so deutlich, daß es weiterer Erörterungen kaum bedarf, ein besonderer, jedoch auch besonders wichtiger Aspekt der Wahrheit ein, daß das eigentlich menschliche Leben der Ebene der Kunst angehört. Ohne ein unmittelbares Organ für den Zusammenhang des Menschlichen oder für menschliche Beziehung ist es unmöglich, so sagten wir, sozialen Einklang zu schaffen. Genau im gleichen Sinne ist es unmöglich, ohne Intuition des Zusammenhangs und rechte Behandlung desselben die so zahlreichen und ach! so verschiedenen Seelen, die in jedes Einzelmenschen Brust leben, in Einklang zu bringen. Man muß seine eigene Mineralität, Reptilität, Gana, das Kollektivwesen in sich, Seele und Geist, jedes Element für sich, verstehen und richtig behandeln, damit nicht wieder und wieder irgendein Element zerstörerisch ausbricht und das Ganze gefährdet. Das nun ist es, was jeder, welcher sich später als großer Seelenführer bewährte, vorher bei sich erreicht hatte, denn das allein befähigte ihn, sein Sein durch echte Menschenbehandlungskunst auf andere zu übertragen. Kein echter Seelenführer hat jemals der Gewalt bedurft: er hat es verstanden, mit dem Eigenwillen jeder Einzelseele in der Seele so zu operieren, daß dadurch langsam eine Wandlung oder Bekehrung zustande kam; denn auferlegte Askese, Übungen usw. bedeuten nicht mehr Gewaltmaßnahmen wie Sporttraining. Insofern waren gerade die größten Seelenführer, wie Buddha, Konfuzius, Franz von Assisi, Diplomaten allerhöchsten Rangs. — Und nun gedenke man ohne Übergang der üblichen Lebensstümperei! Gerade das fehlt den verbreitetsten typischen Lebensformen am allermeisten, was der sensible, labile und plastische Charakter des Lebendigen in erster Linie fordert: der Sinn für die Einzigkeit jeder Situation, für die Wandelbarkeit jedes Zustands dem Besseren und Schlechteren

zu, und die Unmöglichkeit, ohne erstinstanzliche Berücksichtigung der Autonomie jeder Lebensregung auch nur ein dauerndes und befriedigendes Gleichgewicht zu schaffen, von Glück und Schönheit zu schweigen. Das autonome Leben wird unterdrückt; nur in der Irrealisierung und Lüge findet es eine Möglichkeit, sich auszuleben. Der Wert des allezeit beweglichen Lebendigen wird an seiner Konformität mit starren Vorurteilen bemessen, die dabei keinerlei wahrhaftigem und echtem Leben nachgebildet worden sind. An Stelle des milden Waltens lebendiger Rücksicht drückt und quetscht knöcherne Konvention. Und die ganze „soziale Intelligenz“, deren Normalausdruck die echte hohe Diplomatie ist, wie wir sie oben schilderten, wird dazu mißbraucht, falschen Schein zu wahren, zu betrügen, andere zu schädigen und die aus Verdrängung des Guten erwachsene Bosheit auf Kosten der eigenen Seele und des eigenen Geistes zu befriedigen. Man unterschätze ja nie die mögliche Gewalt des Selbsterstörungstriebes. Schaffen und Zerstören hängen im Leben korrelativ zusammen: wo immer positive schöpferische Auswirkung verhindert wird, gewinnt sogleich der negative Pol die Oberhand, als der einzig vorhandene, aus dem ein Ausleben des Eigenen noch möglich ist.

Nunmehr können wir, ohne Mißverstehen befürchten zu müssen, die diplomatische Kunst auf die Ebene des „Lebens als Kunst“ hinaufheben, welche wir früher als die Ebene des eigentlichen Menschenlebens bestimmt hatten. Echte Diplomatie besteht nicht im klugen Abwägen von Interessen, Wünschen und Worten, sondern in der spontanen Fähigkeit, von der Synthesis des eigenen Menschentums her andere Synthesen gleicher Ordnung richtig zu sehen, zu verstehen und entsprechend zu behandeln. Diese Fähigkeit ist rein positiver Artung. Daß sie das ist, beweist die eine Erwägung, daß sie ohne Liebe zum Mitmenschen niemals Erfolg hat. Denn wenn schon jedes Tier unmittelbar auf Sympathie, Antipathie und Gleichgültigkeit, auf Mut und Furcht reagiert, so gilt Gleiches erst recht zwar nicht vom bewußten Ich, wohl aber vom letztentscheidenden Unbewußten jedes Menschen. Weil dem so ist, deswegen

sind große Diplomaten so selten, sind solche, wo vorhanden, beinahe immer erfolgreich. Bekanntlich flößte Bismarck allen Staatsoberhäuptern an erster Stelle Vertrauen ein, wurde Talleyrand von allen Machthabern Frankreichs, die einander ablösten, trotz aller anfänglicher Bedenken mit der Betreuung von dessen Interessen betraut: beide waren, obschon in bezug auf beinahe alle Einzelfälle Menschenverächter, in tiefster Seele Menschenfreunde, nur aus sehr großer innerer Distanz heraus. Es ist nicht richtig, daß Bismarck nur Deutschland, Talleyrand nur Frankreich geliebt hätte. Meister der Diplomatie konnten beide sein, weil sie unwillkürlich das nationale Du zum nationalen Ich hinzunahmen und in der Nation auch deren einzelne Vertreter bejahten. Deswegen schenkte Bismarck recht eigentlich Frankreich sein Kolonialreich, gewann Talleyrand so viel Verlorenes zurück: die Sieger über Napoleon fühlten sich ihrerseits in ihrem Dasein bejaht und so konnten sie wiederbejahen und neu aufbauen helfen. Man braucht nur dieser zwei Meister zu gedenken, um zu verstehen, in wie niedagewesenem Grade Stümperei und Stumpfheit in Versailles zum Ausdruck kam und weiter, daß geborene echte Diplomaten ganz unentbehrlich sind im ersprißlichen Verkehr von Volk zu Volk. Eben weil dem so ist, haben sich Nur-Soldaten zu aller Zeit als die schlechtesten, weil verständnislosesten Regenten erwiesen.

Indem wir nun das Wort Liebe unseren bisherigen Bestimmungen des Vertreters der „social intelligence“ hinzufügten, haben wir die wohl tragfähigste Brücke zum Verständnis dessen gebaut, daß es sich bei der Kunst des Lebens um kein von außen-her, keine äußerliche Formung, kein Spiel im leichtfertigen Verstand, schon gar keinen Schwindel, sondern um die eigenste Ebene und Ausdrucksform des Menschenlebens in seiner ganzen Tiefe handelt. Wesentlich ist der Mensch jene Synthese des schier unendlich Vielfältigen und Widerspruchsvollen, welche in Einklang zu bringen und zu erhalten auf ihrer besonderen Ebene die Aufgabe aller echten Diplomatie ist. Und der bestimmende und letztentscheidende Kern dieser Synthese ist der Sinn des jeweiligen persönlichen Lebens in seiner Ganz-

heit. Also des jeweiligen persönlichen Schicksals im Unterschied vom unpersönlichen Geschick (*SM, V*). Also auch der Stellung jeweiligen persönlichen Schicksals im Zusammenhang des Gesamtkosmos. Denken wir nun an die Gedankengänge von „Einsamkeit“ zurück. Für sich ist jeder als Persönlichkeit letztinstanzlich einsam. Doch diese seine letzte Einsamkeit „setzt“ andererseits Beziehung zur ganzen Welt. Sie ist der letztmögliche Schnittpunkt aller Koordinaten, die seine Stellung im Kosmos bestimmen, von ihm her sowohl als auf ihn hin; sie ist recht eigentlich das „Tor von und zu der Welt“ des chinesischen Familienheims, zugleich aber auch der letztmögliche persönliche Ausgangspunkt für ihn zur transsubjektiven inneren Geisteswelt. Und nur insofern ist jeder einsame Einzige, in konfuzianischer Sprache, „Maß und Mitte“, oder in derjenigen meiner Betrachtungen in „Spannung und Rhythmus“ (*W, A, I, 2*) „die Angel“ der Welt, so eng oder einseitig er im übrigen sei. In diesem Einsamen, das zugleich „das Freie“ ist, zugleich der schöpferische Sinn aller nur möglichen persönlichen Tatbestände, liegt jedes Menschen eigentlicher Ausgangsort. Direkt von ihm her besteht andererseits der Zugang zur Welt. Doch da das einsame Selbst rein geistig ist, kann seine Ebene unmöglich diejenige der Natur sein. Sie kann nur die der Kunst in dem weiten und tiefen Sinne sein, den wir ihr zuerteilt haben. Da ist denn klar, daß jede andere Auffassung des Lebens und seiner möglichen Führung zur Stümperei, zu Verbildung, zu Unglück und Zerstörung führen muß. Wer da nicht über seinem empirischen Leben steht, kann überhaupt kein persönliches Leben führen. Er kann sein Selbst gar nicht durchsetzen im Chaos des Nicht-Ich, das andererseits unablässig zu ihm gehört. Er kann das Unmenschliche nicht vermenschlichen, das kosmisch Gefügte nicht verpersönlichen, das Gleichgültig-Allgemeingültige nicht seinem intimen Leben einbilden. Und damit kann er das Gebot, „werde, der du bist“, unmöglich erfüllen. Eben das besagt dieses Gebot: alles äußerlich Zugehörige für sich erobern, in sich hineinbeziehen, mit seinem Geist und Sinn durchseelen. Und nun erfassen wir die ganze positive Bedeutung

jener überpersönlich fundierten, als Normen geltenden und wirkenden Lebensformen, deren Rudiment und Entartung die falsche und starre Konvention darstellt. Genau wie das „Leben als Natur“ für weite Zusammenhänge gültigen Naturgesetzen folgt, die natürlich von Typus zu Typus, von Stadium zu Stadium andere sind, genau so hat auch das „Leben als Kunst“ spezifische Normen. Doch wo es sich um echte, höherem Leben wirklich gemäße Normen handelt, bedrücken diese nicht, sondern sie befreien. Sie befreien in dreierlei Hinsicht. Erstens, indem sie den Einzelnen in seinem Bemühen unterstützen, das Unterpersönliche in sich als Element in die Synthese des rein persönlich Bedingten hineinzubeziehen, so daß jeder Sprengung der Persönlichkeit durch Ausbrechen von Dämonen vorgebeugt wird. Zweitens, indem sie den normalen Weg der Freiheit selbst bestimmen; wir sahen ja schon früher, daß Freiheit nie Gesetzlosigkeit bedeutet (*W, I, D, I*). Drittens und vor allem, indem sie alles Leben dem Ideal der Schönheit zuordnet. Dieses Ideal, welches mit dem der Vollendung zusammenfällt, ist der natürliche Leitstern jeder organischen Entwicklung. Es gibt kein vollausgebildetes Tier, welches in seiner Art nicht schön wäre, in seinem Sein sowohl als in der Form seiner Betätigung. Der begeisterte Mensch, auch in dieser Hinsicht als Naturprodukt ein auf der Embryonalstufe stehengebliebenes Wesen, muß dem Ideal der Schönheit zustreben, um sich zu vollenden. Und dieses Ideal hat bei ihm einen desto reiner geistigen Sinn, je größer seine Wachheit. Primitive erreichen ihre Vollendung im Rahmen blind akzeptierter traditioneller Normen, die wohl irgendeinmal — wahrscheinlich — Weisheit erschuf, die aber lange schon verständnislos befolgt werden. Auf der Bewußtseitsstufe des heutigen Abendländers bewirkt solcher Automatismus kein Freiwerden und kein Schönsein; im Gegenteil, er beengt das Leben in allen Hinsichten. Im Zusammenhang des differenzierten Bewußtseins entartet das, was bei undifferenziertem echte Lebensform ist oder sein kann, zu starrer und toter Herausstellung; eben zu der toten Konvention, welche wir geißelten. Nunmehr muß sich der Mensch zunächst von aller

Konventionalität befreien, wofern er frei werden will. Unterwegs dahin fällt er natürlich leicht in primitive, oder wenn der Weg zu solcher zu weit ist, in chaotische Naturhaftigkeit zurück, und dementsprechend bekennt er leicht die seltsamsten Ideale: in Amerika das des *cave-man*, *rough-riders* oder *gangsters*, in Europa das des Menschen-Tiers, des dem Schicksal blind Verfallenen, oder des *bohème*. Doch das sind im ganzen normale Verjüngungsstadien. Bekanntlich idealisierte das Frankreich des Rokoko den einfachen Hirten: Erfahrung hat erwiesen, daß gerade dieser Rückzug auf Längstüberwachsenes, freilich auf Umwegen, zu neuer dauerhafter Lebensform geführt hat. Das Ziel aber nun kann einzig dieses Eine sein, und zwar je höher die Stufe, in desto intensiverer Ausprägung: Begründung des ganzen Lebens in der persönlichen Freiheit, welche von sich aus die ihr gemäßen Formen und Normen setzt. Denn auch die Freiheit setzt notwendig Formen und Normen, weil es kein unnormiertes Geschehen auf Erden gibt, das letztendlich nicht sich selbst zerstörte. Sie setzt die Normen der im freien Subjekt begründeten Schönheit: so die Herzenshöflichkeit als schöpferischen Grund jedes noch so stilisierten äußeren Verhaltens anderen gegenüber, so die Liebe als wahres Band alles Zusammenhalts, die vom rein Persönlichen her bestehende und wiederum auf das jeweilige rein Persönliche bezogene schöne Form im Ausdruck. Je höher die Entwicklung des Menschen gedeiht, in desto tieferem Sinn bestimmt sonach das Ideal der Schönheit. Immer jedoch das der Schönheit und nicht das der Wahrheit. Wie im Kapitel „Delicadeza“ der „Südamerikanischen Meditationen“ ausführlich gezeigt ward, hat die Schönheit ihre Erd-Wurzeln in der Empfindlichkeit, der Sensibilität, das Wahrheitsstreben hingegen in der Aggressivität. Letzteres läßt kein Subjektives als Motiv noch Ziel gelten, nur das objektiv Richtige zählt für sie: unter diesen Umständen ist es a priori ausgeschlossen, da alles Menschenleben seine letzte Instanz in einem bewußten Subjekt hat, von einseitigem Wahrheitsstreben her die Ganzheit eines „Lebens als Kunst“ aufzubauen. Von sich aus zerstört Wahrheitsstreben jede vorge-

gebene Synthese, sie seziiert im Sinne der Anatomie, löst auf im Sinne der Chemie. Leben nun, auf welcher Stufe immer, kann nur seine eigene Integrität und Integralität als letzte Norm anerkennen, unmöglich deren Zerstörung oder Verlust. Der höchstdenkbare Grad integralen Ausdrucks entspricht dem Begriff der Erfüllung, Erfüllung wiederum bedeutet Vollendung und alle Vollendung der Ganzheit gipfelt in der Schönheit. Hier erkennen wir ganz klar die ungeheure Bedeutung der schönen Form im Ausdruck und Verkehr: sie allein berücksichtigt letztinstanzlich die so ungeheuer leicht verletzbare Ganzheit der Seele, sie allein ist auf Heilen aus im ganzen tiefen Doppelsinn dieses Worts, sie allein ermöglicht Harmonisierung des sich an sich Widerstreitenden und Ausschließenden. Von hier aus erkennen wir ganz klar, warum es sehr viel mehr auf die rechten Worte als die rechten Taten ankommt — nur Worte werden direkt von Seele und Geist aufgefaßt — und warum sachliche Richtigkeit und objektiv bestehende gute Absicht auf dem Gebiet des persönlichen Lebens schlechthin ohne Bedeutung sind. So frommt denn Wahrheitsstreben einem Leben, welches, so wie es ist, bejaht und nicht nur als embryonales Durchgangsstadium zu anderem, als Höherem vorausgesetztem, bewertet wird, ausschließlich als integrierender Bestandteil des Ganheits- und Erfüllungstrebens und deshalb innerhalb von Grenzen gehalten. Darum kann „Leben als Kunst“ nur die Schönheit als Generalideal anerkennen.¹ Nur ist eben die erforderliche Schönheit, noch einmal, auf der Stufe des wirklich vorherrschenden „Freien“ nicht mehr in Funktion von außen her überkommener, sondern nur noch in Funktion von innen her wirkender Normen zu bestimmen. Mag die sichtbare Form im einen

¹ Dieser Gedanke steht im Vortrag „Kultur der Schönheit“, den ich im Mai 1935 im Palazzo Vecchio zu Florenz hielt (abgedruckt in *Sur l'Art de la Vie, XVI*), genau ausgeführt, weswegen ich hier von näherer Erörterung absehe. Als Ergänzung wären die Schlußkapitel des *Reisetagebuchs*, sowie die Kapitel „Sinn und Ausdruck in Kunst und Leben“ der *Schöpferischen Erkenntnis*, „Erfindung und Form“ von *Wiedergeburt* und „Kultur“ von *Amerika* heranzuziehen.

und anderen Fall die genau gleiche sein: ihr Sinn ist radikal verschieden. Echtes und wahrhaftiges „Leben als Kunst“, wie wir es hier vom Sinne her fundieren, ist nur möglich von persönlicher Sinneserfassung mittels Persönlichkeits-gemäßer Sinnesverwirklichung.

Von hier aus können wir denn die Sonderebene des „Lebens als Kunst“ noch um einige Grade genauer bestimmen, als bisher gelang. Auf ihr verläuft das Leben durchaus Geist- und nicht Naturnormen gemäß. Das Naturgegebene erscheint jetzt nur mehr als Baumaterial, dessen Eigengesetze in keinem anderen Sinne anerkannt werden, als wie dies seitens jedes Künstlers selbstverständlich geschieht. Das Typische und darum von Fall zu Fall Wiederkehrende, mehr oder weniger Allgemeingültige hat hier nicht den Sinn des Gattungsgemäßen, sondern den des jeder individuellen Seele und jedem individuellen Geist Entsprechenden, insofern diese nicht nur einzige Persönlichkeit, sondern auch einen Typus verkörpern. Keine bestimmte Form bedeutet hier notwendige Norm, jede hat ihren Seinsgrund im Korrelationsgesetz von Sinn und Ausdruck, woraus sich ergibt, daß überall dort typische Form herrscht, wo diese dem gegebenen persönlichen Sinn entspricht, doch ebenso selbstverständlich — durchaus nicht als Ausnahme von der Regel, vielmehr als Sonderausdruck dieser selbst — eine neue niedagewesene Form in die Erscheinung tritt, wo der zu verwirklichende Sinn ein neuer niedagewesener ist. Auf dieser Ebene gibt es demnach überhaupt keine mögliche starre Konvention, keine Möglichkeit einfürallemaliger Unterscheidung zwischen Normalität und Exzentrizität, zwischen Möglichem und Unmöglichem, Erlaubtem und Unerlaubtem — genau wie wir in anderem Zusammenhang sagten, daß auf höherer Seinsstufe der Begriff des Lasters sinnlos wird (S. 73). Hier stellt sich einzig und allein die Frage der jeweiligen Kongruenz von Sinn und Ausdruck, von Gesinnung und Form, von echtem Sein und Erscheinung. Auf der Ebene des „Lebens als Kunst“ gibt es deshalb einerseits keine starren Regeln mehr, andererseits aber herrscht das strengst-denkbare Formgesetz; das

strengst-denkbare, insofern nichts schwerer zu erreichen ist, als ein echt-persönlicher Stil. Mit letzterem Worte hätten wir denn den Begriff bestimmt, welcher auf höherer Ebene allein sinngemäß unüberschreitbare Grenzen setzt. Wer keinen persönlichen Stil hat, der ist zum „Leben als Kunst“ nicht reif; wer ihn haben kann, sich jedoch nicht zu ihm durchringt, ist ein Versager; wer einen Stil hat und dennoch gegen ihn verstößt, der entspricht dem, was unter christlichen Voraussetzungen der Sünder ist. Wer nun im hier geforderten Verstande Stil hat, der steht freilich jenseits von Gut und Böse vom Standpunkt jeder starren Norm; in Wahrheit aber ist er insofern streng begrenzt, als er ein Recht hat nur zu seinem Guten und zu seinem Bösen; für ihn gilt keine Rechtfertigung und keine Gnade von der Gemeinschaft her. Der steht freilich jenseits von Wahrheit und Unwahrheit vom Standpunkt jeder auf Allgemeingültigkeit Anspruch erhebenden Weltanschauung, doch sein eigenes inneres Gesetz verbietet ihm auch die allergeringste Abweichung vom Wege persönlicher Wahrhaftigkeit und persönlicher Echtheit. Sehr ungewöhnlichen Menschen gesteht jeder Verstehensfähige, der ihnen persönlich begegnet ist und welchen Haß und Neid nicht blenden, das Recht auf unbedingte Eigenart zu, und verstoße diese noch so sehr gegen geltende Normen: dies liegt daran, daß jeder instinktiv dort persönlichen Stil als letzte Instanz anerkennt, wo die Stufe persönlichen Stils wirklich erreicht ist. So erklärt sich die allgemeine Indulgenz für das vom Standpunkt der Norm unmoralische Leben des Heiligen, des Helden, des großen Staatsmanns und Künstlers, auf welche wir früher hinwiesen (S. 71). Auf der Ebene des Lebens als Kunst gibt es eben kein ein für alle Mal mehr, sondern nur einzelne Menschen, Situationen und ihnen entsprechende Ausdrucksformen; hier verschmelzen die Sondernormen von Logik, Ethik und Ästhetik zur einen Norm der Stil-Echtheit und -Gerechtigkeit. Hier ist also wirklich, genau so unbezweifelbar konkret, wie die Naturebene ein unbezweifelbar Konkretes darstellt, eine neue höhere Existenzebene fundiert.

Sie allein ist die eigenste Ebene des Menschenlebens im Unterschied von der von Pflanze und Tier. Doch der Mensch als wesentlich unfertiges Geschöpf erreicht das, was ihm bestimmt ist, nur ausnahmsweis, und selten vermag er das Erreichte zu halten. Bisher — und wieviele Jahrtausende, in denen wieder und wieder Wissende erstanden, liegen nicht schon hinter ihm! — sind nur ganz wenige Einzelne (Gemeinschaften überhaupt noch nicht) auch nur theoretisch dessen inne geworden, auf welcher Ebene die Gleichung des Menschenlebens aufgehen kann. Sie kann es ausschließlich auf der des Lebens als Kunst. Nur wenn es dem Menschen gelungen ist, sein einsames schöpferisches Freie zu solchem Wachstum und solcher Festigung in sich zu bringen, daß es von innen her unwillkürlich das ganze Menschenwesen regiert, welcher ganze Mensch damit für den Geist transparent geworden ist, nur dann hat er die Existenzebene fundiert, auf der wirklich menschengemäßes persönliches Leben möglich wird. Vorher muß Krankheit und Sünde und Fall und Schuld und Versagen und Trauer und Verzweiflung darob den Hauptinhalt des Lebens ausmachen. Denn seiner wahren Bestimmung ist sich in dumpfer Tiefe sogar der größte Lebensstümper bewußt, und unwillkürlich beurteilt jeder die Wirklichkeit von nie erreichtem Ideale her. Daher überhaupt die Scheidung zwischen Ideal und Wirklichkeit, daher die bloße Möglichkeit der vorhin aufgezählten Begriffe negativen Inhalts. Wohl wird deren Wirklichkeitsgemäßheit seit den frühesten Sophisten aller Völker wieder und wieder angezweifelt: sie sind doch da und leuchten jedem Unbefangenen ein. Eben daher die Forderung, die jeder in seiner geheimsten Tiefe als berechtigt, ja zwingend anerkennt, daß der Mensch glücklich sein können müsse — ob schon die Erfahrung aller Menschengeschichte lehrt, daß nur wenige nicht tierhaft stumpfe Menschen je auch nur befriedigt waren, und obgleich allerelementarste Überlegung beweist, daß der auf der Naturebene Lebende gar nicht glücklich sein kann: von menschlichen Voraussetzungen her geht die Lebensgleichung auf der Naturebene nicht auf. Da ist es denn Zeit, daß

endlich und ein für allemal begriffen werde, wie die Lebensgleichung des Menschen anzusetzen ist, damit sie aufgehe. Der Mensch muß innerlich so tief und mächtig, so geistdurchdrungen werden, daß er ganz selbstverständlich über seiner Natur, seiner Gana, überhaupt über seinem Erdwesen steht. Was Heiliger und Held in extremster Gestaltung darstellen, das muß jeder auf seine Art erreichen.

Und das kann auch jeder erreichen proportional dem Grade seiner Geistigkeit. Wir sagten, die meisten Lieben endeten häßlich: bei dem tun sie es nicht, der da weiß, daß die Liebe verstehender Pflege bedarf, um zu gedeihen, der ihren Naturrhythmus im Geiste antizipiert, sie auf den Geist zurück- und in ihn einbezieht. Wer so weit ist, dessen Lieben werden niemals häßlich enden, und das Ende, so schmerzlich es sei, wird Krönung bedeuten. Wer seine Ehe von geistiger Einsicht her schloß, die seine Gefühle inspirierte, wer des geistigen Charakters dieses besonderen Bandes allezeit eingedenk ist, im übrigen aber so aufmerksam, so diplomatisch im vorhin bestimmten positiven Sinn, daß er alle Nuancen berücksichtigt, die bei so intemem Zusammenleben unter allen Umständen über Glück und Elend entscheiden, der wird als Kontrapunkt zur Intimität und zur Zweisamkeit am allermeisten die Distanz pflegen, die Ehrfurcht vor den Geheimnissen des anderen, die Verschwiegenheit. Und wer also als Gemahl streng den Sonderstil des Ehelebens einhält — der wird fast allemal als Gatte so glücklich, als ein Mensch auf Erden werden kann. Wer die Gemeinschaft, die Sonderart des Familienzusammenhangs als das versteht, was sie tatsächlich sind, dem bedeuten die Schwierigkeiten auf diesen Gebieten niemals letzte Instanzen, und alle helfen ihm auf seinem Weg zur Selbstverwirklichung, anstatt ihn zu behindern. Der wird auch nie verbitternde, weil das Leben häßlich machende, dasselbe entwürdigende Schwierigkeiten mit seinen Kindern haben, so schroff vielleicht gerade auch in seinem Fall der typische Konflikt der Generationen (AV, IX) in Erscheinung trete. Selbstverständlich wird er seinen Kindern von Haus aus soviel Recht auf Eigenleben zugestehen, daß damit den

Zusammenhang sprengenden Gegenbewegungen vorgebeugt ist. Was aber Fremde betrifft — wer seine Existenz auf der Ebene des Lebens als Kunst fundiert hat, der weiß selbstverständlich, welcher Art die allermeisten sind, wie gleichgültig, wenn nicht übelwollend, und anstatt viel von seinen Bekannten zu erwarten, um nachher enttäuscht zu werden, erwartet er gar nichts, tut ihnen indessen seinerseits soviel Gutes als nur möglich an, ohne Dankbarkeit dafür zu fordern. Gibt und schenkt er dergestalt rein, dann wird er wieder und wieder Ursache zu freudiger Überraschung finden. Hiermit sind wir denn zu einem der wichtigsten Leitmotive dieses Buchs zurückgeleitet: der Generosität. Wer sich wahrhaftig zur Generosität gegen sich selbst, gegen andere und zuletzt gegen das Schicksal durchgerungen hat, der steht selbstverständlich positiv zu aller Gegebenheit und allem Verhängnis, und so dient ihm letztlich alles zum Guten. Denn wessen Existenz auf der Ebene des Lebens als Kunst fundiert ist, der erwartet überhaupt kein Schmerz- und Beschwerde-freies Dasein. Der begegnet jeglicher Schwierigkeit in der Einstellung, daß es an ihm liegt, sie zum Segen umzuschaffen. Im übrigen aber wird der alles Positive so genau und scharf bemerken, wie der Romanschriftsteller jede Einzelheit prämeditiert, und wessen Aufmerksamkeit so groß ist, dessen Leben ist unter allen Umständen unermesslich reich. Wer nun überdies des tiefsten Sinnes seines Lebens inne-ist, welcher allemal eben dieses und kein andres Schicksal fordert — der wird niemals Einzelereignisse außer Zusammenhang sehen, nie das negativ empfinden, so sehr es ihn im übrigen schmerze, von dem er weiß, daß es zu ihm gehört. Der wird nie wollen, daß der Kelch an ihm vorübergehe. Der wird, insofern er allen Nachdruck auf die Zugehörigkeit legt, das Nicht-Zugehörige aus seinem Leben kompromiß- und furchtlos eliminierend, zuletzt sein ganzes Leben zu einem vollendeten Kunstwerk umschaffen. Dessen Krone oder Abschluß ist alsdann der eigene Tod. Heute steht wissenschaftlich fest, daß es nicht wahr ist, daß der Mensch in seinen Tiefen seinem eigenen Tode negativ gegenübersteht: von der Lebensmitte an sieht er in ihm genau

so sehr ein positives Ziel, wie als junger Mensch im Aufstieg zu Leistung und Geltung. Wohl aber will der Mensch seinen eigenen Tod sterben. Und er kann sich tatsächlich durch schöpferische Sinngebung seinen Tod — der zunächst ein unpersönliches, von Gattung und Außenwelt her bestehendes Ereignis ist — recht eigentlich aneignen, ihn zum künstlerisch notwendigen Finale seines Lebens machen. Was Sokrates, was Christus auf ihre Weise vollbrachten, könnte grundsätzlich jeder auf die seine leisten.

Unser letzte Betrachtungen haben implizite das Ideal des Weisentums als der Krönung des Vollmenschentums bestimmt. Für mich bedeutet der Weise das, was andere unter Übermensch verstehen. Der Übermensch wird kommen: doch ebensowenig wird er mit lauten Gebärden kommen, wie der Gott Israels dem Elias als Sturm und starker Wind erschien. Nicht als Gewalt-Gestalt, den von den Göttern vormals besiegten Riesen gleich, nicht materiell übermächtig, auch nicht als neuer Naturtypus, sondern als normaliter tiefer im Geist verwurzelttes Wesen, als es der bisherige Mensch war. Der Übermensch wird der Mensch als souveräner Kunstschöpfer seiner selbst sein. Und darum sensitiver, als es je ein Typus war, verstehender, intim-persönlicher, Einzigkeitsbewußter, und nur vom Geist her stärker und mächtiger als der, welchen er abzulösen bestimmt ist. Er wird über seinem Ich und über seinem Schicksal stehen, selbstverständlich vom kosmischen Zusammenhang her und zugleich polyphonisch denken (*U, AV, VI*), aller Einseitigkeit und Engigkeit von Haus aus überlegen, nunmehr bewußt und als solcher tätig wirkend der Mikrokosmos innerhalb des Makrokosmos, als welchen die Natur schon den heutigen Menschen anlegte. Doch wir Heutigen haben unser heutiges Menschentum auszuleben; unsere Aufgabe kann nur sein, es soweit geistig zu durchdringen und damit zu vertiefen, als irgend in unseren Kräften steht. Darum wenden wir unsere Aufmerksamkeit zum Schluß noch einigen Sonderausdrucksformen des Menschenlebens zu, die besonders wichtig sind und zugleich besonders eindrucksvoll dartun, daß die eigentliche Ebene unserer Existenz tatsächlich diejenige der Kunst ist.

Der vollständigste Ausdruck eines Lebenskunstwerks, das nicht vom Einzigen, sondern von einem Kollektivum her besteht, ist der Staat, und der imposanteste, weil die gewaltigsten Material-Massen schöpferisch gestaltende Lebenskünstler ist der echte Staatsmann. Es gibt wenig größere Irrtümer als den, im Staat einen Organismus zu sehen. Schon in „Der Ur-Zusammenhang der Menschen“ sahen wir, daß keine besondere Gemeinschaftsform bei Menschen naturnotwendig ist, mit der einzigen Ausnahme der Familie, die aber Freiheit gleichfalls um ihre Bedeutung bringen kann. Der Staat nun ist niemals von selbst, sondern immer gewaltsam entstanden; war er geglückte Schöpfung, dann war er allemal die höchstpersönliche Schöpfung eines Einzelgeistes, bei deren Vollendung freilich viele mithalfen, und die Gesinnung, aus der er seine Kraft sog, war allemal die gleiche Begeisterung, die im Menschen einzig schöpferische Teilnahme an Geistesschöpfung weckt. Neuerdings ist ein kleines Buch erschienen: Hans Freyer „Pallas Athene, Ethik des politischen Volkes“ (Jena 1935, Eugen Diederichs), das mit außerordentlicher Knappheit und Klarheit diesen Aspekt der Staatsentstehung und des Staats-Lebens bestimmt, ohne den Staat freilich auf seinen letzten Sinn zurückzubeziehen. Dieses kleine Buch (nur 122 Seiten) empfehle ich jedermann als Ergänzung vorliegender Betrachtungen zu lesen, denn sie führen vieles von dem aus, was hier nur angedeutet werden kann, und die Einseitigkeit des Gesichtspunkts schafft ein besonders scharf- und klarumrissenes Bild. Freyer zeigt, daß jede Staatsschöpfung ein michelangelesker Vorgang war, ein Versuch, gewaltige Steinmassen zu bezwingen, und daß sie deswegen notwendig ihren Prototyp im Torso findet. Er zeigt, daß Staatsbildung nie zum normalen Leben eines Volks gehört: „Ein Volk, das politisch geworden ist, hat gewählt, hat die Brücken hinter sich abgebrochen. Auf dem neuen Ufer seines Wegs gibt es nur das Standhalten oder das Versagen vor dem neuen Anspruch, nur die Integrität oder den Zusammenbruch der neuen Ehre. Und wenn dieser Weg zum Abgrund führt, ist der Rest nicht ein ewiges Leben, sondern eine ewige Fellachei. Der Synoikismus (für

Freyer ist die Stadt, die Polis, eine Schöpfung nicht der Natur, sondern des Geists der Politik, geradezu auf den Feind hin, K.) stellt das Volk unter neue Götter, darum macht er wahrhaft Epoche und kann durch keine Resignation, durch keine freiwillige oder erzwungene Abrüstung des Landes und der Geister ungeschehen gemacht werden. Es ist ein fremder Strahl, der aus dem Auge der Göttin das Herz des Volks trifft. Aber er tut Wunder. Uralte Rhythmen des Lebens werden an sich selbst irre und fügen sich in seine herrische Richtung. Es ist ein Stichwort aus fremder Welt, das Wort Staat. Aber es wirkt wie ein Katalysator: es hilft die Materie des alten Volkstums bis in ihre letzten Bausteine zersetzen und nicht nur ein neues Aggregat, sondern geradezu eine neue Substanz aufbauen. Das Volk wird ein anderes, es vergißt seine Sagen und nimmt sich nicht mehr ernst. Aber seine Art wird edler, sein Wesen dichter. Und wenn das Menschentum, das sie erwählt hat, nicht versagt, so hat die Göttin nicht nur ein altes, in sich ruhendes Leben zerstört, sondern ein neues Volk von höherem Adel geschaffen, indem sie ihm, zuerst wie im Spiel, das Orakel hinwarf: Geschichte sei mehr als Ewigkeit, und der Staat sei das wahre Werk der Männer.“ (S. 86/87.) Daher denn die notwendige Zugehörigkeit des Krieges zum Staatsleben. Der Staat lebt am Feinde. Am Feinde und nur an ihm hat er seine ihm entsprechende Grenze. Wie wir von der Kunst des Lebens im Privatleben handelten, hätten wir sehr wohl auch eine lange Betrachtung darüber anstellen können, daß es mit zu ihm gehört, die rechten und nie die falschen Feinde zu haben, und jene als Feinde zu pflegen. Denn überall gehört Feindschaft und Vernichtungswillen der anderen als notwendiges Negativ zum eigenen Positiv. Beim Staat spitzt sich dieses Verhältnis bis zum äußersten zu. Auf S. 83 seines Buchs schreibt Freyer: „Wie die Einheit des politischen Volks aus Gewalt und Krieg geboren wird und billiger nicht zu haben ist, so stellt sich der Staat vom ersten Augenblick seiner Existenz an in den Krieg mitten hinein und verpflichtet sich zur Gewalt, mag auch die Kunst seiner Könige und die Gunst der Götter ihm ein Menschenalter lang

den äußeren Frieden bescheren. Wenn ein Wesen sich nach innen zusammenzieht, schafft es, selbst wenn es das nicht will, den Grenzsäum. Und die Grenze, selbst wenn sie es nicht will, schafft den Feind.“ Und weiter S. 85: „Der Kriegswille des Staates ist weder Mutterinstinkt noch Raubtiergелüst. Er wird weder von der akuten Gefahr aufgerufen noch von der Beute angereizt, sondern er hat sein Gesetz in sich selber. Er wird vom Geist hervorgebracht, von ihm gesteuert, von ihm in Maßen gehalten, aber von ihm auch dauerhaft gemacht; von demselben Geist, der den Staat hervorgebracht hat, indem er die Verpflichtung zu politischem Leben in die Seele eines natürlichen Volkes senkte. Darum ist der Kriegswille des Staates langfristig, stetig, mehr ein Zustand als eine Erregung. Er ist all die Jahrhunderte hindurch auf dieselben Objekte scharf, nach denselben Richtungen wachsam, auf dieselben Überraschungen gefaßt.“

„Das Geheimnis ist immer dies, daß durch den politischen Anspruch Dinge aus dem Leben herausgeholt werden, die nicht drinliegen“ (S. 76). Diesen Anspruch aber vermag immer nur der personale Staatsgründer zu stellen, der allein hat die innere Vollmacht dazu. „Sein Gesetz flammt auf wie ein Fanal. Es verkündet einen Schwur, den alle leisten wider das Herkommen und wider ihr natürliches Interesse. Es greift in die Substanz der Menschen ein und verändert sie. Es reißt das Leben aus seinem Rhythmus. Es weckt Triebe und Tugenden, die, wenn das Feuer nur auf den Herden glüht, immer schlafen. Es schafft einen Zusammenhalt, der mit der Sippe und ihren alten Göttern nichts zu tun hat. Dieses Gesetz ist eine Revolution, und nicht nur eine Revolution der Ordnungen, sondern der Gemüter“ (S. 74). „Alle großen Gebilde, in denen die Idee des Politischen geschichtlich erschienen ist, sind Entfremdungen des volkhaften Wesens an sich selbst, sind künstliche Systeme — aber das Geheimnis ihrer Kunst besteht darin, daß sie dem Leben nicht nur aufgezwungen, sondern aus ihm herausgelockt wurden durch einen Sammelruf, der zog. Staaten wachsen nicht, sie wollen gegründet sein. Der sie gründen soll, muß aus anderen Bezirken

kommen als die sonnenhaften oder bärbeißigen Helden, die dem Gemüt des Volks so teuer sind. Er kommt aus der Ferne, aus der Fremde, von der Grenze“ (S. 72/73). Also der, welcher innere Distanz zum Volk hat, das er gestalten soll, der in Spannung zu ihm steht, der ist der Berufene. Und ihm folgen dann die, welche ihn erkannt haben, frei-willig. „Wenn der herrschende Wille übermächtig aus den Augen blitzt, antwortet aus allen Winkeln des Landes die Liebe und ein neuer Mut. Wenn eine Hand durch die Wirrnis der Gegenwart hindurch sieghaft nach vorn weist, folgen alle, die ein Herz haben, und die Lauen werden mitgerissen. Wenn Worte, die zum Glauben emporreißen, gläubig gesprochen werden, hören alle zu und alle verstehen. Das Volk spürt den Führer von fern und fliegt ihm zu“ (S. 57). Freyer hat einseitig revolutionäre Staatengründung im Auge, aber eben deshalb sind seine Darlegungen so verständnisfördernd. Sie zerstören schneller und vollständiger, als Erwägung konzentrischerer Verhältnisse vermöchte, die Illusion, daß der Staat ein Naturgewolltes sei: er ist unter allen Umständen, sofern er als Gebilde glückt, ein reines Kunstwerk. Daher die Möglichkeit, starke und in ihrer Art vollkommene Staatsgebilde auf den verschiedensten Voraussetzungen zu begründen. In Alt-Ägypten war es das Zusammenwirken einer als göttlich anerkannten privilegierten Dynastie mit Massen, die sich zur Arbeitspflicht bekannten im Sinne eines Gottesdiensts, und etwas von diesem Geist lebt auch im modernisierten Japan, allwo die Heiligkeit des Herrscherhauses als die Verkörperung der Ewigkeit der Nation jeder Reform einen sakralen Sinn gibt. Der griechische Staat war letztlich die Kultgemeinschaft der Freien, der alt-römische basierte auf der Gesinnung des imperial gesinnten Stadtstaat-Bürgers, welcher aus Selbstachtung sein Leben der *res publica* opferte und unbedingten Machtanspruch in allgemeingültigem formalem Recht fixierte. Das vielleicht größte Staatskunstwerk der Geschichte — das größte, weil es das am meisten im Geist und nicht in der Gewalt fundierte war —, der byzantinische Staat, beruhte ganz und gar auf den Kräften des Hellenismus und der Orthodoxie. Es ist grundsätz-

lich gleich möglich, einen Staatsbau auf Religion, universellen Machtanspruch, Volkswohlfahrt, Gesinnung, Rasse und Weltanschauung zu begründen. Nur führt jede besondere Voraussetzung zu besonderem Stil. So gibt es auch nicht nur den von Freyer geschilderten Staat, der aus Gewaltsamkeit entstand und letztinstanzlich auf Gewalt beruht, welcher immerdar gefährdend und gefährdet zugleich ist: es gibt auch den wesentlich in sich ruhenden, friedlichen, wie dies von vielen alten Reichen galt, zuletzt von China, vielleicht einmal von den Vereinigten Staaten Nordamerikas gelten wird. Und vor allem gibt es über den von Freyer geschilderten Staat und Staatsmann hinaus den Kunstschöpfer und das Kunstwerk, welche den Urbegriffen von König und Reich entsprechen. Deren Sinn erfährt man am besten an ihrer Projizierung auf überweltliche Ideale, auf den Gott, welcher immer als König vorgestellt ward, und die von ihm zusammengehaltene Welt. Gott formt die Welt aus unermeßlicher Distanz, aus seiner „Unendlichkeitsspannung“ zur Kreatur heraus, und eben so hält er sie zusammen. Alles, was es überhaupt gibt, mit der einzigen Ausnahme der Feinde der Schöpfung überhaupt, läßt er gleichmäßig gelten, jedes an seinem Ort, und in positiver Ergänzung zusammenwirken. Wo er zwingt und vernichtet, tut er's immer um des integralen Ganzen willen und insofern auch zum Besten seiner integrierenden Bestandteile. Ihm fehlt jegliche einseitige Tendenz, denn jede würde den Zusammenhang des Ganzen sprengen, denn jedes Wesen hat doch sein autonomes Eigenleben, welches für dieses letzte Instanz ist, was Gott selbstverständlich als oberstes Motiv gelten läßt. Doch diese Anerkennung jeglicher Eigenart hindert keineswegs, im Gegenteil, es ist die notwendige Voraussetzung echt künstlerischer Meisterung. Wie der göttliche Demiurg, genau so läßt jeder ganz große Herrscher alles Einzelne zusammenwirken; genau so beherrscht er alle Wesen und Kräfte ihnen gemäß, handele es sich um Reptilität, Gana, Seele oder freien Geist. Insofern steht er selbstverständlich jenseits von Gut und Böse, behandelt er das Böse dessen Sinn gemäß, zwingt er das Zwang-Verlangende, die Gana, liebt er, um

geliebt zu werden, setzt er beim Freien nur dessen innere Freiheit in die Gleichung ein. Nur insofern er mit Unterwelt und Gana rechnen muß, treibt der echte Staatsmann auch Politik im Sinne dessen, was wir (s. Kapitel II) im Unterschied von Freyer unter dieser Betätigung verstehen. Selbstverständlich steht er über ihr, er benutzt Politiker nur, so wie er Henker benutzt. Und greift er doch manches Mal selber in das Eigenleben dieser Niederungen ein, so ist es, weil sonst dessen niedere Eingeborene gar zuviel Niedrigkeiten begehen würden. Aus diesen Überlegungen erweist sich denn als gesicherte Wahrheit, was wir schon früher als These aufstellten (S. 112), daß zwischen Politik und Staatskunst scharf und grundsätzlich zu unterscheiden ist. Der Staatsmann ist in erster Linie ein Meister des Lebens als Kunst. Und genießt seine besondere Kunst das größte Prestige, ja ein so gewaltiges, daß Gott nach seinem Bilde vorgestellt wird, so liegt das daran, daß seine Kunst weit aus die schwerste ist. Soviel verschiedene, sich widerstreitende und unvereinbare Normen folgende Elemente zu beherrschen, ist keinem anderen Künstler zur Aufgabe gestellt; wer sie vollkommen meistert, ist wahrhaft weltüberlegen (*SE, III, B, 3*). Deswegen finden wir nicht nur ganz große, sondern überhaupt echte Staatsmänner innerhalb der ganzen Geschichte viel, viel undichter gesät, als große Musiker, Maler und Philosophen. Eben deshalb sind die meisten Staatskunstwerke sehr bald nach dem Tode ihres Schöpfers zerfallen. Doch eben darum, weil der Staat ein Kunstwerk ist, ist die bloße Idee einer „bestmöglichen Staatsform“ absurd. Als Kunstwerk verkörpert jeder als solcher gelungene Staat einen besonderen Stil, und dieser muß verschieden sein, je nach der Eigenart seines Urhebers und seines Materials, und untereinander zu vergleichen sind verschiedene Stile überhaupt nicht.

So gehört denn das Staatsleben durchaus der Ebene des Lebens als Kunst an. Und wie sehr er gerade darum dem Menschen zutiefst entspricht, wird dadurch bewiesen, daß einzig und allein der Staat als Kunstwerk und der Staatsmann als großer Künstler jemals Begeisterung und Opferwillen geweckt

hat. Es ist erwiesenermaßen nicht wahr, daß der „Wohlfahrtsstaat“, in welcher Sonderform auch immer, den Menschen ihr Ideal verkörpere; für einen solchen, so nützlich er erwiesenermaßen sei, läßt sich keiner freudig totschiessen: der Staat muß Geist verkörpern, und auch der Staatsmann muß Geist in dessen Urformen von Mut und Glauben verkörpern, um werbende Kraft großen Stiles auszustrahlen. Doch auch die Nation, im Unterschied von empirischem Volkstum, gehört durchaus der Kunstebene an und darum allein kann sie, wie Dostojewsky sagte, dem Einzelnen seinen Weg zu Gott bedeuten. Auch die Nation ist in erster Linie ein besonderer Stil (*Sp. XIII*), zwar mehr als der Staat an sonderliche Empirie gebunden, und dennoch wesentlich unabhängig von ihm. Ihr Primärausdruck ist die gebildete (nicht die naturhafte) Sprache (*AV, XIII*), das heißt die Sprache, die nicht bloß ein Verständigungsmittel ist, sondern einen bestimmten Geist und Seins-Stil verkörpert. Die Sprache ist andererseits der Urausdruck alles Geists. Weil dem so ist, sind alle Nationen als solche nicht von Staatsmännern, sondern von Dichtern gegründet worden. So die hellenische von Orpheus und Homer, die italienische durch Dante, die deutsche, heute allerdings noch unfertige, durch Luther, Goethe, Nietzsche und, wie man wohl einmal auch sagen wird, Stefan George. Eben darum hat es auf Erden so wenige Nationen, die diesen Namen verdienen, gegeben, daher der ungeheure Unterschied der Werbekraft von Nation zu Nation. Sehr wenige Völker haben eben überhaupt einen persönlichen Stil, geschweige denn einen geistbestimmten, hervorgebracht.

Dies führt uns denn, zum Abschluß dieser Sonderbetrachtungen, zur Hauptebene geistbestimmten Menschenlebens, derjenigen der Kultur. Wir zeigten früher (S. 204), daß Kultur nicht pflanzenhaft, wie Spengler sie bestimmt hat, sondern seelenhaft ist. Andererseits steht seit Leo Frobenius' morphologischen Forschungen fest, daß Kulturen allemal wesentlich Einheiten sind, deren verschiedene Äußerungen so notwendig zusammengehören, daß man aus wenigen zusammen aufgefundenen Gefäßen ähnlich sicher und genau eine ganze Kultur rekonstruieren

kann, wie Geoffroy St. Hilaire aus einem einzigen Knochen ein ganzes Tier rekonstruieren zu können behauptete. Dies liegt jedoch nicht daran, daß die Kultur eine besondere „Kulturseele“ (Paideuma) darstellte, sondern daß sie der normale Ganzheitsausdruck ist eines Lebens als Kunst. Da geistige Schöpferkraft immerdar seltene Ausnahme darstellt, erklärt schon diese eine Bestimmung, warum es so wenige echte Kulturen gibt und gegeben hat, und warum Zivilisation grundsätzlich nicht das allergeringste mit ihr zu tun hat. Wie ich's in der „Neuentstehenden Welt“ definierte: Kultur ist Lebensform als unmittelbarer Geistesausdruck. Hieraus folgt weiter, daß jede Kultur ursprünglich national ist — dementsprechend begannen auch alle Götter ihre Laufbahn als Nationalgötter — daß Kultur aber andererseits über die Grenzen der Nation, die sie erfand, hinausstrahlen und von anderen Volkstümmern angeeignet werden kann. Von ursprünglich Fremden angeeignet werden vermag sie genau proportional ihrer Übertragbarkeit, welche ihrerseits vom spezifischen Gewicht der rationalen Komponente abhängt (*PK, X*). Aber soweit sie sich auch ausbreite, so viele Völker sie immer erobere — Kultur, solange sie Kultur ist, bleibt immerdar der Ausdruck eines konkret-lebendigen Geists; sie bedeutet niemals ein Äußerliches, sie ist vielmehr vom Standpunkt des geistbestimmten Menschen ein viel Innerlicheres als die Natur. Denn nur in Form eigenster Kulturgestaltung lebt sich das tiefste Menschenwesen aus (*A, II, IX*). Deswegen haben Kulturen im Höchsthfall Völker auf Völker durchlebt, gleichwie der Körper seinen Stoffwechsel durchlebt; deswegen findet man älteste Hochkulturen so oft als Lebensform niederer Völker fortbestehen: für jeden Menschen liegt sein tiefstes Wesenszentrum im Geist. Wer selbst keinen schöpferischen besitzt, fühlt das Bedürfnis, sich fremdem hinzugeben und sich von ihm formen zu lassen.

Vergegenwärtigen wir uns jetzt noch einmal die ganze ursprüngliche Vielfältigkeit des Menschenwesens, wie es unsere langen Untersuchungen feststellten. Eigentlich, so dünkt uns nun, sollte a priori klar sein, daß vom eigentlichen Men-

schenleben erst von der Stufe an die Rede sein kann, wo das einsame Freie bestimmt. Und daß die Lebensgleichung im Fall des Menschen unmöglich aufgehen kann, bevor sie auf der Ebene des Lebens als Kunst angesetzt wird: so ungeheuerlich groß ist die widerspruchsvolle Kompliziertheit der Menschennatur.

Haben frühere Zeiten nun gar nicht gewußt, wie die Verhältnisse in Wahrheit liegen? Doch. Nur hat die Geschichte auch hier, wie in den meisten Fällen, wo es sich um Seele und Geist handelt, mit einem Prolog im Himmel angefangen. Die ersten einigermaßen exakten Bestimmungen des Menschenwesens im Rahmen unserer christlichen Tradition finden wir in Übertragung auf die göttliche Natur ausgedrückt. Die Verurteilung des Monophysiten bedeutete die erste Entscheidung im Sinn der Erkenntnisse dieses Buchs; das Dogma von der Doppelnatur Christi den ersten Ausdruck realen Sehens der Inkompatibilität des Geist- und Erdhaften im Menschen, die Lehre von der Dreieinigkeit, die implizite allen Monotheismus als Häresie brandmarkte, die erste Annäherung an eine exakte Lehre von des Menschen Vielfältigkeit. Daß dieser Prolog im Himmel stattfand, stattfinden mußte, hat darin seinen Grund, daß sich der Mensch nur eines geringen Teiles seines Wesens bewußt ist und diesen nur zu einem sehr geringen Teil in sein Bewußtsein hineinbeziehen kann. Da diese Teile aber doch sehr lebendig da sind und sich ausleben wollen, so äußern sie sich in Form von Projektionen auf die Außenwelt. Der Primitive erlebt das meiste, wenn nicht alles Innerliche außer sich; nicht jedoch so, daß er nun alles personifizierte, sondern daß nichts eigentlich Person ist. „Auf dieser Stufe“, sagt Jung,¹ „gibt es nur Ereignisse, aber keine handelnden Personen“; zwischen dem, was er tut, und dem, was ihm widerfährt, vermag er nur ganz undeutlich zu unterscheiden. So weiß auch kein Kind ursprünglich von einem Ich: es ist sich selber dritte Person. Doch andererseits erlebt der Primitive an der für ihn bedeutsamen Außenwelt nur seine eigenen inneren Bilder, und hieraus ergibt sich der Primat des Mythos vor der exakten Auffassung der äußeren Wirklichkeit,

¹ S. C. G. Jung, *Die Wirklichkeit der Seele*, Zürich 1934, S. 36.

so wie diese ist. Im Rahmen dieses Mythos gehört zunächst alles Vorgestellte einer Ebene an. Lernt der frühe Mensch nun, zwischen äußeren und inneren Gegebenheiten zu unterscheiden, wozu ihn Erfahrung früh zwingt, so führt ihn dies zunächst zu keiner Diskriminierung zwischen Objektivem und Subjektivem, zwischen Äußerlichem und Innerlichem, zwischen Tatsachen und Einbildungen, sondern zwischen verschiedenegearteten Vor-Stellungen einer Außenwelt, welche auf gleicher Ebene neben Tieren, Pflanzen und Steinen auch Götter, Teufel und Geister beherbergt. Und da sein Erleben, im Gegensatz zum unseren, ihn lehrt, daß letztere Wesen sowohl der Zahl als der Macht nach überwiegen, und da überdies nie und nirgends gewiß ist, ob nicht auch erstere eigentlich verkleidete Geister sind, so sucht er folgerichtig alle Natur durch die Mittel zu beherrschen, welche sich in der Meisterung dessen, was wir Europäer Innenwelt heißen, bewähren. Daher der Primat der Magie vor aller Wissenschaft und Technik nicht allein, sondern auch vor aller Religion in unserem Sinn. Diese ist, genetisch betrachtet, ein Differentiationsprodukt des ursprünglichen Welterlebens. Daher der Primat himmlischen vor dem irdischen Geschehen, mit dessen Behauptung wir diese Betrachtung einleiteten.

Dementsprechend ist die früheste Form eines Lebens als Kunst ein Leben der Observanz. Aller Nachdruck im Leben ruht auf Zeremonien und Riten, welche die projizierte Innenwelt mit der Außenwelt in Gleichgewicht zu halten erlauben. Und viele dieser frühen Formen, von denen bei uns unzählige in der katholischen Tradition fortleben, sind so weise weil wirklich erkenntnistief, daß sie nur auf sehr hoher Wachheitsstufe durch Besseres zu ersetzen sind. Doch das ideale Prototyp dessen, was wir heute als Vor-Form wahren Lebens als Kunst beurteilen müssen, stellt die indische Tantra dar. Ihrem tiefsten Sinne nach verstanden, verkörpert dieses für alle Zeit gültiges metaphysisches Wissen; darum kann wachstes Bewußtsein von ihr lernen. Doch ihr Besonderes ist, daß die Tantra ihr esoterisches Wissen in Form exoterischer Lehren und Praktiken materialisiert, deren mit ungeheurer Seelenkenntnis verfolgtes Ziel ist,

den Unreifen und Nicht-Wissenden mählich, durch Rückwirkung herausgestellter „Namen und Formen“ auf das Unbewußte, bewußtem Wissen zuzuführen. Dies aber tut sie von der gleichen Erkenntnis-Voraussetzung, von der wir auf anderer Ebene in diesem Buche ausgehen: daß es alle zu einem gehörige Wirklichkeit als solche anzuerkennen und zu behandeln gilt, daß es verfehlt ist, irgend etwas auszuschließen, daß das Leben für den Menschen letztlich eine Kunst ist, welche Tiefe und Oberfläche, Inneres und Äußeres, Heiliges und Profanes im Zusammenhang meistern können muß.

Aus dem Primat, welcher dem Psychischen in Indien zuerkannt wird, ergibt sich als logische Folge, daß alles Leben aller Hindus, welche nicht über Name und Form hinaus sind, eins der strengsten Observanz sein muß. Es gibt kaum eine Regung, kaum eine Möglichkeit, kaum eine Notwendigkeit, für welche die Weisheit der Geschlechterfolgen nicht ein sakrales Vorbild geschaffen hätte, in welches sich der Einzelne, unter Leitung des geistlichen Führers, in bewährtem Rhythmus versenkt. Zweck solchen lebendigen Übens ist, sämtlichen Trieben und Neigungen zur Auswirkung zu verhelfen, so daß sie keine Verdrängung erleiden, welche sie häßlich oder böse machen, für alles zu tragende Schicksal Bereitschaften zu schaffen, welche es tragbar machen; endlich die ursprünglich chaotische Vielfalt der Seele nicht nur in und für sich zu ordnen, so wie es im Westen die stoische und später die protestantisch-christliche Asketik lehrte, sondern sie in den Zusammenhang des Einzelnen mit der Gemeinschaft, mit dem Weltganzen und mit Gott sinnvoll einzuordnen.¹ Es ist das gleiche Ziel, welches im Westen, wie schon gezeigt, die katholische Kirche verfolgt und in hohem

¹ Ich setze zur Erläuterung eine längere Ausführung Heinrich Zimmers über das Verhältnis von Tantra-Yoga und Tiefenpsychologie her (*Eranos-Jahrbuch 1934*, S. 50—54, Zürich, Rheinverlag), empfehle aber dringend das genaue Studium der ganzen Abhandlung und ferner Zimmers Buch *Indische Sphären* (München 1935): „Die Tiefenpsychologie zerstörte den primitiven Dualismus Leib-Seele, als wäre das eine einfache Zweiheit. Dabei war zweierlei verkannt: als wäre das Seelische eine Einheit und als wäre der Leib nicht ein Stück der Seele. Die dunkle Flut des Unbewußten, auf

Grade erreicht, nur verfolgt und erreicht es die Tantrik in unvergleichlich weiterem Rahmen, ohne den Geist beengende Dogmatik und mit einer Kenntnis aller Tiefen und Untiefen der Seele, wie solche jene auch nicht annähernd besitzt. Nun müssen wir dies bedenken: Allbewußtsein ist zunächst nicht Kennzeichen des Entwickelten, sondern gerade des Primitiven. Der Undifferenzierte, nicht der Differenzierte ist zuerst totalen Erlebens teilhaftig; erst auf der Stufe, wo Differentiation wiederum in Integration umschlägt, kann der Entwickelte totaler Offenbarung teilhaftig werden. Unter diesen Umständen dürfen wir sagen: die Tantra-Yoga ist der Höchstausdruck möglicher Lebenskunst bei primitiven Menschen.

Inwiefern ist nun das Primitive doch nicht Ideal? Es kann nicht Ideal sein, weil die Lösung des Lebensproblem, die es ermöglicht, mit dem Initiativmangel des Einzelnen steht und fällt. Restlos passive Hingabe- und Hinnahmehbereitschaft, unabhängig von persönlichem Verstehen, ist seine ursprüngliche Voraussetzung. Alle Problemlösung erfolgt vom Unbewußten

der das kleine Schiff des Bewußtseins schwimmt — eher ein Keim in seinem Fruchtwasser, von ihm gewiegt, von ihm genährt — ist leibhaftig greifbar als die vielfältige Organ- und Zellenwelt unseres Leibes. Mit ihren Leistungen, spontanen Ja und Nein, die Befehl und Verbot des Ich überspringen und seiner Ansprüche spotten in der Betätigung von Fehlleistungen und Versagen, lebt sich nach indischem Empfinden etwas Ungeheures aus. Die Inder nennen es „alle Götter“. Denn nach indischer Auffassung sitzen an unserem Leibe alle Götter der Welt als die Kräfte, die sie im Makrokosmos sind. Alle Götter an unserem Leibe — das bedeutet: der Leib ist rings besetzt, erfüllt mit Kräften, kraftartigen Individualitäten, die uns nicht untertan sind, sondern die ein eigenwilliges Leben zu führen vermögen. Sonst würde es ja nicht des langen und schwierigen Trainings im Yoga, hoher Willensanspannung und Zähigkeit und ehrfürchtigen Umganges mit diesen Göttern in uns durch puja und nyasa bedürfen, um Herr im Hause unseres Leibes zu werden und ihn mählich zu den Betätigungen und Vorgängen zu erziehen, die der Yoga mit seinen Zielsetzungen von ihm fordert. Sie führen ihr Leben unabhängig von uns, werden krank und versagen, ohne uns zu fragen. Wir sind abhängig von ihnen in Furcht und Erwartung, abhängig von zwei Gebärden an ihnen, die in Indien wie in der ganzen Welt die wesentlichsten Gebärden aller Götter sind: die wunschverleihende, gabengewährende (*varada*) und die Gebärde

her auf der Ebene des Unbewußten. Ebdeshalb kann der bloße Gedanke der Fortschrittlichkeit in ihr keinen Raum haben: hier muß die Tradition alles bedeuten, die individuelle Entscheidung nichts. Folgerichtig kennt die indische Weisheit nur eine mögliche Befreiung aus dieser Bindung: über Name und Form überhaupt hinauszugelangen, also gleichsam in der Tangente abzugehen aus dem Kreislauf alles Samsara. Aus diesem einen Gedankengange leuchtet ein, warum die indische Auffassung eines Lebens als Kunst, von der Bewußtseinsstufe der heutigen Vorhut des Menschengeschlechtes her beurteilt, als überholt gelten muß. Dieser ist gerade die Eigeninitiative des Geistes das Entscheidende. Das einsame rein-persönliche Freie im Menschen stellt heute den einzig möglichen Ansatzpunkt der Lebensgleichung dar. Und damit ist der Prolog im Himmel ausgespielt. Das eigentliche Menschendrama hat begonnen.

Und doch liegen die Dinge nun nicht so, daß die Himmelswelt ihre endgültige Götterdämmerung erlebt hätte. Weder ist es „fürchte dich nicht!“ (abhayada). Sie fehlen kaum an einem indischen Götterbild . Alle Götter in uns —: wir sind erfüllt von einem, das mächtiger, unheimlicher und größer ist als wir selbst. Man kann nur suchen, sich gut mit ihm zu stellen, indem man ihm tägliche Aufmerksamkeit entgegenbringt in kultisch verehrendem Umgange. Auf die Regelmäßigkeit des Umgangs kommt es an, sonst entschlüpft das Mächtige uns, vielgestaltig, dunkel, geschmeidig. Es entzieht sich, neckt, überrascht und plagt uns mit unerwünschter An- und Abwesenheit, Verlarvung und Drohung. Gegen unsere Bedürfnisse bleibt es aus, wird uns beziehungsfern, feindlich und koboldhaft, läßt sich nicht mehr ansprechen und erbitten. Durch den täglichen und ehrfürchtigen Umgang mit ihm (dazu gehört sein Wecken in nyasa) versichert man sich seiner als nahe und geneigt.

Auf die richtige Form des Umgangs kommt es ebensoviel an, denn es ist das Mächtige und Vielgesichtige, Vielgliedrige. In seinem Wald von Händen hält es alles zugleich: alle Waffen des Schutzes und der Rache, unserer Erhaltung wie Vernichtung, Geräte, Schmuck und Blumen — Sinnbilder für alles. Und viele Gesichter zeigt es zugleich, nach allen Seiten blickt es zumal, wenn sein uns zugekehrtes Gesicht uns lächelt, trägt ein anderes, das es uns gnädig abgewendet vorenthält, die grauenvollen Züge, die uns versteinen. In allen Gebärden spielt es zugleich, in liebender Fürsorge, schreckender Gewalt und weltüberhobenem Gleichmut; das Weibliche und

wahr, daß die Initiative des geistbestimmten Menschen alles vermag, noch ist er fortan objektiv Maß und Mitte der Welt, obschon er es für sich in jedem Falle ist. Es ist auch nicht wahr, daß, wie Jung lehrt, durch Zurückbeziehung alles Projizierten auf das Innere und Erhebung aller möglichen Bewußtseinsinhalte auf die Subjektstufe eine totale Integration des Menschenwesens erreicht sei. Der Mensch ist, wir sahen es wieder und wieder, in keiner Hinsicht eine „Monade“, er ist eine Beziehung zwischen Geist und Weltall, wobei der personale Geist seinerseits weitere Geisteshintergründe hat. Der Mensch ist nicht absolut souverän oder letzte Instanz, so wie die Söhne der europäischen Aufklärung wähten und wähten, er steht auch als geistige Existenz nicht allein da, so daß re-ligio an Höheres und Weiteres keine Notwendigkeit darstellte — dies ist der Irrglaube der jüngsten deutschen Philosophenschule: letzte Instanz ist er nur für sich und nur insofern, als es für sein persönliches Bewußtsein keine Voraussetzung jenseits seines einsamen Freien gibt. Und selbstherrlich betätigen kann sich dieses

das Männliche, das Lockende und das Mütterliche, das strahlend Heldische und das Hohnlachen der Vernichtung blitzen an ihm auf, darüber die göttliche Ruhe des Jenseits. Alle Tiergestalt in ihrer sprechend sinnbildlichen Gewalt des Dumpfen und Weichen, des Grausamen und Warmen, Reißenden und Sanften sind seine spielenden Facetten.

Der richtige Umgang mit diesem Göttlichen und völlig Dämonischen in uns, mit Erscheinungsformen zahllos wie alles Leben — denn wir sind ja das Leben selbst mit unserem Leibe —, kann nur auf einer langen Tradition beruhen, die vielfältige, bedenkliche Erfahrungen wechselnder Geschlechter gesiebt hat und aus ihr das immer Bewährte zum Kanon formte. Solcher Umgang mit dem Göttlichen ist der Umgang mit unserer Totalität in ihren wesenhaften Facetten, mit dem Unbewußten, dem Leibe, der Welt, in der die Götter hausen wie überall in der Welt. Wer sie nicht mehr in Wind und Fels, in Quell und Sternen verehrt, auch nicht an einer himmlischen oder überhimmlischen Stätte, sondern da, wo er sie einzig unmittelbar erfährt, am eigenen Leibe, dem kann sein Leib zur Welt werden, dem wird wie dem Yogin die Wirklichkeit seines Leibes zur Wirklichkeit schlechthin. Er entdeckt, daß sie alles enthält und daß aller Gehalt außen nur Spiegelreflex der Ausstrahlung seines Wesens innen ist, Projektion der Kraft, die ihn innen immerwährend aufbaut —, dem wird, was ihm geschieht, zum Geschehenden schlechthin.“

überhaupt nur so, wie sich der Künstler an seinem Stoff betätigt. So bleibt die Ebene des Lebens als Kunst die äußerste, auf welcher der Mensch überhaupt leben kann. Insofern können wir heute auch nichts grundsätzlich anderes behaupten, als die indische Tantra: wir können es nur von einem reiferen und wacheren Bewußtsein her tun. Und in einem bleibt die Tantra der exaktesten modernen Tiefenpsychologie als Wahrheitskunderin überlegen: darin, daß sie dem Geiste zu Höheres, als das Nur-Menschliche es ist, in ihre Ganzheitsschau hineinbezieht. Die Idee der religiösen Observanz bleibt ewig wahr. Von deren letztem Sinn und von den neuen Möglichkeiten, die sich aus seiner Erkenntnis für das vollkommen erwachte persönliche Erleben ergeben, wird das Schlußkapitel handeln.

XII.

HEILIGUNG

Immer wieder ersteht vor meinem geistigen Auge das Bild jener um 1924 in Rom ausgegrabenen heidnischen Privatkapelle, die deren Besitzer mit Freskobildern aller möglichen Göttergestalten, unter anderen auch des Guten Hirten mit dem Kreuzstab, hatte ausschmücken lassen. Dieser Kapelle war, durch eine Geheimtür zugänglich, ein christliches Tempelchen angeschlossen, in welchem die offenbar zum Christenglauben bekehrte Hausfrau betete. Schwerlich hatte der biedere Römer etwas gegen diese Vorliebe: ahnte er doch nicht, daß der neue, aus Galiläa eingeführte Gott nicht mehr ein Gott unter anderen war, sondern das Sinnbild einer neuen Religion und eines völlig neuen exklusiven Weltgefühls, welches das ihm selbstverständliche zerstören würde. Aber wie sollte er es auch ahnen, falls er nicht bekehrt oder ein im höchsten Grade empfindungsfähiger Philosoph war? Abstrakt geurteilt, ließen sich ja alle Daten der neuen Religion auch von antik-heidnischen Voraussetzungen her begreifen, und die bloße Möglichkeit, das sich von sich aus Ausschließende zusammenzufassen, mußte dem wesentlich staatsmännischen Römersinn die Richtigkeit seiner Voraussetzungen beweisen. Doch von abstrakten Überlegungen her dringt niemand in das Eigene und Eigentliche irgendwelchen Lebens ein, für das sich ja auch der Staatsmann nie interessiert. Jede neue Voraussetzung stellt einen neuen Schöpfungsanfang dar (S. 308); von früheren her gibt es zu diesem überhaupt keinen Übergang, ein unüberbrückbares Unstetigkeitsmoment trennt und scheidet sie voneinander. Im modernen Gleichnis ausgedrückt: jede andere Voraussetzung entspricht einer anderen Wellenlänge im Radio; wer auf eine bestimmte nicht abgestimmt ist, vernimmt nichts, was auf ihr

gespielt und gesprochen wird. In eben diesem Sinne konnte der echte Heide den echten Christen nicht verstehen, noch dieser jenen.

In unserer Zeit ist ein ungeheuer großer Prozentsatz abendländischer Menschen, und zwar gerade der bestimmenden unter ihnen, nicht mehr auf die christliche Wellenlänge abgestimmt. Was schon sehr lange unbewußt oder uneingestandenermaßen der Fall war, tritt seit dem Weltkrieg immer offener bei immer zahlreicheren Vertretern auch der Völker in Erscheinung, unter denen sich Mehrheiten nicht aus Zweifel am Wert von Religion überhaupt — wie vor allem in Frankreich —, vom Christentum abgewandt hatten. Es sind gerade religiös Bedürftige und Suchende, die heute vielfach dem Christentum entfremdet sind. Dies gilt zumal von den deutschsprachigen Völkern. Und bei diesen sieht man auch schon deutlich, daß ihr wahrer, ihnen selbst meist unbewußter heutiger Zustand ein Übergangsstadium mit all seinen typischen Eigenschaften darstellt. Jedes neue Leben beginnt von Undifferenziertem her; was sich einmal differenziert und artikuliert hat, kann nicht mehr neu werden. Ein solches Undifferenziertes nun stellt heute die Tiefenpsychologie dar; diese entspricht auf unserer Bewußtseinsstufe genau dem, was wir im vorigen Kapitel als Bewußtseinsart der Primitive schilderten. Die religiöse Entwicklung verläuft nämlich niemals so, daß „niedere“ Religion mählich „höherer“ Platz machte: sie verläuft so, daß sich die Seele als Erlebnisorgan differenziert und dies die Notwendigkeit neuartiger Beziehung zur Gesamtwirklichkeit schafft. Eben aus solcher Differenzierung ist in Europa aus der Totalweltschau des mittelalterlichen Christentums der Drang zur Wissenschaft entstanden, ohne welche Völker anderer Struktur nicht allein vorzüglich auskommen, sondern mit welcher solche, falls sie ihnen aufgedrängt wird, nichts Erspreißliches anzufangen wissen. Warum dem so sein muß, sieht man recht deutlich an den Volksschichten Europas und Amerikas, die an der inneren Entwicklung, welche die Geburt der Wissenschaft ermöglichte und forderte, erbmäßig nicht teilhatten: diese sind dank mechanischer Aufnahme

popularisierten Wissens viel oberflächlicher geworden, als es ihre köhlergläubigen oder abergläubischen Väter waren. Das sogenannte „Niedere“ drückt eben im Höchsthfall, welchen alle großen Mythen verkörpern, in besonderer, realem Zustand angemessener Sprache nicht Niederes, sondern Höchstes angemessen aus. Eben deshalb aber sind, umgekehrt, mythische Vorstellungen dem geistbestimmten Europäer zugleich alter Tradition und fortschrittlichen Geistes nicht mehr angemessen: dieser muß, um höchsten Erlebens teilhaftig zu werden, zwischen Gana und Geist, Wissenschaft und Religion, zwischen Magie und Technik scharf und deutlich unterscheiden, denn in ihm haben sich die Funktionen, welche den genannten Begriffen entsprechen, real differenziert. Will ein solcher über seinen bisherigen Zustand hinauswachsen, dann muß er zunächst diese Differenzierungen wieder einschmelzen; er muß sich die Ur-Undeutlichkeit, in der alle Grenzen verschwimmen, auf neuer Stufe oder in neuer Form wiederherstellen. Solche Undeutlichkeit ist es denn, welche das Welterleben derer, in denen sich die neue Mutation vollzieht, bestimmt. Diese unterscheiden viel undeutlicher, als irgend einmal seit über tausend Jahren geschah, zwischen Erd-, Blut-, Seele- und Geistprinzipien, zwischen Mythos und Wissenschaft, zwischen Wunschbild und Wirklichkeit. Alte Götter und Geister und Dämonen erleben kaum verkleidet eine Wiedergeburt. Urkräfte regen sich allenthalben. Aber dieses Erleben der neuen Generation ist andererseits sehr reich, unzweifelhaft reicher als das ihrer überdifferenzierten und in irgendwelcher Einseitigkeit erstarrten Vorgänger: daher die erwiesene Werbekraft des Primitiven auch in bezug auf solche, welche andererseits eine höchstentwickelte Wissenschaft als Spezialität betreiben; hier denke man nur an den einen Edgar Dacqué.

Von den Gebilden, die in solchen Zeiten der Verjüngung und damit Verundeutlichung entstehen, sind allemal natürlich nur wenige zu Weiterleben bestimmt. Genau so, wie dies von allen organischen Übergangsstadien gilt, sind es ausschließlich die, welche echte Embryonalformen möglicher neuer Endgestalten

verkörpern. Eben dieser Umstand — und nicht etwa ihre vermeintliche Vorgesrittenheit — verleiht denn der Tiefenpsychologie ihre schwer zu überschätzende Bedeutsamkeit. Wer da fähig ist, ältestes und tiefstes Unbewußtes so an die Oberfläche zu heben, wie C. G. Jung dies tut, muß insofern Primitiven ähnlich geworden sein. Gleiches beweist die eigentümliche Schwierigkeit, welche es Jung bereitet, zu einem den Erfordernissen moderner Bewußtheit entsprechenden Gedanken- und Sprachstil zu gelangen. Gleiches beweist auch sein besonderer Monismus. Ob er sich dessen denkend bewußt sei oder nicht: für Jung ist alles psychisch — einmal hat er's direkt ausgesprochen, ihm bedeute Gott eine psychologische Funktion; eine Aussage, welche Franzosen nicht weniger unverständlich vorkommen dürfte, wie nur irgendeine Gleichung, die auf den Vorstellungen von Totem und Tabu beruht. Alles Persönlich-Bewußte ist Jung Teil oder Ausdruck oder Ausgeburt des kollektiven Unbewußten, dessen Grenzen mit denen des Weltalls verschwimmen. Nun, eben diese Primitivität ist es, noch einmal, welche die Tiefenpsychologie so angemessen erscheinen läßt als Erstaussdruck von Tiefen-Erleben einer verjüngten Menschheit in einer neuen Zeit. Noch ist das durch Neuhervortauchen lang verdrängter oder jahrhunderte-, wenn nicht jahrtausendlang nicht mehr bewußt gewesener Elemente erweiterte Bewußtsein, das für die Vorhut der westlichen Nachkriegsmenschheit charakteristisch ist, nicht artikuliert. Also könnten ihm differenzierte Begriffe nicht gerecht werden. Hier liegt die Tragödie Freuds gegenüber Jung, die übrigens eine Analogie hat in derjenigen Oswald Spenglers gegenüber Leo Frobenius. Freud wie Spengler sind Grenzmenschen; als Menschentypen gehören beide dem 19. Jahrhundert an, sie fanden aber andererseits geistigen Zugang zu einer Wirklichkeit, die nur ein neuer und anderer Typus unverfälscht assimilieren kann. Beide von hochdifferenzierter und schärfster Intelligenz, versuchen sie Geminales mit Begriffsmitteln zu fassen, die nur Artikuliertem gemäß sind — und töten damit deren Eigensinn, gleichwie die geringste Spur ätzender Flüssigkeit zartes Gewebe zerstört.

So gelangen beide Forscher zu mechanistischen Deutungen eines von Hause aus doch richtig als neuartig Erkannten. Was speziell Spengler betrifft, so hat dieser die Ganzheit, welche jede Kulturentwicklung als organisch-melodiöser Prozeß ausdrückt, richtig intuiert, doch nur im Sinn eines ablaufenden Uhrwerks hat er sie zu denken und zu deuten gewußt (*MS, III*). Demgegenüber erlebt Frobenius, als Primitiver auf neuer Stufe, die Wirklichkeit, die seinem Paideuma-Begriff entspricht, unmittelbar. Daher u. a. sein selbstverständliches Auffinden von Spuren uralter Kulturen an unbekanntem Ort. Diese seine Fähigkeit erinnert an die Art, wie junge Vögel, zum ersten Male ohne ältere Führer im Herbst südwärts wandernd, unbeirrbar die uralten Zugstraßen befliegen, oder wie Waldtiere in fremdem Revier von vornherein wie selbstverständlich die ortsüblichen Wechsel einhalten. So wird Frobenius und nicht Spengler der Zukunft das bedeuten, was dieser der Gegenwart bedeutet, und Jung und seine Nachfolgerschaft das ernten, was seine Vorläufer gesät haben.

Die moderne Tiefenpsychologie entspricht also ungefähr dem, was man seit einigen Jahrhunderten „niedere Religion“ heißt. Dank dem kann sie natürlich „höherer“ Religion und wissender Metaphysik nicht ganz gerecht werden. Doch die neue Erlebnisbasis, von welcher zumal Jung ausgeht, ist so sehr die Grundlage alles Welterlebens der geistigen Vorhut der neuen Generation, daß sogar Menschen ursprünglicher und differenzierter Beziehung zum Metaphysisch-Wirklichen in Jungs Theorien das sehen, was sie selber meinen, und sich also dazu verführen lassen, Metaphysisches psychologisch zu deuten. Heinrich Zimmer, dessen „Ewiges Indien“ (Potsdam 1931, Müller & Kiepenheuer Verlag) echten Tiefblick in das, was die indischen Weisen eigentlich meinten, bewies, hat seither in seinen bereits zitierten „Drei Vorträge zur Bedeutung des indischen Tantra-Yoga“, die im übrigen mit ehemals unerreichter Klarheit die psychologische Bedeutung der Yoga und aller mit ihr zusammenhängenden Erscheinungen richtig erfaßt, das indische Ziel der Vereinigung mit der Gottheit als Integration im Jung-

schen Sinne gedeutet. Nun hat Zimmer freilich recht, wenn er schreibt (S. 80): „Die Inder haben vom Unbewußten mehr in Erfahrung gebracht als der Westen bislang, wohl mehr als andere irgendwo — darin liegt ihr Spezifikum, wie das unsere in der beispiellosen Entwicklung der rationalen Naturerfassung und ihrer Ausmünzung zur Vergewaltigung der Schöpfung.“ Doch nicht darauf beruht der Inder Wesentliches und Vorbildliches. Hiermit gelange ich denn von der Primitivierung, welche die westliche Menschheit zur Zeit durchlebt, unmittelbar und ohne weiteren Übergang zur Frage des jenseits derselben winkenden geistigen Ziels: Das Wesentliche und Vorbildliche der Inder liegt — in vielen meiner Schriften steht diese These begründet, so daß ich mir hier nähere Ausführung sparen kann — darin, daß sie den ganzen Reichtum der erdbedingten Psyche zum rein metaphysischen, zum recht eigentlich übernatürlichen Geist, wie ihn auch das Christentum kennt, verstehend in Beziehung gesetzt haben. Die alten Inder haben, als erste und bisher einzige Menschenart, sämtliche Schichten des Menschenwesens wahrgenommen, erkannt, anerkannt, durchschaut, und als Ergebnis ihrer exakten Schau richtig intuiert, wo das Ziel menschlichen Strebens liegt: in der Einbeziehung alles Irdischen und Kosmischen in das Geistwesen. Es liegt nicht im Gleichgewicht der polaren Naturprinzipien Yang und Yin, sondern in der Gewinnung eines inneren Standorts oberhalb ihrer. Es liegt nicht in psychologischer Integration, als Ergebnis welcher der Mensch selbst günstigsten Falls auf dem gleichen Niveau verbleibt, welches er vorher innehatte, nur in Form eines besseren Gesamtgleichgewichts: das Ziel liegt in der Erhebung des Lebenszentrums über die psychologische Ebene hinaus ins Reich der schöpferischen Indifferenz der unbedingten Freiheit, welches Reich oberhalb des Zugriffs jeder nur möglichen Analyse liegt. Auf dieser richtigen Intuition beruht das unvergleichlich Werbende der indischen Weisheit gerade für diese Zeit. Es beruht nicht darauf, daß diese Weisheit eine Vorläuferin der Tiefenpsychologie wäre, sondern darauf, daß sie von einem ähnlichen

primitiven Zustände her, in welchen wir jetzt dank der Einschmelzung der alten Differenzierungen zurückgefallen sind oder zurückfallen, den Weg zu eben dem geistigen Ziel gefunden hat, welches uns heute vorschwebt, welches Ziel übrigens schon die tiefsinnigsten Urchristen im Geiste schauten. Bekanntlich lehrten schon diese, das Reich des Sohnes werde nicht ewig dauern und nicht das letzte auf Erden sein: nach ihm würde das Reich des Heiligen Geistes kommen, in welchem jeder, ohne Mittler, mit Gott würde kommunizieren können. Daß alle Mystiker, alle tiefreligiösen Naturen Europas der letzten Jahrhunderte überhaupt, Ähnliches anstrebten und -streben, liegt dermaßen deutlich vor Augen, daß es überhaupt keiner Erörterung dieser Sonderfrage bedarf.

Doch ist die Wellenlänge, die nach Überlebung aller Übergangsstadien dem sich verwandelnden Seelentum und der neu sich bildenden Geistigkeit entsprechen wird, nicht mehr diejenige traditionellen Christentums, so ist es auch keine auf Indien, auch keine auf Alt-China abgestimmte. Daher zumal in Deutschland die überstarke Reaktion, die auf die kurze Zeit folgte, da weite Kreise ihr geistig-geistliches Heil im Osten suchten. Eine der wichtigsten und bleibenden Errungenschaften der Tiefenpsychologie ist deren Erkenntnis, daß jedes seelische Heute in seinem Ausdruck durch alles, was ihm vorausging, vorausbedingt ist. Psychische Arten und Gattungen sind ein genau so Reales wie körperliche.

Es ist natürlich ganz und gar unmöglich, auch nur einigermaßen genau zu bestimmen, was die neue Wellenlänge, auf die sich die Vorhut des Menschengeschlechtes abzustimmen beginnt, von früheren und anderen unterscheidet. Denn die neuen Voraussetzungen entsprechen einem neuen totalen Lebensstil — so wie wir dieses Wort im vorhergehenden Kapitel bestimmten —, und ein Stil ist allemal der Ausdruck virtuell unendlich vieler verschiedener rationaler und irrationaler Komponenten und Rhythmen. Nur Wegweiser zur konkreten Einsicht und zu persönlicher Einfühlung können füglich aufgestellt

werden. Und da dürften die folgenden wohl nicht irreführen. Die indische Wellenlänge kann unserem neuen Weltgeföhle nicht zu echtem Ausdrucksmittel dienen, weil für die Inder erstens alles Wirkliche psychisch war, in ähnlichem Sinn wie für die moderne Tiefenpsychologie; weil für sie zweitens der Sinn so sehr den Primat hatte gegenüber allem Tatbestand, daß dieser jenem gegenüber entwirklicht erschien (*RT, II*); endlich weil sie irdische Zielsetzungen in keiner Hinsicht als letzte Instanzen anerkannten und alles Heil vom Hinübergang in andere Sphären erharreten. Kein echter Abendländer fühlt ursprünglich so, was immer er sich einbilde. Und Gleiches gilt, mutatis mutandis, von der altchinesischen Wellenlänge. So sehr deren kosmozentrische Schau, deren Sinn dieses Buch schon mehrfach nachging, unserem theoretischen Ideale entspricht — der chinesische Universalismus oder (wie ihn de Groot hieß) Universismus hatte seine sämtlichen Voraussetzungen in einem psychologischen Diesseits der christlichen Entzweiung. Insofern wir deutlich zwischen tellurischen und spirituellen Normen, zwischen Natur- und Geistprinzipien, zwischen Wissenschaft, Philosophie und Religion nicht nur theoretisch, sondern erlebnismäßig unterscheiden, verkörpern wir einen erkenntnismäßig höheren Zustand — so unselig dieser im übrigen sei. Die hiermit hindeutungsweise bestimmten christlichen Voraussetzungen sind allen, auch denen unter uns, die den Christenglauben ganz verworfen haben, als Vorstufen und insofern Vor-Voraussetzungen selbstverständlich, gleichviel, ob wir uns dessen bewußt sind oder nicht. Als transzendente Formen gleichsam leben sie in unserem Unbewußten, alle weitere Gestaltung bedingend, fort. Nur die folgende Einschränkung dieser Behauptung trifft zu: sehr vielen Abendländern sind sie nicht mehr die unmittelbaren Voraussetzungen.

Präzisieren wir nunmehr ein wenig genauer das Differentiell-Wesentliche jener christlichen Vor-Voraussetzungen, die in uns allen leben. Das psychologisch Entscheidende am Einbruch des Christus-Impulses ist dies, daß es den Zusammenhang Geist-Erde im Menschen gewaltsam zerrissen hat, anstatt bei der als

notwendig anerkannten Spannung zwischen Geist und Erde als letzter Instanz stehenzubleiben. Mit äußerster Einseitigkeit hat das Christentum die Entwertung des Erdbedingten gegenüber dem Geistentsprossenen betrieben, und auch dieses hat es einseitig und unvollständig bestimmt. Denn alle Zugeständnisse, welche das Christentum im Lauf seiner Geschichte immer mehr — bis zur innerweltlichen Askese (Max Weber) der Puritaner — dem Erdleben machte, waren eben Zugeständnisse, welche den Grundfehler der christlichen Einstellung nicht aufgehoben; man vergesse nie, daß es von Jesu persönlichem Glauben her geurteilt das schlechthin Wesentliche seiner Lehre war, daß das Erdenleben sogar auf Erden ein Vorläufiges bedeutete, weswegen keine seiner Normen letztlich bejaht werden durfte. Aus diesen Voraussetzungen mußte sich als Konsequenz, und zwar als desto ausgeprägtere, je weiter die Entwicklung fortschritt, die typisch-abendländische Zerrissenheit ergeben. Deswegen dürfen wir heute sagen: hinsichtlich jener Zerrissenheit stellt die seit der Aufklärung sich immer mehr steigende Überbetonung der Naturwirklichkeit, stellt sogar der krasse Materialismus des letzten Jahrhunderts eine im ganzen gesunde psychologische Reaktion dar. Hier besteht nämlich analytische Deutung zu Recht: jede Zerstörung organischen Gleichgewichts bedeutet ein Pathologisches, und Heilung erfolgt allemal gemäß dem Kompensationsgesetz. Die Analytiker irren nur, wenn sie im psychologischen Ausgleich ein Endziel sehen. Doch noch in einem anderen und tieferen Sinne haben hier die Analytiker recht: nämlich in ihrer Deutung des neu-an-den-Tag-Tretens vorchristlicher Seelenzustände. Wenn die christlichen Voraussetzungen an Lebenskraft verloren, so war es nur natürlich, daß innere Absage an das Christentum zunächst das im Unbewußten noch lebendige Vorchristliche neuvitalisierte und in das Blickfeld des Bewußtseins zurückbeschwor. Daher das in Süd- und Westeuropa seit der Renaissance fortschreitende, wenn auch durch längere Stadien des Vergessens immer wieder unterbrochene Erwachen antiker Gesinnung, welche im Italien unserer Tage einen Höhepunkt erlebt. Daher bei den nordeuro-

päischen Völkern das Neuerwachen ureigener Geisteszuständlichkeiten. Das ersehnte Ziel nun-aber liegt bei Nord-, West- und Südeuropäern gleichmäßig in einem ganz anderen: in der Überwindung der Zerrissenheit als solcher, welche das Urmißverständnis des Christentums eingeleitet hatte. Und zwar in der Überwindung derselben von keinem niedrigeren Niveau der Geistbestimmtheit her, wie solche die Analyse unternimmt, sondern von einem höheren. Es ist freilich richtig, daß die Glaubenslosigkeit dieser Zeit, ihr Minderwertigkeitsgefühl, ihre extreme Sachlichkeit, in der sich die Persönlichkeit betäubt vergessen kann, ihr Trieb zu alles Bewußtsein tötender Überarbeit, ihre Freud- und Friedlosigkeit — lauter Erscheinungen, die sich immer mehr akzentuiert haben, je mehr der Glaube an das Gottgewollte des urchristlichen Zerrissenheitserlebnisses und seiner Aufhebung in sicherem Jenseits nachließ — in erster Instanz Symptome seelischer Erkrankung darstellen, die als solche auch wirklich nicht selten durch psychotherapeutische Behandlung behoben werden können. Doch weiter und tiefer reicht die Möglichkeit der Psychotherapie nicht. Im Grunde bedeutet es eine ungeheuerliche Anmaßung, daß religiös und metaphysisch oft ganz inkompetente Psychologen auch nur auf den Gedanken kommen, von ihrer Ebene her durch den gewaltigen Einbruch aus tiefster Geistestiefe, als welchen der Christus-Impuls darstellt, geschaffene Verbildungen heilen zu können. Nur wer ebenso tief wie Jesus im Geist verwurzelt ist, darf hoffen, sich in ähnlichem Sinn als Heiler zu erweisen, wie Er es war. Nur vom Geist, somit vom Neu-Erfassen religiöser und metaphysischer Wirklichkeit her, mit der die entchristlichte Welt immer mehr allen Kontakt verloren hatte, ist wirkliche Heilung möglich. Eben daraus aber folgt noch einmal, daß die noch so große religiöse Tiefe Alt-Indiens und Alt-Chinas uns nicht helfen kann: nur von unseren eigenen Voraussetzungen her, mit unseren eigenen Mitteln und in unserem eigenen Geiste können wir neuen Kontakt mit unseren Tiefen finden. Man versteht immer nur durch schon Verstandenes hindurch. Seine Grundeinstellung kann keiner ändern. Deswegen predige ich,

seitdem ich wirke, als erstes Erfordernis auf dem Weg zum Heil radikalen Realismus und Bereitschaft zur integralen Offenbarung. Deswegen preise ich in diesem Buch vom persönlichen Leben als Kardinaltugenden die Generosität gegen sich selbst und die Erforderlichkeit des Muts, die ganze Wirklichkeit so zu sehen, wie sie ist, und sich dieselbe als solche einzugestehen. Nur von der Erfüllung dieser Gebote her ist die Wiederaufdeckung der gleichen, seither verschütteten Tiefe möglich, aus welcher das christliche Welterlebnis hervorging. Und eben auf diese Tiefe kommt es an, auf sie allein, auf eine Tiefe, welche jeder nur denkbaren Analyse auf ewig unzugänglich ist. Von hier aus geurteilt, bedeutet die Neigung zur Tiefenpsychologie direkt einen Abweg. Unser einzig gangbarer Weg zum Heile führt unserer uralten Abendländer-Tradition gemäß nur über Wahrhaftigkeits-geborene exakte Erkenntnis im Geist des Mutes zur persönlichen Entscheidung, sonach direkt vom Geist direktem Geisterleben zu, ohne Umweg über die Untergründe der erdbedingten Psyche. Dank dem Grade der Verstehensfähigkeit, welchen wir erreicht haben, besteht unsere buchstäblich einzig mögliche Rettung darin, und darin allein, was ich 1919 in „Was uns nottut — was ich will“ (*SE, S. 140*) so formulierte: „daß die Kritik selbst, zu ihrem höchsten Ausdruck gebracht, dem Wiederaufbau der Lebensganzheit dienlich werde“

Solche Kritik führt zunächst zu solcher analytischer Erkenntnis der ganzen Komplexität des Menschenwesens, wie wir sie in diesem Buche darzulegen unternahmen. Sie führt weiter zur exakten Bestimmung der exakten relativen Gewichtsverhältnisse der einzelnen Schichten und Elemente. Sie führt endlich zur klaren Herausarbeitung dessen, was Religion ist und nicht ist, was religiöses Streben bedeutet und welche Wirklichkeit seinem Ziele entspricht. Auf dem Wege solch klarer Erkenntnis allein kann langsam jene „Neuverknüpfung von Seele und Geist“ (*SE, II, 3*) zustande kommen, deren Reifung zu neuer Stileinheit die neue Wellenlänge schüfe, deren bloßes Anklingen jedem echten Vertreter der Vorhut der neuen Mensch-

heitsstufe dieselbe selbstverständlich als ihm einzig gemäß bewußt machen wird. Selbstverständlich kann Kritik als solche kein religiöses und metaphysisches Erlebnis schaffen. Aber sie allein kann bei unserer nun einmal vorhandenen psychologischen Struktur die Schichten, die jenes Erlebnis verschüttet hatten, abtragen und zugleich neue artgemäße Vermittlungen schaffen vom metaphysischen Geist zur chthonischen Welt. Die bloße Primitivität aller Ergebnisse auf anderem Wege unternommener Versuche, den Sinn für geistige Tiefe wiederzuerwecken, beweist, daß sie in falscher Richtung unternommen worden sind.

Führen wir von hier aus die Gedankengänge der letzten Kapitel fort,¹ wobei wir bei einem der letzten Sätze des diesem vorhergegangenen anknüpfen. „Der Mensch ist in keiner Hinsicht eine Monade, er ist eine ‚Beziehung‘ zwischen Geist und Weltall, wobei der personale Geist seinerseits weitere Geistes-hintergründe hat. Der Mensch ist nicht absolut souverän oder letzte Instanz, so wie die Söhne der europäischen Aufklärung wähten und wännen, er steht auch als geistige Existenz nicht allein da: letzte Instanz ist er nur für sich und auch für sich nur insofern, als es für sein persönliches Bewußtsein keine Voraussetzung jenseits seines einsamen ‚Freien‘ gibt. Und selbständig betätigen kann sich dieses überhaupt nur in dem Verstand, wie sich der Künstler an seinem Stoff betätigt. Die indische Tantra bleibt der exaktesten modernen Tiefenpsychologie in einem überlegen: daß sie dem Geist zu Höheres, als das Nur-Menschliche es ist, in ihre Ganzheitsschau hineinbezieht. Die Idee der religiösen Observanz bleibt ewig wahr.“ — Es besteht in der Tat kein Zweifel, daß es ein Jenseits des personalen einsamen Selbstes gibt. Dies beweist völlig eindeutig das bloße Dasein tiefreligiöser und dabei hoher Geister, die von solchem Jenseits erlebnismäßig wußten, welche Geister eine unbezweifelbar stei-

¹ Die Grundbestimmungen des ethischen und religiösen Problems und die Grenzsetzung zwischen beiden, welche *Wiedergeburt* enthält, vertrete ich in allen wesentlichen Hinsichten unverändert heute noch und verzichte darum darauf, die in jenem Buch des Jahres 1927 ausgeführten Gedankengänge nochmals zu durchmessen.

gernde und heiligende Wirkung auf alle ausgeübt haben, die sich ihnen öffneten und von denen ebenso unzweifelhaft die tiefsten und segensreichsten Wirkungen überhaupt unter allen Menschen der Geschichte herrühren. Dieses „jenseits des Einsamen“ berührte in vorliegendem Buch schon kurz der Schluß des dritten Kapitels. Dort erschien uns das Leben zuletzt als eine Art Puzzle-Spiel: von verschiedenen Menschen ohne ihr Wissen verkörperte Schicksalsfragmente werden durch „Zufall“ so zusammengefügt, daß zugleich der letzte Sinn jeglichen Einzeldaseins und der eines größeren Ganzen, in welches dieses hineingehört, auf einmal einleuchtet. Vorher hatten wir von der Be-Stimmung gehandelt, die jenseits alles persönlichen Wollens ihren Ort hat. Später handelten wir von einem Geisteskosmos, dem jeder Einzelne als integrierender Bestandteil angehört, von welchem Kosmos her gesehen jeder Einzelne nur ein Fragment seines eigenen weiteren Selbstes scheint. Betrachten wir den gleichen Zusammenhang nunmehr von der entgegengesetzten Seite her, wie dies in „Weltanschauung und Lebensgestaltung“ geschah (*W, I, B, I, 2*), dann erscheint jede Sondergestaltung als einseitiger Aspekt und damit als Abstraktion aus einem allseitigen Zusammenhang, welch' letzterer jedem Einzelnen zum einzig lebendig-wirklichen Hintergrunde dient. Daraus aber folgt das wirkliche Dasein eines überpersönlichen und doch zugleich in jeder handelnden Person zentrierten Schicksals. An dieser Stelle ist es gut, die Ergebnisse der Astrologie heranzuziehen. Seit Karl Ernst Krafft's vollkommen vorurteilslos unternommenen und durchgeführten statistischen Untersuchungen kann überhaupt kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß jedermann seiner Konstitution nach vom „Geburtshimmel“ abhängig ist. Dieser aber setzt zugleich das äußere Schicksal. „Man weiß noch viel zu wenig, in wie hohem Grade die ‚äußere‘ Welt von uns selber abhängt. Der Mensch bildet sich ein, daß sein Schicksal ihm fremd ist, weil ihm das Band, das ihn mit ihm verknüpft, verborgen bleibt. In Wahrheit enthält der psychophysische Rahmen seiner Existenz die Erlebnisse, die ihm zuteil werden müssen. Seine äußere Lage und Stellung

bedeutet nur die Exteriorisierung seines Innersten, in Form der Ereignisse ausgedrückt, die ihm begegnen müssen, die aber aus ihm herausgetreten sind und ihn begleiten. Die Ereignisse werden größer zusammen mit dem Charakter.“¹ Im gleichen Jahre, da Krafft unabhängig von mir als — wie ich nochmals betonen möchte — Ergebnis vorurteilsloser Untersuchung von Zehntausenden von Fällen obige Sätze niederschrieb, stellte ich unabhängig von ihm fest, daß jedes richtig aufgerissene Horoskop genau die elementaren Grundanlagen spiegelt, welche Tiefenpsychologie bestenfalls herauspräpariert, so daß es de facto auf das gleiche herauskommt, ob einer zur Erkenntnis eines Menschen zum Himmel aufschaut, oder aber sich in die Untergründe seiner Seele versenkt (*W*, 57). Und das führte mich schließlich zum Entwurf der Skizze eines allumspannenden Menschheitszusammenhangs, welche ich bitten muß, in „Wiedergeburt“ nachzulesen. Die betreffende Schrift gehört zu meinen konzentriertesten, wenn es nicht gar die konzentrierteste ist. Vom Weltall als solchem aber kann man präzis nur in ideogrammatishcher Kürze handeln. Darum kann ich an dieser Stelle nur auf die zusammenhängenden beiden Vorträge „Weltanschauung und Lebensgestaltung“ und „Die geistige Menschheits-einheit“ verweisen (*W*, I, B) — die einzige andere Alternative wäre ein vollständiger Wiederabdruck der damals durchmessenen Gedankengänge. Nur soviel sei hier rekapituliert — ich tue es absichtlich fragmentarisch, um meine Leser zunächst zur Lektüre des Ganzen, sodann aber zu dessen Meditierung anzuregen; denn nur intensive Meditation, nicht Erklärung und nicht Auseinandersetzung schafft eine lebendige Verbindung zwischen tiefstem Selbst und weitester Welt. Hinter jedem Menschen steht auf der Ebene des Geists, also in der Dimension des Transsubjektiven, nicht in der empirischen Ursprungs, die Menschheit. Dieser Menschheitskosmos spiegelt sich nun in jeder Einzelseele. „In jeder Seele lebt eine grenzenlose Vielfalt möglicher Gestalten. Jeder Urtrieb ist recht eigentlich ein Wesen für sich; deren Verquickungen, Vermählungen und Subli-

¹ *Influences cosmiques sur l'individu*, Genève 1923, „Vers l'unité“.

mierungen ergeben bei schlechthin jedem Menschen eine innere Fauna, deren Reichtum mit der äußerlich dargestellten rivalisieren kann, denn jede Akzentverschiebung in der Welt des Sinnes schafft entsprechend neue Bilder. Vom weitaus größten Teile dieser Vielfalt weiß Wachbewußtsein nichts; was sich im Traum, in medialen Zuständen und in der künstlerischen Produktion manifestiert, was Analyse herausholt, erkennt jenes nur schwer als sich selber zugehörig an. Dennoch macht erst diese Vielfalt in ihrer Totalität den Menschen aus; was immer sich in ihm und durch ihn äußert, gehört zu ihm. Überall nun, wo die Totalität als solche sich manifestiert, tut sie's in korrelativer Ergänzung an und für sich einseitiger Elemente. Dies illustrieren jedermanns Träume, die bildhaften Einfälle jedes Visuellen, sofern er sie zwanglos in sich gewähren läßt; die verschiedenen Gestalten, welche dem Einzelnen also entgegentreten, bedeuten allemal Teilausdrücke seiner selbst, deren nach außen projizierter Zusammenhang seinerseits die innere Einheit spiegelt. Was in Form pathologischer Spaltungen der Persönlichkeit in Erscheinung tritt, übertreibt nur an sich normale Vielfalt. Normal als Wachbewußtseinsbasis ist diese Vielfalt beim kleinen Kinde und beim Primitiven, welchen beiden einheitliches Ichbewußtsein fehlt. Beim Kulturmenschen kennzeichnet Gleiches die Begabung des dramatischen Dichters. Dessen schaffende Seele drückt sich unwillkürlich als Vielheit aus. Aber diese beweist ihren Ursprung aus der Einheit eben dadurch, daß die verschiedenen Gestalten einander ergänzen; sie sind Teilausdrücke dieser. Insofern ist jedes Drama ein Organismus. — Nun, die Vielfältigkeit des Dramas als Ausdruck der einen Dichterseele spiegelt das Verhältnis des Einzelmenschen zur Menschheit treulich wider. Jede gegebene konkrete Menschenwelt ist recht eigentlich ein Schauspiel, vom Geist der Menschheit gedichtet; deshalb spielt jeder Einzelne in ihr eine ganz bestimmte Rolle. Und da der Urgrund des Menschenlebens geistig ist und die Menschheit, eine geistige Einheit, gegenüber dem Einzelmenschen das Primäre darstellt (*RM, II*), so trifft obige Gleichung nicht nur gleichnisweise zu.

Ich für meine Person glaube, daß die Physis in diesem Zusammenhang kein Erstes, sondern ein Letztes darstellt, die Materialisierung und zuletzt Erstarrung des Geistes. Nur deshalb können körperliche Grenzen und Schranken im Zusammenhang so wenig Bedeutung haben“ (*W*, 62—64).

„Wie stellt sich das Bild der Menschheit, nunmehr zusammengeschaut, in kosmischer Perspektive dar? Als eine im Raum und Zeit einheitlich zusammenhängende Mannigfaltigkeit, deren Glieder einseitige, Abstraktionen vergleichbare Bildungen sind. Diese Mannigfaltigkeit ist empirisch unzurückführbar; die wesentliche Einheit kann nur als Vielheit in die Erscheinung treten. Nur vom Ganzen her, in welchem sein Sinn liegt, ist aber andererseits das Einzelne zu verstehen. Jetzt leuchtet wohl die Sinnlosigkeit des Verfahrens, irgendeine Gestaltung um ihrer Sonderart willen zu verwerfen, endgültig ein: aus sich allein heraus ist keine zu verstehen, erst aus dem Zusammenhang ergibt sich ihre Stellung. Zugleich erweist es sich jetzt wohl endgültig als sinnwidrig, von einem Typus zu fordern, was nur ein anderer darstellen kann; das Weib kann keine Männer-Tugenden, der Künstler nicht die des Kriegers, der Überempfindliche nicht die des Draufgängers sein eigen nennen, der Willensmensch nicht aus dem Gefühle leben. In jedem Typus tritt ein besonderer Aspekt der Menschheit in entsprechender Einseitigkeit in die Erscheinung. Wir haben also schlechthin jede Lebensgestaltung als kosmisch gerechtfertigt gelten zu lassen. Von den einseitigen Daseinsformen sind die Grundtypen schlechthin notwendig und treten deshalb überall und immer gleichsinnig auf; so die des Religiösen, des Kriegers, Denkers, Künstlers, Täters, Händlers; sie entsprechen den Grundfunktionen schlechthin jeder Seele, und damit der Menschheit. Denn auch in jedem Einzelnen leben die verschiedenen Typen ursprünglich selbständig nebeneinander her. Diesen notwendigen Bildungen stehen die Mißbildungen in diametraler Gegenstellung gegenüber. Solche entsprechen schiefen und deshalb für die Dauer unhaltbaren Einstellungen des Ganzen; ihr Ausdruck ist Krankhaftigkeit, Ver-rücktheit, Wahnsinn,

Monstrosität; sie wirken zufällig, so oft sie wiederkehren. Empirisch sind sie genau so gerechtfertigt, wie die Archetypen, nur eben in ihrer Dauerlosigkeit. Zwischen den beiden Extremen liegen die zeitlichen Gestaltungen, sonach alle die, die das konkrete Bild einer gegebenen Erscheinungswelt bestimmen. Deren Stellung und Sinn leuchtet aus der Betrachtung der nationalen Typen wahrscheinlich am schnellsten ein. Die Kulturvölker sind rein einstellungsbedingt (*Sp, XIII*), nicht in erster Linie Funktionen von Umwelt oder Blut; letztere Momente fixieren nur eine geistige Grundhaltung, die sich auf Erden natürlich dort allein vererbt, wo die entsprechenden Verkörperungsmittel vorliegen. Nur weil die Einstellung das Primäre ist, sind verschiedene selbständige ‚Kulturseelen‘ möglich, in welchen sich-gleichbleibende biologische Einheiten von Jahrtausend zu Jahrtausend zeitweilig aufgehen; nur deshalb wandelt sich der Charakter des Einzelvolks dank geistigen Einflüssen, welche es in sich aufnimmt, so leicht, wie denn der moderne Engländer dank Puritanismus und Methodismus ein ganz anderes darstellt als sein elisabethanischer Vorfahr. Auch die Völker bedeuten also in ihrem Sosein wesentlich Einstellungstypen; insofern gilt von ihnen dasselbe wie von den Urtypen; auch sie stellen verschiedene Aspekte eines einigen Ganzen dar. Darum allein können sie sich untereinander überhaupt verstehen. Und hieraus müssen wir folgern: da jede nur denkbare Einstellung möglich und jede haltbare eben dadurch kosmisch gerechtfertigt ist, so sind alle Völker auch empirisch gleichberechtigt. Es ist sinnwidrig, auf der empirischen Ebene irgendeins absolut höher als ein anderes zu stellen. Auch die Völker ergänzen sich in erster Linie in Raum und Zeit“ (*W 64—67*). — Wie steht es unter diesen Umständen mit dem geistigen Wert? „Empirisch ist überhaupt nicht zu entscheiden, warum eine Einstellung besser als die andere sei. Schlechthin alles läßt sich kausal erschöpfend begründen, schlechthin jede Gestaltung muß insofern genau so sein, wie sie sich darstellt. Und dies gilt nicht allein von den Gestaltungen des Lebens, sondern auch von denen des Geists. Auch diese sind in ihrem Dasein

allemaal kosmisch bedingt und insofern notwendig; was von den Lebensformen gesagt ward, gilt mutatis mutandis auch von den Weltanschauungen. So entspricht der Konstanz der Grundtypen möglichen lebendigen Daseins eine nicht minder große derjenigen möglicher Religion, möglicher Staatsform, möglicher Philosophie; hier scheinen kaum minder starre innere Grenzen vorzuliegen als in der Welt der Minerale, die im Rahmen von nur sechs und nicht mehr Systemen kristallisieren können. Es gibt — völlig unabhängig vom theoretischen Wahrheitswert des jeweils betrachteten Geistgebildes — eine katholische, protestantische, pantheistische, ästhetisch-hinnehmende, gespannt-ethische, symbolisch-verstehende, kritisch-bestimmende, eine monarchistische und eine republikanische Grundhaltung, deren jede sich innerhalb jedes nur möglichen Kosmos geistbewußter Menschen feststellen läßt und von denen jede, als mögliche Einstellung, kosmisch berechtigt ist. Auch hier kann das einzelne nur vom Ganzen her gewürdigt werden: so ist Protestantismus möglich nur auf dem Hintergrunde des Katholizismus, postuliert dessen Weite andererseits die Verengung und Spannung, welche den Protestantentypus kennzeichnet, wo immer er sich findet. Auch auf geistigem Gebiet erweist jedes Einzelne sich als notwendig einseitig und gerade insofern als sinnvoll. Und auch hier geht dies bis ins Kleinste und Letzte, ja bis ins Pathologische: unter gewissen Voraussetzungen entspricht ein Wahngbild der empirischen Wirklichkeit einer Seele, die eben durch dieses ihre schiefe Einstellung im Kosmos richtig bestimmt; man beweise noch so einwandfrei die erkenntnismäßige Unhaltbarkeit bestimmter Ehrbegriffe, bestimmter Formen des Sünderbewußtseins — insofern die jeweiligen empirischen Voraussetzungen erlebnismäßig gelten, sind sie empirisch berechtigt. Hier kann einer sogar unter Umständen theoretisch Falsches nicht verleugnen, ohne dadurch oberflächlicher zu werden, als er war: wie dies der seelische Tiefstand des typischen aufgeklärten Proletariers, dessen lebendige Voraussetzungen noch ganz einem unkritischen Zustand angehören, im Vergleich zu seinen köhlergläubigen Genossen, allzuoft beweist. Solange wir

im Rahmen des astronomisch-astrologischen Zusammenhanges urteilen, haben wir demnach sogar den Denk- und Glaubensgebilden gegenüber Relativisten zu sein. Es ist nun entscheidend wichtig, einzusehen, daß die Erscheinung als solche, welcher Art sie immer sei, aus jenem Zusammenhang nicht herausgerissen werden kann und folglich auch nicht darf “

„Darf man also die Frage nach dem Wert bestimmter Lebensgestaltungen im weitesten Sinn, die geistigen inbegriffen, wirklich gar nicht stellen? Freilich darf man dies, und zwar sogar so eindeutig-radikal wie dies nur je geschah. Nur muß sie in anderer Dimension als der gestellt werden, in welcher unsere Betrachtungen sich bisher bewegten. Sie muß auf die Antwort hin gestellt werden, inwieweit das jeweilige Besondere das Totale eigentlich zum Ausdruck bringt. Gedenken wir dessen, daß es zu allen Orten und zu allen Zeiten, innerhalb aller bekannten Weltanschauungen und Lebensgestaltungen große und kleine, tiefe und flache Geister gegeben hat. In allerfrühesten Zeiten ist Äußerstes erkannt und dargestellt worden. Im Rahmen aller Religionsvorstellungen hat letzte Einsicht überzeugenden Ausdruck gefunden. Unter allen Nationen lebt Bestes und Schlechtestes nebeneinander. Dieser Tatbestand ist so allein zu verstehen, daß dem astronomisch-astrologischen Kosmos, welcher sich in der äußeren Unendlichkeit der Räume und Zeiten ausbreitet, bildlich gesprochen, in der Dimension der reinen Innerlichkeit ein Geisteskosmos eingebaut ist, demgegenüber jener nur das Ausdrucksmittel bedeutet. Gedenken wir hier der Ergebnisse der ‚Schöpferischen Erkenntnis‘, daß alles geistbestimmte Leben seinen Grund im ‚Sinn‘ hat, daß jedes solche Einzelleben einen Sinneszusammenhang darstellt und solchen höherer Ordnung angehört, daß aus diesem Grunde wesentlicher Fortschritt nur nach innen zu verlaufen kann, und schauen wir diese mit unseren heutigen Betrachtungen über die Möglichkeit der Astrologie und die Wirklichkeit des Menschheitskosmos zusammen; erinnern wir uns gleichzeitig dessen, daß alles Be-

sondere, ob physisch oder psychisch, zugleich eine kosmische Situation verkörpert — dann wird uns das Bild eines realen, dem äußerlichen eingebauten Geistes-Kosmos sofort als zutreffend einleuchten. Zweifelsohne hält ein Sinneszusammenhang das Äußerliche von innen her zusammen. Wenn dem aber so ist, dann bedeutet alles das, was überhaupt erscheint, in bezug auf das wesenhaft-Innerliche nur eine mögliche Sprache. Dann kommt es von dessen Standpunkt einzig darauf an, was ein Geschöpf in dieser sagt: ob es im Rahmen seiner empirischen Möglichkeiten, welche es freilich als gegeben hinnehmen muß, sein geistiges Wesen zum Ausdruck bringt und wie. Hier setzt denn das Gesetz der Korrelation von Sinn und Ausdruck ein. Das Empirische wird genau insoweit Wert-teilhaftig, als es in seiner Bestimmtheit seinen Sinn realisiert. Und hier greift zugleich die Welt der Werte in die der Erscheinungen ein. Wo unglückliche Anlage, Aberglaube, Unwissen, falsche Theorie die Harmonisierung des Eigen-Sinns der Erscheinung mit dem tiefsten metaphysischen Sinn unmöglich macht, muß jene undurchdrungen bleiben. Das einzigartig Werbende der chinesischen, hellenischen und französischen Kultur beruht auf dem allein, daß in ihnen allein bisher jene durchgängige Korrespondenz von Sinnesober- und -untertönen erreicht war, deren es bedarf, damit ein Einklang entstehe, der sich als Rhythmus übertragen kann. Dieser schafft die Vermittlung zwischen empirischer Berechtigung und geistigem Wert: was häßlich, schlecht oder falsch wirkt, beweist damit, in diesem Zusammenhang betrachtet, allemal solchen Mangel an Einklang. Der Vorzug des wissenschaftlich-exakten Ausdrucks gegenüber dem mythischen beruht auf dem gleichen Umstand, auf dem gleichen letztlich die unbedingte Unsterblichkeit einiger weniger, und zwar nur dieser, Geistes-schöpfungen, ob es sich um Kunstwerke, religiöse Offenbarungen oder Gedankenfassungen handelt.¹ Jetzt ist wohl grundsätzlich

¹ Vgl. die Ausführung dieses besonderen Gedankens in der Vorrede zur *Unsterblichkeit* und meiner Abhandlung *Das Wesen der Intuition und ihre Rolle* in der Philosophie in Logos, I. (1911).

klar, trotzdem ich den Zusammenhang an dieser Stelle gerade nur skizzieren konnte, warum wir doch Werturteile fällen dürfen, obgleich wir jede Erscheinung ohne Ausnahme, die Geistesschöpfung immer inbegriffen, sofern sie nur da ist, in erster Instanz als kosmisch berechtigt hinnehmen müssen. Wohl bedeutet es Anmaßung, vom Intellekte her zu dekretieren, was sein darf und was nicht, denn der theoretische Irrtum an sich stellt nie ein Letztes dar: er mag als solcher echter Wahrheitsausdruck sein. Die Erscheinung ist ja allemal nur Sprache vom Standpunkt des Sinns, und bloße Sprache ist insofern alle Konfession sowohl als wissenschaftliche Theorie. Erst vom vierten Sprachenstockwerk aus (vgl. ‚Schöpferische Erkenntnis‘ S. 31) darf man überhaupt Werturteile fällen. Von diesem aus aber darf man es allerdings. Von diesem aus soll und muß man es. Denn wir Menschen sind in erster Linie Glieder nicht der Natur, sondern des Geisteskosmos. Uns gehen die Normen jener nur insofern an, als wir auf sie als Mittel angewiesen sind. Und da erweist es sich denn, daß die Frage nach Wert und Unwert sich grundsätzlich untheoretisch stellt. Einzig darauf kommt alles an, wo der Akzent ruht im Zusammenhang. Diese Wahrheit leuchtet vielleicht am besten ein, wenn man bedenkt, wie Verschiedenes aus ursprünglich gleichen Begabungen werden kann. In der Grundanlage stimmen Verbrecher und Heilige überein, eine gleiche Ureinstellung ermöglicht den Priester und den Taschenspieler, eine mindestens naerverwandte den Staatsmann und den Schieber. So ist auch innerhalb aller Geistesgestaltungen Hohes und Niederes, aus gleicher Wurzel entsprossen, nebeneinander zu finden: im Katholizismus tiefste Erkenntnis und äußerste Oberflächlichkeit, im Brahmanismus letzte Weisheit und grotesker Aberglaube; so hat ein gleicher Judengeist das Alte Testament und die schlimmste Gesetzesgerechtigkeit ersonnen; so sind die moderne Maschinenwelt und Johann Sebastian Bachs Musik gleich echte Kinder des Protestantismus. Nur Tiefeneinstellung allein aber vermag die Welt der Werte dem Kosmos der Erscheinungen einzubilden; nur auf das

Tiefe hin eingestellt — in der Sprache des Katholizismus: auf Gott hingeordnet — kann Oberflächliches in seiner Sphäre wertvoll erscheinen, denn nur dann ist es seinem eigenen Sinn gemäß richtig eingestellt. Und nun kommt die Hauptsache: die erforderliche Akzentverlegung können wir vollbringen, denn in der Dimension des Sinns herrscht reine Freiheit; hier hängt es von uns ab, was entsteht und was bestehen bleibt. Und jetzt begreifen wir ganz, weshalb Relativismus, in bezug auf die Erscheinung als solche die einzig sinngemäße Haltung, da deren Sosein überall kosmisch bedingt und insofern notwendig ist, uns Menschen kein letztes Wort bedeuten kann. Unser Wesenszentrum liegt nicht im Mittelpunkt des physischen Weltalls, sondern in dem des Geisteskosmos, welcher jenem eingebaut ist. Auch von unserem Standpunkt — nicht allein demjenigen Gottes — ist deshalb phänomenales Sosein niemals mehr als Sprache. Gott, lehrt die Kirche, steht aller Kreatur ursprünglich nahe, ob hoch oder gering, ob gut oder schlecht, ob schwarz oder weiß, gleichviel. Er fragt nur, welche Gesinnung ihre Eigenart zum Ausdruck bringt. Genau so steht es mit uns, so wenig wir's bisher wissen; auch uns geht letztlich nur die Frage an, was in beliebiger Sprache gesagt wird. Deshalb bedeutet uns das jeweilige letzte Wort der Natur erst den Beginn der Aufgabe. So muß die unbedingte Toleranz, welche rechte Einsicht in den äußeren Weltzusammenhang in bezug auf jede Gestaltung als solche schafft, durch ebenso unbedingten Radikalismus in der Forderung ergänzt werden, daß jede Erscheinung den ganzen Sinn zum Ausdruck bringe, welcher hinter ihr steht. Die Kongruenz von Sinn und Ausdruck wird jeweils freilich immer nur in Funktion des Empirischen zu definieren sein; daher die Überzeugungskraft des Orts- und Zeitgemäßen. Doch das Örtliche kann auf die Dauer immer mehr zum Ausdruck des Universellen, das Zeitliche zu dem des Ewigen werden“ (*W*, 68—74, *passim*).

Aus den Gedankengängen, zu denen die zitierten Fragmente mehr hinführen, als daß sie diese wiedergeben wollen, folgt

denn eine Erkenntnis, welche uns abschließend verdeutlicht, inwiefern jedes einsame Ich doch einem universalen Zusammenhange angehört. Nachdem vorher auseinandergesetzt worden war, daß nunmehr, in dieser Weltwende, als Fortsetzung des bisherigen Differentiationsprozesses ein Integrationsprozeß des Menschen in neuer Richtung fällig sei, hieß es dann auf Seite 78: „Es gilt, auf Grund alles bisher Gesagten als entscheidend wichtige Erkenntnis festzuhalten, daß die Vereinfachung der Menschheitsmusik bis zum Ende der Zeiten niemals zu einer Vereinheitlichung führen wird; bis zum Jüngsten Tage wird sie polyphon erklingen. Dies gilt von der Weltanschauung genau so wie von der Lebensgestaltung. Da sich die Menschheit empirisch nur als Mannigfaltigkeit manifestieren kann, deren jedes Element eine einseitige Einstellung verkörpert, so wird sie bis zuletzt nur durch ein vielstimmiges Orchester aufzuführen sein. Es wird bis zuletzt so viel Lebenstypen, so viele Religionen, Weltanschauungen, Philosophien, Völker, Sprachen geben, als das Gesetz der Korrelation von Sinn und Ausdruck erlaubt und, in Anbetracht der unüberwindlichen Einseitigkeit jeder Sondergestaltung, fordert. Nur wird innerhalb keiner der möglichen Typen zuletzt mehr Falsches, weil Sinnwidriges fortleben, jede Einseitigkeit wird das Ganze ohne Verzerrung spiegeln. Und bis zuletzt wird im Orchester der Menschheit jedes Instrument an erster und letzter Stelle rein zu erklingen haben. Wie es in der Tierwelt keine ‚Übergänge‘ gibt, wie die gesamte Gotik in einem scharfumrissenen Formelement, die ganze Bachsche Musik in einem typischen Takt enthalten ist und nur das also Bestimmte überzeugend wirkt — so wird die kommende Integration die vielfachen Typen der Weltanschauung und Lebensgestaltung nicht etwa verschwommener, sondern noch schärfer umrissen erscheinen lassen, als sie bis heute waren. Anders werden kann nur das Folgende: durch die Mannigfaltigkeit hindurch kann sich der letzte Sinn immer unmittelbarer manifestieren. Immer mehr kann alle Oberfläche die letzte Tiefe zum Ausdruck bringen; immer mehr kann jede Sonderart zum

evidenten Sinnbild des Totalen werden, immer vollkommener das Menschheitsorchester spielen.“

Wer den ganzen Gedankenzusammenhang, welchem obige Fragmente entnommen wurden, meditiert, dem wird auf dem Hintergrunde der Ergebnisse vorliegenden (zwölf Jahre später geschriebenen) Buches auf die Dauer einleuchten, wie sich die Welt geistiger Werte letztinstanzlich zur natürlichen Mannigfaltigkeit verhält. Der wird dann — sofern er zur religiösen oder metaphysischen Wirklichkeit eine persönliche Beziehung hat — ohne weitere Hilfe meinerseits irgendeinmal dessen innwerden, wo für ihn die Aufgabe liegt. Mehr über die letzten großen Zusammenhänge auszusagen, besteht für ein Buch vom persönlichen Leben keinesfalls Veranlassung. Dessen auf das Persönliche zugespitzte Problemstellung verbietet es direkt, beim Über-Persönlichen, wie es an sich sein mag, zu verweilen. Ausschließlich damit, wie dieses durch das Persönliche hindurchwirkt oder hindurchwirken soll, darf es sich befassen. Als Voraussetzung des in diesem Sinn zu Sagenden genügt nun der gegebene Auf- und Um-Riß vollauf. — Worin liegt nun, unter Anerkennung der Wirklichkeitsgemäßheit dieses, die letzte Aufgabe des Menschen auf Erden? Sie liegt in einer tieferen Be-Sinnung von transsubjektiv Überpersönlichem her der Strebungen, die ihre letzte menschliche Instanz im einsamen Freien haben. Diese letzte und tiefste Be-Sinnung ist es, welche das Wort Heiligung bezeichnet. Heiligung bedeutete zutiefst immer das, was wir hier überkonfessionell und undogmatisch bestimmen. Jetzt ist aber die Stunde da, wo diese ihre letzte und tiefste Bedeutung in der Geschichte aktualisiert werden kann.

An der Wirklichkeit dessen, was alle echten Religionen — nicht nur die sogenannten höheren — so oder anders in Vor- oder Darstellung der Erscheinung einzubilden und in ihr festzuhalten streben, konnte nur jene blindeste aller Epochen zweifeln, welcher Verstandesurteil als solches letzte Instanz war und die sogar jenes Allerelementarste nicht mehr verstand, welches Kant in die knappen Worte faßte: „Alles Wissen stammt aus der Erfahrung.“ Dieser eine Satz erledigt alle Theorie der

Unwirklichkeit bestimmter Erfahrungssphären — nur Wirkliches kann wirken — und setzt überdies implizite, daß alle Erfahrung Erfahrungsfähigkeit voraussetzt. Nur der hat überhaupt einen Anspruch darauf, als Autorität über ein Thema gehört zu werden, der über dasselbe erlebnismäßig kompetiert. Und jeder, welcher noch so ungewöhnliche und unverständliche, doch dabei unzweifelhaft echte Erlebnisse hat, ist ernsterzunehmen, als jeder andere, welcher deren Wirklichkeit aus Vernunfts- oder Verstandesgründen anzweifelt. Daß dem so ist, beweist abschließend die eine Tatsache der unvergleichlich tiefen, an Bedeutung alle anderen übertreffenden Wirkung tief religiöser Geister. Sie allein, und niemals Staatengründer, haben echte Weltepochen begründet oder eingeleitet. Im übrigen liegt für ein Buch, welches einzig und allein dem Persönlichen gilt, wie schon gesagt, überhaupt keine Veranlassung vor, sich mit dem Problem der Wirklichkeit eines transsubjektiven Geistes-Zusammenhangs auseinanderzusetzen, in welchen jeder Einzelne hineingehört. Die Wirklichkeit dieses Zusammenhangs ist uns Gegebenheit und Voraussetzung. Und was von der religiösen Erfahrung gilt, gilt gleichermaßen von allen sogenannten okkulten Erlebnissen, welche echte und wahrhaftige Menschen gehabt haben. Zu keiner Zeit hat es zahlreiche okkult Begabte und zu okkulten Betätigung Berufene gegeben. Doch daß solche wirklich anderen Verborgenes wahrnehmen — darüber kann für den kein Zweifel bestehen, welcher überhaupt ein Auge hat für die Sonderlichkeit von Menschentypen, ein Ohr für die Echtheit von Erleben und Erlebniswiedergabe und dazu die Fähigkeit zur Abwägung des spezifischen Gewichtes ausgeübter Wirkung. Selbstverständlich stellt sich jeweils die Frage, wie weit das Korrelationsgesetz von Sinn und Ausdruck befolgt ist, und da muß freilich eingeräumt werden, daß nicht nur die meisten bisherigen okkultistischen Theorien, sondern auch die meisten lehrhaften Fassungen religiöser Wirklichkeitserkenntnis unvollkommen sind. Schlechthin alle mir bekannten sind zum mindesten in ihrer Auffassung nicht-metaphysischer Wirklichkeit und der Beziehung der letzteren zur

metaphysischen unexakt, worauf hier nicht näher eingegangen zu werden braucht, da diese These implizite in diesem ganzen Buch begründet steht: zu weiterer Verdeutlichung des Gemeinten bedarf es nur des Vergleichs mit der religiösen und metaphysischen Dogmatik aller bisherigen Zeiten, welchen jeder für sich vornehmen mag. Aber eine Lehre, die jede religiöse und okkulte Überlieferung enthält, ist exakt und diese zu behandeln haben wir in einem Buch vom persönlichen Leben Anlaß: ich meine die Lehre, gemäß welcher das, was eigentlich gemeint wird, in gewöhnlicher Sprache nicht oder doch nur ganz unvollkommen wiederzugeben ist — welche Lehre die vorhin festgestellten Mißstände bis zu einem gewissen Grad entschuldigt. Aus der Exaktheit dieser Lehre folgt ihrerseits mit logischer Notwendigkeit die Begründetheit der Unterscheidung zwischen Esoterischem und Exoterischem, welche gleichfalls von aller Religion und aller okkulten Lehre durchgeführt wird. Endlich beweist Erfahrung, daß Kultus, Ritus, irrationale Meditationssymbole, Mantrams und andere Arcana, unter deren Begriff unser Mittelalter dem Profanen undurchsichtige Evokationsmittel für geistige Wirklichkeit zusammenfaßte, wirklich die ursprünglich angemessenen Erd-Formen für das Erleben und Ausleben der tiefsten geistigen Wirklichkeit im Menschen sind. Zur Behandlung dieser Fragen haben wir alle Ursache, weil Intellektualisierten nur auf diesem Wege echtes Verständnis der wahren Beziehung der religiösen zur empirischen Wirklichkeit erreichbar sein dürfte.

Die gewöhnliche Sprache bringt das Tiefste darum schwer zum Ausdruck, weil sie so überwiegend ein Verständigungsmittel darstellt, daß die tiefste Intention des Wortes allemal durch oberflächliche Bedeutungen und Bedeutungszusammenhänge überschichtet erscheint, an welchen die Aufmerksamkeit unwillkürlich haften bleibt. Wer sich in den ursprünglichen Geist der Sprache zu versenken fähig ist, der kann freilich aus dem Wort, in nur geringer Übertreibung ausgedrückt, alle gestaltete Welt herauslesen. Doch die erforderliche Fähigkeit eignet eben nur dem, welcher über die Notwendigkeit der Ex-

plikation innerlich hinaus ist (*AV, V*); und der wiederum findet natürlicherweise schwer den Ansporn in sich zu gemeinverständlicher Ausdrucksweise. Man gedenke nur der selbstverständlichen Art, mit welcher Astrologen in der „Sternensprache“ miteinander verkehren: eben weil sie das können, wissen sie sich denen, welchen diese Ausdrucksart nicht angemessen ist, schwer auch nur einigermaßen verständlich zu machen. Aus dem hiermit verständlich gewordenen Grund hat zur Vermittlung des Erlebens von Tiefst-Geistigem früh oder spät überall eine besondere sakrale Sprache gedient. Meist war sie nur eine alte oder archaische Sprache eigener Tradition, aber schon die also geschaffene Distanz hat erfahrungsgemäß dazu verholfen, die Gewohnheit, im Wort nur eine Scheidemünze für praktisch-irdischen Verkehr zu sehen, im Falle ihrer Benutzung zu überwinden und also das Gemüt dem religiös Gemeinten zu öffnen. In diesem Sinne ist die Bedeutung des Lutherischen Wortlauts für das Bibel-Erleben deutscher Menschen schwer zu überschätzen. Ob Luther allemal richtig übersetzt hat, ist ein kaum ernstzunehmendes Argument neben jenen anderen, daß Luther wirklich vom Geist der Schrift ergriffen war und so gewissermaßen in Zungen redete, und daß seine Sprache heutigen Deutschen nicht ihre Alltagssprache bedeutet. — Da nun die Notwendigkeit oder das Bedürfnis, weitere Kreise am Erleben tieferer geistiger Wirklichkeit teilnehmen zu lassen, auf irgendeiner Stufe überall zur Annahme einer gemeinsamen Sprache für alle, für Wissende und Nicht-Wissende, Verstehende und Nicht-Verstehende geführt hat, so hat das ganz von selbst überall zu einer Scheidung zwischen esoterischer und exoterischer Bedeutung übergeleitet, die sich beide im (meines Wissens nur in Indien je verwirklichten) Idealfall wirklich genau entsprechen, insofern die exoterische Deutung in der Sprache elementarer Psychologie tatsächlich Gleichsinniges und Gleichwirkendes ausdrückt, wie die esoterische in Wissenden gemäßer Sprache.¹

¹ Über Exo- und Esoterik enthalten die verständlichsten und klarst formulierten Darlegungen aus neuerer Zeit die schon mehrfach zitierten

Und nun zum wichtigsten Probleme, nämlich zu dem, warum Ritus, Kultus, irrationale Meditationssymbole, Mantrams und sonstige Arcana erfahrungsgemäß den angemessensten Erd-Ausdruck für transzendente Wirklichkeit darstellen. Die Hauptursachen dessen sind die folgenden. Wer dieses Buch aufmerksam las, vor allem aber, wer die Grund-Intention von „Schöpferische Erkenntnis“, „Wiedergeburt“ und „Menschen als Sinnbilder“ verstanden hat, muß wissen, daß kein bestimmter „Sinn“ jemals ein letztes Wort darstellt; jeder kann durchschaut und damit zum Ausdrucksmittel werden für tieferliegende Sinnesinstanzen. Im übrigen spiegeln alle „Sinne“ einander, so daß auch uneigentlicher Ausdruck allemal viel mehr sagen kann, als unmittelbar in ihm enthalten ist. Diese zwei Erwägungen genügen zur grundsätzlichen Erklärung der Angemessenheit jeglichen Arcanums, sobald weniger die Normal-sprache als solche, als die psychologische Schwierigkeit, durch sie hindurch anderes als an der Oberfläche Liegendes zu verstehen, die Vermittlung der intendierten Einsicht hindert. Dann muß in erster Linie ein Anreiz zur Anspannung des Geists zum Zweck der Eigen-Sinnegebung, oder, was praktisch auf das gleiche herauskommt (der Unterschied liegt nur in den zwei verschiedenen Menschentypen, von denen jeder auf besondere, dem anderen entgegengesetzte Weise das gleiche erzielt), ein Anreiz zu völlig passiver und gelöster Hingabe an zunächst unverstandene Formen gegeben werden. Eben dies leistet die Verstand und Vernunft unfaßbare Form. Ihr Sinn ist gerade der, daß sie dank ihrer Eigenart „Weg-Erklären“ unmöglich macht. — Die zweite Hauptursache des Soseins der traditionellen Ausdrucksformen für überweltlich Wirkliches ist die Tatsache, daß der Ur-Ausdruck alles Geists in der Erscheinungswelt das Bild ist, von welchem das Wort nur eine Sonderart darstellt. Dieses Problem steht im Kapitel „Einbruch des

Werke von Ouspensky. Ich identifiziere mich natürlich durchaus nicht mit seinen Deutungen, mache aber darauf aufmerksam, wie völlig anderes er selbstverständlich und zweifellos aufrichtig aus Bergpredigt und Johannes-evangelium herausliest, als kirchliche Autorität.

Geists“ der „Südamerikanischen Meditationen“ von meinem Standpunkt so erschöpfend behandelt, daß ich an dieser Stelle nichts Besseres tun kann, als darauf zu verweisen. Doch um in erster Instanz die Wahrheit unserer These einzusehen, bedarf es gar keines letzten Verstehens ihres Sinnes: schon jeder Schritt voran, welchen die Tiefenpsychologie macht, erweist mit größerer Evidenz, nicht allein daß die Seele von Bildern und nicht von Tatsachen lebt, sondern daß der Geist aus sich heraus unaufhörlich und unaufhaltsam Bilder schafft gemäß der Grundthese unserer Philosophie, daß auf dem Gebiete geistbestimmten Lebens der Sinn den Tatbestand schafft und nicht umgekehrt. Erst muß Sinn sich offenbaren oder intuitiv sein: im Augenblicke, wo es also „Licht wird“, formt er sich selbst zu ihm gemäßem Bild. In je tieferer Region nun ein sich offenbarendes Sinn seinen Ort hat, desto weniger trägt sein Ur-Ausdruck den Normen des Erd-Lebens Rechnung; das heißt: desto unerklärlicher muß er erscheinen vom Standpunkt von Verstand und Vernunft, desto mehr muß er die Interferenz oder Vermählung der verschiedenartigsten und untereinander inkompatibelsten Sinnesreihen in einem vereinigenden und zusammenfassenden Sinn-Bild verkörpern. Daher unter anderem die Paradoxie jeder religiösen Lehre. Ob Jesus Wahrheiten verkündete, die aller irdischen Klugheit ins Gesicht schlugen, oder Gott Shiva als gütigster Schöpfer und schrecklichster Zerstörer zugleich gilt, Wotan als Allvater und zugleich als der Wendige, der Listige galt, oder ob Prostitution an einen beliebigen Unbekannten den äußersten Reinheitsbeweis der Jungfrau darstellen sollte, wie in Alt-Chaldäa und -Kleinasien — immer und überall ruht der Bedeutungsakzent auf der Selbständigkeit religiösen Sinnes gegenüber aller irdischen Bedeutung. Dies führt uns denn zur dritten Hauptursache für den betrachteten Tatbestand. Die Eigen-Ebene des Geistes ist vom Standpunkt der Erde und deren Schwere das Spiel; das Spiel und nicht die zweckhafte Tat, schon gar nicht die ernsthafte Arbeit. Der Geist, welcher sich einerseits in Bildern auslebt, die der Erlebende wahr- und hinnimmt, kann sich auch aktiv äußern.

Dann transfiguriert er die Erscheinung. Er tut dies zunächst im allgemeinen Sinne des „Lebens als Kunst“ Doch sage ich „zunächst“ nur in Rücksicht auf die Verständnisbereitschaft, welche das vorige Kapitel geschaffen haben sollte: in Wahrheit ist das reinreligiöse „Leben als Kunst“, in Kultus und Ritual ausgedrückt, das ohne jeglichen direkten Bezug zur Erdwirklichkeit steht, der Ur-Ausdruck reinen Geisteslebens überhaupt. Dieses beginnt gerade selbständig; es ist nicht so, daß es sich erst allmählich emanzipierte. Daher der Primat religiösen Lebens bei allen frühen Völkern, in deren Seele der Geist überhaupt einbrach. Daher dessen ursprüngliche Selbständigkeit, die noch heutigen Abendländern so selbstverständlich dünkt, daß diese, ob noch so ungläubig geworden, unwillkürlich zwischen Fest- und Alltagsnorm scharf und reinlich unterscheiden und in der Fest-Norm das Höhere sehen. Jedes Fest nun ist wesentlich Spiel oder genauer Schau-Spiel. Indem es aber das ist, erweist es sich als Normalausdruck rein geistbestimmten Lebens. Es ist unmöglich, rein-geistige Wirklichkeit auf Erden anders auszuleben, ob handelnd, ob erleidend, als in Form von Schau-Spielen, welche außer Zusammenhang mit der Erde und deren Zwecken stehen. Diese Wahrheit steht im Schlußkapitel „Divina Commedia“ der „Südamerikanischen Meditationen“ in für mich abschließender Klarheit auseinandergesetzt, weshalb ich sie hier nicht noch einmal zu behandeln brauche. — Liegen die Dinge nun also, dann ist evident, daß Kultus und Ritus die Primär- und Ur-Ausdrücke von Geistesleben sein müssen. Dann bedeutet die bloße Frage, wie ihre Bedeutung weiter zu erklären oder worauf sie zurückzuführen sei, ein radikales Mißverständnis, ein noch größeres, als im Falle musikalischer Sinneszusammenhänge; man hat entweder das Organ dafür, sie unmittelbar wahrzunehmen und ihrer innezuwerden, oder aber nicht. Dann leuchtet als selbstverständlich ein, daß alle echte Kunst (denn immer gab es auch die bloße Nachahmung und die Freude an dieser, die z. B. bei Affen eine ungeheure Rolle spielen) religiösen Ursprungs ist, und allgemeiner, daß alle Urformen

von Leben aus dem Geist sakralen Charakter tragen müssen.

Mit dem Worte sakral haben wir nun zugleich den Grund- und den Differentialcharakter geistiger Urwirklichkeit mit einem allbekannten Wort bestimmt, das nach dem Vorhergehenden kaum mehr mißverstanden werden wird, durch letzteres jedoch einen neuen Inhalt gewinnt, welcher uns seinerseits ermöglicht, nunmehr zum eigentlichen Thema dieses Kapitels überzugehen: zu dem der Heiligung des persönlichen Lebens. Ganz offenbar hat alle Be-Sinnung des Lebens vom Religiösen her nichts anderes als dessen Heiligung zum Ziel. Andererseits erscheint das Leben des geistbestimmten Menschen dann erst als erfüllt, und sein Leben als Kunst dann erst vollkommen, wenn es ihm gelang, das Natürliche vom Geiste her zu heiligen. Man gedenke nur des Bandes der Ehe und des in diesem Buche über sie Gesagten: dieses eine Beispiel sollte, sofern es verstanden ward, dazu genügen, um das, was ich meine, in erster Instanz einleuchtend erscheinen zu lassen. Und der Hinweis auf das Beispiel der Ehe genügt auch schon dazu, um den Begriff des Heiligen von dem des konfessionell verstandenen Religiösen in erster Instanz zu dissoziieren. Darauf aber kommt es zunächst vor allem an: auf der heutigen Bewußtseitsstufe steht und fällt die Möglichkeit alles geheiligten Lebens mit der psychologischen Möglichkeit dauerhaften Gelingens eben dieser Dissoziation.

Ich möchte meine Leser bitten, das zu Anfang hingeworfene Bild der besonderen Wellenlänge, welche jedem besonderen Lebensstil als dem Formgewordensein einer bestimmten Synthese der verschiedenen Bestandteile des Menschenwesens entspricht, während der Lektüre dieses ganzen Kapitels im Bewußtsein so lebendig als möglich zu erhalten: so wird es mir am leichtesten gelingen, die überpersönlichen Hintergründe erfüllten persönlichen Lebens, so wie sie sich in diesem Kairós darstellen müssen, konkret zu evozieren, obgleich ich mich abstrakter Darlegungen dazu bedienen muß. Eine der gräßlichsten Folgen des unter allen Intellektualisierten grassierenden Wort-

und Buchstabenglaubens ist die, daß sie alle ursprünglich geneigt sind, von „gut eingeführter“ und „gangbarer“ Abstraktion her — absichtlich verwende ich hier die ehrfurchtslosen Worte, die in bezug auf Marktware üblich sind — das Konkrete zu beurteilen, anstatt dieses zunächst als solches zu sehen, so wie es ist, und erst nachträglich einen bekannten abstrakten Begriff darauf anzuwenden. Sinngemäß sollte letzteres überhaupt nur dann geschehen, wenn das Abstrakte unzweifelhaft ganz genau auf das fragliche Konkrete paßt; anderenfalls sollte auf jede Anwendung vorherbestehender Abstraktion verzichtet werden. So wird von Religion, Weltanschauung, Philosophie als wie von ewig seienden platonischen Ideen gesprochen und bestimmte Religion, Weltanschauung und Philosophie — und zusammen mit ihr natürlich auch deren jeweiliger lebendiger Urheber oder Vertreter — danach beurteilt, ob und in welchem Grade sie landläufigem Vorurteil entspricht. Hier geht uns einzig der Fall der Religion an. Und da müssen wir denn der Deutlichkeit halber an erster Stelle die bewußtermaßen übertriebene These aufstellen: es gibt überhaupt keine Religion „im allgemeinen“ im heute im Westen allgemein angenommenen Sinne ewiger Sonder-Geistgestalt. Was es zeitlos gültig gibt, ist einzig die Einstellung auf Überpersönlich-Geistiges und Leben aus diesem heraus überhaupt; alle Sonderausdrucksformen sind Raum- und Zeit-bedingte Erscheinungen. Und werden gleiche Worte für Verschiedensinniges verwendet, so hindert das nur rechtes Verstehen, wenn es dasselbe nicht gar unmöglich macht. Über das oben über Einstellung und Aus-dem-Geist-heraus-Leben Gesagte hinaus gibt es überhaupt keinen Generalnenner für alt-römische und christliche Religiosität, keinen für buddhistische, islamische und konfuzianische, keinen für altgriechische und indische. Religion und Religiosität im christlichen Verstand sind etwas ganz Bestimmtes, und will man heutigen Menschen wirklich klarmachen, was in dieser Wende auf geistlichem Gebiete vor sich geht, dann darf man nicht sagen, die traditionelle Religion oder Religiosität mache neuer Platz: dann muß man

vielmehr sagen, obschon es nicht vollkommen richtig ist — aber der ganze Wert abgezogener und als solcher niemals wirklichkeitsgemäßer Begriffe liegt ja darin, daß sie zu konkretem Verständnis des Konkreten hinleiten —: daß wir augenscheinlich in ein nicht-religiöses Zeitalter einmünden. Eine neuartige Beziehung zum tiefst-Geistigen bahnt sich an. Im Kapitel „Das religiöse Problem“ von „Wiedergeburt“ legte ich bei der Bestimmung dieses Neuen den Hauptnachdruck auf die Verstehenskomponente; in späteren Reden und Vorträgen drückte ich das gleiche so aus, daß der blinde Glaube von einst fortan zu sehendem Glauben werden müsse. Doch da ich hier, nicht ohne meine Schuld, des öfteren mißverstanden worden bin, so will ich in diesem Kapitel den Nachdruck anders legen. Beim heutigen für die Vorhut der Menschheit charakteristischen Wachheitszustand ist es ganz selbstverständlich, daß alles überhaupt Verstehbare verständlich gefaßt werden muß. Eben darum versteht es sich von selbst, daß alle künftige Religion nicht im Buchstaben und Dogma, sondern in dem ihnen zugrunde liegenden Sinn fundiert werden muß (*SE, I, I, W, B, 2*). Es gibt kein bestimmtes Dogma, das nicht durchschaut, kein Wort, in dessen Hintergründe nicht hineingeleuchtet werden könnte; unsere Sprache ist mit der des Weltschöpfers unter allen Umständen inkommensurabel. Wie ich es einmal ausdrückte: wohl mag die Heilige Schrift Gottes Wort enthalten, keinesfalls aber Gottes Sinn. Doch nicht in diesem Logischen liegt der radikale Unterschied gegenüber der christlichen Ära. Gerade diese hat ja von vornherein die Offenbarung auch zu verstehen getrachtet — man gedenke nicht allein des Thomas von Aquin, sondern gerade der frühesten hellenischen und anatolischen Theologen — und schon in frühester Zeit hat sie sogar die geistige Selbständigkeit, welche heute zur neuen Norm wird, als Ziel im Geist vorweggenommen. Das gegenüber der christlichen Ära Neue ist, daß der Nachdruck vom Glauben fort auf das Sein zurückverlegt zu werden beginnt, woselbst er in der Antike lag. Daß also die spezifisch lunare

christliche Ära in eine neue Ära solarer Artung einmündet.

Ich benutze die Begriffe solar und lunar, weil diese meinem Leserkreis durch Julius Evolas „Rivolta contra il mondo moderno“, deren deutsche Ausgabe die Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart herausgebracht hat, neu gegenwärtig geworden sein dürften. Doch beeile ich mich, als erstes zu bemerken, daß ich mich mit Evolas besonderer Konstruktion in keiner Weise identifiziere, und schon gar nicht mit seiner Grundintention. Evola geht vom Vorurteil aus, daß es überall auf Erden ursprünglich eine herrliche sakrale Welt solarer Signatur gegeben hätte, welche später in der Entartung lunar wurde. Diese Auffassung ist nicht gegenständlicher, als die Vorstellung von einem goldenen Zeitalter, aus welchem das Menschengeschlecht im Laufe der Jahrtausende in immer tiefere Niederungen hinabgesunken sei und weiter sinke. Auch bedeutet Lunarität als solche gegenüber der Solarität kein Minderwertiges. Denken wir an unsere Betrachtungen über Kreuz und Adler zurück: nur in des ersteren Zeichen gibt es Wachstum im Geiste der Wahrhaftigkeit und Aufstieg Höherem zu — und das Christentum ist die lunare Religion par excellence. Über das gegenseitige Verhältnis von Solarität und Lunarität ist in erster Instanz nur dies zu sagen. Jene entspricht ursprünglicher Täter-Einstellung; wer in solcher geistbestimmt ist, der verkörpert Geist und strahlt ihn aus, er stellt ihn nicht als ein Außer-Sich vor. Diese entspricht hingebender Einstellung auf ein Außer-Sich; der Lunare verkörpert nicht Geist, sondern er will von ihm ergriffen werden. Er legt allen Nachdruck in sich auf sein Pathos, der Solare hingegen auf sein Ethos. Wir wissen nun, daß Ethos und Pathos Polen im Menschenwesen entsprechen, welche sich wechselseitig bedingen, evozieren, durch Spannung aktiv erhalten und deshalb gleich notwendig sind im Kräftespiel der lebendigen Einheit; wir wissen ferner, daß jede Sonderform des Gleichgewichtes zwischen beiden Polen, welche überhaupt Gleichgewicht bedeutet, als biologisch gleichberechtigt gelten muß: schon darum ist es grundsätzlich verfehlt, den

Glaubenden niedriger einzuschätzen als den Seienden. Wer wagt es zu behaupten, der Heilige, der Philosoph sei weniger als der Held, wo alle Werte, an welchen das Menschengeschlecht sich zeitlos orientiert, von jenen Typen gefunden oder geschaffen worden sind? — Endgültig nun erledigt Evolas Vorurteile kritische Besinnung auf das wahre Verhältnis von Sein und Glauben — und alle religiöse Lunarität muß auf den Glauben den Hauptnachdruck legen. Wie ich's schon 1906 im Kapitel „Das Problem des Glaubens“ meiner „Unsterblichkeit“ bestimmte, stellen Sein und Glauben richtige Entsprechungen dar. Auf der Projektionsebene der Vorstellung „setzt“ Glaube eben das, was auf derjenigen unmittelbaren Lebens das Sein ist; umgekehrt ist Sein das Äquivalent des Glaubens auf der Ebene unmittelbaren Daseins. Wie innig dieses Wechselverhältnis ist, erhellt daraus, daß sobald ein solarer Mensch, sonach ein solcher, bei welchem der ganze Nachdruck auf seinem Sein liegt, sich selber vorstellt, er sich als Glaubenden bestimmen muß: in erster Linie glaubt er an sich; und daß umgekehrt jedem Glaubenden das Sein oder Wirklich-Sein seines Glaubensgegenstandes die entscheidende Grundvoraussetzung ist. Und zwar nicht im Sinne des Für-wahr-Haltens, als welches grundsätzlich immer durch Argumente erschüttert werden kann, sondern im Sinne eben des echten Glaubens, das heißt des völlig irrationalen und darum von Argumenten überhaupt nicht berührbaren freien „Setzens“ bestimmter Wirklichkeit. Das also von ihm Gesetzte ist für den wahrhaft Glaubenden ebenso unbedingt da, wie jedes Sein für sich unbedingt da ist. Hier erscheint denn der Glaubende vom Seienden überhaupt nicht grundsätzlich unterschieden. Wesensverschieden ist er desto mehr vom Denkenden, denn dem Denken ist alles, was es feststellt, nur relativ existent; es lebt vom Relativieren, Unbedingtheit kennt es nicht und kann es nicht anerkennen. Darum kann Denken unmöglich Sein fundieren. Aus allem diesem folgt, noch einmal, daß es sich bei Solarität und Lunarität überhaupt nicht um Höher- und Geringerwertiges handelt, sondern um verschiedene Einstellungen der Psyche, von denen die eine die andere als Er-

gänzung voraussetzt, in der Simultaneität oder in der Sukzession, und von denen jede auf besondere Weise eine Auswirkung des ganzen Menschen möglich macht. Rang und Grad dieser Auswirkung hängen nicht von der Einstellung als solcher, sondern der Kraft und Tiefe ab, die sich in ihr manifestiert. Allenfalls gebührt der Lunarität die absolute Vorzugstellung. Dies wäre dann der Fall, wenn objektiv wahr sein sollte, daß Wachsen über das bisherige Menschentum hinaus das eigentliche Ziel des Menschendaseins ist, wenn also Ergriffenwerden für den Fortschritt und Aufstieg wichtiger ist als Ergreifen, wenn in der Erkenntnis und nicht in Tat und Sieg der eigentliche Sinn des Menschenlebens liegt und in der Verwandlung sein einziges Heil.

Dieses erkenntnistheoretisch Grundsätzliche mußten wir vorausschicken, um verderblichem Mißverstehen vorzubeugen. Nunmehr können wir uns unbefangen dem Problem der neuen Solarität zuwenden, die unserer Überzeugung nach die Lunarität der christlichen Ära für die nächste Zeit abzulösen bestimmt ist. Schon 1911, in dem in jenem Jahre verfaßten Adyar-Kapitel des Reisetagebuches, schrieb ich anläßlich einer Kritik der theologischen Bewegung, die Menschenwelt münde offenbar in ein extrem-männliches Zeitalter ein: was damals unbegründete Prophetie schien, liegt heute als Tatsache jedermann vor Augen. Der Mann als Grundtypus ist nun eben das, was man solar heißt, gegenüber der als Grundtypus lunaren Frau. Vergegenwärtigen wir uns nunmehr die allgemeine Lebensanschauung, welche gleichmäßig, mit nur sehr geringen Varianten, für alle sakral-solaren Zeiten gegolten hat. Da erscheint das Dasein nicht auf ein fernes Göttliches hingeordnet, sondern Menschen selbst gelten als Götter. Ihr menschliches Sein und Dasein als solches ist geweiht, und nicht zwar von anderem Höheren, sondern an sich. Darum kann es seinerseits weihen; von sich aus heiligt es alles, was es berührt, tut und läßt. Unter diesen Umständen muß von solchen Göttermenschen geführter Krieg ein Heiliges sein, gerade weil er empirisch Greuel bedeutet, und sakrales Menschenopfer Höchsta Ausdruck des Gleichen. Dann muß

Sieg nicht materielle Überlegenheit, sondern heiligeren Geist beweisen, weshalb es selbstverständlich ist, daß er alles frühere Recht ipso facto aufhebt und den Sieger zu einem Jüngsten Gericht ermächtigt. Dann muß das Spiel, als Ur-Ausdruck des Geists, ein Heiliges, ein dem sogenannten ernsthaften Leben gegenüber Höherwertiges sein, als was es noch dem kaiserlichen Rom galt. Dann muß gerade grausamem Spiel sakraler Charakter eignen, denn gerade dieses erweist die unbedingte Überlegenheit des Geistessohnes über alle menschliche Schwäche. Dann muß auch Glück Sakralität beweisen, ja, dann müssen Sein, Wille und Glück letztlich ein und dasselbe sein. So gibt es in einer der alten kaukasischen Sprachen nur ein Wort für Glück und Mut. Dann kann der Heldentod nur als mors triumphans vorgestellt werden und Niederlage nur als Gottesurteil. Unter solaren Voraussetzungen ist der Mensch wirklich restlos eins mit seinem Schicksal, dann hat er ein Recht, sich restlos als den zu bejahen, als der er empirisch erscheint, und keines, sich je über sein Schicksal zu beklagen. Dann beweist Stellung entsprechendes Sein, dann erscheint kein Begriff gegenständlicher gebildet, als der des römischen Divus Imperator, von dem das mittelalterliche Gottesgnadentum einen letzten Abglanz aufbewahrt — während die gleiche Auffassung die Sklaverei vollkommen rechtfertigt. Dann bedeutet alle Gerechtigkeit letztendlich Gnade, auf welche zu rechnen niemand je ein Recht hat, genau so wie noch heutigen echt Wort-gläubigen Christen Gottes Gerechtigkeit nichts anderes als Gnade bedeutet. Denn immer wird ihrerseits ein schreckliches Gottesgericht als mögliche Alternative empfunden und undiskutiert als gerecht anerkannt.

— In einer solchen Welt erscheint der Geist restlos verkörpert; er wird durchaus personal vorgestellt, keine sachliche Erwägung reicht an sein Wesen überhaupt heran. Aber trotz dieser restlosen Verkörpertheit liegt aller Akzent in echt solaren Zeiten dennoch auf dem Geist. Von Naturalismus findet sich keine Spur. Die Weihe, nicht das Blut als solches, macht den König; der Emporkömmling wird durch seinen heiligen Sieg geweiht,

der vormals Legitime geht mit seiner Niederlage der einzig entscheidenden Weihe verlustig. Aller echte Adel entstand in solar gesinnter Zeit, und allemal war der ursprüngliche Sinn bevorrechteten Blutes nicht der, daß einer von sehr vielen vom Erdstandpunkt Hochgeborenen, und ob sie im übrigen noch so vollkommene Esel waren, abstammte, sondern daß einige Geschlechter im Unterschied von anderen von Göttern ihren Ursprung herleiteten und diese geistige Weihe dem Blut besondere Tugend verlieh. Doch verlieh sie ihm solche nur bis zu dem Tag, da Versagen Verlust der Geweihtheit dartat. Besiegte Könige wurden selbstverständlich zu niedersten Sklaven degradiert, und in unserer Zeit bewahrt am meisten vom alt-solaren Gedanken nicht das germanische Vorurteil zugunsten alten Bluts, sondern die chinesische Idee, daß der Enkel den Ahnherrn adelt und somit persönlich verantwortet für die Stellung, die seine längst verstorbenen Vorfahren im Jenseits innehaben. Doch den verständlichsten Beweis für den geistigen Ursprung ursprünglichen Adelsbegriffs bietet die alt-römische Vorstellung des Edelmannes als dessen, welcher ein Recht auf Riten hat. Ritual und Kult galten als die eigentliche Daseinsebene höheren Lebens. Im König oder Kaiser erlebte diese Vorstellung ihre äußerste Aufgipfelung: sein Leben bestand ganz und gar in Riten und Zeremonien. Auch hier bietet Alt-China das extremste Beispiel für den wahren Sinn der Solarität: wenn der Kaiser am Himmelsaltar die heiligen Handlungen richtig ausführt, dann wird es allemal zur rechten Zeit im Jahre regnen; jeder Form-Fehler des Himmelssohns bringt, umgekehrt, die Weltordnung ins Wanken.

Nun ist klar, daß nicht alles Leben also geweiht sein kann. Darum erkennt jede solare Ordnung die Ideen der Hierarchie und des Privilegs als undiskutierte Grundlagen an. Doch privilegiert wird der Absicht nach immer nur Geist; alle echt-solare Hierarchie stuft ihrer Idee nach ausschließlich gemäß wirklicher Überlegenheit im Sinne geistigen Mehr-Seins ab. Es ist hier ganz einerlei, welchem Aspekt des Geistes jeweils der Vorrang zuerkannt wird: dem Mut, dem Glauben, der Heiligkeit,

Weisheit, Gerechtigkeit oder künstlerischer Schöpferkraft — für den Vorrang jeder dieser Aspekte gibt es in der Geschichte Beispiele —: das Wesentliche ist, daß niemals als Natürliches, sondern einzig ein als Geist-entsprossen und -verkörpert Vorgestelltes in einer echt solaren Welt den Rang bestimmt. So machte in der großen Zeit des Rittertums die Weihe und nicht schon die Ritterbürtigkeit als solche den Ritter, weswegen dazumal auch niedrig Geborene auf Grund erwiesenen höheren Seins zu Rittern geweiht werden konnten. Mit am deutlichsten erkennt man, wie die Dinge in Wahrheit lagen, an jener Zeit der Götterdämmerung europäischer Solarität, da Papst und Kaiser miteinander rangen. Der Papst kämpfte damals überhaupt nicht für sein Sacerdotium, als welches ihm niemand streitig machte, sondern um das Regnum. Dessen Idee hatte er vom alten Rom geerbt, und tatsächlich ist die römisch-katholische Kirche noch heute, vom Papste her gesehen, eine Institution solareren Geists, als es alle sonstigen Lebensordnungen Europas sind; im besonderen verkörpert die katholische Priesterhierarchie, durch Weihe investiert, als letzte Aristokratie Europas den alten Weihegedanken. Doch der Kaiser erhob seinerseits auf Gleiches Anspruch wie der Papst; er vertrat, solange heiliger Sieg es ihm erlaubte, die alt-römische Idee, daß das Sacerdotium dem Regnum unterstehe; sonach vertrat er das gleiche wie der Papst, nur eben in anderer Gewichtsverteilung. Indem er die Justitia personifizierte, fühlte der Imperator sich nicht minder göttlich inspiriert als der segnende und bannende Pontifex, als Erdbeherrscher aber durchaus Geist-geweiht, nicht von Natur aus zu seiner Stellung bestimmt. So ward jeder Versuch, eine Erblichkeit der Kaiserdynastie zu begründen, von jener Zeit mit vollem Recht als Sakrileg empfunden. Sintemalen nun die christlichen Voraussetzungen als solche lunar waren, so konnte sich die europäische Solarität unmöglich halten, weder in Gestalt des Kaisers, noch auch in der des Papstes. Mit Heinrich IV. ward das Kaisertum in die Stellung christlicher Demut gegenüber dem Stellvertreter Christi gezwungen, aber gleichzeitig verlor auch der Papst den

moralischen Anspruch auf das Regnum: in einer wirklich auf christliche Voraussetzungen bezogenen Weltordnung konnte er allerhöchstens Mittler sein zwischen Mensch und Christus, gleichwie Jesus Christus einmalig Mittler geworden war zwischen Menschengeschlecht und Gott. Je mehr nun im Verfolg die Idee der Weihe an Prestige verlor, desto unaufhaltsamer und schneller setzte Vernatürlichung alles ursprünglich Sakralen ein. Der Adel mit dem gesalbten Fürsten an seiner Spitze, der nur mehr als *primus inter pares* galt, wurde zum reinen Blutsverband, immer mehr auf sein Kasteninteresse bedacht; alle in Persönlichkeiten verkörperten Aspekte solarer Macht und Gnade versachlichten immer mehr zu Ämtern, wie sie es heute sind, das heißt zu unpersönlichen Machtzentren ohne jeden Weihehintergrund, welchen Geist-geborene Vollmacht schuf. Eine solare Welt kann nur personal sein, eben weil Geist als Substanz nur personal ist, oder aber nicht ist. Jedesmal freilich, wo das Schicksal einen übernatürlich groß wirkenden zu Macht und hoher Autorität berief, lebte für diesen besonderen Fall die alte Bereitschaft, solare Berufung anzuerkennen, wieder auf. Das ist auch heute nicht anders. Doch eine allgemeine Ordnung des Lebens auf Grund auf Erden verkörperten seienden und ausstrahlenden, im Unterschied von in jenseitiger Ferne thronenden und im irdischen Verstande letztlich ohnmächtigen Geistes, konnte nicht wieder aufleben.

Warum überhaupt das christliche Kreuz die solare Adler-Welt besiegen mußte, sahen wir im Leiden-Kapitel. Diese Frage beschäftigt uns in diesem Zusammenhang auch nicht mehr direkt. Doch ist es gut, wenn wir hier einiges von dem nachtragen, was damals unberührt bleiben mußte, denn das wird uns den Weg zur Erkenntnis dessen ebnen, inwiefern Solarität im alten Sinn auf Erden nie mehr wiedererstehen kann. Ohne jeden Zweifel hat es Menschen gegeben, die, verglichen mit allen ihren Zeitgenossen, als Übermenschen wirkten und denen damals die Theorie solaren Rechts auf Macht und Autorität in hohem Grade entsprach. Doch wenn wir den Eindruck haben, als seien die Größten frühester Zeit in später nie wieder erreich-

tem Ausmaß gewaltig gewesen, so liegt dies zu einem erheblichen Teil daran, daß der Abstand zwischen dem ursprünglich wissenden Genie und der Masse in frühesten Zeiten sehr viel größer noch war als späterhin und daß durch Achtung vor Tatsachen weniger gehemmte Einbildungskraft das Wirkliche unbedenklicher steigerte. Und unter gar keinen Umständen entsprach es je dem Sinn der Wirklichkeit, von dem her, was wenigen gemäß ist, ganze Völker zusammenzufassen. Geistiger Wert, Schicksal, Wille und Glück stehen, mit Ausnahme einiger weniger unter Abermillionen, tatsächlich nicht in dem Verhältnis zueinander, wie dies die großen solaren Zeiten annahmen. Riten bedeuten nicht wirklich das, was die alten Römer in ihnen sahen, Sieg ist nicht Gottesurteil und ermächtigt nie zu einem Jüngsten Gericht. Endlich gilt der Wille eines, soviel einsichtsvoller er sei, als solcher nie für alle — wo immer die innere Freiheit jedes Menschen unberücksichtigt bleibt, ist eine Lebensordnung letztlich widersinnig. So mußte solare Geistigkeit auf die Dauer überall, gerade wo Geistbewußtsein wachblieb, lunarer Platz machen. Gerade um den Glauben an den Primat geistiger Wirklichkeit zu erhalten, mußte auf die Dauer zwischen Natur und transzendenter Geisteswelt unterschieden werden. Nun betete man zu Göttern im Himmel, man betete nicht mehr in Menschen verkörperte Götter an, oder wenn doch noch, so wie dies heute noch gelegentlich in Indien geschieht, in klarer Erkenntnis dessen, daß der Mensch als solcher dank dem Göttlichen, welches hinter ihm steht oder durch ihn hindurchscheint, nicht ehrwürdiger wird. Den Extremausdruck einer lunaren Religion stellt das Christentum dar, allwo ein zu himmlischem Dasein erhöhter Gottmensch alle Eigenschaften solarer Geweihtheit in sich vereinigt, alle anderen jedoch liebend und glaubend der Gnade und Erleuchtung harrend sich ihm hingeben sollen. Und einzigartig tief versinnbildlicht der Christusmythos den Übergang von der Erd- zur Geistwelt, so wie er sich von lunarer Einstellung her darstellt. Gott verkörperte sich auf Erden im Menschensohn, der als solcher nichts als Mensch und kein solarer Übermensch war; auf Erden scheiterte dieser, und sein

Ende war eins der tiefsten Schmach. Doch gerade das auf sich genommene Kreuz transsubstantierte ihn alsdann zum reinen Gotte. Hier liegt denn auch das geistige Vorbild aller der Mysterien, welche eine Verwandlung und Transsubstantiation des Menschen bewirken sollen.¹ Freilich gab es solche schon lange vor christlicher Zeit; ja, wahrscheinlich gab es sie in kleinsten Kreisen Eingeweihter seit dem ersten Einbruch metaphysischen Geists ins seelisch bestimmte Bewußtsein. Nichtsdestoweniger bleibt Christi Tod und Auferstehung aller Mysterien ewiges Prototyp. Die Mysterien bereiteten das vor, was mit dem Christus-Glauben zur historisch bestimmenden Macht ward, und nicht zwar im Sinn von Vorläufertum, sondern in dem, daß enge Kreise von jeher Gleiches wußten und betrieben. Von lunarer Einstellung her gibt es überhaupt nur den Weg der Transsubstantiation, um als Sein, nicht nur als Erlebnis, übermenschlichen Geists teilhaftig zu werden. Von hier aus ersehen wir denn mit letzter Klarheit, inwiefern die christliche Einstellung einen absoluten Fortschritt bedeutete gegenüber der vorchristlichen Solarität, obgleich auch sie als letztes Ziel Transfiguration zu solarem Sein anstrebte: wohl mag es einzelne Gott-Menschen geben — eine Auffassung, die bestimmten Kasten andauernd gotthaftes Sein zuerkennt, ist grundsätzlich nicht Wirklichkeits-gemäß.

So mußte der Weg der Vergeistigung von der Ur-Solarität fort zunächst zu vorherrschender Lunarität führen. Doch andererseits: eines fehlt jeder lunar bestimmten Welt, und am meisten von allen der christlichen: die Ganzheit. Es war logisch unvermeidlich und organisches Schicksal, daß Kirche und Staat und geistliches und weltliches Leben sich immer schroffer voneinander abschieden, sich immer mehr im Ausdruck voneinander differenzierten und in immer unübersteigbarer voneinander abgehegten Gebieten ihren natürlichen Wirkungskreis fanden. So konnte die christliche Welt nicht umhin, sich immer

¹ Als gute Darstellung der Gesamtheit des Mysterienwesens empfehle ich August Horneffers *Symbolik der Mysterienbünde*, Prien 1924, Kampmann und Schnabel Verlag.

mehr zu entheiligen; so konnte der nicht unmittelbar auf Gott beziehbare Geist nicht umhin, immer mehr zu versachlichen. Im gleichen Verstand entsprach es logischem Fatum, daß Wissenschaft es schließlich unternahm, Religion zu ersetzen, ja daß sie zuletzt die bloße Existenz selbständigen substantiellen Geistes anzweifelte. Ließ dann überdies die Kraft des Glaubens nach, welcher reine Geist-Ordnung wenigstens im Jenseits als lebendig und bestimmend weiter setzte — dann stand das Leben nicht nur entheiligt, sondern direkt entgeistet da.

In einer solchen Welt, die ich nur ganz wenig übertreibend schildere, leben wir heute. Völlig hemmungsloser Krieg, unmenschliche Übermacht der Geldinteressen, Gottlosenbewegung, Intellektualismus und Materialismus, Amoralität, Ehrfurchtslosigkeit dem Menschen, Unverständnis seiner Seele gegenüber — während innerhalb der Mauern ihrer Heiligtümer geistliche Hirten und deren Herden weiter so tun, als sei nichts anders geworden — gehören als Symptome gleicher Krankheit allesamt organisch zusammen. Und da täusche man sich nicht: die traditionelle lunare Welt ist überhaupt nicht wieder aufzubauen. Die Kollektivpsyche hat sich gewandelt. Sie glaubt an die alten Dogmen nicht mehr so fest, als nötig wäre, um jene Zerrissenheit zwischen Geist und Erde, welche der Christenglaube setzte, als wohltätige Spannung auszuhalten. Die heutige Kollektivpsyche sieht im Irdischen kein Vorläufiges und Minderwertiges mehr, überhaupt fehlen heute alle die Voraussetzungen, welche seinerzeit Bekehrung zum Christentum als psychologisch richtige, ja einzig mögliche Lösung erscheinen ließen. Heute sind der Mehrheit der für die Zukunft bedeutsamen Menschen die Nachteile christlicher Lunarität im selben Sinne klar geworden, wie vor zweitausend Jahren diejenigen der heidnischen Solarität. Wohl gibt es Kreise, welche gerade heute von Mysterienwesen in gleichem oder ähnlichem Sinn das Heil erhoffen, wie es tatsächlich am Ende der Antike von ihm kam. Doch diese irren: gerade die Typen, die sich dahin gezogen fühlen, zählen am wenigsten

für den weiteren Aufstieg des Menschengeschlechts dem Geiste zu. Die psychologische Lage ist heute eine ganz andere, als vor zweitausend Jahren, ja sie ist jener in einigen Hinsichten diametral entgegengesetzt (*SE, III, A, 3*). Heute kann nur Vertiefung und Heiligung der Menschen-Natur, wie sie ist, keine Überwindung dieser als eines Vorläufigen, Heil bringen. Heute liegt gerade das spirituelle Ziel nicht im Himmel, sondern auf Erden. Deswegen liegt das Heil heute auch in keinerlei traditionellen Kult-Übung. Es soll doch gerade die Zerrissenheit zwischen Geist und Erde aufgehoben werden: damit aber wird fernere Bejahung einer Dauerscheidung zwischen Eso- und Exoterischem, Immanentem und Transzendente-m, Sakralem und Profanem, geheimem und offensichtlichem Leben unmöglich. Freilich behalten viele Formen ihren Sinn und Wert. Nachdem ich die Schule der Weisheit gegründet hatte, bemerkte ich bald, daß viele, die sich zu mir hingezogen fühlten, ein starkes Bedürfnis nach dem spürten, was in der protestantischen Kirche noch als Liturgie lebt, welches Bedürfnis mir vollkommen fehlt. Und da sagte ich einmal meinem Mitarbeiter am Buch „Das Okkulte“, Dr. Karl Happich, wenn soviele Menschen das Bedürfnis nach Riten und Exerzitien fühlten, müsse es doch auch welche geben, die dank besonderer Begabung solche zu erfinden fähig wären. Er erwiderte mir: In unserer nächsten Nähe gibt es einen. Den ließ ich mir sofort kommen: es war der jetzige Direktor des China-Instituts zu Frankfurt a. M., Erwin Rousselle. Der besaß in der Tat eine Medizin-Mann-artige Fähigkeit, neue geistige Inhalte in solche Formen zu gießen, wie sie den unbewußten Bildekräften im Menschen entsprechen. Solange Rousselle mein Mitarbeiter war, fanden in Darmstadt Exerzitienkurse statt, welche sich äußerlich von den in alten Mysterienbünden üblichen kaum unterschieden. Aber gar bald gewahrte ich, daß sogar deutlichste und betonteste Neu-Besinnung der alten Formen dieselben nicht als Wege zum Heile neu beleben kann. Das „sinnbildliche Leben“, welches sie bedeuten, ist nicht mehr das, welches die heutige Vorhut der Menschen aufwärts führen

kann.¹ Diese Formen bilden heute zurück, indem sie den, welcher sich ihnen hingibt, dazu verleiten, im Geist überlebter Zustände sein Heil zu suchen. Wie überlebt die alten Formen in diesem Sinne sind, beweisen die Geister der heutigen Theosophie und Freimaurerei (um nur diese beiden Bünde zu nennen, aber was ich sage, gilt von schlechthin allen ähnlichen

¹ Das „sinnbildliche Leben“, in dem allein ich mögliches Zukunftsheil sehe, bestimmte mein 1923 geschriebener, besonders für die Teilnehmer an den von Erwin Rousselle geleiteten Exerzitien-Kursen der Schule der Weisheit bestimmter Aufsatz „Vom sinnbildlichen Leben“ im *Weg zur Vollendung*, Nr. 7, folgendermaßen: „Sinnbildliches Leben ist als sakrales Leben jeder Kirche oder sonstigen Kultgemeinschaft von jeher bekannt. Hier bedeutet es das Nachleben einer vorgegebenen Heilsordnung. Indem der Christ im Lauf des Kirchenjahrs den Rhythmus des Heilsweges in sich aufnimmt und für sich vertritt, indem er im Ritus die Wandlung vom Natürlichen zum Übernatürlichen im Gleichnis durchmacht, wird sein Erdenleben überhaupt zum Sinnbild des Ewigen. Dieser Vorgang ist aber nicht bloß Darstellung oder Schauspielerei (oder braucht es doch nicht zu sein, so oft er es ist), weil Vorstellung Wirklichkeit schafft und der Glaube an die Wirklichkeitsgemäßheit des Gleichnisses dessen Rhythmus, sofern dieser wirklichkeitsgemäß, dem Leben tatsächlich einbildet. Insofern ist sinnbildliches Leben der Weg zur Sinnesverwirklichung. Derselbe Prozeß nun, der bei einer Gemeinde oder, allgemeiner, Gefolgschaft nur in Form von Nachleben denkbar ist, entrollt sich beim geistigen Führer in der Form von Vorleben. Im letzteren Sinn war jedes Wort, jede Handlung Christi ein Gleichnis. Daß er hierbei betonte, den Buchstaben (das Gesetz) nirgends aufzuheben, sondern nur zu erfüllen, geschah aus zwei Erkenntnissen heraus: erstens, daß neuer Sinn, um sich auszudrücken, grundsätzlich keines neuen Buchstabens bedarf; zweitens, daß gewährte Kontinuität mit der Vergangenheit, gemäß dem Trägheitsgesetz, die Fortdauer in die Zukunft am sichersten gewährleistet.“

Auf der Bewußtseisstufe nun, welche heute geschichtsbestimmend wird, stellt sich jedem ohne Ausnahme die Aufgabe, im letzteren Sinne allein, dem prometheischen im Gegensatz zum epimetheischen, sein Leben zum Gleichnis zu gestalten. Wohl mag jeder, welchem dies frommt, überdies überkommene Ordnung vertreten, aber diese darf ihm fortan nur Unterbau oder Baustoff bedeuten — genau wie die vorgegebene Bilderfolge unserer Exerzitienkurse, in welche jeder den Sinn hineinzulegen hat, der ihm entspricht. Denn wenn es gilt, neuen, tieferen Sinn dem alten Buchstaben einzubilden, wenn dies das eine ist, was allgemein nottut, dann hat jeder, so gering er auch sei, sein persönliches Leben als allge-

Vereinigungen): da wird ernstlich behauptet, erlangte Grade und Weißen bewiesen spirituelles Vorgeschriftensein, wo ich aus genauer Tatsachenkenntnis apodiktisch behaupten kann, daß „Grade“ und „Weißen“ heute nie mehr das allergeringste in bezug aufs Dasein höheren Seinsniveaus beweisen. Und ebenso bewirken die alten noch so Traditions-geheiligten Formen nicht mehr das, was sie einstmals bewirkten; dies gilt auch vom gesamten christlichen Kultus. Aus allen diesen Gründen ist die traditionelle lunare Welt überhaupt nicht wieder aufzubauen.

Heute sind — wir wiederholen den Satz, an den sich die Betrachtungen über die „Mysten“ dieser Tage anschlossen — der

meines Sinnbild aufzufassen; dann verantwortet recht eigentlich jeder für jede Gebärde und jedes Wort in gleichem Grad, wie sonst nur Gottessöhne. Denn Sinn verwirklicht sich allein durch Sinnggebung, und solche vollzieht sich so allein, daß einer Tatsache eine Bedeutung zugeteilt wird, die sie an sich nicht hatte, wodurch sie eben zum Sinnbild oder Gleichnis umgeschaffen wird. Nun fragt sich: wie ist gewöhnlichen Sterblichen solche Schöpfung möglich? Hier weist eine an sich mißverständliche Formulierung Kants den Weg. Dieser vertrat die folgende ethische Grundmaxime — ich zitiere nur sinn-, nicht buchstabengemäß —: jeder handle jederzeit so, daß seine Handlungsweise zum allgemeinen Gesetz erhoben werden könne. Kant ging nun persönlich zwar von der Voraussetzung einer allgemeingültigen, gleichsam statischen Vernunftordnung aus, die wir nicht anerkennen können. Aber sein Denken wurzelte so tief, daß sein Irrtum auch hier, wie überall, ein Sinnbild absoluter Wahrheit ist, weshalb sein Gedanke auch in diesem Fall, ohne den Geist aufgeben zu müssen, einen Wechsel seines Körpers verträgt. So hatte denn Kant vollkommen recht, sofern er das Folgende meinte: jeder benutze jeden gegebenen Tatbestand, ob getan, ob erlitten, dazu, um durch ihn einen tieferen Sinneszusammenhang zum Ausdruck zu bringen. Da bei Erlebnis und Tat nie das Was, sondern einzig das Wie und das Wer, als Koordinaten der Gesinnung, entscheiden, so sind hier möglicher Sinnesverwirklichung überhaupt keine Grenzen gesteckt. Wer da nun weiter weiß, daß Niederlage und Sieg, vom metaphysischen Zentrum gesehen, gleichwertig sind, weil sie einander als Gegenpole bedingen und fordern, und daß keiner, auch der Mächtigste nicht, insofern frei ist, daß er die Tatsachen berufen könnte, welche ihm passen — von diesen muß schlechthin jeder die meisten als Schicksal hinnehmen —, der kann daran nicht mehr zweifeln, daß es in jedes Macht steht, sein äußerlich noch so geringes Leben zum Gleichnis umzuschaffen und damit sein ganzes Dasein auf ein tieferes Zentrum zu-

Mehrheit der für die Zukunft bedeutsamen Menschen die Nachteile christlicher Lunarität im selben Sinne klar geworden, wie vor zweitausend Jahren diejenigen der heidnischen Solarität. Und kein echter geistlicher Führer ist heute Myste. Was schon von Jesus und Buddha galt, welche beide über Ritus und Yoga hinausgewachsen waren, gilt heute für alle Pioniere. Von der ganzen weißen Menschheit aber gilt: Zerrissenheits-müde sehnt sie sich nach neuer Ganzheit. Eine Weile versuchte sie, diese Ganzheit ohne Einbeziehung überweltlichen und überpersönlichen Geists zu realisieren. Einmal sollte die individuelle Vernunft die Ganzheit schaffen, später der fortschrittliche Insti-

rückzubeziehen. Dem wird zugleich klar, daß auch in diesem Zusammenhang die großen Führer der Vergangenheit allen vorgelebt haben: schlechthin jedem könnte (und sollte zugleich) jedes Wort und jede Tat, wie Jesus, zum Gleichnis werden. Um jedoch soweit zu kommen, darf man vor allem eines nicht vergessen: daß, vom Sinne her betrachtet, nur das Original zählt und keinerlei Kopie. Die Bedeutung eines Worts, einer Handlung, bemißt sich ausschließlich darnach, was sie in diesem Falle wirklich bedeutet. Deshalb ist auf der hier gemeinten Bewußtheitsstufe jede Nachahmung, und sei es die Gottes, unmittelbar eine Sünde wider den Heiligen Geist. Nur zu dem ihm Entsprechenden hat der Erwachte irgendein Recht.

Prometheischen Geist, im Gegensatz zum epimetheischen, zu lehren, ist eine der wichtigsten Aufgaben der Schule der Weisheit, denn nur dieser Geist vermag die Welt zu ändern. In unseren Exerzitien wird jeder dazu angehalten, den vorgegebenen Symbolen die ihm entsprechende Bedeutung einzubilden. Meditationssymbole sind nun auch die Programme unserer Tagungen. Die Verteilung und Folge der Vorträge ist jedesmal so, daß sie als solche einen bestimmten Rhythmus in der Seele des Hörers schafft, welcher sie unbewußt unserem Bildungsziel beschleunigt näherführt. Wenn in Darmstadt Typen auftreten, so geschieht dies niemals, um darzustellen, was ist, sondern um einzuleiten, was werden soll. Und das wirksame Sinnbild ist hier niemals der einzelne Redner, sondern seine Rolle im Zusammenklang. Aus der letzten Tagung ergab sich als Ergebnis, wie zwangsläufig, von mir zum Schluß nur formuliert, die Zukunft des Christentums; aus der gleichen die Heiligung der neuentstehenden Arbeiterwelt. Dies war nicht allein möglich, sondern unvermeidlich, weil jene Tagung keinen Kongreß im üblichen Verstand, sondern eine einheitliche symbolische Handlung bedeutet hat, Leben als Gleichnis jedoch der Urquell ist alles geistbestimmten Lebens als Wirklichkeit.“

tutionen schaffende Verstand, dann die Wirtschaft, schließlich die Abtragung aller Unterschiedlichkeit durch Nivellierung nach unten zu. Alle diese Versuche sind als gescheitert erwiesen. Da nun eine Wiedererweckung zum Leben gerade von jüngst Verstorbenem psychologisch unmöglich ist, so sehnt sich der beste Teil der Menschen nach einer Wiedergeburt des Höchsten unter dem zurück, was vor dem Christentum die Lebensordnung bestimmte: nach einer neuen Geistesordnung auf Grund des Prinzips der Solarität.

Ist solche Wiedergeburt möglich? Freilich ist sie möglich. Und sie ist nicht nur möglich, sie ist fällig. Gemäß dem alles Seelenleben bestimmenden Gesetz der Kompensation muß auf eine Epoche extremer Lunarität eine solche der Solarität folgen; diese Begriffe entsprechen ja nicht einander ausschließenden Gegensätzen, sondern korrelativen Polen in der Menschenseele. Und alle Anzeichen auf niederen Ebenen sprechen dafür, daß sie schon angebrochen ist. Die Vermännlichung des Zeitgeists, der neuerwachte Sinn für antike Größe und nordisches Heldentum, für die schöpferische Tat im Gegensatz zum Verstandesbeweis, für Gefahr im Gegensatz zur Geborgenheit — man erinnere sich der Weltschenschen Definition der christlichen Gnade als des Prinzips der „metaphysischen Geborgenheit“ (S. 474) — der neuerwachende Sinn für den Gegensatz „freier Mensch — Sklave“ im Unterschied von dem zwischen Freiheitsrechten und äußerlichem Zwang, die neue Bejahung der Macht als eines geistig Wertvollen, der neue Sinn für den Körper und dessen Schönheit, für die hyperethischen Werte von Kraft und Schönheit überhaupt, für den Wert der Natur als solcher — alle diese Einzelheiten, denen sich noch viele weitere anreihen ließen, sind Anzeichen dessen, daß sich die Welt vorbereitet zu einem Äon neuer Solarität. Allein gerade das Wesentliche, das Entscheidende wird noch gar nicht verstanden: daß eine Solarität, welche positiver zu bewerten wäre als die traditionelle Lunarität, viel tiefere Verwurzelung im Geist erfordert, als diese. Man gedenke nur dieses einen: der Besitz von Macht, Sieg, Schönheit und Glück vitalisiert zunächst

die böse Unterwelt und beschwört diese damit zu hartnäckigster Selbstbehauptung und zu sich immer steigendem Eroberungswillen. Denn all dieses tellurisch Positive erfreut und stärkt zunächst die erdgeborenen Urtriebe, die Gana, die reptilische Kälte, die Selbstsucht, die Eitelkeit, den Vergewaltigungswillen. Es bedarf ganz ungeheurer Kraft, um nicht nur keiner Widerstände zu geistigem Wachstum zu bedürfen, sondern um innerhalb allzu glücklicher Umstände nicht direkt zu verderben. Den Sinn der christlichen Minderbewertung des Reichen hat Leopold Ziegler in seinem „Gestaltwandel der Götter“ ungeheuer vertieft und damit von allem Ressentiment-Beigeschmack gereinigt, da er vom Reichen sagt, „daß er keinen Mitmenschen hat“: bei allzu ausgesprochener Vorzugsstellung im empirischen Leben bestehe keinerlei Gleichung mehr mit anderen, und so läge nichts näher, als in der Fülle zu verhärten und seelisch zu ersticken. Gleiches gilt von jedem allzu positiven Zustand. Alle Erfahrung beweist es: nichts erweist sich als auf die Dauer schwieriger, als allzu große Macht nicht zu mißbrauchen, denn der Machttrieb wächst mit der Macht, alles andere überwuchernd wie ein Krebsgewebe. Weniges hält schwerer, als im Besitz vollkommener Schönheit nicht selbstsüchtig und kalt zu werden bis zur Grenze, wo einer nur mehr sich selber liebt, und nahezu unmöglich scheint es, im Besitz von vollkommener Gesundheit nicht hart und mitleidslos, im Besitz sehr großen frei verfügbaren Reichtums nicht geizig zu werden. Gerade der letzte Fall ist spirituell besonders lehrreich. Kürzlich erst Reichgewordene sind meistens generös. Je länger sie jedoch reich sind, desto ungerner geben sie aus, was nicht zur Schaustellung eben ihres Reichtums dient und sich damit bezahlt macht. Eine Schweizerin, welche dank ihrer Verwandt- und Bekanntschaft mit schwerreichen Patriziern besonders gut Bescheid wußte, sagte mir etwas sehr Tiefes: Geiz sei das schmutzigste aller Laster, viel schmutziger als irgendeine sexuelle Perversität, weil kein Geiziger sich darüber klar ist, daß er einem echten Laster frönt, was doch von jedem Lasterhaften anderer Artung gälte. So dürfte schon diese eine

Erwägung zum Erweis der Existenz eines transsubjektiv-überpersönlichen Geisteskosmos genügen: daß so gut wie keiner auf Erden, der es in irgendeinem Sinne weit bringen sollte, je unter günstiger Anfangskonstellation geboren und von Glücksgütern gesegnet war und daß weitaus die meisten Geistes schöpfer und Geistverkörperer dank irgend welchen Zufällen zeitlebens arm blieben.

Vergegenwärtigen wir uns nunmehr, wie die altrömische Solarität in ihrem Endstadium den Christen erschien: als reiner Satanismus. Und sie war wirklich zuletzt satanisch. In ihrer schrankenlosen Machtausnutzung, ihrer skrupellosen Geldgier, in ihrer vollkommen lieblosen Sachlichkeit gegenüber allen nicht gleichgestellten Personen — man vergesse nicht: der Sklave galt den damaligen Römern buchstäblich als „Sache“ und die allermeisten Bewohner des Westreichs hatten zuletzt den Sklavenstatus —, in der schauerlichen Frivolität ihres Schau-Spielens — der Zirkus war zuletzt der eigentlich sakrale Bezirk —, in ihrer grausamen Wollust und Wollust in der Grausamkeit waren die Mächtigen jener Zeit tatsächlich teuflischen Geists. Kein Wunder daher, daß vor den seherischen Augen der ersten großen Christen nach jener kurzen Frühzeit, da Jesus rasche Wiederkehr erwartet ward, als erste vermeintliche Erfüllung der Idee des Tausendjährigen Reiches nicht der in der Glorie wiedergekehrte Christus, sondern der — Antichrist erschien. Der Übermensch, welcher äußerlich nur Gutes tun, überamerikanischen Wohlstand für alle verbreiten, dem ganzen Menschengeschlechte höchstes Wissen und nie geahnte Macht auf Erden vermitteln, die Krankheit aus der Welt schaffen würde, welcher schön wie ein Engel und gleich der Sonne strahlend — und doch der schlimmste und böseste Feind sein würde des Menschengeschlechts.¹ Und in der Tat: war die römische Solarität zuletzt zu Satanismus geworden, so bestand allerdings die Gefahr, daß unterwegs zum Gottesreich auf Erden zunächst der Antichrist die Führung übernehme. Denn die römische Solarität

¹ Als moderne Re-evokation dieser gewaltigsten aller Visionen aus frühchristlicher Zeit empfehle ich Wladimir Ssolowioffs *Drei Gespräche*.

war dadurch satanisch geworden, daß sie aufgehört hatte, im echten Sinn sakral, das heißt Ausdruck absoluten Geist-Primats zu sein. So droht auch dem heutigen Menschen auf seinem Weg von entgeistetem Zustand her zu neuer echt-sakraler Solarität zunächst äquivalente Gefahr. Das beispiellos Furchtbare unserer Zeit ist nun, daß der unter allen Umständen zeitweilig fällige Satanismus in ihr sich dank dem Verzicht auf Schönheit, welchen die Wahrheits-fanatische Westwelt, freilich ohne es zu wissen, ausgesprochen hat (*AV, XVI*), einen viel höllischeren Aspekt gewinnen muß, als er irgendeinem vorchristlichen eignete. Schon das Amerika, welches ausschließlich auf materiellen Wohlstand aus ist, in seiner Seelenlosigkeit und Insektifizierung, mit seinem Tier-Ideal und in seiner phantastischen Häßlichkeit, bedeutet ein furchtbares Menetekel. Im Bolschewismus aber zeigt die gleiche Tendenz ihr wahres und in ihrer Eigenart vollkommenes Gesicht. Dort tritt der Satanismus, weil seine unbewußten Voraussetzungen urchristlich sind, weil der Mühselige und Beladene ihm mehr gilt als der leuchtende Sieger, der Sklave mehr als der Freie, in nicht zu überbietender Scheußlichkeit in die Erscheinung. Dort sieht man den königlichen Adler zum allerwiderwärtigsten und häßlichsten aller denkbaren Geier entartet.

In dieser Wende, wo der Geist Moskaus einen immer wachsenden Teil unseres Planeten durchdringt und zersetzt, leben wir recht eigentlich im Zeichen dieses Geiers. Und darüber gebe man sich keinen Illusionen hin: vom Geier gibt es keinen direkten Weg auch nur zum römischen Adler, von echt sakraler Solarität zu schweigen. Das bolschewistische Geiertum hat jedoch, spirituell geurteilt, dieses Gute, daß es mit entsetzlicher Deutlichkeit zeigt, wo die ernsteste Gefahr der Absage an das lunare Prinzip der Hingabe an Höheres liegt. Wohl kann irdische Macht Positivstes bedeuten: doch ist dies dann allein der Fall, wenn sie von reinem Geist beherrscht, gelenkt und ausgenutzt wird, wenn sie also wesentlich Autorität und nicht Besitz von Vergewaltigungsmitteln bedeutet. Dazu aber gehört, daß sie als Autorität frei-willig anerkannt werde. Ist das Wesen

gegebener Machtvollkommenheit nicht geistig, dann ist Macht ein Böses, so wie dies Jakob Burckhardt meinte. Deswegen wird Macht als Positivum von aller Mythe in erster Instanz Gott, in zweiter seinem irdischen Ebenbild, dem König, zugestanden, während eigentlich alle Mächtigen niederen Grades als Vertreter des bösen Prinzips geschildert werden, zum mindesten in der Abart zweifelhafter Zuverlässigkeit und schwer zu überwindender Neigung zum Machtmißbrauch. Hier, wenn irgendwo, zeigt sich die Ambivalenz alles der psychischen Sphäre Zugehörigen. Ähnlich wie das allein, was an und für sich Gift ist, als Medikament heilen kann — wovon des Amfortas Speer ein geistiges Sinnbild gibt —, ist alles sehr Hohe dem Niedersten nächstverwandt. Hier kommt alles auf die Akzentlage an. Bestimmt göttlicher Geist allmächtig und letztinstanzlich, dann erweisen sich des Teufels eigenste Werkzeuge als Ur-Attribute Gottes; dann strahlt sonnenhaft, was sonst als Höllenfeuer schwelt. Von hier aus erst versteht man die Hoheit richtender Gerechtigkeit, die, empirisch geurteilt, immer Böses wirkt, insofern sie vergewaltigt und Leiden schafft, von hier aus allein die Möglichkeit der Ideen eines heiligen Krieges und heiligen Sieges. In diesem tragischen und unentrinnbar schuldverhafteten Leben kommt alles auf den End-Sinn an. Absolut guten End-Sinn aber kann nur höchster und reinster Geist geben. An dieser Stelle können wir denn eine Lücke füllen, die unsere Betrachtung der Staatskunst offen lassen mußte: das Problem der außerordentlichen Seltenheit des großen Staats-Künstlers gegenüber sonstigen Schöpfern. Die Staatskunst ist bei weitem die schwerste unter allen Künsten, sie setzt zu ihrer Meisterung das höchste Geistesniveau voraus, weil die Mittel, mit denen sie arbeiten muß, nicht nur die vielfältigsten, sondern auf ihrer Ebene zu einem sehr großen Teile unzweideutig und unabänderlich böse sind und kein Zweck die Mittel jemals heiligt.

Wie soll unter diesen Umständen ein für alle gültiger Übergang vom bolschewistischen Geiertum zu sakraler Solarität einzuleiten sein? Solarer Geist ist immer personal — und ganz große Geister sind allzu selten gesät. Dann aber muß die Be-

reitschaft bestehen, geistige (nicht offizielle, auf materieller Macht begründete) Hierarchie anzuerkennen, und solche fehlt heute in allen Ländern mehr als jemals früher in der gesamten Menschengeschichte. Mit dem demokratischen Gedanken von der ursprünglichen Gleichheit aller Menschen ist das bisher wohl schwerste je vorgekommene Hindernis dem geistig-geistlichen Aufstieg der Menschengemeinschaft in den Weg gelegt worden. Eine sakrale Hierarchie, deren Existenz und Berechtigung schon im Himmel nicht mehr anerkannt wird, wird von der demokratischen Gesellschaft direkt perhorresziert. Wir büßen heute furchtbar für die Sünden, welche entgeistertes Adlertum im Lauf der Jahrzehntausende aufgehäuft hat und die, so wie dies meistens zu geschehen pflegt, auf einmal und seitens persönlich Unschuldiger entgolten werden müssen. Gestehen wir's uns klar und tapfer ein: ein Übergang zu einer Solarität früherer Artung, so wie sie Evola vorschwebt, ist gänzlich ausgeschlossen.

Doch eben diese bittere Erkenntnis weist uns den Weg zum Heil. Dieser liegt ja niemals dort, wo man ihn suchen möchte, weil dort die größte Wahrscheinlichkeit des Findens zu bestehen scheint. Wir werden den rechten Weg entdecken, wenn wir uns vorher den, der zur Erfüllung des Christentums führte, neu vergegenwärtigen. Zu dieser kam es nicht dadurch, daß das Kreuz den Adler endgültig besiegte und niederschlug, sondern dadurch, daß sich der Adler selbst zum Kreuz bekehrte, wodurch eine Synthese auf höherer Ebene geschaffen ward zwischen Kreuz- und Adlertum. Heute nun, wo sich der Mensch wie niemals je vorher der ganzen Vielfalt und Vielschichtigkeit seines Wesen bewußt geworden ist, wo er sieht, daß es keinen anderen Weg zur Erfüllung gibt, als den über das Sich-Eingestehen der ganzen Wirklichkeit, die zu ihm gehört, so wie diese ist, und über die mutige Auf-sich-Nahme derselben, kann von einer Verwerfung früherer Errungenschaften überhaupt nicht die Rede sein. Eine neue Solarität ist somit so allein zu erreichen, daß sämtliche positive Erreichnisse der christlichen Ära bestehen bleiben als Grundlagen

höherer Neugestaltung. Nur oberhalb der Eigen-Ebenen von Kreuz und Adler ist höheres solares Leben zu begründen, genau so wie die große Zeit der Erfüllung des Christentums ein Oberhalb verkörperte gegenüber römischem Adler- sowohl als urchristlichem Kreuzestum. Hier nun müssen wir uns über den Grund-Sinn des bisherigen Aufstiegs des Menschen dem Geiste zu klar werden. Dazu brauchen wir uns nur zu „er-innern“, denn alles Erforderliche ward in früheren Betrachtungen dieses Buchs bereits gesagt. Dieser Aufstieg ist von Anfang an und durchaus im Sinn immer tieferer Ver-Persönlichung verlaufen. Der Geist hat sich nicht fortlaufend von der Erde abgekehrt, im Gegenteil: immer tiefer, immer vollständiger hat er sich ihr eingebildet. Und das Ideal liegt ganz offenbar in vollständiger Vergeistigung alles Erdgeborenen, so daß dieses dem Geist zu vollkommen botmäßigen Ausdrucksmittel würde. Nun, unter diesen Umständen kann die neue Solarität überhaupt nicht in einer neuen objektiven Ordnung solarer Artung bestehen, sondern einzig und allein darin, daß der persönliche einsame Geist in jedermann, nunmehr nicht hingebend dem Himmel, sondern ausstrahlend der Erde zugewandt, eine Weihe und Heiligung des ganzen Lebens vornimmt.

Die wahre Aufgabe ist also keine offizielle, keine des Forums, sondern eine intime, des Atriums. Zu aller echt-religiösen Zeit bestand die Verbindung zu Gott vom Herde und nicht vom Marktplatz her. Das heißt: auch dort, wo der Kultus öffentliche Riten forderte, lag deren jeweiliger religiöser Sinn im Subjekte, welches sie vollführte. Fortan wird sich diese Wahrheit immer schärfer und klarer ausprägen und immer unabhängiger von kollektiver Übung. Jeder für sich wird fortan die Ganzheit seines Lebens zu heiligen trachten müssen. An anderer Stelle, wenn ich mich recht erinnere, vor bald zwei Jahrzehnten drückte ich das gleiche so aus, daß im zu gewärtigenden Integrationsprozeß die Differenzierungen zwischen Religion, Wissenschaft usf. in dem Sinne eingeschmolzen werden würden, daß alle Betätigungen des Menschen fortan aus der gleichen Höhe inspiriert werden

würden, wie bisher nur die differenzierte Religion. Im Zusammenhange dieses Buches können wir den gleichen Gedanken folgendermaßen fassen: es muß gelingen, jede nur mögliche Betätigung, die als solche in jeder Schicht und auf jeder Ebene des Menschenwesens Sondergesetzen folgt, nicht nur auf das einsame Freie zurückzubeziehen, sondern dieses seinerseits zu verankern im überpersönlichen transsubjektiven Geisteskosmos, so daß dessen Sein und Norm unwillkürlich durch jedes einsame Selbst hindurchwirkte. Nicht jedoch im Sinne christlich-schroffer Scheidung zwischen Mensch und Gott, aber auch nicht im Sinne irgendwelchen Monophysitentums: sondern in dem Verstand, daß sich der Mensch fortan, seines Mikrokosmos-Charakters und damit seiner Universalität vollkommen bewußt geworden, eingestandenermaßen als die Vielfalt erlebe, die er ist, und so auf neuer Ebene das gleiche „Leben als Rolle“ in einem geistgeschaffenen Schau-Spiel (*SM, XII*) zu spielen fähig werde, welches der Sage gemäß die großen sakralen Könige der Vorzeit spielten. Überdies aber bewußt als Element hineinbezogen in die polyphon differenzierte und orchestrierte geistige Menschheitseinheit, allem gegenüber offen, jegliches Du liebevoll als sich zugehörig anerkennend, nichts innerlich ausschließend, als Einsamer sich in jedem anderen Einsamen wiedererkennend und so eine Gemeinschaft schaffend jenseits der letzten Einsamkeit.

Mehr kann und darf ich nicht sagen. Nichts Konkretes ist jemals, so wie es wird, vorauszusehen, und wo Freiheit letztinstanzlich entscheidet, ist keinesfalls gewiß, was kommen wird. Ich konnte und wollte hier nur den Weg weisen. Wem er überhaupt einleuchtet und wer überhaupt berufen ist, ihn zu wandeln, der wird ihn dank den wenigen gemachten Angaben selber finden. Nur die folgende Frage darf ich hier noch beantworten. Wenn alle Geist-Verwirklichung auf Erden Sinn-Gebung ist und jeder Mensch instinktiv einen End-Sinn annimmt, gleichviel was er sich darunter vorstelle — was ist völlig undogmatisch, nicht substantivisch, sondern adjektivisch, nur der Bedeutungs-Intention nach bestimmt, dieses Endsinnes End-

sinn? Die hiermit geforderte Bestimmung können wir vornehmen, denn mit der bloßen Setzung eines letzten Sinnes ist dieser bereits implizite bestimmt. Es ist das, was Plato die Idee des Guten hieß. An diesem Punkt erscheint der große Hellene als größter aller bisherigen Sinnversther. Geistverwirklichung gelingt erfahrungsgemäß nur durch erstrebte Realisierung als solcher anerkannter absoluter Werte. Deren Generalexponent nun ist nicht die Idee des Wahren und auch nicht die Idee des Schönen, denn nur auf Grund ethischer Zielsetzung kann sich die bloße Forderung der Verwirklichung ästhetischer und logischer Werte überhaupt stellen.¹ Diese Tatsache ist nichts anderes als die logisch notwendige Folge dessen, daß Sinnesverwirklichung nur mittels Sinngebung gelingt. Nur durch die persönliche Freiheit hindurch kann sich Überpersönlich-Geistiges manifestieren.

Weil dem so ist, deswegen gelten dem Christentum guter Wille und Liebe als letzte Instanzen. Darum entscheiden sie ihm und nicht Wahrheit oder Irrtum, nicht ästhetische Vollkommenheit oder Unvollkommenheit über Heil und Verdammnis. Bei gutem Willen und Liebe als selbstlos positivem Verhalten anderen gegenüber handelt es sich nun offenbar um Wege dazu, Geschehen und Schicksal, was und wie immer diese an sich seien, einen guten Endsinn zu geben. Aus diesen kurzen Betrachtungen ergibt sich denn mit aller auf Erden erreichbaren Voll-

¹ Die letzten Sätze stellen ein Zitat dar aus *Wiedergeburt*, S. 467. Es folgen darauf die folgenden Sätze, die ich zur Erläuterung hinzusetze und die ihrerseits zu einer Ent-Relativierung der Begriffe von Gut und Böse führen, welche ich dort nachzulesen bitten muß: „Wie auf der Naturebene sein Ethos und nichts anderes den Menschen macht, denn dieser steht und fällt als Mensch mit seiner Selbstbestimmung, so führt Ethos allein von jener ins Reich der Werte hinüber. Welcher Umstand allein zur Erklärung dessen genügt, warum allen Menschen aller Zeiten, und Kindern noch eindeutiger als Erwachsenen, da sie ihre ganze Welt erst zu erschaffen haben, das ethische Problem als das primäre und letztentscheidende galt und gilt. Nicht die Ethik ist auf anderes zu begründen, sondern die Wirklichkeit dessen, was theoretische Ethik mühsam zu verstehen sucht, bildet die faktische Grundlage alles Geisteslebens.“

ständigkeit die undogmatische und überkonfessionelle Bedeutung des Wortes Heiligung: dieses Leben heiligen, bedeutet allen seinen Äußerungen einen Endsinn geben, welcher ausschließlich vom metaphysisch und unbedingt Guten her besteht. So verschmelzen Einzigkeitsbewußtsein und Allverbundenheitsgefühl im Geist des Guten. Ist nun diese Verschmelzung auch nur angebahnt, dann strömt durch alles Tun und Lassen, alles Wollen und alles Ertragen ein Strom heiligen Geistes hindurch, der letztendlich alles Leben heiligt. Dann wird das ganze Leben zum Sakrament im selben Sinn, wie unter lebendigen Lebensformen heute nur noch die Ehe eines darstellt.

Wer auf dieser Stufe angelangt ist, dem bedeutet Heiligung überhaupt kein theoretisches, sondern nur mehr ein rein praktisches Problem. Dann zeigt es sich, daß das ganze Zeitalter herrschender Theorie nur ein wahrscheinlich notwendiger Umweg war. Nur durch Herausstellungen seines Innersten und von diesem her weitertastend konnte der Mensch zu letztpersönlicher Einsicht gelangen. Ist er aber wirklich zu persönlicher Sinneserfassung gekommen, dann fragt er überhaupt nicht mehr nach theoretischer Wahrheit, sondern nur noch nach persönlicher Vollendung. Ja dann fragt er überhaupt viel weniger mehr. Zum Abschluß des Ganzen sei denn in noch so kurzen Worten eine Antwort auf die Frage gegeben, welche in den Zusammenhang eines Buchs vom persönlichen Leben eigentlich nicht hineingehört, die aber, ich fühle es, sehr viele meiner Leser stellen werden: die Frage nach dem „Nachher“, dem „Jenseits“ Da ist denn dies zu sagen: Wer da die Wesen und Dinge so sieht, wie sie wirklich sind und sich diese Wirklichkeit vollkommen eingesteht, der beantwortet nicht allein mehr Fragen, als vormals zu beantworten möglich war: andererseits und vor allem stellt er sich viele Fragen nicht mehr. Das Goethe-Wort, das ich am häufigsten zu zitieren Gelegenheit finde, lautet: „Lebhafte Frage nach der Ursache ist von großer Schädlichkeit.“ Was er meinte, ist dies: die allermeisten Fragen solcher Art werden ohne jedes Interesse

an der Sache gestellt; sie werden nur dazu gestellt, um von der praktischen Anschauung dessen, was ist, durch Flucht in dessen theoretische Gründe loszukommen. Wenn einer in revolutionären Zeiten mißhandelt wird, so fragen alle schwachen Naturen, d. h. die überwältigende Mehrzahl aller Menschen zuerst „warum“, um dadurch des Mit-Leidens enthoben zu werden. Und finden sie, daß der Betreffende nicht schuldlos war, so ist für sie das unangenehme Erleben damit ausgelöscht. Das scheint ein Sonderfall: der psychologische Urgrund der meisten Theodizeen, Eschatologien und sogar der meisten wissenschaftlichen Systeme ist kein edlerer. Alles soll entweder aus Gutem hervorgegangen sein und zum Besten führen, oder aber aus Bekanntem hervorgegangen sein und zu Bekanntem führen: in beiden Fällen ist für den, welcher solches fordert, die persönliche Erkenntnis-Problematik ausgelöscht. Wer da nun wirklich verstehen will, der fragt sehr wenig, und der erklärt solange als möglich überhaupt nicht: er schaut und er strahlt aus. Mit seinem ganzen Wesen, nackt und offen, stellt er sich der Wirklichkeit so, wie sie ihm entgegentritt; ohne Vorbehalt wirkend und ohne Vorbehalt erleidend. Dann offenbart sich auf die Dauer zwangsläufig die wahre lebendige Beziehung zwischen der Welt und ihm. Soweit er erkennen will, „fallen ihm“ dann die richtigen Lösungen „ein“; als Gefühlswesen findet er ganz von selbst die rechte persönliche Beziehung zu anderen Wesen; als tätiges schlägt er unwillkürlich die für ihn rechte Willenszielrichtung ein, und unvermeidlich prägt er sein Sosein der Welt auf entsprechend der geistigen Kraft, welche er verkörpert und deren besonderer Modalität. Bewußt braucht er kaum zu wissen, was dabei geschieht. Sehr selten ermessen große Geister ihre eigene Kraft; sie spüren nur, daß Kraft von ihnen ausgeht. Diese aber wächst von übernommenem Risiko zu übernommenem Risiko, von persönlichem Entschluß zu persönlichem Entschluß, von erkämpfter Entscheidung zu erkämpfter Entscheidung, von frei-willig geopfertem Opfer zu frei-willigem Opfer. Jesus betete zum Vater für die, welche ihn kreuzigten: sie wüßten nicht, was sie täten. Aber so weiß auch

kein Welterlöser wirklich, was er tut. Wie keiner bisher verkörperte Jesus den Geist der Wahrhaftigkeit. Heute aber wissen wir über allen möglichen Zweifel hinaus, daß die Vorstellungen, welche er selber über seine Sendung hegte, ganz anders waren als das, was sich als seine tatsächliche Sendung erwiesen hat.

Je weiter ein Mensch nun auf diesem einzig ersprißlichen Wege des Selbst-Einsatzes und des Sich-selbst-Aussetzens kommt, desto mehr erkennt er, wieviele Fragen „unnützliche Worte“ sind, für welche der grimme Jahveh mit dem Gerichte drohte. Theoretisches Wissen als solches nützt vital, das heißt für das persönliche Erleben, unmittelbar überhaupt nichts. Es nützt nur, wo es Ausdruck erfolgter innerer d. h. organischer Klärung und nicht Ersatz dafür ist, oder wo es Ansatzpunkt ist im gleichen Verstand wie eine Arbeitshypothese. Nur abschließendes Wissen dient dem Leben; abschließendes hemmt, fesselt, erdrosselt es.

Diese Erwägungen erklären, warum es gerade des Sokrates Behauptung, daß er, im Gegensatz zu den meisten Athenern, nichts wisse, war, aus welcher die exakte Wissenschaft entsprossen ist. Sein unaufhörliches Fragen bewies das genaue Gegenteil von Neubegier. Aus ähnlicher innerer Motivierung wie Kant wollte er Dämme aufrichten gegen die Flucht des Gedankens in die Gedankenflucht. Er wollte auf logischem Wege erreichen, was das brahmanische Indien, durch Meditations-technik anstrebte, die im wesentlichen auf einer Fixierung der Aufmerksamkeit beruht, oder Konfuzius dadurch, daß er zur Antwort immer nur einen kleinen Teil dessen gab, was er meinte, das übrige dem Selbstfinden des Fragers überlassend, oder der Buddha dadurch, daß er über bestimmte Probleme ausdrücklich, auf daß man es wohl merke, nichts verlautbarte. Ja, letzten Endes dient das betont Irrationale der Dogmen der christlichen Kirchen dem gleichen: es soll nicht über einen gewissen Punkt hinaus gefragt werden. Denn hier waltet ein dem Gelehrtengeist besonders schwer faßliches Weltgesetz: wer wirklich wissen will, dabei aber nicht fragen darf, gerade der findet am leichtesten den einen und einzigen Weg, der zur Be-

antwortung der zutiefst gemeinten Frage führt. Dieser eine Weg ist der des Selbst-Experimentes. Genau ebenso, wie in bezug auf die äußere Natur, gelangt der Mensch auch in bezug auf sich selber so allein zu exakter Erkenntnis, daß sich Wirklichkeit anderer Wirklichkeit aussetzt. Die realen Veränderungen, die dieser Prozeß auslöst, sind die Antworten. Bloß theoretische Antworten sind für das Leben belanglos.

Sucht man nun auf diese Weise festzustellen, was man wirklich will, dann ergibt sich ein allen intellektuellen Vorurteilen erstaunlich wenig entsprechendes Bild. Man will zunächst erstaunlich viel weniger wissen, als man annimmt. Man will nie wirklich die genaue Zukunft kennen; alle Hochkonjunktur echter oder vermeintlicher Zukunftskünder fand von jeher zu solchen Zeiten statt, wo Gegenwartserleben den meisten zu schwer zu ertragen war, weshalb sie in die Zukunft flüchteten. Dies erklärt, warum Nicht-Eintreffen von Voraussagen eigentlich keinen, der sich mit Wahrsagungen beschäftigt, stört, und schlimme Prophezeiungen nur selten unangenehmer wirken als gute. Wahrscheinlich gibt es so etwas wie Vergangenheit und Zukunft nicht wirklich und nicht letztlich. Allein der Mensch ist so gebaut, daß seine Lebensmelodie nur dann Erfüllung ist, wenn alles zu seiner Zeit geschieht, nichts vorweggenommen, auch nichts im Rückblick verschoben und damit als Gegenwart versäumt wird; dieses aber bedingt, daß jeder neue Augenblick für ihn Überraschung ist und sein soll. Kommt der Augenblick also überraschend, dann erträgt der Mensch sogar das Entsetzlichste; dann allein vor allem meistert er sein Schicksal, soweit er es zu meistern fähig ist. So hat kaum einer Todesfurcht in wirklicher Todesgefahr, sofern er sich nur wehren kann. Umgekehrt kann jeder, der die Gabe lebendiger Erinnerung hat, für sich ermessen, welche Gnade es war, daß er die Zukunft nicht kannte: um alle größte Freude wäre er dann gekommen; das Schwere und Schmerzliche jedoch, das ihm zu tragen beschieden war, hätte er dann kaum überhaupt ausgehalten.

Von hier aus geurteilt ist denn das, was der Engländer *to rise to emergencies* heißt, das Urphänomen ursprünglichen Lebens.

Und alles unverbildete Leben wehrt sich dagegen, daß diese Urbetätigung ihm verkürzt werde. In diesem Sinne weigern Kinder sich mit Recht, von den Erfahrungen ihrer Eltern über ein gewisses, recht bescheidenes Maß hinaus zu profitieren. In diesem Sinne „soll“ auch der Tod überraschend kommen; das Furchtbare an der Hinrichtung ist gerade dies, daß hier der Tod mechanisch festgesetzt und ausgeführt wird. Und im gleichen Sinne, endlich, „soll“ man auch nichts Gewisses über das Jenseits wissen. Wahrscheinlich sind alle Antworten auf Fragen, die über das Jenseits der Schwelle des Todes erteilt worden sind und werden, schon deshalb falsch, weil sie vom Gehirn her gestellt werden und daß es außerhalb des Körpers kein Gehirn gibt. Doch sei dem nun so oder anders: keiner will zutiefst genau wissen, was später sein wird. Der eigentliche Sinn der meisten Totenbücher, von denen dasjenige Tibets das eindrucksvollste ist, liegt nicht in dem, daß sie aufklären, sondern daß sie Verhaltensmaßregeln empfehlen. Es sind unter allen Menschentypen vielleicht überhaupt nur die Theosophen, jene oberflächlichsten aller Erkenntnisstreber, welche Neugierde in bezug aufs Jenseits fühlen. Jeder tiefe, im Gleichgewicht seiner Kräfte befindliche Mensch hat von jeher durch sein Verhalten bewiesen, daß das Lebenswichtigste am Sterben die Bereitschaft zur Überraschung ist. Ob sie gefaßt waren oder besorgt — nie eigentlich dachten sie angesichts des Todes an anderes als daran, dieses Leben geordnet und sinngemäß abzuschließen, um so vollkommen bereit zu sein für ungeahntes Neues. Dies bedeutet das Sinnbild des weißen Gewandes, das auf Erden dem Toten und nach dem Dafürhalten vieler Religionen der entlebten Seele angetan wird. Eben dies bedeutet die Forderung, daß man an die Unsterblichkeit glauben soll, sowie die einstimmige Abneigung aller religiöser Naturen gegen jeden Versuch, die Frage durch naturwissenschaftliches Experiment zu entscheiden. Was aber den Glaubensinhalt betrifft, so gilt von den meisten Tiefen, die sich zu einem positiven Jenseitsglauben bekennen, wohl dies: sie legen ihr Oberbewußtsein in bestimmter Fixierung fest, auf daß das schöpferische Unbewußte die Möglichkeit habe, sich so

unbehindert auf das Risiko neuen Lebens vorzubereiten, wie dies der musikalische Charakter alles Lebens fordert.

Den Sinn des Lebens tiefer zu verstehen, bedeutet also nicht notwendig, mehr von ihm zu wissen: es bedeutet in manchen entscheidend wichtigen Fällen, daß man es ablehnt, Fragen zu stellen, mehr Risiko auf sich nimmt und weniger vorsorgt. Der Erkenntnistrieb hat zeitweilig weit über seine ihm zugewiesenen Grenzen hinaus gewuchert. Was uns am Jenseits ernstlich angeht, ist doch nicht Buchwissen, sondern dessen lebendiges Erleben. Der ganze Mensch lebt hienieden. Daß auch der ganze sterbe, halte ich für ausgeschlossen. Doch wie dem auch letztlich sei: nur von der Ganzheit des lebendigen Menschen her und auf sie hin sind auch Erkenntnisprobleme Wesensprobleme. Und wissen wir heute, daß der weitaus größere Teil des Seelenlebens unbewußt verläuft und daß es verderblich ist, nur in der Nacht Gedeihendes dem Lichte auszusetzen, so könnten wir auch wieder wissen, daß es dem Sinn des Lebens entspricht, daß wir im Dunkel sind über das, was der Tod eigentlich bedeutet. Daß er ein Wesentliches sei oder auch das, als welches trauernde Hinterbliebene ihn empfinden, ist mehr als unwahrscheinlich. Sonst gingen Krieger nicht so selbstverständlich in den Tod; sonst fänden es ihre Mütter und Bräute nicht so selbstverständlich, daß sie in den Tod gehen. Sonst könnte rechter Tod nicht als Erfüllung des Erdenlebens empfunden werden. Sonst erkannte nicht jeder Tiefe so selbstverständlich an, daß es Höheres gibt als das Leben; sonst gäbe es nicht das bloße Wort „sein Leben lassen“ Sonst bedeutete es vor allem nicht vital so wenig, ob einer an persönliche Unsterblichkeit glaubt oder nicht. Denn metaphysisch tiefste Menschen sind gleich befriedet gestorben im Nicht-Glauben an individuelle Fortdauer, wie andere, ebenso tiefe, im Glauben an sie.

Ende

**DIE WERKE
DES GRAFEN HERMANN KEYSERLING**

(Siehe Bibliographische Vorbemerkung)

SÜDAMERIKANISCHE MEDITATIONEN

384 Seiten, Preis RM. 10.—

I. Der Kontinent des dritten Schöpfungstages. — II. Die Ur-Angst. — III. Krieg. — IV. Blut. — V. Schicksal. — VI. Tod. — VII. Gana. — VIII. Delicadeza. — IX. Die emotionale Ordnung. — X. Die Traurigkeit der Kreatur. — XI. Der Einbruch des Geistes. — XII. Divina Commedia. — (Ins Französische, Englische und Spanische übersetzt.)

Wohl alle bedeutenden Geister, die dieses Buch gelesen — ausgesprochen haben es u. a. C. G. Jung, Gerhart Hauptmann, Alfred Weber, Werner Sombart, Heinrich Zimmer, Mechthild Lichnowsky, Wilhelm Furtwängler, Otto Gmelin, Grigol Robakidse, Frank Thieß, Karl J. Burckhardt, Havelock Ellis, Adolphe Ferrière, Salvador de Madariaga, Ramón Gomez de la Serna, Gregorio Marañon, Nikolai Berdjajeff, Rabindranath Tagore, Henri Bergson, Jean Cassou, Guy de Pourtalès, Léon Brunschwig, Gabriel Marcel, Ernest Seillière — sehen in diesem Buch des Grafen Keyserling Meisterwerk. Diese Meditationen, zu welchen südamerikanische Erlebnisse nur den Anlaß gaben, entwickeln eine großartige Kosmogonie und Theodizee, von einem dichterischen Seher erschaffen. Sie beginnen mit Betrachtungen über die Höllenabgründe der Menschennatur und führen durch alle Schichten des Erdenlebens hindurch ins Reich des reinen Geistes. Nebenbei bedeuten sie eine wahre Fundgrube neuer Einsichten über die untermenschlichen Untergründe, die in jedem Leben, die Welt der Empfindungen und Gefühle, über Liebe und Tod und enthalten überdies wie zufällig den Schlüssel — man überlese die Folge der Kapitel-Titel! — zum Verständnis gerade dieser Zeit.

DAS REISETAGEBUCH EINES PHILOSOPHEN

8. Auflage, 752 Seiten, Preis RM. 12.—

I. Nach den Tropen. — II. Ceylon. — III. Indien. — IV. Nach dem Fernen Osten. — V. China. — VI. Japan. — VII. Nach der Neuen Welt. — VIII. Amerika. — IX. Heimgekehrt. — (Ins Französische, Englische, Spanische, Holländische und Schwedische übersetzt.)

Das weltberühmte Bekenntnisbuch eines Strebenden, der unter dem Motto „der kürzeste Weg zu sich selbst führt um die Welt herum“ sich mit beispielloser Einfühlungsgabe in alle Seelen- und Geistes-Zustände, die ihm auf dem Planeten begegneten, hineinversenkte und sie zu neuen Organen seiner eigenen unterwegs immer reicher sich entfaltenden Seele umschuf.

DAS SPEKTRUM EUROPAS

5. umgearbeitete Auflage, 404 Seiten, Preis RM. 11.—.

Vorwort zur fünften Auflage. — Einführung. — I. England. — II. Frankreich. — III. Spanien. — IV. Deutschland. — V. Italien. — VI. Ungarn. — VII. Die Schweiz. — VIII. Die Niederlande. — IX. Portugal. — X. Schweden. — XI. Das Baltikum. — XII. Der Balkan. — XIII. Europa. — (Ins Französische, Englische und Spanische übersetzt.)

Das große Satyrspiel, mit welchem Keyserling die Reihe seiner tragischen Gedankendichtungen einmal unterbrach. Die scharfsichtigste, witzigste und mutigste Kritik, die je an den Völkern Europas geübt ward, zugleich aber ein Wegweiser zu neuem, edlerem Europäertum.

AMERIKA, DER AUFANG EINER NEUEN WELT

2. Auflage, 475 Seiten, Preis RM. 12.60.

Vorwort zur deutschen Ausgabe. — Einführung. — I. Die amerikanische Landschaft. — II. Amerikas Problematik. — 1. Primitivität. — 2. Das Tier-Ideal. — 3. Sozialismus. — 4. Privatismus. — 5. Das überschätzte Kind. — 6. Die Vorherrschaft der Frau. — 7. Demokratie. — 8. Moralismus. — 9. Kultur. — 10. Spiritualität. — (Anglo-amerikanische, französische, spanische Ausgabe.)

Wie tief diese Analyse eindringt, beweist allein die Tatsache, daß diese durchaus wohlwollende Kritik, die dazu noch in jedem Kapitel mit der Darstellung positiver Zukunftsmöglichkeiten endet, in Amerika einen wahrscheinlich beispiellosen „Widerstand gegen die Analyse“ hervorgerufen hat. Seit Erscheinen des Buches ist Keyserlings Name weitesten Kreisen Amerikas Tabu. Desto ernsteres Studium verdient dies als dermaßen wirkungskräftig erwiesene Buch, das am Sonderfall der Vereinigten Staaten die gesamte Problematik der „Nordamerikanischen Geschichtsepoche“ aufrollt.

SCHÖPFERISCHE ERKENNTNIS

547 Seiten, Preis RM. 3.50.

Vorrede. — I. Von der Sinneserfassung. — 1. Morgenländisches und abendländisches Denken als Wege zum Sinn. — 2. Sinn und Aus-

druck in Kunst und Leben. — II. Von der Sinnesverwirklichung. — 1. Zur Einführung: Die Kultur des Sich-Leicht-Machens. — 2. Worauf es ankommt. — 3. Was uns not tut. — III. Einführung in die Schule der Weisheit. Die ersten Zyklen der Darmstädter Tagungen. — A. Erster Zyklus. 1. Seins- und Könnenskultur. — 2. Indische und chinesische Weisheit. — 3. Antikes und modernes Weisentum. — B. Zweiter Zyklus. 1. Die Symbolik der Geschichte. — 2. Politik und Weisheit. — 3. Weltüberlegenheit. — C. Dritter Zyklus. 1. Was wir wollen. — 2. Der Weg. — 3. Das Ziel. — Anhang. Die Schule der Weisheit in Darmstadt. — Register. — (Anglo-amerikanische, spanische Ausgabe.)

Das eigentliche Lehrbuch der Keyserlingschen Philosophie der Sinneserfassung und -verwirklichung. Aber wie überall bei Keyserling, beleuchten und beleben auch hier konkrete Ausblicke und Beispiele Schritt für Schritt den abstrakten Gedankengang.

WIEDERGEBURT

Wiedergeburt, 590 Seiten, Preis RM. 3.50.

Vorrede. — I. Wiedergeburt aus dem Geist. Die Zyklen der Darmstädter Tagungen 1922—1925. — A. Spannung und Rhythmus: 1. Spannung und Rhythmus. — 2. Ökumenische Spannung und Weltüberlegenheit. — B. Weltanschauung und Lebensgestaltung: 1. Weltanschauung und Lebensgestaltung. — 2. Die geistige Menschheitseinheit. — C. Werden und Vergehen: 1. Werden und Vergehen. — 2. Geschichte als Tragödie. — 3. Tod und Ewigkeit. — D. Gesetz und Freiheit: 1. Freiheit und Norm. — 2. Erfindung und Form. — 3. Der letzte Sinn der Freiheit. — II. Zur Wiedergeburt der Seele. — 1. Grenzen der Menschenkenntnis. — 2. Der natürliche Wirkungskreis. — 3. Psychoanalyse und Selbstvervollkommnung. — 4. Heilkunst und Tiefenschau. — 5. Geisteskindschaft. — 6. Liebe und Erkenntnis. — 7. Das Glücksproblem. — 8. Das ethische Problem. — 9. Das religiöse Problem. — 10. Mein Glaube. — Register. — (Anglo-amerikanische, spanische Ausgabe.)

Die Fortsetzung der Schöpferischen Erkenntnis (in anderen Sprachen sind beide Bücher als ein zweibändiges Werk erschienen). Beide Werke zusammen ergeben ein vollständiges Bild der Keyserlingschen Gedankenwelt, wie sie bis zum Jahre 1927 herangereift war.

MENSCHEN ALS SINNBILDER

270 Seiten, Preis RM. 2.75.

Vorrede. — I. Einführung: Von der Produktivität des Unzulänglichen (Autobiographie). — II. Schopenhauer als Vorbilder. — III. Spengler

der Tatsachen-Mensch. — IV. Kant der Sinneserfasser. — V. Jesus der Magier. — (Ins Französische übersetzt.)

Wahrscheinlich das Kabinettstück des Keyserlingschen Gesamtwerkes. Die autobiographische Skizze vom Jahre 1925 gehört zu den Meisterwerken der Selbstdarstellungskunst. Schopenhauer, Kant und Spengler werden von völlig neuen Gesichtspunkten her analysiert. Der Schluß-Essay jedoch, der eine großartige Evokation der Gestalt Jesu enthält, gibt die erste exakte Theorie des Geists in seinem befruchtenden, inspiratorischen Aspekt.

PHILOSOPHIE ALS KUNST

2. Auflage, 276 Seiten, Preis Leinen RM 2.50, Halbleder RM. 4.—.

Vorwort zur zweiten Auflage. — Zur Einführung. — I. Philosophie als Kunst. — II. Sterndeutung. — III. Zeitliche, zeitlose, ewige Geister. — IV. Entwicklungshemmungen, ein Mahnwort an diese Zeit. — V. Individuum und Zeitgeist. — VI. Idealismus und nationale Erziehung. — VII. Germanische und romanische Kultur. — VIII. Ost und West auf der Suche nach der gemeinsamen Wahrheit. — IX. Die Bedeutung der chinesischen Kunst. — X. Die begrenzte Zahl bedeutsamer Kulturformen. — XI. Das Schicksalsproblem. — XII. Vom Interesse der Geschichte. — XIII. Deutschlands Beruf in der veränderten Welt. — XIV. Erscheinungswelt und Geistesmacht. — XV. Für und wider die Theosophie.

Eine Sammlung von Reden und Aufsätzen aus den Jahren 1906—1922, die den außerordentlichen Reichtum des Keyserlingschen Interessenskreises erweist.

DIE NEUENTSTEHENDE WELT

Neue Ausgabe, 139 Seiten, Preis kart. RM 1.25.

Einführung. — I. Der Weg zur Zukunftskultur. — II. Der Sinn des ökumenischen Zustands. — III. Das richtig gestellte Fortschrittproblem. — IV. Philosophie und Weisheit. — (Französische, anglo-amerikanische, spanische, magyarisches, tschechische Ausgabe.)

Dieses aus bald nach dem Kriege gehaltenen Reden entstandene Buch ist ein schlagender Beweis für die Möglichkeit der Prophetie vom erfaßten Sinne her. Alles, was seither geschehen ist und geschieht, fügt sich zwanglos dem von Keyserling vorgezeichneten Rahmen ein.

DAS GEFÜGE DER WELT

2. Auflage, 391 Seiten, Preis Leinen RM 2.50, Halbleder RM 4.—.

Vorwort zur zweiten Auflage. — Vorwort zur ersten Auflage. — I. Die Einheit des Universums. — II. Kontinuität und Diskontinuität. — III. Harmonices Mundi. — IV. Das Problem des Geistes. — V. Die Freiheit im Weltzusammenhange. — VI. Epilog: Was ist Wahrheit? — (Ins Französische übersetzt.)

Das mit vierundzwanzig Jahren geschriebene Erstlingswerk des Grafen Keyserling. Romantisch, stürmisch, mehr musikalisch als philosophisch dem Geist und Stile nach. Und doch enthält es schon seine meisten späteren Gedanken im Keim, überdies aber, im Kapitel Harmonices mundi, später nicht fortgeführte Betrachtungen über die kosmischen Zahlengesetze, welche Keyserling als Bahnbrecher auf diesem seither näher erforschten Gebiet erweisen.

UNSTERBLICHKEIT

3. Auflage, 263 Seiten, Preis Leinen RM 2.50, Halbleder RM 4.—.

Vorwort zur dritten Auflage. — Vorwort zur zweiten Auflage. — Vorrede. — Einführung. — I. Über den Unsterblichkeitsglauben überhaupt. — II. Todesgedanken. — III. Das Problem des Glaubens. — IV. Dauer und Ewigkeit. — V. Das Bewußtsein. — VI. Mensch und Menschheit. — VII. Individuum und Leben.

Diese Schrift des Sechszwanzigjährigen enthält die erste deutsche Philosophie, die nicht im Individuum, sondern im überindividuellen Zusammenhang des Lebens auch für den Einzelnen die letzte Instanz sieht. Stellenweise von großer dichterischer Schönheit, ja in versteckten Versen geschrieben, ist dieses Buch, das bei Erscheinen nur wenig beachtet wurde, heute in höchstem Grade zeitgemäß.

PROLEGOMENA ZUR NATURPHILOSOPHIE

159 Seiten (*vergriffen*).

Vorrede. — I. Der kritische Gesichtspunkt. — II. Vernunft und Weltordnung. — III. Die Erkenntniskritik als Zweig der Biologie. — IV. Naturgesetze und Naturerscheinungen. — V. Das Leben. — VI. Vom Ideal des philosophischen Denkens.

Das einzige strikt wissenschaftlich-philosophische Buch des Grafen Keyserling, aus Vorlesungen entstanden, die er im Jahre 1907 an der Universität Hamburg hielt.

POLITIK, WIRTSCHAFT, WEISHEIT

(Aufsätze aus den Jahren 1918—1922), 200 Seiten, Preis kart. RM. 1.—.

Einleitung. — I. Deutschlands wahre politische Mission. — II. Anhang zu Deutschlands wahre politische Mission: 1. Die Zukunft des Preußentums. — 2. Deutschlands Aufgaben im Frieden. — 3. Deutsche Dämmerung. — 4. Die neue Weltkrise. — 5. Aufschwung. — 6. Von der Bedeutung des Einzelnen. — 7. Volksbewußtsein und Weltbürgertum. — 8. Um Frankreich. — 9. Die kulturelle Bedeutung der Massen und die erforderliche Änderung der Lebenshaltung. — 10. Ein offener Brief an Graf Westarp. — III. Wirtschaft und Weisheit.

Die Intention dieser in der Zeit tiefsten Niederbruchs geschriebenen Aufsätze erhellt am besten aus den Eingangsworten zu II, 2, welcher Aufsatz zum Ratifikationstage des Versailler Vertrags erschien: „Heute beginnt mit leidlicher Gewißheit die deutscheste Periode, die es je in der Geschichte gab.“

DAS OKKULTE

158 Seiten, Preis kart. RM. 1.—.

I. Graf Hermann Keyserling: Von der richtigen Einstellung zum Okkulten. — II. Dr. Carl Happich: Experimente und ihr Gewicht. — III. Graf Kuno Hardenberg: Medialität und Künstlertum.

Graf Keyserlings Einführung gibt die Erkenntnistheorie des Okkultismus. Im Verfolg werden Experimente mit einem außerordentlichen Hellseher geschildert, die vielleicht die Wahrheit der Wiederverkörperungslehre erweisen

In anderen Verlagen sind erschienen:

LA VIE INTIME

Librairie Stock, Paris, 16. Auflage, 231 Seiten, 15 franz. Franken.

Préface. — I. Santé. — II. Propriété. — III. Famille. — IV. Mariage. — V. Progrès. — VI. Créativité. — VII. Raison et Religion. — (Englische und spanische Ausgabe.)

LA RÉVOLUTION MONDIALE ET LA RESPONSABILITÉ DE L'ESPRIT

Librairie Stock, Paris, 12. Auflage, 224 Seiten, 15 franz. Franken.

Lettre-Préface de Paul Valéry. — Introduction. — I. La Révolte des orces telluriques et les responsabilités de l'Esprit. — II. Humanité et

Nations. — III. De l'interdépendance des mondes. — IV La Révolution Mondiale. — (Ins Italienische übersetzt.)

SUR L'ART DE LA VIE

Librairie Stock, Paris, 10. Auflage, 295 Seiten, 15 franz. Franken.

Préface. — I. La philosophie est un art. — II. De la juste désignation. — III. De l'art oratoire. — IV. Du mystère de la polarisation. — V. De la concentration. — VI. De la polyphonie. — VII. Utopistes et prophètes. — VIII. Du désordre fécond. — IX. Le conflit des générations. — X. L'individu et l'esprit de l'époque. — XI. Du nombre limité des formes culturelles importantes. — XII. La signification de l'art chinois. — XIII. Morts et renaissances. — XIV. Sur l'avenir des civilisations méditerranéennes. — XV La vie est un art. — XVI. Culture de la beauté.

DAS EHE-BUCH

Niels Kampmann Verlag, Kampen/Sylt, 432 Seiten, Volksausgabe RM. 2.80.

Graf Hermann Keyserling: Vorwort zur dritten Auflage. — Graf Hermann Keyserling: Einführung. — I. Graf Hermann Keyserling: Das richtig gestellte Eheproblem. — II. Die Ehe in Raum und Zeit. — 1. A. W. Nieuwenhuis: Die Entstehung der Ehe. — 2. Leo Frobenius: Ehe und Mutterrecht. — 3. Rabindranath Tagore: Das indische Eheideal. — 4. Richard Wilhelm: Die chinesische Ehe. — 5. Graf Paul Thun-Hohenstein: Die Standesehe. — 6. Paul Ernst: Ehe und Proletarisierung. — 7. Ricarda Huch: Romantische Ehe. — 8. Jacob Wassermann: Bürgerliche Ehe. — 9. Marta Karlweis: Die Ehe und die verwandelte Frau. — 10. Beatrice M. Hinkle: Die Ehe in der neuen Welt. — 11. Thomas Mann: Die Ehe im Übergang. — 12. Baronin Leonie Ungern-Sternberg: Die Ehe der Zukunft. — III. Die Ehe als zeitloses Problem. — 1. Graf Hermann Keyserling: Von der richtigen Gattenwahl. — 2. Ernst Kretschmer: Die körperlich-seelische Zusammenstimmung in der Ehe. — 3. Hans von Hattingberg: Die Ehe als analytische Situation. — 4. C. G. Jung: Die Ehe als psychologische Beziehung. — 5. Alfred Adler: Die Ehe als Gemeinschafts-Aufgabe. — 6. Mechthilde Lichnowsky: Die Ehe als Kunstwerk. — 7. Paul Dahlke: Die Ehe als Fessel. — 8. Mathilde von Kemnitz: Die Ehe als Erfüllung. — 9. Alphonse Maeder: Ehe und Selbstentwicklung. — 10. Leo Baeck: Die Ehe als Geheimnis und Gebot. — 11. Joseph Bernhart: Die Ehe als Sakrament. — Nachwort von Graf Hermann Keyserling. — (Anglo-amerikanische, spanische und holländische Ausgabe.)